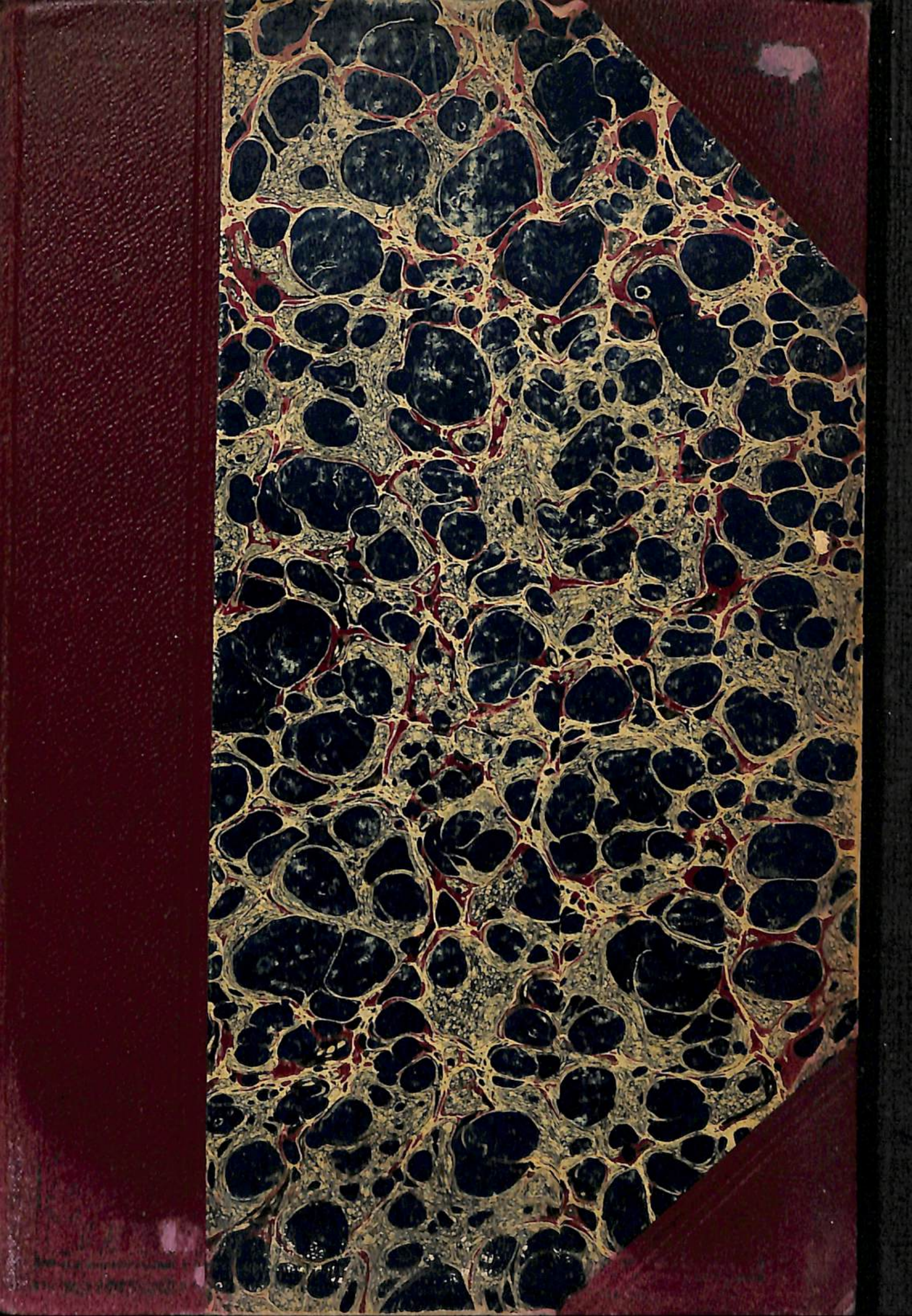




Das Reich muß uns doch bleiben.

Sammlung von Vorträgen evangelischer Geistlicher
zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen
im Kampf mit Rom.

Ein Handbuch
für Freunde des Evangelischen Bundes.

Herausgegeben
von

Franz Blanckmeister,
Pastor in Dresden

Leipzig.
Druck und Verlag von Fr. Richter.
1896.

Zur Einführung.

Eine Apologie und Polemik in Vorträgen ist es, was in diesem Buche, einem Seitenstück zu den im gleichen Verlage erschienenen „Gustav=Adolf=Stunden“, dargeboten wird: eine Apologie der evangelischen Kirche und eine Polemik gegen Rom unter wesentlich historischen und praktischen Gesichtspunkten.

Wir leben nicht in einer Zeit konfessionellen Friedens, sondern konfessionellen Kampfes. In einem fast dreißigjährigen Kriege, seit dem Vatikanum von 1870, läuft Rom gegen alles evangelische Wesen systematisch Sturm. Die Lehren und Ueberlieferungen der evangelischen Kirche, ihre Geschichte, ihre großen Männer und Einrichtungen — dies alles wird von einer zügellosen, teilweise verkommenen ultramontanen Presse in den Staub gezogen, und nicht die Presse allein ist es, die unsre evangelischen Heiligtümer schändet, auf hundert Wegen weiß der alte böse Feind alles, was uns lieb und teuer ist, mit Gift und Galle zu überschütten. Je gewissenloser man aber die evangelische Kirche in ihrer Ehre verletzt, um so kecker preist man die Papstkirche als die hehre Königin und die alleinseligmachende Retterin aus allen Nöten an.

Weite Kreise der evangelischen Christenheit — meist auf dem rechten Flügel — verhalten sich zu diesen schnöden Angriffen Roms durchaus passiv und indifferent, wo man doch vermuten sollte: gerade sie müßten bei jedem neuen Stoß, den Rom gegen uns ausführt, in heiligem Groll die Schwerter zücken. Daß sie mit Rom liebäugeln, ist schlechterdings nicht anzunehmen; denn mit der Papstkirche, zumal wie sie heute ist, Freundesblicke zu wechseln, ist für jeden treuen Sohn Luthers ein Ding der Unmöglichkeit. Daß sie das Vertrauen zu ihrer eignen Kirche verloren haben, ist gleichfalls ausgeschlossen. Was sie an die Gefahr, die der evangelischen Kirche von Rom her droht, nicht glauben und zum Kampf gegen den Erbfeind keinen Finger krümmen läßt, das ist die unevangelische Sicherheit, in die sie sich einwiegen, die unprotestantische

Gleichgiltigkeit gegen die großen Angelegenheiten des Reiches Gottes und nicht zuletzt — kirchenpolitische Kurzsichtigkeit.

Angesichts dieser Thatsachen ist es höchste Zeit, daß die Evangelischen ohne Unterschied der Richtung und Färbung wie ein Mann sich aufmachen und dem Treiben des alten bösen Feindes gegenüber nicht länger die Hände in den Schoß legen. Reiche — und auch Kirchen — werden nur mit den Mitteln erhalten, mit denen sie gegründet sind. Die evangelische Kirche ist gegründet worden durch die rettende That eines an Gottes Wort gebundenen Gewissens im Gegensatz zu Rom: treue unablässige Pflege evangelischen Glaubens und Denkens, protestantischen Hochgefühls in bewußtem Gegensatz zu Rom, das ist das Mittel, durch das allein sie erhalten werden kann. Diese Pflege aber hat man verabsäumt. Man hat den prinzipiellen Gegensatz der evangelischen Kirche gegen Rom, die klaftertiefe Kluft zwischen der Hüterin der Wahrheit und der Patronin des Irrtums und Aberglaubens zu wenig erkannt, obgleich dazu wahrlich kein Scharfblick gehört, und im Volksunterricht auf das Protestantische im Christlichen zu wenig Gewicht gelegt, geschweige daß man dem Volke die großen Gestalten der evangelischen Vergangenheit und die segensreichen Einrichtungen der Gegenwart bekannt und lieb und wert gemacht hätte. Viel mehr als bisher muß unserm Volke das konfessionelle, das protestantische Gewissen geschärft werden, damit es unterscheiden lerne, was christlich, was biblisch, was evangelisch ist und was nicht, und ihm ein Licht angezündet werde über Wahrheit und Irrtum. Wie dem Unglauben Babels ist der evangelische Christ von heute dem Aberglauben Roms gegenüber nur zu oft wehrlos, weil ihn seine Kirche nicht dazu erzogen hat, gegen diese Feinde Rechenschaft von seinem Glauben ablegen zu können.

Es ist dem gesegneten Gustav-Adolf-Verein zu danken, daß er überall, wo er den Fuß hinsetzte, das konfessionell-protestantische Bewußtsein wieder wachgerufen und die Heldengestalten der evangelischen Geschichte zur Nacheiferung und Glaubensstärkung wieder lebendig gemacht hat. Was ihm der Natur der Sache nach nur Nebenaufgabe sein kann, das ist dem Evangelischen Bunde Hauptzweck. Er ist der Herold, der alles evangelische Volk zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen aufruft; und wie er selbst in den wenigen Jahren seines Bestehens wacker Hand angelegt hat zu des christlichen Standes Besserung, das ist genugsam bekannt.

In den Dienst der eben genannten Bestrebungen stellt sich unser Buch. Es will öffentlich Zeugnis ablegen von dem, was

im Evangelischen Bunde getrieben wird. Fernerstehenden ist vielfach noch immer nicht klar, was der Evangelische Bund ist und will. Uebelunterrichtete und Uebelwollende haben ihn — genau wie einst den Gustav-Adolf-Verein, der doch heute bei allen kirchlichen Parteien voll accreditiert ist — mit einem Gespinnst thörichter Gerüchte umwoben. Demgegenüber wird hier eine Sammlung von Vorträgen dargeboten, die in Bundesversammlungen wirklich gehalten worden sind. Nun mag und kann sich jeder selbst ein Urteil bilden.

Die einzelnen Katholiken will selbstverständlich unser Buch nicht entfernt bekämpfen noch zum Kampfe gegen sie aufrufen. Das katholische Volk, ohnehin für die römische Priesterkirche von geringer Bedeutung, ist uns nicht ein Gegenstand des Kampfes, wohl aber des Bedauerns: es gleicht der Herde, die von ihren Hirten auf Stoppelfelder statt auf grüne Auen geführt wird. Was das Buch bekämpft, das ist das römische System, das ungeheure Gebiet römischer Irrtümer und Praktiken, der Jesuitismus, der das ganze jenseitige Lager durchsetzt hat, das Unchristliche und Antichristliche in der Papstkirche, gegen das unser Luther sein Lebtag wie ein Löwe gekämpft hat und gegen das zu kämpfen die evangelische Kirche niemals müde werden darf, wenn sie sich nicht selber aufgeben und ihren eignen Totenschein unterschreiben will.

Die Waffen, die hier benutzt und zum Kampfe dargereicht werden, sind freilich nicht die, mit denen die Gegner fechten. Auf wohlfeilen Spott und Frivolität verzichten wir von vornherein. Die Bibel in der einen und die Kirchengeschichte in der andern Hand, so treten die ernsten evangelischen Männer, die sich hier aus allen deutschen Gauen auf dem Kampfplatz versammelt haben, vor den Gegner hin. Nicht Lust am Streit, sondern heiße Liebe zur Wahrheit hat sie in die Arena geführt; und wie sie der Wahrheit dienen, so haben sie sich durchaus von Gerechtigkeitssinn und Mäßigung leiten lassen.

Das Buch wendet sich an die weitesten Kreise. Den Geistlichen möchte es an Beispielen zeigen, wie man der Gemeinde die Herrlichkeit der evangelischen Kirche, dieser Hüterin der Wahrheit im Gegensatz zu Rom, vor Augen stellt und sie bitten, in der Weise, wie es hier geschieht, innerhalb oder außerhalb des Evangelischen Bundes fleißig Vorträge darüber zu halten oder in Predigt, Konfirmandenunterricht und Seelsorge den Inhalt des Buches in Scheidemünze umzusetzen. Allen gebildeten evangelischen Christen, die für ihre Kirche ein Herz haben, möchte es über eine Reihe von Gegenständen Aufschluß geben, deren Kenntnis nachgerade zur allgemeinen Bildung gehört. Denen, die bereits treu als

Wächter und Kämpfer auf der Zinne stehen, will das Buch eine Stärkung, denen, die noch ferne sind, eine freundliche Einladung sein, sich zur Arbeit mit einzufinden und die Mauern Jerusalems gegen einen Feind mit verteidigen zu helfen, der dem gesamten Protestantismus in allen seinen Gestalten und Schattierungen Tod und Verderben geschworen hat. Vielleicht ist das Buch nach seiner ganzen Art dazu angethan, auch von einsichtsvollen, wahrheitsuchenden Katholiken gerne gelesen zu werden und ihnen Klarheit darüber zu verschaffen, auf welcher Seite die Wahrheit ist, ob drüben bei Papst und Syllabus oder hüben bei Christus und der heiligen Schrift.

Ein Blick in den Inhalt des Buches zeigt, daß es überaus reichhaltig ist. Kaum dürfte ein wichtiger zur Sache gehöriger Gegenstand fehlen. Auf strenge Systematik war es begreiflicherweise nicht abgesehen; das ausführliche Register am Schlusse liefert aber den Beweis, daß das gesamte Stoffgebiet aus dem Bereiche der Polemik berücksichtigt ist.

So viele Verfasser an dem Buche mitgearbeitet haben, so sind sie doch alle eins in flammender Begeisterung für Kaiser und Reich wie in brennender Liebe zu Jesus Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen König der Wahrheit, und zur evangelischen Kirche, die er durch seinen Knecht Martin Luther gegründet und zu einer Hochburg der Wahrheit gemacht hat. Wie aber heilige Begeisterung fürs Evangelium ihnen allen die Feder geführt hat, so mag auch das Buch heilige Begeisterung für unsre teure Kirche wecken und alle Leser in der sieghaften Ueberzeugung stärken: Das Reich muß uns doch bleiben! —

Dresden, Ostern 1896.

Franz Blanckmeister.

Inhalt.

1.

Was scheidet uns von Rom?

Von Friedrich Meyer, Superintendent in Zwickau.
1894 in Leipzig gehalten.

Als am 11. November 1483 in der Peterskirche zu Eisleben das Söhnlein des Hans Luther, Martin, die heilige Taufe empfing, ahnte niemand, daß mit diesem Kinde unser deutsches Volk von neuem auf Christi Namen getauft und zu einer höhern Stufe seines Lebens durch eine innigere Versenkung in den Geist des Evangeliums gebracht werden sollte.

Martin Luther! Wie mächtig und doch auch unser Herz anheimelnd steht er vor uns! Das ist doch ein Zeugnis seiner gewaltigen Größe, daß er noch heute, nach vier Jahrhunderten, die Gemüter der einen zu fanatischem Haß, die der andern zu begeisterter Liebe bewegt, als stünde er mitten unter uns auf dem Plane der Gegenwart. Gerade die Römischen, die ihn schmähen, sollten ihm danken, ihre Kirche ist erst für manches Gewissen wieder erträglich und lebensfähig geworden, weil sie durch ihn sich genötigt sah, ihre augenfälligsten Mißbräuche abzustellen. 1530 rief der Reformator den Bischöfen zu: „Ihr habt zwar einst in Worms mein Evangelium durch den Kaiser verdammen lassen, habt es aber heimlich in vielen Stücken angenommen.“ Ja, wäre Luther nicht zu entscheidender Stunde gekommen, wer weiß, ob heute noch auf deutscher Erde vom Christentum die Rede wäre. „Die Thatsache,“ sagt Heinrich Rückert, „bleibt bestehen, so sehr auch die geflissentliche Lüge daran rüttelt: die Fortexistenz einer christlichen Kirche, der christlichen Religion in Deutschland, überhaupt in der Welt, ist allein durch das große Reinigungswerk Luthers ermöglicht worden.“

Wir wissen, was wir an Luther haben. Die Seele unsers Volkes hängt mit heißer Glut an ihm; sie sieht in ihm ihr innerstes Wesen verkörpert, in seinem Werk ihre freie Arbeit für die höchsten Ideale gegründet und gesichert. Und immer wird die dramatische Art, in der er zur Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe geführt wurde, die Herzen ergreifen. Wer könnte den Mönch vergessen, der am Abend vor Allerheiligen, den Hammer zum Thesenanschlag in der Hand, vor der Schloßkirche in Wittenberg stand? Wer den Gebannten, der vor dem Thore der Stadt die Bannbulle samt dem päpstlichen Recht ins Feuer warf? Wen risse nicht mit fort der Held in Worms in der Kraft seines Gewissens vor Kaiser

und Reich? Wer freute sich nicht an dem Ritter Jörg auf der Wartburg, der sinnend über dem Neuen Testament das Wort Gottes in deutscher Zunge zu dem schärfsten Schwert wider alle Lüge schmiedete? Wen stärkte nicht der fromme Streiter auf der Feste Koburg, der hinter der Schar der Bekenner in Augsburg aufmunternd und belebend mit seinem frohen Vertrauen und seinem stürmischen Gebete stand? In allen diesen Momenten tritt leibhaftig vor unser Auge die Gewalt des Glaubens, der die Welt überwindet. Aber wie dieser auf dem weiten Plan der Geschichte streitet, hartnäckig, trotzig, tapfer, auch wenn die Welt voll Teufel wär, so schafft er im kleinen und stillen aus den Ordnungen des Lebens die lieblichsten Bilder. In schweren Stürmen hat der Reformator sich seine Familie gegründet. Luther hat als Stifter des evangelischen Pfarrhauses, als Gatte und Hausvater, der Unsittlichkeit, mit der der Romanismus unser Volk vergiftet hatte, mehr entgegengewirkt, als durch seine Sermone und Traktate. So lange es ein deutsches Gemüt giebt, wird Luther in trauter Gemeinschaft mit seiner Käthe, Luther in der Kinderstube, bei den Spielen seiner Kleinen, am Sterbebett seiner Lene, im gastfreien Verkehr mit seinen Freunden zu den teuersten Schätzen unsers Gemüts gehören.

Und welch ein Meister geistiger Arbeit war der Reformator! Auf allen Gebieten entwickelt er schöpferische Gedanken; er beherrscht die Theologie nicht minder wie die Philosophie und Philologie; freie Wissenschaft ist ihm ein notwendiges Ding in der Entwicklung des göttlichen Reiches auf Erden. Aber so tief auch hie und da sein Denken grub, daß noch heute so vieles von ihm geförderte Erz des Schmelzers wartet, so weit sein ratendes Wort und seine schaffende Hand in das öffentliche und private Leben des Volkes griff, zu unserm Luther ist er doch nur geworden, weil er das Innerste seiner Persönlichkeit dem Innerlichsten in der Welt, der Religion, voll erschloß. Gott ist das Zentrum des Alls; in Jesus Christus ist er als das Zentrum auch der irdischen Geschichte offenbar geworden; an diesen Mittelpunkt hat sich Luther mit allen Kräften des deutschen Gemüts hingegeben und so sich an die einzige Stelle gerückt, von der aus der ganze Umkreis des Lebens richtig überschaut und im Sinne der göttlichen Gedanken bearbeitet werden kann. Mit seiner von Christus erfaßten Persönlichkeit wurde er der Reformator der Kirche, der Schöpfer der neuen Zeit. Auch die römische Kirche hat manchen großen Mann gehabt. Aber in ihr ist die als göttliches Recht verehrte Verfassung und Verwaltung des Ganzen stärker als die stärkste Individualität; niemals gewinnt eine solche einen durchgreifenden, umbildenden Einfluß auf die starr gewordene Masse der Gesamtheit. Steht ein hervorragender Geist an der Spitze des Regiments, so wird er die Kirche durch allerlei Maßregeln geeigneter für die Erreichung ihrer weltlichen Ziele gestalten; und steht er abseits von den herrschenden Gewalten, so wird seine Eigenart vielleicht in einem Orden zu strenger Askese und zu Werken der Selbstverleugnung ausgenutzt und dadurch von einem reformatorischen Wirken auf das Ganze hinweggestoßen. Die römische Kirche saugt die Individualitäten auf. Und doch treibt gerade durch diese die Vorsehung ihre größte Arbeit. Dies könnte uns schon die Person Jesu Christi lehren. Immer hat der Allmächtige einzelne Männer besonders ausgerüstet, daß sie mit der Art ihrer Kräfte eine neue Seite seiner geoffenbarten Wahrheit aufgriffen und mit dieser in der Hand die Jahrhunderte auf neue Bahnen führten. Schöpferische Persönlichkeiten werden von Gott gegeben, daß sie das Ganze, das sich leicht am Ertrage früherer Entwicklung genügen läßt, wieder flüssig machen und weiterbilden. Und weil der Protestantismus ihrer Wirksamkeit freien Raum gewährt, so steht er den Gedanken der Vorsehung näher und geht mehr auf ihre Absichten ein als die in sich abgeschlossene römische Kirche. Es ist sein Vorzug, daß er „Luther zu den Seinigen zählt und dessen Stimme nicht verschmäht, sondern zuletzt immer mit Ehrfurcht vernimmt.“ Noch ist es unsrer Kirche nicht gelungen, seiner religiösen Auffassung und Erfahrung des Evangeliums überall zur Geltung und zum Ausdruck zu verhelfen; aber weil sie die richtige ist, arbeiten wir noch, sie immer mehr zur Herrschaft zu bringen; wir zweifeln nicht, daß darin für unser Volk noch eine segensreiche Entfaltung seiner Kräfte in schönerer Zukunft beschlossen ist, wir sind deswegen gewiß, daß wir mit der Fahne des Reformators das Feld behaupten. Wir sind entschlossen, an Luther festzuhalten. Und je mehr wir inne werden, wie Herrliches in dieser Persönlichkeit unserm deutschen Volke geschenkt ward, um so klarer sehen wir auch die tiefe Kluft, die von den Römischen uns trennt.

Zwar der rohe römische Troß will uns durch seine Fälschungen, Lügen und Schimpfreden den Reformator verleiden; aber er hat nur dazu geholfen, ihn uns teurer und klarer zu machen. Und feiner als ihr oft zuchtloser Haufen ist die päpstliche Politik beflissen, ihr Garn um unser Volk zu schlingen und an diesem uns in die sehnsüchtig nach uns ausgebreiteten Arme der „Mutterkirche“ zurückzuziehen. Leo XIII., der mit der Redelust des Greisen Encykliken über Encykliken erläßt, hat in seinem Rundschreiben vom 20. Juni 1894 auf die glänzenden Kundgebungen hingewiesen, die ihm bei der Gedenkfeier seiner Bischofsweihe von allen Seiten zu teil geworden seien, — die katholische Welt habe alles andere vergessen und den Blick ihrer Augen, die Gedanken ihrer Seele nur auf den Vatikan geheftet, aber sein Trost sei noch nicht voll, er fühle sich deshalb getrieben, in Nachahmung des Erlösers alle Menschen, alle Nationen zur Einheit des Glaubens in der Verehrung des apostolischen Stuhles einzuladen. Gewiß, der Gedanke, daß die verschiedenen Kirchen ihre Hände zu gemeinsamer Arbeit verschlingen möchten, redet zu unserm Herzen; aber die Geschichte und die Grundsätze des Papsttums lehren uns, daß der römische Bischof der ungeeignetste Priester ist, die Konfessionen zu verbinden; denn anstatt der Einigkeit im Geist, in der die Kirchen, jede mit den ihr eigentümlichen Gaben, in friedlichem Nebeneinander das Reich Gottes auf Erden bauen, erstrebt der Pontifex eine mechanische Einheit und langweilige Einerleiheit in der Unterwerfung aller unter sein unfehlbares Orakel. Ließen wir Protestanten von ihm uns gewinnen, so wäre die Arbeit Luthers und seiner Jahrhunderte um-

sonst gewesen; so würden wir eine große Vergangenheit verleugnen und eine größere Zukunft aufgeben, weil wir unsre höhere Erkenntnis des Evangeliums wegwürfen. Da giebt's für uns kein Besinnen zu der Erklärung: Niemals! Schwerlich hat der Papst einen günstigen Zeitpunkt gewählt, als er jüngst den Protestantismus auf seine Unterwerfung unter den Katholizismus anredete. Denn in unserm Geschlechte regen sich die Lebenskräfte der Reformation stärker als je. Unsre theologische Wissenschaft ist darüber, durch sorgfältiges Studium der heiligen Schrift und der Geschichte die leitenden Gedanken des Protestantismus klar herauszustellen und aus dem Umkreis evangelischer Erkenntnis das immer mehr herauszuschälen, was etwa noch von antiker, römischer Anschauung in sie mit herübergenommen ist. In eingehender, vielseitiger Forschung erfaßt gerade jetzt der Protestantismus seine Eigenart. Und mit der Wissenschaft wollen Kunst und Architektur dem evangelischen Geist besondere Formen verleihen. Das sieht nicht darnach aus, als habe evangelisches Wesen die Lust und Kraft verloren, sich zu behaupten. Im Gegenteil — unsre Gemeinden und ihre Vertreter behandeln die Sache unsrer Kirche als ihre heiligste und ureigenste Sache; allerwärts bringt man große Opfer für den Bau von gottesdienstlichen Stätten, für den Ausbau des kirchlichen Wesens; in vielen Vereinen bietet unser Volk die Hand dazu, die Gedanken des Evangeliums in der Breite und Tiefe zu verwirklichen. Diese sichtliche Erstarkung unsrer Kirche weist von Rom hinweg und gravitiert nicht nach den Wünschen des Pontifex. Und wenn wir noch dazu die eigene Thätigkeit der Römischen belauschen, wie arm ihre geistigen Erzeugnisse, wie roh ihre Presse, ihre Polemik, ihre Agitation ist, wenn die Wallfahrt zum Rock in Trier, die Marienwunder zu Lourdes und Philippsdorf die Art vatikanischer Frömmigkeit uns vor Augen malen, wenn wir weiter den Zustand der Völker betrachten, die ungestört den Einfluß des römischen Priesters genießen, und sehen, wie Frankreich vom Atheismus durchseucht ist, wie das fromme Spanien seinen hohen und niedern Pöbel in fanatischer Intoleranz gegen die Errichtung protestantischer Kirchen hetzt, wie verkommen die Staaten Südamerikas durch jesuitischen Geist wurden, wie Italiens beste Männer eine Blüte ihres Volkes nur durch Freiheit vom vatikanischen Joch ersehnen und erwarten, so ist es doch wohl auch der gutmütigen deutschen Michelnatur zuviel zugemutet, wenn man ihr ansinnt, zu glauben, das deutsche Volk werde unter den Fittichen des Papsttums vor allem Unheil bewahrt sein, während die Geschichte vieler Zeiten und die Gegenwart beweist, daß diese Fittiche gar nichts haben von den Flügeln der Henne, von denen unser Erlöser so ergreifend spricht. In der That, durch seine Einladung an die Protestanten bezeugt Leo XIII., daß er der Gefangene des Vatikans ist, gefangen in alten Anschauungen und verlebten Ansprüchen, gefangen im Urteil jesuitischer Berater, das Auge gebunden für die große Bewegung der Geschichte, die seit den Tagen der Reformation über das Papsttum hinaus einer lichteren Zukunft zustrebt.

Und deutlich genug verrät sich in der Aufforderung an uns, von unserm guten Bekenntnis schlankweg abzufallen, der Geist des Romanismus, der für eine tapfere, ihrer selbstgewisse Ueberzeugung kein Verständnis und keine Achtung hat; sonst könnte und sollte er wissen, daß unser Volk mit großer Zähigkeit an seiner evangelischen Kirche festgehalten hat, für die es seine höchsten irdischen Güter daransetzte; sonst könnte und sollte Rom wissen, daß unsre Wissenschaft, unsre Poesie, unsre Kunst, unser politisches, gewerbliches, soziales Leben ihre letzten und feinsten Wurzeln in den evangelischen Glauben senken, und müßte zu der Einsicht gelangen, es sei ein Unding, von einem Volke, dessen beste Kraft in langer, großer und thränenreicher Geschichte mit dem Protestantismus verwuchs, zu erwarten, es könne dies alles und damit sich selber vergessen und aufgeben. Der römische Rock ist dem protestantischen Glauben zu eng; wir Evangelischen haben ihn ausgewachsen; er würde unter den Gliedern dieses Riesengeistes platzen. Wir sind durch Luther zu einer tieferen Auffassung des Christentums fortgeschritten, darum halten wir an Luther fest.

I. Worin besteht unsre reinere Erkenntnis?

Wir glauben an eine Entwicklung der Menschheit, an das stete Kommen des Gottesreiches. Sein Träger und König ist Jesus Christus, in dessen Person der ewige Gott der Menschheit offenbar wird. In immer tieferem Verständnis Jesu und in der immer breiteren Verwirklichung seiner Gedanken vollzieht sich der Fortschritt der Christenheit. Drei Höhepunkte markieren bis jetzt diesen Weg, von denen der folgende jeden vorhergehenden überragt. Der erste wird durch die orientalische, der zweite durch die römisch-katholische Kirche, der dritte durch den Protestantismus markiert. Athanasius, Augustinus, Luther sind die führenden Persönlichkeiten. Luther war ein treuer Sohn der römischen Kirche, vielleicht hat sie nie einen treueren gehabt. Auf ihrem Wege sucht er mit allem Ernst seines Gottes und des Heiles gewiß zu werden, und dieser Weg heißt: „glaube die Lehren, gehorche den Ordnungen der Kirche, dann wirst du deiner Sünde ledig und selig." In enger Klosterzelle ein strenger Mönch mit der peinlichsten Beobachtung aller kirchlichen Vorschriften rang Luther um sein Heil, aber Gott rückte ihm dabei ferner, seine Sünde drohend immer näher. Nirgends Friede für das geängstete Herz! „Da ward er in seinen Seelennöten auf Paulus verwiesen und sah, was er nicht erwartet hatte, daß dieser anderes von Gott und von Christus rede, als die Kirche ihn bis dahin gelehrt." Zum Gekreuzigten und Auferstandenen selber, ein Mühseliger und Beladener, gehen, in des Heilands Person die Liebe Gottes, die dort in die Geschichte trat, ergreifen — das thut's, das reicht aus, der Seele die Ruhe zu bringen, zu der der große mechanische Apparat der Kirche nicht verhelfen kann. Das war ein Sonnenstrahl in dunkler, römischer Zelle, der Strahl schimmerte als Morgenrot einer neuen Zeit auf dem Gebirge des deutschen Geistes. Dem Volke, das beides, persönliche Freiheit und treue Hingabe der Persönlichkeit an andere in seinem Wesen findet, führt der Protestantismus den Kern des Christentums in dem Worte des Herrn zu: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum

Vater, denn durch mich; für die Frömmigkeit des einzelnen galt die Forderung Christi: bleibet in mir und ich in euch; ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Einfach und selbstverständlich ist uns heute diese Erkenntnis, und wir begreifen kaum, wie schwer sie für Luther zu erringen war; aber er stand vor der katholischen Kirche, die für sein Volk und für ihn der einzige Ausdruck, die alleinige Vertreterin des Christentums war, die mit ihren Ordnungen das gesamte Leben beherrschte, deren Anspruch auf die Schlüssel zum Himmelreich von der Masse der Gläubigen gebilligt wurde. Vor dieser gewaltigen Macht stand Luther allein; er mußte sie für sein Gewissen beiseite schieben, um zum Kern des Christentums zu dringen und für den kurzen Weg unmittelbaren Glaubens an den Heiland Raum zu schaffen. So einfach uns heute der Fund Luthers erscheint, so folgenschwer ist er; denn er ist die Entdeckung des Evangeliums; dies aber ist die frohe Botschaft, daß Jesus „der Christus," d. h. der ist, in welchem Gott seine Macht über die Menschen übt; in seiner Person hat Gott das Mittel erlangt, sich „ihnen nicht nur verständlich zu machen, sondern auch an ihren Gemütern zu bethätigen." Luther setzte den Herrn in das Recht wieder ein, das Gott ihm in der Geschichte verliehen, das aber die römische Kirche an sich gerissen hatte; sie hatte ihre pädagogischen Formen an Stelle dessen gesetzt, zu dem sie erziehen sollte; anstaltliche Einrichtungen und Uebungen mühten sich ab, in den Herzen ein religiöses Leben zu erzeugen, das doch nur durch die göttliche Offenbarung in der Person Jesu hervorgerufen werden konnte. Der einzigartige Wert des Heilands wurde durch Luther tiefer erkannt und gefaßt als vorher. Wurde aber das Objekt der Religion geändert, so mußte auch der subjektive Begriff des Glaubens sich wandeln. Ist dieser auf römischem Gebiet nur die unbedingte Annahme der Lehren und gehorsame Uebung der Gebräuche, welche die Kirche bietet, so wird auf evangelischer Seite der Glaube die Entscheidungsthat des ganzen innern Menschen, der, überwältigt durch Christi Person, gegenüber einer aufdringlichen Welt den Mut gewinnt, die Gnade Gottes zu ergreifen und auf diese sich selber und sein ganzes Leben zu gründen. Dadurch aber empfängt die Frömmigkeit in allen ihren Zweigen und Blättern ein anderes Gepräge. Unsre Kirche hat die oberste Aufgabe, mit allem, was sie thut, die einzelnen zu dem Erlöser und auf die Höhe des Bekenntnisses zu geleiten: nicht ich lebe, sondern Christus lebet in mir; darum ist die Mitte unsers Kultus das Wort, das der Heiland redet und das von ihm redet, das sich überall an das Gewissen der Persönlichkeit wendet, diese zur sittlichen Entscheidung für Christus zu bewegen. Drüben aber ist es die Kirche, die stets sich aufdrängt und die unablässig die Seelen ihrer Glieder beschäftigt, um diese an sich zu binden. Christus selber wird durch die Praxis zurückgestellt hinter eine ungezählte Schar von Heiligen, die wirksame Fürsprache vor Gottes Thron leisten sollen; ihn überragt die Maria, die liebreiche Mutter, die Spenderin aller Hilfe, die Trösterin aller Sünder, die unwiderstehliche Himmelskönigin, der auch der streng richtende Sohn nichts abschlagen kann; durch allerlei Mittel, Büßungen, Leistungen kann man der

Hilfe der Heiligen sich versichern und durch sie bis zu Gott dringen; der antike Begriff der **Kultgenossenschaft**, bei der die Religion der einzelnen in kultischen Handlungen sich erschöpft, hat die römische Kirche überwältigt. In ihr erhält die Frömmigkeit den Charakter der Vielgeschäftigkeit und Aeußerlichkeit; ihr verflacht sich die tiefe innerliche Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater zu einem Vertrag auf Leistung und Gegenleistung; Gott selber erscheint unter dem Bilde eines Herrschers, an den man nur durch Vermittlung von allerlei Hofchargen herankommen kann. Das aber ist eine thatsächliche Verdrängung des Evangeliums, das durch Christus dem Menschen eine so sichere Erfahrung von dem Vater im Himmel bringt, daß er aufjubelt: Ich bin gewiß, daß weder Hohes noch Tiefes, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, daß nichts mich scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Das ist evangelische Frömmigkeit; sie steht höher als die katholische, weil in ihr die Person Jesu Christi zu ihrem vollen Rechte gelangt. Luther hat uns zu dieser Einsicht in das Wesen und Werk unsers Herrn verholfen, darum halten wir an Luther fest. Es ist uns unmöglich, hinter ihn auf die tiefere Stufe zurückzugehen, auf der sich das Verständnis der römischen Kirche vom Christentum befindet. Wir wollen die Wegweiser, die Unselbständige an das Heiligtum heranbringen sollen, nicht mehr gebrauchen, weil wir schon am Ziele, im Heiligtum stehen. Auf die Aufforderung der Römischen, die Art ihrer Frömmigkeit anzunehmen, antworten wir mit Paulus: „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind; da ich ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war."

II. Wird aber Christus unmittelbar an die einzelnen als der vollzureichende Grund ihres Glaubens herangerückt, so wird ihnen auch ein **höheres Lebensideal** gegeben als das ist, welches die römische Kirche hinstellt. Die menschliche Persönlichkeit ist das Ziel der göttlichen Arbeit, eine ewige Potenz. Alle irdischen Formen, selbst die des Staates und des Volkes vergehen, sie haben keine Verheißung der Ewigkeit; nur der persönliche Geist ringt sich durch sie hindurch und über sie hinaus ins selige Jenseits. Gott will ihn für sich gewinnen; in freier That soll sich der Mensch für Gott entscheiden, daß er diesen über alle Dinge fürchte, liebe und ihm vertraue. Den kühnen Mut dazu erzeugt Gott in uns durch die Person Jesu Christi, in der seine Liebe an uns herantritt; durch diese machen wir Gott, das Zentrum des Alls, auch zur Mitte unsers Wesens; wir fühlen uns trotz unsrer Sünde als seine Kinder; als solche stehen wir in rechtem Verhältnis zu ihm — gerecht allein durch den Glauben, mit dem wir seine Gnade in Christus ergreifen. Von Gottes Seite aus betrachten wir die Welt und führen wir das Leben; dem, der in uns das Szepter führt, haben wir auch alles außer uns zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Die irdischen Güter werden uns Handlanger zur Erreichung unsers ewigen Zieles; die irdischen Verhältnisse, Familie, Beruf, Arbeit, Gemeinde, Staat dienen uns dazu, den Willen Gottes zu verwirklichen; der gesamte Umkreis des Lebens ist die Stätte zur Bethätigung des Glaubens, zur Ausübung des Gottesdienstes; ich bin überall in dem, was

meines Vaters ist. Das schafft regere Persönlichkeiten, welche Gottes gewiß und weltfreudig, unabhängig und tapfer durch das große Bekenntnis: Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein, auf allen Gebieten thätig sind, um mit den vom Schöpfer verliehenen und durch den Glauben entfalteten Kräften das Reich Gottes aufzubauen. Das schafft selbständigere und reifere Charaktere, als wie sie in römischer Schule erwachsen können; Männer wie Wilhelm I., wie Bismarck, um nur diese zu nennen, sind nur auf protestantischem Boden möglich. Die ganze moderne Kultur mit ihrem regen Schaffen freier, nur an Gott gebundener Persönlichkeiten ist aus dem Satze der Rechtfertigung durch den Glauben geflossen. Wir können diese große Erkenntnis nicht vertauschen gegen die römische Werkgerechtigkeit, welche die Einzelpersönlichkeit in sklavischer Abhängigkeit von den kirchlichen Ordnungen und Geboten hält, die in deren Erfüllung das Leben im Reiche Gottes erschöpft. Denn die römische Kirche wähnt, das Reich Gottes zu sein; außer ihr ist alles Welt, alles ungöttlich, widergöttlich. Darum muß sich der Gläubige von der Welt abkehren; er muß auf sie verzichten; voller Christ ist nur der Mönch und die Nonne. Freilich taucht hierbei einerseits der Widerspruch auf, daß Gott uns in eine Welt gesendet haben soll, nicht um sie unserm Geiste anzueignen und dienstbar zu machen, sondern um sie zu fliehen; andrerseits der Mangel, daß das christliche Ideal, da nun doch einmal nicht alle Menschen hinter Klostermauern sich verbergen können, weder von allen erstrebt, noch von ihnen erreicht werden kann. Wie mechanisch wird die Forderung des Evangeliums, das Herz nicht an die Welt zu hängen, in ihr nicht unsern höchsten Zweck und unser höchstes Gut zu suchen, durch die asketische Auffassung Roms zur Weltflucht umgedeutet! Und wenn nun auf der Stufenleiter der göttlichen Ehre weit über dem pflichtgetreuen Beamten, über dem betriebsamen Volksfreund, über der selbstverleugnenden Liebe der Mutter, über der sauren und gewissenhaften Anstrengung in Wissenschaft und Technik das beschauliche, von Andachtsübungen erfüllte sorgenlose Leben des Mönchs steht, so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß drüben alle irdische Arbeit und Kultur geringer gewertet wird, und erklärlich ist es, daß katholische Völker in vielen Beziehungen hinter den protestantischen zurückgeblieben sind.

Tritt die römische Kirche dem einzelnen als die einzige Inhaberin und Vermittlerin des Göttlichen gegenüber, so giebt es für diesen nur die eine Richtschnur, auf sich selber, auf jede individuelle Entwicklung vor dem Ganzen zu verzichten, die eigene Ueberzeugung zurückzudrängen oder sie dem Spruche des Papstes zu opfern, wie denn die deutschen Bischöfe nach 1870 dies traurige Schauspiel der Welt lieferten; so ist Gehorsam, so ist Devotion die schönste Tugend des katholischen Christen, eine Tugend, die sich in der rauhen Wirklichkeit realer Interessen nicht selten zu kriechendem, unterwürfigem, heuchlerischem Gebahren erniedrigt. Der Protestant aber hört überall das Gebot Christi: folge mir nach. An seiner heiligen Gestalt, an seinem Evangelium haben wir uns zu prüfen, unsre sittliche Einsicht zu klären und zu bereichern, unsre Thatkraft zu stählen. Das

Lebensideal des Protestanten wird dadurch reiner und höher und umfassender, als das des Römischen, der sein inneres Leben an das fehlbare Wort des Priesters ketten muß, von diesem der Winke gewärtig, die ihn auf den Pfad der Vollkommenheit bringen sollen. Es ist für evangelische Völker unmöglich, ihre Auffassung von ihrem Lebensberuf zu dem Ort der katholischen Anschauung zurückzuschrauben.

III. Am wenigsten aber kann uns dazu der Anblick der so viel bewunderten Organisation der römischen Kirche versuchen. Auch hier ist die zerrissene, unscheinbare Gestalt der evangelischen Kirche edler und wertvoller. Zwar fehlt es nicht an Staatsmännern und Politikern, die von der Stärkung des römischen Einflusses die Besänftigung aufgeregter Volksmassen begehren, nicht an solchen, die in der römischen Hierarchie eine unzerbrechliche Säule staatlicher Ordnung sehen. Eine größere Thorheit als diese ist kaum denkbar; sie ist nur bei völliger Unkenntnis der Geschichte und des Wesens des Papsttums erklärbar. Gerade katholische Länder wurden am meisten von revolutionären Erschütterungen durchbebt; unmündig gehaltene, geknechtete Massen wissen für ihr Elend, wenn es ihnen einmal zu Bewußtsein kam, keinen andern Rat als Gewalt und Empörung.

Vor dem freien Manne erzittre nicht,
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht.

Rom wird dem Staate nur soweit helfen, als es dabei seine eigene Rechnung findet. Es erkennt den staatlichen Organismus nicht als gleichberechtigt an; er ist ungöttliche Welt, er hat als solche der Kirche sich zu unterwerfen, denn diese ist der Gottesstaat, dessen Herrscher alle Gewalt gegeben ist auf Erden und auch im Himmel; die Verfassung der römischen Kirche, eine Fortsetzung des heidnischen Römerreiches, zweckt ab auf Beherrschung der Welt, nur daß diese hier im Namen Gottes erstrebt wird, nur daß man zu ihrer Verwirklichung das edelste und erhabenste Gefühl der Menschenbrust, das religiöse Leben, mißbraucht. Auch hier erkennen wir wieder die mechanische Auffassung, der Rom verfallen ist. Gewiß, das Evangelium soll die Welt beherrschen als der Sauerteig, der alles durchdringt. Christi Geist soll in alle irdischen Verhältnisse eingehen und diese heiligen, er ist die treibende Kraft, das Ziel aller Entwicklung. Aus dieser innern Ueberwindung der Welt und aus der Umbildung ihrer Verhältnisse zu Trägern und Gefäßen göttlichen Willens macht der Romanismus die äußere Herrschaft des Pontifex über die Fürsten und Nationen und wandelt den Begriff des Gottesreiches um in einen dürftigen, armseligen, hierarchischen Priesterstaat. Zu seiner Erhaltung wendet er weltliche, unchristliche Mittel an, listige Diplomatie, rohe Demagogie, grausame Gewalt. Rom würde heute wieder die Inquisition einführen, wenn sich ein Staat zu diesem Henkerdienst hergäbe; das „Katholische Kirchenblatt für Sachsen" hat neulich erst die Inquisition in längerem Artikel verteidigt und gerühmt. Nein, eine Kirche, deren Priestertum losgelöst von allem ist, was das Menschenherz zart und teilnehmend macht, das fanatisch an die eine Idee der kirchlichen Oberherrschaft ausgeliefert ist,

eine Kirche, die mit solchen weltlichen Mitteln operiert, wird nicht von dem Geiste des sanftmütigen und demütigen Menschensohnes bewegt; sie steht in dieser Hinsicht weit unter der evangelischen Kirche, deren Arbeit an der Welt nur durch das Gebot Christi bestimmt wird: Predigt das Evangelium aller Kreatur!

Die römische Kirche brüstet sich ihrer *Einheit* und sieht in ihr ein Zeichen für die Wahrheit. Aber um welchen Preis ist diese Einheit errungen worden! Dort hat sich stetig eine geistige Verengerung vollzogen; für den Spruch der Konzile ist das Orakel des Papsttums gekommen und dieser hat als Normalwissenschaft die veraltete Scholastik des Thomas Aquinas aufgestellt. Rom ist auf dem Stande einer früheren Periode des Christentums zurückgeblieben; einen Durchgangspunkt der Entwicklung hält es für deren Abschluß; es kennt nicht die Aufgabe, das Christentum immer tiefer zu erfassen, sondern nur das Streben, seine einmal gewonnene Anschauung als die einzig richtige überall zur Geltung zu bringen. Die römische Einheit ist geistiger Stillstand, geistiger Tod. *Wie viel höher steht die evangelische Kirche!* Sie engt den Begriff des Gottesreiches nicht in ihre Grenzen ein; zu diesem gehören in allen Konfessionen die, welche in Christus das Heil suchen und haben; das Wort von Christus ist ihr das einzige Mittel, die Geister zu überzeugen. Gewaltsame Bekehrungen, listige Ueberredungen, äußere Lockmittel sind ihr ein Greuel; sie will die freie Zustimmung innerlich gewonnener Persönlichkeiten. Das ist der vornehmste Standpunkt der Welt, denn es ist der Standpunkt des Heilands. Sie nennt sich die *evangelische*; sie sagt damit aus, daß die Heilige Schrift ihr festes Fundament ist, sie beruft sich damit auf ihre Kenntnis von der Quelle der Wahrheit und bringt ihre Absicht einer stetigen Selbstkritik zum Ausdruck. An der Norm der Schrift ist das Leben der Kirche zu prüfen und nach dem fortschreitenden Verständnis des göttlichen Wortes zu gestalten. Ein ungeheurer Fleiß, eine unsagliche Gewissenhaftigkeit, ein ernster Glaube steckt in der Bibelforschung. Gewiß werden hierbei verschiedene Meinungen lebendig, die Geister stoßen hart aufeinander, aber dies ist ein Zeugnis von der Allgewalt des religiösen Interesses. Und es heißt doch: mancherlei Gaben, aber ein Geist; sie alle orientieren sich am Evangelium, sie alle wollen, jeder in seiner Weise, erhärten, daß Jesus sei der Christus. Diese unsre Art der *Einigkeit* ist stärker als die Einheit der römischen Hierarchie. Der Protestantismus hat bisher siegreich den Kampf mit dieser, in das Gewand der Religion gekleideten, straff organisierten Weltmacht bestanden; er ist dabei innerlich und auch äußerlich viel mehr als Rom gewachsen. Wir werden den Kampf auch in Zukunft bestehen, je weniger wir die römische Methode nachahmen, die leider manchen evangelischen Richtungen lockend erscheint, je mehr wir die Reste des römischen Sauerteigs aus unsrer Kirche hinausthun. Der Protestantismus ist noch nicht abgeschlossen; er steht noch mitten in seiner Entwicklung; Luther hat die Reformation nur begonnen, nicht vollendet; unsre Kirche schreitet im Verständnis für den Sinn der Reformation fort. „Es wiederholt sich," sagt Kattenbusch, „im Protestantismus in seinem

Verhältnis zum Katholizismus, was die Christenheit erstmals erlebte gegenüber dem Heidentum. Wie die Christenheit es *ganz allmählich* lernte, dasjenige, was sie am Evangelium hatte, abzugrenzen gegen das, was die antike Welt an Begriffen besaß, wie sie es nur Schritt für Schritt lernte, sich auseinanderzusetzen mit der antiken Welt, die Güter, deren sie sich berühmte, zu unterscheiden von den Gütern der Religionen, mit denen sie *kämpfte*, so ergeht es der evangelischen Kirche mit dem, was sie durch die Reformation empfangen, gegenüber der römischen Lehre." Wir stehen mitten in dieser Auseinandersetzung; gerade die Gegenwart, in der die römische Kirche durch das Dogma von dem Unfehlbaren ihre aggressive Spitze gegen uns erhielt, wird dazu helfen, die Eigenart der evangelischen Kirche heller in das Licht zu setzen und als das Höhere, eigentümlich Christliche gegenüber dem Ultramontanismus zu beweisen.

Unsre Kirche ist noch nicht fertig; ihr Leben zählt erst 3—400 Jahre, während die andern Kirchen mehr als $1\frac{1}{2}$ Jahrtausend der Konsolidierung hinter sich haben. Wir können stolz sein auf das, was der Protestantismus bisher geleistet hat; wir dürfen die Hoffnung hegen, daß er noch Größeres in der Zukunft hervorbringen wird, gerade auf deutscher Erde. Wir glauben noch an einen langen Bund zwischen dem Evangelium und dem deutschen Volk, einem Bund, der seine erste, herrliche Verwirklichung in Luthers urdeutscher und echt christlicher Persönlichkeit fand. Die römische Kirche beachtet die Nationalitäten nicht, in denen doch der Schöpfer verschiedene Anlagen gesetzt hat, daß diese in mancherlei Weise seine Wahrheit aufnehmen und ausprägen. Wie in der Natur tausendfache Gebilde in dem *einen* Sonnenlichte liegen und leben, so soll es auch im Reiche des Geistes sein. Rom versteht diesen Wink des Allmächtigen nicht; es will alles uniformieren; es bringt allen Nationalitäten dieselbe tote Sprache für den Kultus, dieselben Formen der Andacht, dieselbe Verfassung — auch hier eine mechanische Einheit. Im Protestantismus geht das Christentum in die Art der einzelnen Volksseele ein und schafft aus dieser heraus sich je besondere Formen. In Luther vermählte sich das Evangelium mit der deutschen Volksart; das beredteste Zeugnis für diesen Bund ist die *deutsche Bibel*. Wohl sind noch manche Teile unsers Vaterlands dem Romanismus verhaftet; die deutschen Katholiken treten mit Wärme für ihre Kirche ein: sie sind die Hauptstütze des Papsttums in der Welt. Es spricht hierin ein edler Zug des deutschen Wesens mit, der Zug der Treue, aber er ist es doch nicht allein, der so viele um das päpstliche Banner schart, so trotzig, daß sie dieses der viel herrlicheren Fahne des deutschen Reiches voranstellen. Dahinter verbirgt sich da und dort ein gutes Stück des hartnäckigen Partikularismus, der seine Stammesart besser zu behaupten sich einbildet, wenn er durch die katholische Partei in Gegensatz gegen das vom protestantischen Geist durchdrungene Reich sich stellt. Aber es wird die Stunde kommen, in der die Stämme, welche noch jetzt dem Papste Heeresfolge leisten, das fremde Joch abschütteln und mit neuer, ursprünglicher Kraft dem Protestantismus und seiner Kirchr in *einem* Geist mit ihren evangelischen Brüdern eine neue, kräftige Weiterentwicklung ermög-

lichen werden. Mag es sein, daß unser Volk noch manches Jahrzehnt in Geduld auf diese Stunde warten muß. Noch entfaltet der Ultramontanismus seine Macht; noch wird er durch das allgemeine Stimmrecht den religiös unmündigen Massen und durch diese dem Bischof in Rom zum Gehör in den Parlamenten verhelfen; noch wird er manchen Staatsmann, der seine Kunst nicht von dem hohen Verständnis der deutschen Geschichte aus treibt, sondern aus dem engen Winkel des Strebens, über augenblickliche Verlegenheiten sich fortzubringen, zum Paktieren mit dem Pontifex in Versuchung führen. Aber alle solche noch möglichen Erfolge rechtfertigen nicht das römische Prinzip, das mit diesen politischen Kniffen sich behauptet, sondern legen die Hoffnung nahe, daß es im deutschen Volke fallen wird, weil dieses alle religiösen Dinge ernst und innerlich nimmt. Wir Protestanten der Gegenwart bereiten diesen Sieg in der Zukunft vor. Luther soll unser Fahnenträger sein: für Christus, für unser Vaterland! Wir wollen durch unsre begeisterte Liebe das deutsche Reich stärken und stützen, daß es seinen Beruf in der Weltgeschichte hinausführe; wir wollen durch nichts uns die Freude an ihm rauben lassen; gerade durch patriotische Schlaffheit begünstigen wir das unsaubere Geschäft der Ultramontanen, die unser Vaterland klein und ohnmächtig sehen möchten. Wir wollen als Evangelische unentwegt die Sache der Reformation hochhalten und durch ein Leben in treuem Glauben die Wahrheit, die Hoheit und Ueberlegenheit des evangelischen Geistes gegenüber dem römischen Drill bewähren. Unser Bund trägt unserm Volke die Fahne des Protestantismus und des Patriotismus voran; ihr können sich die Deutschen nicht entziehen. Angesichts der ultramontanen Bestrebungen und Unverschämtheiten, deren Hochmut einen nahen Fall erwarten läßt, wollen wir das Wort Huttens unserm deutschen Volke zurufen:

„Alles seht ihr, zielt dahin und läßt hoffen, jetzt mehr denn jemals, daß die römische Tyrannei gebrochen und der wälschen Krankheit ein Ziel gesetzt werde. So wagt es denn endlich und legt Hand ans Werk; laßt euch daran erinnern, daß ihr Deutsche seid.“

Wir vergessen dies nicht, darum halten wir an Luther fest, dem urdeutschen, dem urchristlichen Mann.

2.

Lasset uns Rom gegenüber sein ein einig Volk!

Von Dr. Richard Friedrich, Pfarrer zu Freiberg in Sachsen.

Je weiter wir uns vom Jahre 1870 entfernen, um so mehr geht uns die Größe seiner Bedeutung auf. Wir machen die Erfahrung des Wanderers, der vom Hochgebirge herkommend durch die flache, gedehnte Aue zieht und im Gegesatze zu ihr erst die Riesenmaße schaut, mit welcher die Felsen zu messen sind. Und allem Selbstbewußtsein, aller Selbstsucht

unsrer Tage gegenüber kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß wir nicht mehr auf den Höhen wandeln, ja die Höhen, auf welchen unser Volk stand, noch immer nicht recht zu verstehen vermögen; aber wie es scheint nach einem geschichtlichen Gesetz, welches Heinrich von Treitschke in die Worte faßt: „Es bedarf meist einer langen Frist, bis sich ein Volk entschließt, das Große seiner Vergangenheit wieder im Großen zu sehen.“ Jedenfalls bezeichnet das Jahr 1870 einen Wendepunkt in der Geschichte wie nur wenige, so lange es eine Geschichte giebt.

Es wäre ein trauriges Zeichen für das Deutschtum, ein voller Beweis für innere Schwäche und Rückläufigkeit, hätte die Vollendung eines Vierteljahrhunderts keine Erinnerung an die größten und herrlichsten deutschen Siege gezeitigt. Die erfüllte Sehnsucht ganzer Generationen kann die Nachkommen um so weniger dann gleichgiltig lassen, wenn sie wie hier unter Strömen von Blut und unter der entscheidenden Probe auf die lange gesammelte, aber von außen noch immer bespöttelte Kraft verwirklicht wurde. Traurig genug, daß ein großer Teil unsers Volkes die Vaterlandslosigkeit auf seine Fahnen geschrieben hat. Doch alle die utopistischen Gelüste, aus denen eine derartige kulturfeindliche Auffassung stammt und die dem Fieberschauer gleichen, wird die Gesamtheit des Volkes überwinden, um nach überstandener Krankheit desto freier und frischer aufzutreten. Der Gedanke der deutschen Einheit mit all' dem Zauber der Poesie, welcher ihn umgiebt, und mit all' der Begeisterung und dem Mute, die auf ihn verwendet wurden, ist zu sehr Lebensbedingung, zu teuer erkauft und darum zu heilig für unser Volk, als daß er, einmal durchgesetzt, je wieder aufgegeben werden könnte. Das alte Kaiserwort: „Hat Deutschland Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so geschah es nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war“, läßt die Fortsetzung zu: „Nun aber, wo es weiß, wie stark es ist, wird es nicht nur sich selbst behaupten, sondern auch bestimmend handeln“. Mit seiner Selbsterkenntnis ist der Tag seiner Macht angebrochen. Und Macht ist überall dort, wo die Wahrheit und das Recht ist — man muß diese nur zu verteidigen und zu gebrauchen wissen.

Von solchen Erwägungen aus fällt ein dunkler Schatten auf unser kirchliches, oder vielleicht richtiger ausgedrückt — konfessionelles Leben. Was uns die Freude an der nationalen Erhebung vor fünfundzwanzig Jahren und an der erkämpften deutschen Einheit trüben kann, ist die Thatsache, daß gleichzeitig ein Schlag gegen unsre evangelische Kirche geführt wurde, der nicht daneben fiel, sondern ihr reichlich Not schon bereitet hat und noch mehr bereiten wird: die Verkündigung der zum Dogma erhobenen päpstlichen Unfehlbarkeit. Ist das nicht wie eine Satire auf das Jahrhundert der Aufklärung? Uns Deutsche trifft sie besonders hart. Die deutsche Volksseele ist auf das Evangelium gestimmt, und aus der deutschen Reformation ist das protestantische Kaisertum hervorgewachsen. Dennoch müssen wir die Wurzel unsrer Kraft fortwährend beschimpfen, das, was uns am heiligsten ist, fortwährend als Tempelraub verdächtigen lassen,

ohne daß wie weiland der furor teutonicus auch im evangelischen Zorn aufflammte, um Wahrheit und Recht zur Geltung zu bringen. Und Wahrheit und Recht sind nicht nur nach der nationalen, sondern auch nach der religiösen Seite bei uns, so gewiß wir hier nichts weiter als das Evangelium haben, auf das wir uns gründen. Aber sieht man die Gefahr nicht, oder würdigt man sie nicht, weil man weder Rom, noch sich selbst erkennt — fast scheint es, als solle nach den Tagen Luthers und seiner Helfer, nach der Gegenreformation mit Feuer und Schwert und unter der neu entbrannten mit List und Lüge der Gedanke einer evangelischen Kirche nicht minder lange brauchen, als der Gedanke der deutschen Einheit, ehe er zum beherrschenden Gedanken wird. Denn bisher gilt die evangelische Kirche wenig im Rate der Völker. Es muß darum erstrebt werden, daß sie aus ihrer Ohnmacht erwache, wie vor einem Vierteljahrhundert das Deutschtum aus der seinigen erwachte, um auch ihren Widersachern den ihr innewohnenden Segen zu bringen, und das wird nicht eher geschehen, als bis alle Evangelischen, unbekümmert um das, was sie sonst trennt, über dem Evangelium von Jesu Christo die Hände sich reichen, eins zu werden gegen den gemeinsamen Feind, der sie alle gleichmäßig bedrängt und befehdet. Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit sind dabei ebensowenig ein Hindernis wie beim deutschen Reiche, das unter dem Einen Gedanken der deutschen Einheit aus vielen Volksstämmen gebildet wird, ohne daß diese ihre Eigentümlichkeiten verlören. Der Glaubensstand der einzelnen Kirchen soll unangetastet bleiben. Wir wollen keine äußerliche Uniformierung. Unser Ziel liegt auch weit über eine bloß deutsch-evangelische Kirche hinaus, trotzdem daß das Deutschtum innerhalb seiner Grenzen um seines oben erwähnten Zusammenhanges mit dem Evangelium willen viel dabei gewinnen dürfte; denn andrerseits könnte oder müßte, sobald die nationale Seite zu sehr betont oder hervorgehoben würde, im Blick auf die nichtdeutschen evangelischen Völker die evangelische darunter leiden. Das Evangelium bindet sich nicht an Nationalitäten. Es hängt auch nicht ab von äußerem, gesetzlichem Zwange. Es ist frei und es macht frei, und schließt doch gleichzeitig wie nichts anderes fest zusammen. Eine evangelische Bruder-Union ist nötig, ein Gefühl innerer Zusammenhängigkeit mit der Losung: in necessariis unitas, ein Evangelischer Bund im weitesten Sinne und doch zugleich im engsten, in Christo dem Meister, im Evangelium mit seiner ganzen Fülle und Tiefe. Dazu will der gegenwärtige Evangelische Bund in seinen Anfängen voll Verdächtigung und Mühsal die Anbahnung bilden. Nach innen will er die Lauheit und Gleichgültigkeit, die kleinliche Verbitterung und den hoffärtigen Pharisäersinn beseitigen, nach außen den alten, bösen, nie rastenden Feind abwehren. Sein ist Kelle und Schwert. Soll er engherzig sein? Wenn solche in seinen Reihen stehn, die vielleicht ihre Theologie über das Evangelium setzen, so kann er sie mindestens ebenso tragen, als es eine enger umgrenzte Landeskirche vermag, die sich auch nicht anschicken wird, was sie sonst müßte, jene auszustoßen, so lange sie noch das Wort des Herrn für sich haben, daß, wer nicht wider ihn, für ihn sei, und so lange sie nicht das Bekenntnis der Kirche in seinem Kernpunkte verletzen. Theologische Meinungen kommen und gehen, aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit. Und des Herrn Wort, das Wort, wie es Luther in treuer Bergmannsarbeit aus langer Verdunkelung wieder herausgestellt hat, das Wort vom Kreuz, eine Thorheit denen, die verloren werden, uns aber, die wir selig werden, eine Gotteskraft, das Wort vom Gekreuzigten, der uns erlöst, erworben, gewonnen von allen Sünden, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuern Blute, das ist's, was der Evangelische Bund auf seine Fahne geschrieben hat, und was er innerhalb seiner Reihen neu zu beleben, aber auch nach außen fest und treu zu verteidigen sucht. Hat Luther einst erklärt: „So oft ich beten will, entwirft sich in mir das Bild eines Mannes, der am Kreuze hängt!" so ruht die ganze evangelische Kirche, in deren Dienst sich der Evangelische Bund stellt, auf diesem Bekenntnisse, und unter dem Kreuze können sich alle ihr Zugehörigen sammeln, mithin auch im Evangelischen Bunde! Wer es ablehnt, weil ihm theologisch Verdächtige darunter sind, verfällt nach der entgegengesetzten Seite in denselben Fehler wie diese. Es ist mindestens ebenso schlimm, zu sagen: weil Evangelische das Evangelium meistern, lasse ich dieses, um mit jenen nichts zu thun zu haben, in dem Angriffe, den es bestehen muß, lieber ungeschützt, als ohne antichristliche Absicht unevangelisch zu lehren. Was würde man urteilen, wenn bei neuandringender nationaler Gefahr Scharen erklären wollten: Wir kämpfen nicht mit, weil auch solche mit ausziehen, die wir nicht für Voll-Deutsche ansehen! Nachdem das Deutschtum durchs Evangelium seine Lebenskraft empfangen, dürfen wir von ihm um des Evangeliums willen lernen, den Gedanken der evangelischen Einheit zu fassen. Deutsch wollen sie alle sein gegen die Feinde von außen, heißen sie nun Schwaben oder Baiern oder Sachsen oder Preußen. So wollen wir auch alle Evangelische sein, wenn Rom den Sturm gegen unsre teure Kirche vorbereitet, unbekümmert um die sonst trennenden Punkte, Jünger des Einen Meisters, Bekenner der Einen Reformation, dessen gewiß, daß wir in gemeinsamer Arbeit auch einander näher und miteinander auch dem Heiland näher kommen. Lasset uns Rom gegenüber sein ein einig Volk!

Daß Rom der alte unerbittliche Erbfeind der evangelischen Kirche ist, wird von allen Seiten anerkannt. Bis in die Reihen derer, die es ablehnen, Mitglieder des Evangelischen Bundes zu werden, wird fortdauernd auf die römische Gefahr gewiesen, und dort sind nicht selten gegen Roms vordringenden Uebermut die flammendsten Reden gehalten worden. Durch den Krieg gegen Frankreich verhindert, etwas Nachdrückliches wider die Unfehlbarkeitsbestrebungen zu thun, waren die Regierungen leider zugleich der Meinung, daß sich ein Dogma dieses Inhaltes von selbst richten müsse. Hätte Frankreich gesiegt, so wäre das Deutschtum, da der Riesenkampf auch der päpstlichen Tiara neuen Glanz schaffen und die Unfehlbarkeit der ganzen Welt gegenüber sicher stellen sollte, auf lange wieder, vielleicht für immer in Ohnmacht gesunken. Aber sein Sieg erwies sich trotz seiner Beispiellosigkeit nicht als vollkommen; denn während auf den französischen

Feldern in ungeahnter Herrlichkeit das deutsche Reich erstand, vollendete sich in Rom der Turmbau des Papsttums in der Sanktionierung eines Satzes, der zwar vom tridentinischen Konzil abgelehnt war, thatsächlich aber seit Jahrhunderten das päpstliche Ziel gebildet hatte. Und darin, daß er durch sich selbst ungefährlich werde, haben sich die Regierungen gründlich getäuscht. Was weiß hierüber die einviertelhundertjährige Geschichte seit 1870 zu erzählen! Kaiser und Papst sind wieder die Gegensätze, jetzt aber in verschärfter Art, weil der Kaiser ein protestantischer Kaiser ist. In ihm wird die evangelische Kirche getroffen; und das Deutschtum möglichst zu knebeln und lahmzulegen, muß das oberste römische Bestreben sein, weil dem Deutschtum, wie schon gesagt, das Evangelium Lebensbedingung ist. Es wird dies besorgt durch die Thätigkeit der Ultramontanen. Die Ultramontanen aber stehen im Bann der Jesuiten. Das Unfehlbarkeitsdogma bezeichnet für den ganzen Umfang der römischen Kirche den Sieg der Jesuiten. Und daß des Jesuitismus letzter Preis die Ausrottung der Ketzer, die volle Vernichtung der evangelischen Kirche ist, daß er kein Mittel unversucht läßt, um bald auf Schleichwegen, bald mit Gewalt seinen Zweck zu erreichen, daß die Frage nach dem Evangelium für ihn eine Nebenfrage, die nach dem Papsttum für ihn die Hauptfrage bedeutet, ist von der Geschichte hinreichend bezeugt und wird auf den andern Blättern dieses Buches im Einzelnen dargestellt, hoffentlich zu einem Weck- und Mahnrufe: *Lasset uns Rom gegenüber sein ein einig Volk!*

Warum Rom noch besteht? warum es bei seinem Mangel an evangelischer Wahrheit und Kraft nicht längst schon überwunden und unter den Schlägen und Siegen der Reformation nicht zusammengebrochen ist, sondern im Gegenteil sich heute einer Machtentfaltung erfreut, bei der es Ueberzeugung sein kann, wenn es den Weltfrieden von sich abhängig erklärt? — das ist eine Erwägung, die nicht nur auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, sondern auf dem der Geschichte überhaupt in allererster Linie unser Sinnen und Denken reizt. Ranke schließt sein berühmtes Buch von den Päpsten mit den Worten: Pius IX. „zog sich auf seine geistliche Autorität zurück, deren ungehinderte Ausübung ihm die Italiener allen anderen Mächten gegenüber garantiert hatten. Inwiefern dieselbe unter den veränderten Umständen möglich sein werde, darauf beruhen nunmehr die Gegenwart und die Zukunft", und wir stehen nicht an, zu behaupten, daß es dabei auf die Stellung ankommt, welche die Evangelischen einnehmen, ob sie einig sind oder zerrissen, ob sie für ihre große heilige Sache mit glühender Ueberzeugung eintreten oder den Gütern der Reformation gegenüber gleichgiltig bleiben. Geistvoll hat Karl Hase, der scharfe Kenner und Bekämpfer Roms, dieses einmal mit einer Weide verglichen, welche alt und morsch geworden, nur noch von der Erde lebe, die im ausgehöhlten Stamme sich aufgehäuft habe, und von derselben genährt, aus der verwitterten Rinde noch einige grüne Sprossen und Zweige treibe. Dann müßte doch aber der römische Geist und der römische Einfluß mindestens Kraftlosigkeit zeigen. Statt dessen bannt er die Völker und dringt heute tief hinein auch in evangelische Reihen. Auf der einen Seite

kann man hier ein Schielen gewisser Gruppen, zumal in den höhern und höchsten Ständen, nach Rom hinüber beobachten, wenn man unfähig, bis zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit sich emporzuschwingen, unter den von Weihrauchwolken erfüllten, von prunkenden Priestergewändern durchrauschten, in geheimnisvollem Dämmerlichte gehaltenen Kirchen den allein tragenden und den Wogen des Aufruhrs, wie den Fragen des Herzens und Gewissens nicht weichenden Felsen vermutet. Auf der anderen Seite macht sich, das Alles fördernd, jene traurige Parteisucht breit, bei der man über jedes neu sich regende Leben herfällt, und wo es nicht ganz in die Parteischablonen paßt, ein Ketzergericht darüber hält, einander verdächtigt, verkleinert, nicht selten in einem Tone, als ob man im Rate Gottes sitzend allein die Wahrheit habe und allein die Kirche vertrete, und voll menschlicher Selbstgerechtigkeit Grenzen zieht, in denen jenes Wort keinen Raum hat: „Ein eng' Gewissen und ein weites Herz!" Dazwischen liegt die Lauheit, wohl das schlimmste protestantische Uebel, wie sie in den Nöten der Kirche kühl bis ans Herz hinan läßt unter der Entschuldigung: „Was geht das mich an? Jeder hat seine Sache zu vertreten! Mag die Kirche sehen, wie sie thut!" — ausmündend in der bekannten Losung, Religion sei Privatsache, wenn auch nicht jeder so weit geht. Daß Rom bei einer derartigen Zerfahrenheit der Evangelischen leichtes Spiel haben muß, liegt klar auf der Hand. Weniger Denkkräftige sehen ja nur auf den äußern Erfolg. Rom aber lebt vom Erfolg. Es lebt von unsrer Uneinigkeit. Wie manch' tiefer angelegten römisch-katholischen Christen, der nach der Wahrheit rang, hat sie zurückgehalten, den letzten Schritt zu thun: zum Protestantismus sich zu bekennen, weil er nicht das Zutrauen zur evangelischen Kirche fand, daß sie ihm einen sichern Punkt geben könne, auf dem er zu stehen vermöge. Wir haben wahrlich Grund und Boden, auf welchem das geschehen kann, genug, nur müssen wir uns dort zunächst selber zusammenfinden, sonst sagt Rom mit scheinbarem Recht, die Evangelischen wüßten nicht, was sie wollten, und es könne sich bei ihnen jeder den Glauben nach eigenem Gutdünken zurechtmachen. Dieses fortwährende Sichbefehden, diese rabies theologorum, dieses unglückselige Sichbeargwöhnen bis ins Bereich der kirchlichen Liebesthätigkeit hinüber wird uns nicht vorwärts bringen. Wir vermögen damit nicht Rom, ja nicht einmal den Mächtigen in unsern eigenen Reihen, die außer mit der Kirche auch mit andern Faktoren rechnen müssen, zu imponieren. Fürst Bismarck, der persönlich unbestritten ein treuer Christ ist, hat auf die Angriffe gegen sein Verhalten zur evangelischen Kirche im Kulturkampfe geantwortet, daß sich die letztere niemals nach dem von ihr geforderten Maße der Beachtung bemerklich gemacht habe. Wenn das ein Bismarck thun konnte, wie viel mehr wird Rom seine Pläne fortdauernd unter dem Gesichtspunkte entwerfen, daß die evangelische Kirche als ein bloßer Sammelname für allerlei Sekten doch nur eine Ruine sei, für welche die Stunde der völligen Abtragung bereits geschlagen habe. So schädigen wir uns, so stärken wir Rom und hemmen den Lauf der Geschichte der Kirche, von

der wir glauben, daß ihre Zukunft nicht eine katholische, sondern eine evangelische sei. Es ist längst an der Zeit, den Ruf immer dringender zu erheben: Lasset uns Rom gegenüber sein ein einig Volk!

Wenn das geschähe, würden wir auch erst den rechten und vollen Begriff von der Lebenskraft unsrer evangelischen Kirche gewinnen. Sie steht zwar, wo das Evangelium in ihr lauter und rein gepredigt wird, überall nach innen im Segen, aber viel tiefer gehend noch und vor allem viel weiter reichend müßte dieser Segen sein, wenn man es nicht nur sänge, sondern auch bethätigte: „Wir als die von Einem Stamme stehen auch für Einen Mann!" Oft wird die Abwehr laut: All' euer Protestieren und auch all' euer Organisieren nützt nichts, das Wort allein kann es thun! Daß für jedes evangelische Unternehmen das Wort die Quelle, den Mittelpunkt bilden muß, ist selbstverständlich, und kaum noch ein Hinweis darauf ist nötig.

Merke — spricht Luther — wenn's brandet und braust,
Draußen Tod und Furcht inwendig: —
Sei getrost, der Herr ist lebendig,
„Nimm's Wort in die Faust!"

Friede ringsum, wohin du schaust,
Alle haben sie sich verschworen —
Aber noch ist die Schlacht nicht verloren,
„Nimm's Wort in die Faust!"

Doch die Frage erhebt sich, wie das Wort gebraucht und wie es angewendet werden soll. Nur etwa in der Kirche, in den geordneten und geregelten Gottesdiensten? Was wird dann aus solchen, die nicht in sie kommen? Evangelisation hat man neuerdings vorgeschlagen, und es liegt zweifelsohne eine tiefe Bedeutung darin. Evangelisation ist auch der oberste Zweck des Evangelischen Bundes. Er weiß sehr wohl, daß jeder Kampf gegen Rom aussichtslos ist, ja eine neue Niederlage für die evangelische Kirche in sich tragen muß, sobald er nicht auf dem Grunde und mit den Waffen des Evangeliums geführt wird. Nicht minder aber weiß er, daß die Christen als berufene Träger des Wortes und kraft des allgemeinen Priestertumes kein Mittel unversucht lassen dürfen, das Evangelium zur Geltung zu bringen. Wir sagen nicht, daß der Evangelische Bund in seiner jetzigen Gestalt das Siegel der Vollkommenheit trägt — er ist ein Notbehelf in der Erstrebung eines hohen Zieles; aber als solcher ist er notwendig und berechtigt. Er erhebt den Zionsruf: wachet auf! und verrichtet gegenüber den uns drohenden Gefahren überall Wächterdienste. Wenn er zu stärken versucht, was sterben will, die Evangelischen wieder evangelisch zu machen strebt, evangelisches Ehrgefühl, evangelische Eintracht, evangelischen Frieden wieder zu erwecken sich müht — treibt er nicht den Dienst am Wort? Er wird auf diese Weise nicht zu einem großen Haufen, der zwar gegen Rom zu Felde zieht, ohne sich aber um seine eigene Kirche zu kümmern. Er fragt das evangelische Volk nach seiner evangelischen Bewährung. Er schärft das evangelische Gewissen. Er legt den Finger auf das evangelische Leben in den Parlamenten, in den Gemeinden, in den Häusern und in

den Herzen. Wem es nicht Ernst ist um das Evangelium, und wer mit dem Evangelium nicht Ernst macht, der soll fortbleiben vom Evangelischen Bunde. Wie nennt man sich denn einen Christen, wenn man Christum nicht hat? Und wie nennt man sich einen Evangelischen, wenn man vergißt, daß Luther nicht nur nahm, sondern auch gab? Rom gegenüber sollen nur überzeugte Evangelische auf dem Plane stehen; denn Rom kennt unsre Schwächen. Die aber, welche mit dem Bekenntnisse: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht!" jene Ueberzeugung in sich tragen: „Eins ist not!" die sollen eilen und im Evangelischen Bunde mit Hand anlegen unter dem doppelten Zwecke: abzuwehren nach außen, und nach innen Zions wüste Stege, wo es not thut, eifrig zu bessern! Ist es doch Pauli Geist, der im Bunde lebt; denn wenn Paulus mit der ihm einzig eigenen Gewalt gegen die jüdische Gesetzesgerechtigkeit protestiert, um dann zugleich seinen Finger aufzuheben und auf das Kreuz zu weisen: „So besteht nun in der Freiheit, damit uns Christus befreit hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen!" so thut das der römischen Gesetzesgerechtigkeit gegenüber unser Bund auch. Und es ist Luthers Geist, der im Bunde lebt. Ein scharfes Schwert, das der kühne Mönch führte, und manches sank unter dessen wuchtigen Streichen zusammen, doch nur, um nach dem Sinn des Reformators Christo im Herzen des Volkes Raum zu geben und dieses aus seiner Erkaltung zur ersten brennenden Liebe zurückzuführen, und nach solchem Vorbilde handelt der Evangelische Bund auch.

Es gewinnt auch den Anschein, als ob der Vorwurf, er lasse es am Wichtigsten, am Wort und Evangelium fehlen, immer mehr zu verstummen anfinge. Jede Feier desselben ist ein zu nachdrückliches Gegenzeugnis dafür, als daß der Vorwurf aufrechterhalten werden könnte, wenn man den Mitgliedern des Bundes nicht Heuchelei zutraut. Noch mag man aber trotzdem die Waffen nicht strecken. Statt des schwersten, werden geringfügige Bedenken hervorgekehrt, die jedoch gleichfalls bei näherem Zusehen in sich selbst zerfallen. Man fragt nach dem Erfolg, den die Bundesbestrebungen bis jetzt gezeitigt. Hier ist die Gegenfrage am Platze, was man unter Erfolg versteht? Läßt der Erfolg im Reiche Gottes jemals sich messen? Wächst hier nicht alles Große aus kleinen, unscheinbaren Anfängen heraus? Mußte nicht z. B. selbst der Gustav-Adolf-Verein Jahre lang schwer um sein Bestehen kämpfen? Zuletzt hat doch die gute und große Sache gesiegt. Auch der Evangelische Bund wird sich zu behaupten und durchzusetzen verstehen. Ob er nicht Greifbares in überwältigender Größe bisher erreicht, so wird doch aus allen Teilen des evangelischen Landes, wo er sich entfaltet, eine Stärkung der evangelischen Gewissen bezeugt. Das ist es, womit wir anfangen müssen. Wir müssen aus unserer Schlafsucht heraus und klaren Auges im Bewußtsein unserer Kraft die römische Gefahr erkennen. Die meisten haben ja gar keine Ahnung von dem, was uns eigentlich droht. Woher sollen sie diese auch gewinnen, wenn man damals, als der Reichstag die Wiederzulassung der Jesuiten beschloß, in den evangelischen Reihen der Gegner

des Evangelischen Bundes nur einen Hohn auf den letztern hatte: nicht einmal das habe er durch seinen Protest abzuwenden vermocht — eins der vielen traurigen Beispiele, daß die kurzsichtigen, engherzigen Evangelischen weit lieber über einander als gemeinsam über Rom triumphieren! Dann also wohl besser fein stille schweigen? Wohl lieber weiter im alten Schlendrian? So war es bisher und es war Verrat an der eignen Sache, und der hat Rom stark gemacht. Hört man den Evangelischen Bund nicht zum ersten, nicht zum zweiten, nicht zum dritten Male, so ist das nur ein Beweis, wie wenig man noch gewöhnt ist, auf die Evangelischen überhaupt zu hören. Das soll wieder anders werden! Ja, das muß wieder anders werden, wollen wir nicht noch viel mehr Nachteile erleiden. Von der Kirche im allgemeinen ist nach dieser Seite zunächst nichts Durchgreifendes zu erwarten. Bei der großen Zahl verschiedener Kirchenregimente, von denen sie vertreten wird, ist ja nicht einmal ein vollständig gemeinsamer deutscher Bußtag zu erzielen gewesen. Wie viel schwieriger würde sich ein geschlossenes Vorgehen oder ein abwehrendes Auftreten gegen Rom gestalten. Das hängt noch an hunderterlei Ketten. Wer soll es thun? Der Evangelische Bund, der unabhängig und nur vom großen evangelischen Einheitsgedanken unter dem ewigen Haupte beherrscht wird und im übrigen auf nichts und auf niemand Rücksicht zu nehmen braucht, um nötigenfalls auch den Hochgestellten bis zu den Fürsten und Fürstentöchtern hinauf es ans Herz zu legen, daß auch sie die evangelische Treue zu halten haben! Er soll der evangelischen Kirche nach ihrer idealen Gestalt Ausdruck verleihen. Gewiß ein großer Gedanke! Und wir finden zu seiner Verwirklichung vorläufig nichts andres. Mögen die Zeitungen der einzelnen kirchlichen Parteien noch so vortreffliche Artikel über unsre Stellung zu Rom schreiben — von den Evangelischen lesen diese nur wenige, und Rom versteht auch Zeitungen zu schreiben. Selbst die evangelische Predigt, die man nicht mit Unrecht als eine Großmacht unsrer Tage bezeichnet hat, versagt auf Rom die Wirkung; denn sonst müßten wir schon viel weiter sein, wenigstens dort, wo die Katholischen unter einer evangelischen Mehrheit wohnen und die evangelische Verkündigung des Wortes zu hören oft Gelegenheit haben. Es bleibt also zur Gesamtvertretung der evangelischen Sache vorläufig nichts übrig als der Evangelische Bund und die immer neue Werbung: Brüder, reicht die Hand zum Bunde! Besser als Kritik ist stets treue Mitarbeit, damit, was noch unreif ist, reif, was noch unvollkommen, vollkommen werde! Es hat überhaupt niemand ein Recht zu kritisieren, wenn er nicht gleichzeitig etwas Besseres zu bieten vermag. Giebt es eine römische Gefahr, so darf es keine Entschuldigung, kein Ausweichen geben, ihr entgegenzutreten. Und nun gar dieses Sichbefehden, dieses Sichselbstzerfleischen! Welch' eine Macht müßten die Evangelischen gegen Rom darstellen, wenn sie einig wären, und welch' eine Förderung müßte daraus zugleich auf ihr innerkirchliches Leben erstehen! Wohlan — lasset uns Rom gegenüber sein ein einig Volk!

Die Folgen des Gegenteils treten uns am greifbarsten gegenwärtig in England entgegen. Döllinger in seinen akademischen Vorträgen „über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" schreibt dazu — und gewiß unbefangen! —: „Die größte Schwierigkeit, das schmerzlichste Leiden der englischen Kirche ist die innere Zwietracht, der Gegensatz der Parteien und Systeme, die peinigende Ungewißheit für Laien und Kleriker, welche die unvermeidliche Folge dieser Differenzen ist. Die Verschiedenheit der Ansichten, welche im Schoße dieser Kirche sich finden, ist größer als diejenige, welche die englische Kirche von der lateinischen und der griechischen Kirche trennt, insofern diese drei Kirchen nach ihren Bekenntnissen gemessen werden." Während nun die hochkirchliche oder ritualistische Partei schon den Namen „protestantisch" ablehnt, es beklagt, daß im Laufe der Zeit durch menschliche Verschuldung der Baum der Kirche in drei große, äußerlich getrennte, aber innerlich verbundene Zweigbäume auseinandergegangen und mit dem Blicke nach Rom hinüber zu zeigen sucht, wie verhältnismäßig leicht eine Einigung sein würde, da der Lehren, in denen beide Kirchen übereinstimmen, so viele seien — läßt der Papst, ohne eine entrüstete Ablehnung zu erfahren, Sendschreiben an die englische Kirche ergehen, in den Schoß der „alleinseligmachenden" Kirche zurückzukehren. Selbstverständlich würden im Vereinigungsverfahren päpstliche Zugeständnisse ausgeschlossen bleiben. Opfer zu bringen und zwar bis zum Opfer des Intellekts, hätte allein die englische Kirche. Gott verhüte deren letzten verhängnisvollen, ja furchtbaren Schritt. Uns aber sollte der bloße Gedanke der Möglichkeit desselben die Augen öffnen, zu sehen, wohin es führt, wenn wir nicht einig sind.

Daß die evangelische Uneinigkeit nicht im Wesen des Protestantismus begründet ist, sondern auf subjektiver Auffassung beruht, geht aus den Betrachtungen eines andern Münchener Professors, des bekannten Kulturhistorikers W. H. Riehl in seinem geistvollen Buche: „Religiöse Studien eines Weltkindes" hervor, wo er auf eine ohne jede äußere Form in der evangelischen Kirche thatsächlich bestehende Union hinweist, die noch viel weiter reicht, als sie der Evangelische Bund anstrebt, der sie eigentlich nur im evangelischen Bewußtsein sucht. Es bleibt, wie schon gesagt, unser Ziel, daß die ganze evangelische Kirche der Evangelische Bund werde. Aber so lange sie das nicht ist, muß eben angestrebt werden, sie dazu zu machen. Auch die übrige Vereinsthätigkeit: die äußere und innere Mission, die Gustav-Adolf-Sache, die Bibelverbreitung u. s. w. betrachten wir nur als eine große Vorarbeit, welche die Kirche einmal selbst zu übernehmen hat. Die Stunde dazu ist freilich noch nicht da. Wir müssen auch hier auf die Zukunft hoffen. Von ihr müssen wir erwarten, daß sie ein neues Feuer des Glaubens und der Liebe unter den Evangelischen entfache, welches die auseinanderfallenden Glieder fest wieder zusammenschließt in einer Weise, bezüglich derer wir gegenwärtig nichts voraussagen können, die aber endgiltig den Spott wider unsre Kirche zu Schanden macht, als sei sie eine Sekte, und die auch für Rom lesbar über deren Portal schreibt: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!" Dann wird der Evangelische Bund in seiner jetzigen Gestalt gern zurücktreten und sein Lohn wird heißen: er hat Johannesdienst gethan! Dann! — früher aber nicht!

Denn ob Gott allein wie die Geschichte der Welt so auch die seiner Kirche lenkt, sind wir doch zu Werkzeugen Gottes berufen. Wir sollen mitarbeiten im Dienste seines Reiches. Und der Evangelische Bund darf die Berechtigung seiner Arbeit an dem Worte des Apostels erweisen: „Ihr seid allzumal Einer in Christo!" und am Worte des Herrn selbst: „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder!" Daß Rom nicht siegen wird, nicht siegen kann, wenn das Evangelium weltüberwindende und welterobernde Kraft in sich trägt, ist uns ganz gewiß. Innerlich ist es namentlich dort, wo man dem Unfehlbaren blindlings sich unterwirft, nahezu vollständig erstorben. Als ich jüngst im Salzburger Dome stand, ward am Hochaltare unter lautem Geplärre und vielem Geklingel um die Monstranz her eine Andacht gehalten. Hoch droben in der Kuppel, einer Nachbildung derjenigen des St. Peter, schwebte als Sinnbild des heiligen Geistes wie in weiter Ferne die Taube. Unten aber, rechts, an einem Altare war ein Totenschädel mit einem Kardinalshute gemeiselt. Unwillkürlich überkam mich das Gefühl: Wie fern hier überall der Geist! und wenn die römische Kirche auf dieser Bahn fortschreitet, dann wird kein andrer als der Tod ihr letzter Kardinal sein. Aber was kann bei unsrer Lauheit und Zerrissenheit Rom noch schaden! Dem gilt es zu wehren, gilt es vorzubeugen. Es ist schon viel gewonnen, wenn man weiß, wo der Feind steht und wohin er den Stoß zu richten versucht. Der Evangelische Bund hat hier Dinge ans Licht gezogen, die in der Verborgenheit zu einer immer größern Gefahr auswachsen mußten, um unsrer Kirche schließlich, wie so oft, Ueberraschungen zu bereiten, vor denen wir dann gewöhnlich mit dem Gefühle der Beschämung und Ohnmacht stehen, weil sich Geschehenes nicht mehr ändern läßt, bis ein neuer Schlag erfolgt. Und das Schlimmste dabei ist, die Hände auch ferner gebunden zu sehen. Unter dem Zusammenschlusse gegen die gemeinsame Gefahr muß notwendig auch eine Klärung, eine Stärkung nach innen erfolgen. Die Waffen werden geprüft und soweit sie schartig sind, wieder geschliffen. Allem Kampfe geht ein heiliges Rüsten voraus. Alles Trennende tritt mehr und mehr hinter das Eine, was not ist, zurück, während dieses Eine selber durch ernstes Abwägen und eifrige Würdigung in immer helleres Licht gestellt wird.

Zu dem allen erhält der Evangelische Bund eine Rechtfertigung von gegnerischer Seite: Rom haßt ihn, weil es seine Macht fühlt, und das wäre für seine Zwecke allein schon die genügende Legitimation. Oder meint man, Rom würde sich um ihn viel kümmern, wenn es die Gewißheit hätte, daß er eine vorübergehende Erscheinung wäre, wie so manches, das zuletzt nichts weiter als einen Haufen verwelkter Blätter gegen den St. Peter wehte? Dieses Eifern und Geifern gegen den Bund in römischen Zeitungen, im Parlamente, sogar auf Bischofskonferenzen ist ein Zeichen dafür, daß Rom in ihm fürchtet, was es am meisten zu fürchten hat: die evangelische Einigkeit, welche in Christo Jesu gipfelt.

Noch einmal sei an Döllinger erinnert! Was er einst, fast wie ein Prophet, als Hoffnung für die Zukunft aussprach: die Vereinigung der Konfessionen — wir verengern es und verkünden es mit seinen Worten

als Hoffnung für die Vereinigung der Evangelischen: „Wir Deutschen haben ernste und freudig erhebende Tage durchlebt — Tage des Sieges und der endlich erreichten nationalen Eintracht, und ich vertraue, daß unser Volk stark und sittlich genug bleiben werde, um sich auf der Höhe der Stellung zu behaupten, welche die göttliche Vorsehung ihm angewiesen hat. Aber diese Tage des Triumphes über unsre Feinde haben um hohen Preis, mit schweren Opfern erkämpft werden müssen, um den Preis von Blutströmen und kostbarem Menschenleben. Hier, auf dem Gebiete der Religion und im Ringen nach dem religiösen Frieden, winkt dem deutschen Volke noch eine schönere Krone, ein unblutiger Sieg — schwerer freilich zu erringen als jener über Frankreich, denn er müßte vor allem über uns selbst, unsre Trägheit, unsern Hochmut und Eigennutz und unsre bequemen und schmeichelnden Vorurteile erfochten werden."

Das führt uns auf den Anfang zurück. Als Ergebnis unsrer Erörterung aber erheben wir nun den zwiefach lauten Ruf: **Lasset uns Rom gegenüber sein ein einig Volk!**

3.

Gedanken, Recht und Pflicht des Evangelischen Bundes.

Von Geh. Kirchenrat D. Fricke, ord. Prof. in der theolog. Fakultät zu Leipzig. 1888 in Braunschweig gehalten.*)

Verehrte Festgenossen! In einer ernsten Zeit sind wir versammelt zu einem ernsten Werke. Wenn von dem Ernste der Zeit die Rede ist in einer Versammlung von deutschen Männern und deutschen Frauen, dann denken wir wohl noch immer zunächst an die Heimsuchung, welche nach Gottes geheimnisvoller Fügung unser deutsches Volk in dem Frühling des Jahres erfahren hat, in dessen Herbst wir nun stehen. Zwei erlauchte und geliebte Kaiser haben wir von unserm Herzen nehmen sehen und begraben müssen! Die Liebe vergißt leicht, daß wir den Einen zum fast unvergleichlichen Segen so lange behalten durften, wie es wenig Sterbliche zu erfahren pflegen, und daß wir von dem schmerzlichen Heimgange des anderen Dulders lange schon die traurige Gewißheit hatten. Auch der Name dieses letzteren ist mit unverlöschlichen Zügen in die Geschichte des deutschen Reiches eingegraben. Wenn aber Veröffentlichungen aus dem Kämmerlein und aus der Zeit unklaren Ringens für unser junges deutsches Reich in Impietät hinausgeworfen werden und einen Schatten zu werfen scheinen, vielleicht selbst dazu bestimmt, einen Schatten zu werfen auf die, denen unsre Liebe und Verehrung, der heiße Dank des ganzen deutschen Volkes über das Grab hin und bis hinein in die Stätten ihrer treuen Fortarbeit für das deutsche Reich gehört, so empfinden

*) Aus „Für den Evangelischen Bund". Halle, Verlag von Eugen Strien.

wir dieses alle auch moralisch als eine tief zu verwerfende Impietät gegen noch Lebende. Wir haben, teure Freunde, in unserm deutschen Volke wohl viel treue Liebe und echte Begeisterung, aber wir haben doch noch weit bis zu der Zartheit der Loyalität und des vollen Patriotismus, dem solches unmöglich ist! —

Doch, verehrte Anwesende, an einem Tage wie heute und in dieser Stunde ist das nicht der Schmerz und die Sorge, von deren Ernst ich vorhin sprach; ich meine, wir sind in eine Zeit getreten, in welcher die ewigen evangelischen Güter selbst in Frage stehen — diejenigen Güter, aus deren Kraft und Tiefe jene dieses Große geschöpft und geleistet haben. Wir sind wieder einmal hineingetreten in eine Zeit, in welcher die Grundlagen deutschen Lebens und deutschen statt kanonischen Rechtes selber auf dem Spiele stehen. Die evangelische Eigenart und Lebenstiefe, die evangelische Freiheit der Gewissen, der Schrift-Erforschung und -Verwendung, die Freiheit des öffentlichen Wortes, des Vereinslebens und der Presse, die Freiheit und Tiefe der Wissenschaft, welche allein nach dem Gehalte des zu Erforschenden sich richtet und nur an die Wahrheit des göttlichen Wortes sich gebunden weiß, — mit einem Worte: Alles dasjenige, was wir evangelischen Christen als die Hauptgüter unsrer Kultur und unsrer Gesittung betrachten, steht durch den wieder gewachsenen Einfluß Roms auf dem Spiele, wenn wir nicht wachen. Und wer das nicht sieht oder darin Uebertreibung findet, der schaut nicht klaren Auges hinein in die Dinge, wie sie sich um uns gestaltet haben und immer mehr gestalten. Ja, auf dem Spiele steht sogar, fast unbegreiflich in unserm 19. Jahrhundert, der einfache gesunde Menschenverstand. Er weist in jedem nur einigermaßen wirklich Gebildeten den Fetischdienst der Verehrung und thatsächliche Anbetung eines noch dazu unechten Märtyrerknochens und der vermeintlichen Windeln und des aller wissenschaftlichen Wahrscheinlichkeit nach niemals vorhanden gewesenen Lendentuches Jesu am Kreuze als Absurditäten von sich ab, und doch haben sie wiederum gewagt, sie auszustellen, wohlweislich auf Turmeshöhe, und das arme Volk ist zu Tausenden und Abertausendeu dorthin gewallfahrtet. Der Triersche Rock wird folgen, und noch viele ähnliche Anachronismen daneben. Und mit diesem Katholizismus liebäugeln jetzt viele! wegen des allgemeinen Wahlgesetzes selbst Kluge und Mächtige, — aus Opportunität und Staatsrücksichten, wie sie meinen. Sie können, wenn wir nicht vorsorgen, unserm innersten Volksleben selbst sehr gefährlich werden. Dies Gefühl dringt in immer weiteren Kreisen durch. In diesem Sinne ist unsre Zeit eine ernste Zeit.

Dasselbige Rom, welches seit Jahrhunderten und mit den Blutströmen des dreißigjährigen Krieges es zu verhindern gesucht hat, daß wir ein einiges deutsches Volk würden; dasselbige Rom, welches mit seinen Jesuiten die Vernichtung des Protestantismus auf seine Fahne geschrieben hat und kein Hehl daraus macht, daß es die Ausrottung der evangelischen Kirche erstrebt; dasselbige Rom, welches aus innerer Notwendigkeit immer dem selbständigen Rechtsstaate, geboren aus evangelischem Geiste, feind gewesen ist und insbesondere in Deutschland; dasselbige Rom, das ein

fremdländisches vaterlandsloses Institut, entstanden auf romanischem Boden und von dort aus wirkend, noch vor wenigen Jahren vom Staate mit allen seinen Mitteln als ihm feindlich bekämpft wurde, — dies selbige Rom ist, wir können es nicht leugnen, wiederum zu einem Einflusse gelangt und beutet diesen Einfluß bei den Wahlen, neuerdings selbst durch bischöfliche Agitations-Erlasse, in den Parlamenten, in bischöflichen Versammlungen, in der Presse, mit einem Eifer und Erfolge aus, wie es kaum jemals vorher der Fall gewesen ist. Blind müßten wir sein, wenn wir uns nicht auch unsrerseits aufmachten und diesem Treiben ein „Quos ego!“ ein „Bis hierher und nicht weiter!“ zurufen wollten, ehe die Nacht der römischen Unfreiheit und Unkultur sich wieder über uns und die Völker der Erde legt. Die hierarchische Organisation des römischen Ultramontanismus ist der größte Universalstaat, welcher vorhanden ist, thatsächlich als ein Staat im Staate, neben dem Staate, und — wäre die Zeit dazu nicht vorbei — ein Staat *über* dem Staate. Selbst ein Historiker und Staatsmann wie Macaulay wies bewundernd und warnend hin auf diese größte Universalmonarchie, deren Organisation seitdem nur noch straffer geworden. Wollen wir standhalten gegenüber dieser erneuten Bewegung, so müssen wir unsre evangelischen Kräfte zusammenfassen. Wie jene organisiert sind, so müssen wir, nur in freier, evangelischer Weise, *uns* organisieren und die Kräfte, welche in der geordneten und verfaßten Kirche schlafen, lebendig zu rufen suchen. Nur so können wir diejenigen, welche in Rechtsstaat und Kirche an erster Stelle berufen sind, an unserm kleinen Teile unterstützen, und darum ist der *Evangelische Bund* da. Er will die Selbstverteidigung der evangelischen Kirche gegenüber dem gewachsenen Ansturme Roms an seinem Teile mittragen und zur Mithilfe aufrufen einen jeden und eine jede an ihrer Stelle und kraft ihrer Pflicht.

Eben darum will ich versuchen, einiges doch heute auch hier zu sagen: *Ueber den Gedanken, das Recht und die Pflicht des Evangelischen Bundes*, und will versuchen, ein dreifaches zu fragen und wenigstens flüchtig zu beantworten:

Zuerst: Woher kommen wir?
Zum andern: Wohin gehen wir?
Zum dritten: Mit wem wünschen wir zu gehen?

Zuerst also: *Woher kommen wir?* Und da will ich angesichts noch so vieler Mißverständnisse doch zunächst erst einmal sagen, woher wir *nicht* kommen.

Wir kommen nicht aus dem Hasse gegen unsre katholischen Brüder und Schwestern; wir wissen sehr wohl, daß auch in der katholischen Kirche viele fromme Christen und Christinnen sind und selbst in der erstarrtesten und verkommensten Zeit des katholischen Mittelalters dort waren. Wir wissen es, daß ein evangelischer Lebenszug, ein Kreis großer, selbstloser Liebe und Opferfreudigkeit auch dort und zum Teil musterhaft uns entgegentritt bis zu dieser Stunde. Auch abgesehen von den eigentlichen Männern der Opposition gegen Rom im Mittelalter, auch abgesehen von den eigentlichen Vorreformatoren, wie einem Goch, einem Johann von Wesel,

einem Wessel, einem Savonarola, den Rom verbrannte, auch abgesehen überhaupt von dem mittelalterlichen Mysticismus, dem der gemütstiefe Luther im Gegensatze zur bloßen Verstandeseinseitigkeit sich tief verwandt wußte, — auch abgesehen hiervon tritt ja von dorther uns entgegen ein Thomas a Kempis mit seiner „Nachfolge Christi", an dessen Gebetsbetrachtungen wir uns alle noch heute erbauen (dies Büchlein ist neben dem Neuen Testamente mein stetiger Reisebegleiter), es treten uns Gestalten entgegen, wie ein Fenelon, eine Guyon, viele andere. Wenn auch die katholische Hierarchie solche Männer und Frauen meist gebrochen, in das Gefängnis geworfen, sie selbst auf dem Totenbette noch verfolgt und zum Widerruf gezwungen hat, so stört uns das nicht; diese hohen und herrlichen Gaben sind uns trotzdem auch von dorther dargereicht worden, und bei dem Gedanken hieran zieht ein Geist christlichen Gemeingefühles und brüderlichen Friedens durch unsre Seele. Wir wünschen, daß auch die katholischen Brüder mit uns arbeiten gegen Frivolität, gegen Unglauben, Genußsucht und unsittliches Treiben. Wir anerkennen dort drüben alles Gute rückhaltlos und freudig, und der praktische Eifer, der dort für alles Kirchliche vorhanden und in das Volk selbst eingedrungen ist, ist uns Muster, wir können noch vieles von der katholischen Kirche in dieser Beziehung lernen. Wir haben nur zu fordern, daß, wie wir ihr Gutes anerkennen, so sie dasselbe uns gegenüber zu lernen versuchen. Auch ihr Gewissen ist uns trotz aller Irrtümer geweiht und heilig, sobald es echt und wirklich ein eigenes Gewissen ist, sobald es nicht etwa von Hetzkaplänen, den Knechten der Bischöfe, welche wieder Knechte Roms geworden sind, ihnen bloß von außen angelernt und anbefohlen ist. Es muß aus der Tiefe des eigenen Gemütes hervorquellen und wenigstens annähernd stammen aus einer Reihe von Erfahrungen des Gefühls unsrer schlimmsten Tiefe, der Sünde, aus welcher unser Luther seine Wiedergeburt fand und unsre Reformation ihre Geburtszeit. Bei dieser gegenseitigen Anerkennung sind wir unsrerseits gern geneigt, mit ihnen unser Bestes, was wir haben, auszutauschen und auch von ihnen zu empfangen. Erst dieses gegenseitige Sich-Demütigen und Offenstehen ist christlich und evangelisch. Ob sie nun nach den Grundsätzen der römischen Unduldsamkeit und ihres Hauptsatzes: „außer der Kirche, nämlich der römischen, kein Heil," unser Gewissen wirklich anerkennen können und dürfen, das sich klar zu machen ist ihre Sache, nicht unsre. Aber sollen wir ihre Gewissen anerkennen, so bitten wir uns aus, daß sie auch das unsrige anerkennen. Der Kampf zwischen uns ist um der Wahrheit willen unvermeidlich. Aber wir evangelischen Christen wollen ihn nur ausfechten mit den Waffen des Geistes, der Wahrheit und der Liebe.

Und es kann zwischen Evangelischen und Katholiken in diesem Sinne Friede sein. Er ist oft und bis dahin vorhanden gewesen, bis das ultramontane Rom mit seinem Aufstacheln der Leidenschaften dazwischen gefahren ist. In diesem Lande und in dieser Stadt seid ihr ja selbst ein Beispiel davon, daß Katholiken und Protestanten in Frieden mit einander leben können, und wahrlich der Evangelische Bund hat auch in eurer

Mitte nicht die Absicht, diesen Frieden zu stören. Ich selbst komme aus einem Lande, dem Königreich Sachsen, wo etwa 98 % Evangelische katholisch Glaubenden gegenüberstehen, also nur die verschwindende Minderzahl Katholiken sind. Dennoch herrscht bei der entschiedensten evangelischen wie nationalen Gesinnung des ganzen Landes Frieden zwischen Evangelischen und Katholiken. Trotzdem, daß ziemlich 98 % der Einwohner evangelisch sind, haben wir einen katholischen König und ein katholisches Königshaus, und lieben und verehren unsern König, wie es mehr nicht sein könnte, — unsern König als Vater all seiner Unterthanen ohne Unterschied der Konfession, als Mitgründer des Reiches, als bewährten, zuverlässigen Freund unsers alten und unsers jungen Kaisers, und als bereit, das Gewissen aller und dessen inneres Recht aufrichtig anzuerkennen. Wo ist nun aber ein katholisches Land, in dem solches möglich wäre? Mußte nicht der evangelische Koburger selbst auf dem belgischen Throne katholisch werden, um König der Belgier zu sein? und war es nicht ebenso in Portugal? in Brasilien? Nur der protestantische Geist, seine Duldung und Anerkennung des Gewissens andrer, kann solches ermöglichen, und es ist unser Stolz, daß in keiner Weise unsre Verehrung und Liebe durch die Differenz der Konfession beeinträchtigt wird. Ja bis zum Anfange dieses Jahrhunderts hat es viel weiterhin eine Periode gegeben, welche wir Friedenszeit zwischen der katholischen und evangelischen Kirche nennen können, die Zeit eines Wessenberg, eines Sailer, Diepenbrock, die Zeit, in welcher der geniale protestantische Philosoph Schelling den katholischen Studenten in Würzburg Vorlesungen hielt, ja der theologische rationalistische Professor Paulus, später in Heidelberg, den katholischen Studenten Vorlesungen über die Encyklopädie der Theologie hielt. War auch viel Oberflächlichkeit und Indifferentismus dazwischen, dennoch, ihr lieben Freunde, wehte auch ein Geist echt christlichen Friedens durch diese Zeit in vielen und in den Edelsten. Dieser Geist des Friedens ist vor allem von außen, von Rom und seinen Jesuiten her gestört worden. Wir wollen ihn nicht stören, immer vorbehalten unser entschiedenstes evangelisches Gewissen, unsern Protest und geistigen Kampf gegen den Aberglauben dort und gegen den Unglauben, der in den sogenannten katholischen Ländern unter den „Gebildeten" weit mehr und erschreckender herrscht als in den protestantischen Ländern. Wir wissen es doch sehr wohl, daß es eigentlich, insonderheit in evangelischer Umgebung, kaum noch einen Katholiken giebt, der so ist, wie ihn Rom und die Jesuiten haben wollen. Es ist eben die evangelische Gesittung und das evangelische Licht in alle eingedrungen und überallhin ausgegossen. Es ist unmöglich, der göttlichen Wahrheit des wieder ausgegrabenen Evangeliums und dem höheren Lichte, das mit der Reformation aufgegangen ist, sich ganz zu entziehen. Millionen auch von Katholiken glauben nicht mehr oder haben nie geglaubt an die Unfehlbarkeit eines armen, sündigen und darum auch irrenden Menschen auf dem Papststuhle und betrachten es ebenso wie wir als einen Raub, als einen sündhaften Raub an Gottes Ehre, der allein unfehlbar ist. Millionen von Katholiken wollen nichts wissen von der Verehrung noch dazu oft nur mythischer sogenannter Heiligen,

geschichtlich unechter Reliquien und geschichtlich unechter Knochen, Zähne, Holzsplitter, Windeln und Röcke. Sie schämen sich, daß dieses bei ihnen noch geschehen kann und bedauern die armen ungebildeten Massen, die dorthin mit fortgerissen werden, sie haben nur meistens den Mut nicht, es zu bekennen mit uns, oft auch nicht den Ernst des Gewissens, solches zu thun, oder ihr Indifferentismus läßt sie nicht dazu kommen, — der Indifferentismus, diese entsetzliche Zeitkrankheit der Neigung, in Oberflächlichkeit, Trägheit und Schwäche alles gehen zu lassen, wie es eben geht, ohne sich zu sagen, daß in jedem Bezuge des Lebens die Wurzeln des Höchsten in der Religion gelegen sind. Sage mir, was dein Glaube ist, und ich will dir sagen, was du selber bist und was du wiegst. — Die Zeit jenes Friedens ist jetzt vorbei! Wir beklagen es, aber wir müssen dem Rechnung tragen.

Auf der einen Seite ist im Schwange Unduldsamkeit, List und — soweit es noch möglich ist — Gewalt gegen die Andersgläubigen, Mißachtung und Verleumdung, die möglichste Beeinträchtigung der evangelischen Kirche, vor allem in der unwürdigen Jagd der ja immer bedenklichen gemischten Ehen, ja die eigentlich Leitenden erfüllt bis zur höchsten Spitze nur der Gedanke der Vernichtung unsrer protestantischen Kirche; auf der anderen Seite aber ein unbegreifliches Schlafen der Evangelischen angesichts dieser Gefahren, ein unbegreiflicher Indifferentismus, trotzdem daß wir im Besitze der evangelischen Bildung, der evangelischen Kirche und der evangelischen Schule sind und keiner von uns deren Segen für sich und seine Kinder missen möchte. Wir meinen, es könne uns nicht fehlen, daß wir in solchem Besitze bleiben, wir haben weithin jetzt vergessen, was es unsern Vätern gekostet hat, diesen evangelischen Glauben und Segen zu erringen, zu bewahren. Wir sehen nicht, wie Schritt für Schritt auf allen Wegen, die nur beschritten werden können, uns entgegengearbeitet wird, beispielsweise auf dem Wege des lebendigen und gedruckten Wortes, diplomatischer List und mit vielen anderen Mitteln, — Propaganda nicht bloß in Dänemark und Norwegen, sondern auch in unsrer Nähe, in Thüringen und sonst durch immer neubegründete katholische Stationen; in der preußischen Provinz Sachsen sind allein nicht weniger als 160 „Missionsstationen" errichtet worden. Auch die alte Lutherstadt Eisenach ist erfolgreich in Arbeit genommen. Meistens geschieht diese Propaganda möglichst verborgen, aber sie reicht hinein bis in die Krankenhäuser, bis auf die Kranken- und Sterbebetten, sodaß wir genötigt sind, von Bundes wegen ein eigenes evangelisches Diakonissenamt, eigene evangelische Krankenhäuser zu errichten, wie es eben jetzt in Teschen (Oesterreich-Schlesien) und sonst geschieht, um unsre armen Kranken dort vor den Bekehrungsqualen der barmherzigen und grauen Schwestern — sonst oft tüchtig und verdient — zu bewahren.

Von zwei Dingen also kommen wir her: wir sind unduldsam gegen die Unduldsamkeit, und das ist unsre einzige Unduldsamkeit, und hier sind wir unerbittlich, und zum andern, wir wollen brechen helfen an unserm kleinen Teile den Schlaf, den Indifferentismus in unsrer eigenen Mitte, vor allen Dingen auch in den Reihen der Gebildeten; denn diese sind in

erster Linie mitberufen zur Arbeit an dem Schutz und Trutz für unser evangelisches Bekenntnis. Wie viele aber meinen noch immer, sich dem entziehen zu können durch die banale Redensart: dogmatische, theologische, konfessionelle Fragen berühren uns nicht. Es handelt sich hier aber nicht um dogmatische Fragen im Sinne der Wissenschaft, die lösen wir auf den Universitäten mit unsern Studierenden, sondern es handelt sich um religiöse, um kirchliche Fragen, es handelt sich darum, den Herd zu bewahren, auf welchem das Feuer und das Licht unsrer gegenwärtigen Wissenschaft und Kultur selber entzündet worden ist. Das freimachende Evangelium war und ist dieses Feuer und Licht. Noch bis zum Jahre 1835 standen die Schriften eines Kopernikus, eines Galilei auf dem Index der römischen Inquisition; der gute Katholik mußte also glauben, daß sich die Sonne um die Erde drehe, während jetzt jedes Kind in Deutschland, auch jedes katholische Kind, das Umgekehrte als das Richtige weiß. Durch den Protestantismus erst ist die wahre, die freie, die allein an die Wahrheit gebundene Wissenschaft möglich geworden, einschließlich der Naturwissenschaften. Denn die Lebensluft, in welcher die Wissenschaft atmet, ist die Freiheit der Forschung und die Charaktertiefe des Wahrheitsernstes, und sie ist evangelisch, auch wenn sie von „Katholiken" geübt wird. Selbst ein Döllinger in München, der größte katholische Gelehrte dieser Zeit, früher ein uns tief feindlicher Hort der katholischen Kirche, hat 1872 in seinen Vorlesungen über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen gesagt: „In Deutschland ist das Uebergewicht oder richtiger die Herrschaft in Wissenschaft und Litteratur durchweg in protestantischen Händen. Die schöngeistige Litteratur ist fast ganz, die wissenschaftliche, wenn man absieht von der Medizin, zum weitaus größten Teile protestantisch. In der Theologie insbesondere ist das Mißverhältnis derart, daß die protestantische Theologie, qualitativ und quantitativ, mindestens sechsmal reicher ist als die katholische."

Aber das ist nicht die Hauptsache: sondern das Prinzip, der Geist ist ein andrer. Das Dunkel, welches trotz der Anregung und Beleuchtung vom Lichte der evangelischen Kirche und Wissenschaft her dort drüben noch ruht, z. B. auf Spanien, es würde auch über uns wieder ausgebreitet werden, wenn Rom die Gesellschaft wieder in seine Gewalt bekäme. Schon 1866 sagten mir katholische Geistliche Böhmens, bei denen ich als evangelischer Feldpropst der Sachsen einquartiert war, mit wahrhaft bewunderungswürdiger Naivität: ich sei doch wohl auch der Meinung, daß im Falle des nicht zweifelhaften Sieges der katholischen Waffen das österreichische Konkordat von 1855 über ganz Deutschland erstreckt werden müsse? Nicht einmal Oesterreich selber hat es zu tragen vermocht, sondern es zerbrochen, unter dem ohnmächtigen Proteste Roms. Und seht euch nur den Syllabus und die Encyklika des Papstes an: alle unsre höchsten Güter sind da mit dem Anathema belegt, und der angebliche Friedenspapst hat unsre evangelischen Kirchen und Schulen — von denen nach dem Falle des Kirchenstaates nun auch in Rom endlich einige errichtet werden konnten — als Pestilenz bezeichnet. Das wollen wir uns

nicht gefallen lassen! dagegen treten wir ein! Und es ist kaum möglich zu zählen und zu wägen, wie oft unser Luther, der glaubensfreudigste und größte deutsche Mann, von der katholischen Presse beschimpft und verleumdet wird, trotzdem ihre Verleumdungen hundertmal widerlegt worden sind. Das arme katholische Volk liest ja nichts anderes und hört nichts anderes. Es hält uns Protestanten für Ungläubige, für Atheisten, Gottes- und Christusleugner, wie ihre Priester es ihnen vorsagen, und es staunt, wenn es nun, z. B. bei öffentlichen heiligen Handlungen der evangelischen Kirche, bei Begräbnissen und sonst, merkt, daß es belogen ist. Wie oft haben mir Katholiken, welche 1866 unsern Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern um Wien her unter freiem Himmel beiwohnten, weil den Mitkämpfern Oesterreichs auf blutigem Schlachtfelde der Mitgebrauch von katholischen Kirchen versagt wurde und evangelische nicht da waren, gesagt: „Ach bei euch ist alles viel tiefer als bei uns! aber wir können nichts dafür!“ —

Selbstverständlich giebt es Ausnahmen von guten auch gelehrten katholischen Leistungen, wir empfangen und verwerten sie auch unsrerseits mit Dank; aber es giebt sie nicht auf dem Gebiete schöpferischer, bahnbrechender, erneuernder Gedanken, denn die sind verboten. Thomas von Aquino vor mehr als 600 Jahren ist erst neuerdings von Leo XIII. als der Normal-Dogmatiker den Denkern der Gegenwart dort auf den Hals gelegt! Und wenn manche vielleicht sagen: neuerdings hat doch z. B. in der Geschichtsschreibung die katholische Kirche in den Schriften und Büchern eines Janssen sogar Hochbedeutendes geleistet und selbst protestantischen Gelehrten imponiert, so müssen wir sagen: es ist wahr, dort ist ein großer Reichtum von Quellenkenntnis und großes Geschick der Gruppierung sichtbar, aber, wie von vielen Kundigen schon nachgewiesen worden, bezüglich Braunschweigs, auf eurem eigenen Boden z. B. von dem Spezial-Fachkundigen hier, Herrn Prof. Koldewey, die Bücher Janssens sind voll von Entstellungen der geschichtlichen Wahrheit; und diese Entstellung ist eine doppelte. Auf der einen Seite wird weggelassen und verschwiegen, was dem Hasse der katholischen Stellung uns gegenüber nicht entspricht, und auf der andern Seite wird, in scheinbar gemäßigter, objektivster Form, alles Leidenschaftliche, Verworrene und Schlechte herausgehoben, was innerhalb des Protestantismus und gegen ihn hervorgekehrt werden kann. Wahrlich, das ist nicht Geschichte, sondern Karikierung und Fälschung der Geschichte. Erst der Protestantismus hat die wahre Wissenschaft, auch den Schlüssel zur Naturwissenschaft und Medizin, welche Döllinger noch ausnehmen will, dargereicht, denn erst der Protestantismus hat mit seinem Prinzipe der Freiheit die Fesseln gelöst, die wie dem Gewissen so auch auf diesen Gebieten der Wissenschaft angelegt waren.

Dies, lieben Freunde, sind die beiden Feinde, denen wir gegenübertreten: die Intoleranz und die Bedrohung seitens Roms, und der Indifferentismus und die falsche Sicherheit unter uns.

Daher kommen wir. Damit ist aber von selbst schon der Weg gebahnt zu der zweiten Frage: **Wohin gehen wir?** Was ist unser Ziel? Wir fragen nach den Mitteln, mit welchen wir die gestellte Aufgabe zu

lösen im stande sind, nicht nach den äußeren, sondern nach den inneren, und das erste Mittel ist, daß du, mein deutsches evangelisches Volk, wieder ein volles, ein lebendiges Herz gewinnst zu deiner geistigen Heimat: zu deiner evangelischen Kirche. Sie reicht weit hinaus über die äußerlich verfaßte Kirche, ihre Erscheinung und Wirksamkeit. Unser ganzes deutsches Wesen ist in allen Bezügen des Fühlens und Lebens in sie eingetaucht, aus ihr emporgestiegen. Deutschlands Wiedergeburt ist die **lutherische** Reformation, wie sie nach Ort und Mann in ihm geboren ist, sie ist **deutschen** Geblütes aus Christi Kraft. Das sollen wir nie vergessen! wir müssen **alle** wieder mehr lebendige, in Wort und Leben bekennende **evangelische Christen** werden. — Du sollst auch nicht meinen, das gewöhnliche Kirchengehen, die feiernde Gebetsgemeinschaft mit deiner evangelischen Genossenschaft des gleichen Glaubens, den sogenannten Ungebildeten überlassen zu können, sondern es gilt, Herz an Herz geschlossen vor Gottes Angesicht, immer von neuem im Höchsten sich zu stärken zu einer Zeit, in welcher die materiellen Interessen alles Ideale zu überfluten drohen. Dann wird das Evangelium wieder eine Macht sein auch in der Welt. Was war denn die Macht unsers Luther? woher kam es, daß selbst der päpstliche Legat Miltitz, welcher auf Roms Gebot Luther nach Rom führen sollte, sagen mußte: selbst mit einem Heere kann ich ihn nicht durch Deutschland gen Rom führen, denn das deutsche Volk würde ihn auf dem Wege befreien? Was war es, daß Luther nicht bloß das Wort sprach, sondern es lebte und persönlich bewahrheitete: „Einer, der glaubt, der jagt Tausende?“ Er hat sie gejagt, dieser Luther, und jagt sie heute noch, sonst würden sie ihn nicht fast täglich in ihren Schriften beschimpfen. Sie **fürchten** sich vor der noch unerschöpflichen Macht seines die Völker befreienden Geistes, ähnlich wie es Furcht ist vor dem wiedererwachenden evangelischen Geiste der Nation, wenn sie jede evangelische Regung größeren Stiles dort aufmerksam beachten, mit Prozessen verfolgen und bekämpfen, mehr und mehr auch unsern erstarkenden Evangelischen Bund in Schriften, die sie unter das katholische Volk werfen, verleumden und beschimpfen. Das ist Furcht, der ordentliche Mann aber kennt keine Furcht, außer vor Gott und seinem Gewissen. Das war Luthers Macht nach innen und nach außen, daß er ein Charakter, sein Glaube **persönlich** war, daß das deutsche Volk seinerzeit glühte für ihn in seiner innersten Lebenstiefe selbst, vom Palaste und der Ritterburg an bis in die Hütte, bis zu dem einfachen Manne herab, der nur in der Liebe zum Evangelium noch seine „feste Burg“ fand und oft genug durch das Anstimmen reformatorischer Lieder im Gotteshause sich das Evangelium ersang und erstritt. Die Nation, und nicht bloß die deutsche, war von dem reinen Evangelium ergriffen, durch welches das Gewissen von geistiger Knechtschaft befreit wurde und das Gemüt unmittelbar in die Tiefen der Geheimnisse Gottes und seines Wortes Zugang erhielte. Wenn der mechanische Bund, den wir den Jesuitenorden nennen, arm an innerem Gehalte, einen so ungeheuren Einfluß gewonnen hat, daß er die ganze katholische Kirche beherrscht, mit seiner verderbten Moral sie mehr und mehr durchseucht, der

schwarze Papst, der General der Jesuiten, mehr Macht hat als der weiße Papst; wenn wir — und ich kenne dies aus den Akten des Gustav-Adolf-Vereins — heute aus Brasilien hören, wie die Jesuiten dort an den Stellen, wo die Protestanten arbeiten, mit Hilfe ihrer ungeheuren Mittel sich einnisten, und morgen dasselbe wieder aus Galizien, aus Frankreich — es thut ihnen nichts, daß die Gesetze dort den Jesuiten den Aufenthalt verbieten, — wenn, sage ich, schon dieser Bund des „Kadavergehorsams" solche unleugbare Macht gewonnen hat und ausübt: was würden wir, ihr lieben Brüder und Schwestern, erst sein, wenn das ganze deutsche evangelische Volk wieder glühte, wie Ein Mann, Eine weiße reine Flamme, für sein Evangelium! Wir würden sie wegfegen mit allen Versuchen der Propaganda und allen ihren Bedrohungen, wie der Wind, der über die Stoppeln weht, die Spreu vor sich hertreibt. Und wir würden mehr, mehr noch fertig bringen. Denn das von begeisterten Bekennern umfaßte Evangelium hat missionierende Kraft! — Nicht Rom und seine Schätze, die es durch Jahrhunderte gesammelt, auch nicht Rom mit seiner praktischen Organisation, mit seiner klugen Diplomatie, mit seinen Propaganda treibenden Mönchs- und Nonnenorden sind unsere Schwäche, sondern wir selbst sind unsre Schwäche, unsre Gleichgültigkeit und Kälte! — der Irrtum ist unsre Schwäche, daß es sich bei diesen Fragen nicht um Leben und Sterben für Zeit und Ewigkeit handele.

Auch „für die Zeit", auch um unsre materiellen Güter! Denn sehet nur hin: die reichsten, die die Welt beherrschenden Völker der Erde, das sind die protestantischen Völker kraft der Kraft, die aus dem reinen Evangelium, seiner die sittliche Kraft entbindenden Freiheit und seiner Befähigung quillt, die ganze Tiefe der auf eigenen Gewissensernst und auf eigenes schöpferisches Thun gestellten Persönlichkeit zu entfalten. Die Reformation ist nicht bloß eine religiöse Macht, sondern — wie dies immer beisammen ist — eine sittliche Erneuerung der Welt gewesen. Und wenn derselbe Staat, der noch vor wenigen Jahren seinen wirklichen Feind leidenschaftlich bekämpfte, die evangelische Kirche jetzt sich selbst überläßt, ja jetzt oft genug zu mißachten scheint; wenn er die Kirche, welche im Allerinnersten ihm Freund und zugleich deutsch national, zugleich die Geburtsstätte des neueren Rechtsstaates ist, zurücksetzt hinter der katholischen Kirche, ihren Bischöfen und Priestern; wenn also der Staat vergessen sollte, wo seine eigentliche Heimat liegt, wenn er unter dem Namen der nicht einmal formell vorhandenen Parität, mehr noch als schon in den letzteren Jahren gerade die evangelische Kirche, die mit ihm verbunden sein und bleiben will, als den Prügelknaben behandelt, obwohl oft genug dabei vermeintlich die Spitze gegen Rom gekehrt war; wenn der Staat der katholischen Kirche die Rechte und die Mittel der freien Aktion, auch gegen sich selbst, „um des Friedens willen" reichlich gewährt, dagegen der eigenen, außen und innen mit ihm innig verbundenen Kirche die Mittel und die Wege zur Entfaltung größerer Selbstthätigkeit verkümmert und versagt, — so sollen und wollen wir das laut beklagen, ihr Lieben, aber deshalb noch lange nicht verzagen. Es ist nur der Ruf der Geschichte, der Ruf Gottes an

die evangelische Kirche, sich ebenfalls auf sich selbst zu besinnen und sich auf eigene Füße zu stellen. Mag der Staat sagen: „die Organisation jener hat großen Einfluß auf die Wahlen, darauf müssen wir Rücksicht nehmen, damit rechnen, ihr seid nicht organisiert:" nun wohl, wir, der protestantische Geist hat den nationalen Rechtsstaat der Gegenwart selber „organisiert", und die evangelische Kirche ist bei Gewährung dessen, was ihr zukommt, und schon jetzt, nicht bloß in ihrem Verfassungszustande wohl und fest gefügt, sie ist auch ein Kulturprinzip im höchsten Sinne des Wortes. Wem dies entgeht, versteht weder die evangelische Kirche noch die katholische. Und dies kann auch dem größten Staatsmanne geschehen; denn geistliche Dinge wollen geistlich, kirchliche Dinge wollen kirchlich, nicht bloß politisch, verstanden und behandelt werden. Der Staat ist eben in seinen Wurzeln zunächst auf deutschem Boden evangelischer Staat und nur als solcher kann er sein „paritätischer" Staat. Alles andere sind ungeschichtliche Abstraktionen und verhängnisvolle Selbsttäuschung.

Und „wir sind nicht organisiert"? Nun, teure Brüder und Schwestern, wir wollen uns eben mehr als bisher organisieren, wir wollen in freier, und doch festgeordneter Verbrüderung unsre Kräfte behufs der Verteidigung unsrer teuern evangelischen Kirche zur Verfügung stellen, der wir das Edelste und Schönste verdanken, was wir besitzen im Herzen, im Hause, in der Kirche, in der Schule, in Wissenschaft und Leben.

Der Gustav-Adolf-Verein, obwohl geschwisterlich mit dem Evangelischen Bunde verwandt, kann an seinem Teile diese Aufgabe nicht lösen. Er ist nach seinen Statuten zunächst nur auf die Schutz- und Trutzhilfe für die evangelische Diaspora in katholischer Umgebung angewiesen, und in dieser gemeinsamen Glaubens- und Liebesarbeit für die jetzt mehr als je bedrängten Glaubensgenossen ist er ein gottgesegnetes Band des Friedens für unsre leider noch immer so zerklüftete Kirche. Wer den Verein lieb hat, wird sagen: er soll bleiben in den Grenzen, welche seine Statuten ihm anweisen, und welche durch Gottes Gnade einen so gesegneten Erfolg herbeigeführt haben. Aber es ist nach Lage der Dinge, die wir nicht herbeigeführt, nicht gut und nicht ausreichend, nur in diesen engen Schranken thätig zu sein. Jetzt gilt es, auf die katholische Propaganda aufmerksam zu sein und über sie zu wachen überall, ihren Angriffen und Uebergriffen unter uns in geschlossenen Reihen und immer sofort entgegenzutreten durch Zeugen, Wort und That. Und wenn wir auch im Evangelischen Bunde selbst zunächst nur defensiv thätig sein wollen, so weiß doch jeder, der einigermaßen der Dinge kundig ist, daß ein solcher defensiver Krieg nicht wohl zu führen ist ohne die Bereitschaft und Entschlossenheit zur entschiedensten Offensive, sobald wir von der andern Seite dazu gezwungen werden. Wir wollen auch in unserm Bunde das Schwert aufheben und sprechen: „Hie Schwert des Herrn und Gideon! Rührt an unsern evangelischen Glauben, an unser evangelisches Gewissen, unsre evangelischen Glaubensmänner, wie unsern Luther: ihr werdet uns auf der Schanze finden und, wenn es not thut, in euerm eigenen Lande!" Wir sagen es wieder: wir wollen Frieden, der konfessionelle Friede ist auch unser

heiliges Ziel; er ist eine Lebensbedingung geworden für die Einzelnen in ihrem Zusammenleben und für die Völker, die nicht mehr, wie Rom, noch im Mittelalter stehen. Unser Kaiser mahnt mit Recht dazu. Aber es ist Thorheit, Pflichtvergessenheit und Versuchung Gottes, der sein Evangelium uns anvertraut, „Friede, Friede“ zu rufen, wo von der andern Seite uns entgegenschallt: „Krieg, Krieg! Krieg bis zur Vernichtung!“ Und auch das sei wieder gesagt: die Kirche ist zu heilig und groß, um bloß politisch gewertet und zum politischen Mittel herabgewürdigt zu werden. Ihr Wesen ist religiöser, ethischer, geistiger Gehalt, der Staat ist ohne ihn Form ohne Inhalt. Das meinte ja unser großer heimgegangener Kaiser, wenn er sagte: „Unserm Volke muß die Religion erhalten werden“. Und er war evangelisch.

Wenn wir nun endlich kurz noch fragen: Mit wem wünschen wir zu gehen? so kann unsre Antwort nur eine sein: Mit denen, die lebendige evangelische Christen sind, die keiner Priester-Mittlerschaft erst bedürfen, um zu ihrem einigen Erlöser und Herrn zu kommen und aus der Gemeinschaft mit ihm den Frieden ihrer Seele zu schöpfen, — mit denen wünschen wir zu gehen, die demütig, selbsterfahren, frei und darum tief des lebendigen Glaubens an Jesum Christum sind, dem allein die Verheißung gegeben ist, nicht etwa bloß, daß er die Welt überwinden wird, sondern, daß er sie überwunden hat. Denn der protestantische Geist hat schon trotz allem und in der Wurzel die Herrschaft in der Welt, nicht Rom, nicht seine Jesuiten. Mag Windthorst und Genossen noch so oft, wie jüngst wieder, in die Welt hinausrufen: „Rom ist die Herrscherin der Welt“, wir sagen umgekehrt, und der Blick auf die Kulturgeschichte und Machtlage der Völker belegt es: „Der protestantische Geist, der protestantische Glaube, die protestantische Gesittung und Wissenschaft ist die Herrin der Welt!“ Und ich schließe dabei nicht einmal die katholischen Länder aus, soweit sie bereits evangelisches Wesen in sich aufzunehmen im stande waren, und das wächst täglich und überall. In unserem Bunde aber wünschen wir zu gehen mit denen, welche ein Dreifaches mit uns bekennen: Christus, Gottes Sohn allein, unser Trost im Leben und im Sterben, die Schrift allein unseres Fußes Leuchte, denn sie und nur sie zeigt uns diesen Christus; und der Glaube allein, der im Anschauen dieses Christus frei und tief hervorquillt aus der innersten Tiefe des Gemüts, der ihn ergreift durch sittliche Selbstthat und ausgestaltet in sich selbst zu einem geheiligten Leben! Dieser Glaube an Gottes Gnade in Christo ist in Wahrheit der „Brautring“, der Himmel und Erde verbindet, er, und nur er vermählt das Höchste über uns, die Offenbarung von oben, mit dem Innersten und Freiesten in uns. Denn nichts ist tiefer, nichts freier und schöpferischer als das Gemüt, das auf Grund seiner die Erlösung und den Frieden suchenden Selbsterfahrung das Höchste bewegt und ergreift, das ihm Frieden bringt. Und dieser Friede ist Christus, der sich und die Seinen Eins wußte mit seinem himmlischen Vater. Wer Höheres weiß, der sage es!

Mit denen möchten wir gehen, die solchen Glauben mit uns bekennen, und ich wenigstens weiß kein Glied unsers Bundes, das nicht freudig in die Hand einschlüge auf solchen Glauben! Und es sind schon gegen vierzig Tausend! Es werden bald hundert Tausend sein!

Und nun frage ich, ob der Evangelische Bund thatsächlich, wie manche sagen, ein Bund von Männern ist, die von nichts leben als von der Polemik gegen Rom, und die keinen wahren, tiefen evangelischen Kern und Glauben besitzen? Nicht Streitlust — sie ist uns schmerzlich und widerwärtig —, sondern das Pflichtbewußtsein treibt uns, unsern Glauben zu verteidigen, unser höchstes Gut, und unsern Glaubensgenossen das Gewissen zu schärfen für diese Pflicht, zur Vorsicht und Mitthat, ehe es zu spät ist. Wir kennen die Geschichte und die Praktiken Roms! Und kraft meines wissenschaftlichen Lebensberufes und auch meiner nicht ganz kurzen Lebenserfahrung am Evangelium, fordere ich heraus, es uns zu sagen, wenn jemand noch tiefere Prinzipien der geschichtlichen, der wirklichen Reformation, vor allem Luthers kennt, als diejenigen sind, zu welchen wir uns oben bekannt haben, im Wesen schon das Statut des Bundes selbst und manche öffentliche Erklärung im Laufe seiner noch kurzen Geschichte. Auf dem Grunde des Bekenntnisses unsrer Kirche hat der Bund sich aufgebaut und will er stehen, ihr will er dienen; ich darf es sagen: ich wäre sonst wahrlich nicht dabei! Und sind die Bedenken hin und her persönlich? Das ist verantwortlich in einer Sache, die gemeinsames Handeln und Vertrauen fordert, in einer Sache, die nach Lage der Dinge von allen Richtungen rückhaltslos und überall als eine Notwendigkeit und als eine Pflicht der Kirche anerkannt wird. Und gegenüber dem Erzfeinde unsrer Kirche, gegenüber Rom und seinen Jesuiten, ist eine breitere Basis zulässig, als in anderm kirchlichen Handeln, das nur nach innen sich richtet. Der Entschluß brüderlicher Gemeinsamkeit ist auch eine Forderung und Gabe des heiligen Geistes. Die offizielle Kirche allein kann diese Aufgabe nicht lösen. Der Bund ist Geist von Luthers Geist, der in heiligem Zorne sein Herzblut ausschüttete bis zuletzt im Kampfe gegen Rom, und wahrlich nicht bloß defensiv, sondern aggressiv. Und es ist immer bedenklich, die tiefere, vollere Gläubigkeit, die demütigere, zartere und zeugnisfreudigere Frömmigkeit, und dann doch sicher wohl auch, die reinere Sittlichkeit für sich in Anspruch zu nehmen, — das ist verantwortlich! Gegenüber Rom sind die obigen Bekenntnissätze die uns alle gleich von ihm scheiden, die Reformation selbst. Alles andere, wahrlich auch nicht Unwichtige, tragen wir aus in unsrer eigenen Mitte.

Wohl sind in unsrem Evangelischen Bunde Männer verschiedener Richtungen vereinigt; aber das Gesagte ist die tiefe gemeinsame Basis, und gerade die Verschiedenheit und Freiheit ist unser Reichtum und unsre Stärke. Die Zeitlage der religiösen Gemüter verkennt, wer innerhalb unsrer evangelischen Kirche die dogmatischen Grenzpfähle — meist völlig unverständlich der Gemeinde — zu eng jetzt stecken will. Wenn daher uns gerade aus den Kreisen derer, die mehr nach der rechten kirchlichen Seite stehen, wenigere gekommen sind und kommen, so ist es ihre Entscheidung,

die wir zu ehren haben, aber um der Kirche willen beklagen wir es. Wir wünschten von Herzen mit ihnen zu gehen, sie sind eingeladen von vornherein, und wir werden sie immer wieder in herzlicher Brüderlichkeit rufen. Wenn sie in Wahrheit mehr und Tieferes noch vom Evangelium wissen, als daß es Christum, Gottes Sohn, als unsern alleinigen Erlöser und Herrn bekennt, anstatt des Priestertums, des Heiligen- und Mariendienstes und des äußeren Werkewesens in der katholischen Kirche; wenn sie Tieferes noch wissen, als daß das göttliche Wort allein anstatt der Menschensatzungen und der selbstgemachten Tradition in der katholischen Kirche das für uns Normgebende ist; wenn sie Tieferes noch wissen, als daß die vergebende und erlösende Gnade Gottes und der Glaube an sie allein, nicht aber unser armseliges, angebliches Verdienst, Kern und Stern unsres Zieles ist: so mögen sie es uns sagen, wir wollen es hören, und können wir uns überzeugen, daß es etwas Höheres ist, als jene Fundamente unsers Evangelischen Bundes, dann wollen wir freudig in die Hand einschlagen, und jede Vertiefung, ist sie wirklich eine solche, soll uns willkommen sein. Mit Mißtrauen, mit bloßem Fragen und Beanstanden kommen wir nun einmal in so großem Werke nicht von der Stelle.

Ihr teuern Brüder, es ist eine ernste Zeit, wir sind gewarnt, es gilt sich zusammenzuschließen! Die ungeheuren Verluste, die wir in den Zeiten unserer Trägheit und Zersplitterung einst erlitten haben, sie müssen uns warnen. Nach einer oberflächlichen Rechnung haben wir in der Zeit, wo wir schliefen, verloren Millionen von Glaubensgenossen, 5 Könige, 3 Kurfürsten, 32 regierende Herzöge, 57 regierende Landgrafen und Freiherren, erst vor einigen Jahren ist wieder eine evangelische Königin zum Katholizismus übergetreten; in zehn Jahren sind in England allein 237 evangelische Geistliche mit Tausenden Katholiken geworden. Sieben Zehntel, nach einer andern wahrscheinlicheren Rechnung neun Zehntel von Deutschland (Oesterreich-Ungarn eingeschlossen) waren einst evangelisch! wie steht es heute? Und wenn sie drüben jenseit des Meeres in den Vereinigten Staaten mit ihrer viel gepriesenen Freiheit und Sektenzersplitterung nicht aufmerken, dann werden sie in gar nicht so langer Zeit von dem Katholizismus auch dort überflügelt sein.

Aber es geht auch ein Zug neuen evangelischen Lebens durch unsre Kirche überall! auch unser rasch erstarkender „Evangelischer Bund“ ist ein Zeichen davon. Unser Nationalgefühl ist endlich, Gott sei gedankt, groß und lebendig geworden: es wäre ein großes Unglück für Kirche und Nation, wenn unser kirchliches Gemeindegefühl nicht nachwüchse, und endlich groß würde und voll Selbstachtung wie jenes! „Wacht auf“, ruft uns die Zeit zu! Wacht auf, ihr lieben Brüder in Braunschweig Stadt und Land, und nehmet auch ihr dies neue evangelische Leben hinein vor allem in euer eigenes Herz, in eure eigenen Häuser und schönen Gottesdienste, dann werden eure Hände von selbst sich aufheben zu dem Gelübde: „Ich will eintreten in Wort und That für meine teure evangelische Kirche auch meinerseits!“ Trotz allem ist es mir, als hörte ich das Wort des Hans

Sachs, das er Luther in Wittenberg zusang, von neuem durch alle deutschen Lande und viel weiterhin rufen:

„Wacht auf, es geht gen Tag!
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient;
Ich höre singen im grünen Hag
Ein wonnigliche Nachtigall,
Davon erklinget Berg und Thal!
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient:
Wacht auf, es geht gen Tag!“ —

4.

Der Kampf des Evangelischen Bundes gegen die religiöse Gleichgiltigkeit.

Von **Rob. Herdieckerhoff**, Pfarrer in Oestrich in Westfalen. 1893 in Bochum gehalten.

Werte Festgenossen! Wenn die ehernen Glocken in diesen Tagen das Reformationsfest einläuten, dann soll das evangelische Volk dankbar und freudig seines Luther gedenken und des segensreichen Werkes, das er in der Kraft Gottes begonnen und hinausgeführt hat. Es soll rühmen, was es gewann, nämlich die Perle des reinen Evangeliums und das Diadem der Glaubens- und Gewissensfreiheit, es soll aber auch wahren, was es empfing, nach dem Worte: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme! Ja, wer streckt denn gierig seine frevelmütige Hand aus nach derselben? Sind die unveräußerlichen Güter und Rechte unsrer Kirche denn bedroht? Wenn die Glaubenstreue sich nicht mit ernsten Sorgen trüge und nicht die mannigfachsten Anzeichen heranziehender Ungewitter die Gemüter mit Bangen erfüllten, — es hätten sich nicht hunderttausend Männer im Evangelischen Bunde zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen zusammengeschlossen. Wir feiern noch kein ewiges Sieges- und Freudenfest. Vorläufig heißt es noch für den gläubigen Protestantismus: Feinde ringsum! Rom hat seit Luthers Zeit seine Gesinnung gegen die Söhne der Reformation ebensowenig gewechselt wie der Pardel seine Flecken. Mit Rom meinen wir nicht ausnahmslos unsre katholischen Mitbürger. Es giebt vielleicht kaum jemanden in unsrer Mitte, der nicht mit dem einen oder andern unter ihnen durch Bande der Verwandtschaft, Freundschaft und Kameradschaft verbunden wäre. Diese persönlichen Beziehungen zu pflegen und zu stärken, soll uns allezeit eine Pflicht und Freude sein. Wenn wir von Rom reden, dann denken wir vielmehr an das in Deutschland hineinregierende, herrschsüchtige, unduldsame Papsttum, das uns den Platz anweist neben Kommunisten und Nihilisten, wir denken an den demagogischen Ultramontanismus und den feinen, gleißenden Jesuitismus. Und mit diesen finstern Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Wer sich einbildet,

daß staatsmännische Weisheit oder freundliches Entgegenkommen Rom zur Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit zwingen könnte, der hat weder aus der Geschichte noch aus der Erfahrung der letzten Jahre gelernt. Der Vatikanismus wird nicht eher mit uns einen ehrlichen Frieden schließen, als bis auch wir einstimmen in den Ruf: der Papst regiert die Welt. Doch wir kennen und wollen keine Einigkeit im Papst, sondern allein in Christo.

Aber wir sehen noch einen andern Feind uns offen und grimmig gegenübertreten. Das ist der freche Unglaube, der die sozialistischen Umsturzgedanken geboren und gehegt hat. Er rast wie ein entfesselter Sturm über Stadt und Land und möchte alle Kirchen und Kirchengemeinschaften, alle Kanzeln und Altäre in den Abgrund schleudern. Die Waffen nüchterner Kritik hat er längst aus der Hand gelegt, um zu den Schalen des frivolen Hohnes und Spottes zu greifen. Gelehrte Männer dozierten ernst und weisheitsvoll vom Katheder hernieder: „Die christliche Gottesidee kann vor der hehren Göttin der menschlichen Vernunft bei dem heutigen Stande der Wissenschaft doch nicht mehr bestehen.“ Unser Blick darf sich also nicht mehr glaubensvoll nach oben richten zum Herrn des Himmels, er muß sich bewundernd niedersenken zu der geheimnisvollen Urzelle, der anbetungswürdigen Schöpferin alles Bestehenden. So bildeten die klugen Herren die von der Religion angeblich verdummte Menschheit weiter, bis sie auf einmal aufgeschreckt wurden durch den schaurigen Ruf einer sinnlich gerichteten, aber folgerichtig denkenden Masse: „Den Himmel habt ihr uns genommen, wir wollen jetzt die Erde mit euch teilen!“ Die Apostel der offenen Religionsfeindschaft und des nackten Atheismus durchziehen jetzt alle Kreise unseres Volkes, um zum Abfall vom Glauben der Väter aufzureizen, ja fanatische Weiber besteigen selbst die Rednertribüne, um dem Christentum den Krieg zu erklären. Bis in die niedrigste Hütte, bis in die entlegensten Dörfer dringen durch tausend Kanäle die gottlosen Ideen und die Erzeugnisse einer aller Religion und Sitte hohnsprechenden Literatur. Ja, es ist auf die völlige Ausrottung des Christentums auf der einen Seite und auf die rücksichtslose Vernichtung des Protestantismus auf der andern Seite abgesehen. Und was thun die evangelischen Christen, die festhalten wollen an Gottes Wort und Luthers Lehr, die mit Herz und Hand ihrem irdischen deutschen Vaterlande ergeben sind und die durch Jesum Christum Erben werden wollen der ewigen Seligkeit? Der böse Dämon der Zwietracht hat ihre Gemeinschaft vielfach zerrissen. Gleichsam als wollten sie der Welt beweisen, daß sie gute Deutsche sind, sind unsere Protestanten uneinig; die Deutschen waren ja nie einig. Die verschiedenen Richtungen und Gemeinschaften verzehren zur hellen Freude der gemeinsamen Gegner im gegenseitigen Kampfe oft ihre besten Kräfte, ja paktieren wohl hier und da mit einem Gegner, um die Brüder niederzudrücken, wie im politischen Leben bald die Freisinnigen, bald die Konservativen dem Zentrum ihre Dienste leisten. Bei allen Bestrebungen, Unternehmungen, Wahlen, Anträgen und Vereinen ist's, als hörte man im evangelischen Lager die Abrahamsstimme: „Lieber, scheide dich von mir! Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten, willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“

Aber man thut dies nicht immer aus Liebe und Friedfertigkeit, sondern auch oft aus Mißtrauen und Lieblosigkeit. Der Mangel an Einigkeit im Geiste geht nicht immer hervor aus der Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue, sondern auch oft aus geistlichem Hochmut und unbrüderlicher Gesinnung. Mahnen uns aber nicht die Zeichen der Zeit, uns mehr zu besinnen auf das, was uns verbindet, denn auf das, was uns trennt? Soll denn das Wort: Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen! für alle andern, für Juden und Sozialisten mehr gelten als für die evangelischen Christen?

Aber besteht denn die uns umgebende Gesellschaft nur aus Feinden und Freunden des evangelischen Christentums? Wäre das der Fall, dann wäre unsre Stellung nicht eine so überaus schwierige. Der schlimmste Feind unsers evangelischen Glaubenslebens ist noch gar nicht genannt, es ist die kalte, tote religiöse Gleichgiltigkeit, der die Religion nicht mehr wert ist als ein altes Kleid, das man anzieht, wenn man sonst nichts mehr hat, womit man sich decken und wärmen kann. Zwischen unsern erklärten Freunden und Feinden steht die große, breite, träge Masse der religiös Indifferenten, die kühl bis ans Herz hinan an der weltbewegenden Frage vorübergehen: Was ist Wahrheit?

Der Evangelische Bund hat keinen lediglich erbaulichen Zweck. Seine Versammlungen wollen keine Gebetsversammlungen sein und seine Schriften keine erwecklichen Traktate. Er will die Kirche nicht ersetzen, aber er will ihr dienen. Er greift in das innere Heiligtum der evangelischen Kirche nicht hinein, aber er steht vor ihrer Thür abwehrend treu auf Posten, daß in ihren Hallen die Menge der Gläubigen still und unangefochten ihres Glaubens lebe, und er sucht die vorüberflutende Menge anzulocken und dahin zu weisen, wo sie allein Heil und Leben findet. So thut er Pionier- und Aposteldienste, so ist er ein Kämpfer und Friedensbringer zugleich. Und in dieser Eigenschaft und bei diesem Berufe muß er unerbittlich streiten gegen jene hochmütige, satte Selbstgenügsamkeit, die mit überlegenem Lächeln oder brutalem Stumpfsinn an den Gütern und Fragen vorübergeht, für die andere Leib und Leben wagen. Der Indifferentismus soll vielfach das charakteristische Merkmal der sogenannten „guten Leute“ sein, aber er ist in seiner Wurzel ebenso verwerflich wie in seinen Früchten. „Die Gleichgiltigkeit,“ sagt eine unsrer Romanschriftstellerinnen mit vollem Recht, „ist blöde, grausam, frech, geht an der Schönheit vorbei ohne Begeisterung, am Elend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Andacht.“ Wenn die Gleichgiltigkeit auf allen Gebieten zur Versumpfung führt, dann ist sie auf dem religiösen und konfessionellen am verhängnisvollsten. Es ist ein hartes Wort, aber ein wohlbegründetes: „Ach daß du kalt oder warm wärest, weil du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde.“ Und Fürst Bismarck hatte das Richtige getroffen, als er meinte: Die Lauen sind die Schlimmsten! Die Verbreitung der religiösen Gleichgiltigkeit ist nicht etwa nur in Berlin zu Hause, sie ist allgemein. Ihr tiefster Grund ist kein Geheimnis, und ihre traurigen Folgen und Früchte liegen so offen zu

Tage, daß nicht nur alle Christen, sondern alle Patrioten und Menschenfreunde sich zu einer energischen Bekämpfung die Hand reichen müssen.

Auf der letzten Generalversammlung in Speier erklärte der Vorsitzende des Evangelischen Bundes: „Daß die Ideale wieder in der breiten Masse unsres Volkes Wurzel fassen, dahin zu wirken ist die Aufgabe unsers Evangelischen Bundes. Ich kenne aber keine anderen und höheren als den Glauben an Christus, als das Streben, ihm nachzueifern und dem Beispiel, das er uns gegeben hat, dem Beispiel der Liebe in unserm öffentlichen und privaten Thun zu folgen." Ja, wenn das doch alle sagen könnten! Aber unser Geschlecht ist vielfach so blasiert und greisenhaft, daß ihm die leuchtenden Sterne des Ideals verblichen sind. Das glühende, edle Streben nach allem Wahren, Guten und Schönen wird als thörichte Schwärmerei verlacht. Die moderne Tugend kommt auf eine ordinäre Toleranz heraus, deren platte Losung ist: Leben und leben lassen! Religiöser Sinn, kirchliches Interesse, christliches Leben, das mag ja alles ganz gut sein; das Dasein würde ja auch von der Wiege bis zur Bahre ohne diesen religiösen Schimmer des Schmuckes und der Poesie völlig entbehren, aber man muß sich, so heißt es, vor allen Dingen vor jeder Uebertreibung hüten und in diesen Stücken ein solches weises Maß halten, daß niemand sich verletzt fühlen kann. „So ein bißchen muß man doch auf Religion halten", sagte mir ein wohlwollender Mann. Für die weltgeschichtliche Bedeutung des evangelischen Christentums fehlt den Indifferenten jedes Verständnis. Ein Luther in der Klosterzelle bleibt diesen erleuchteten und nüchternen, unwissenden Geistern ein wunderlicher Mann. Sie haben ja religiöse Zweifel und ernste Gewissenskämpfe nie gekannt. Und hätte dieser Luther hernach in Worms nur nachgegeben! Dann wäre uns der Jammer des dreißigjährigen Krieges erspart geblieben, die Glaubenseinheit wäre nicht vernichtet und eine alleinseligmachende Kirche könnte diesen praktischen Leuten für Geld und äußeren Gehorsam die Seligkeit verbürgen. Die religiös Gleichgiltigen treten zwar nicht gerade offen der Kirche entgegen, — für ihre Frauen und Kinder, für Arme und Kranke, aber auch für Aufrührer und Verbrecher kann die Religion und Kirche ja noch gute Dienste thun — aber sie selbst glauben doch außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben zu können. Religion ist Privatsache! Das ist nicht nur die Losung der Sozialdemokratie, sondern auch des Indifferentismus. Die religiöse Gleichgiltigkeit ist auf keinen Stand, kein Lebensalter, keine Gegend, keinen Bildungsgrad beschränkt. Sie hat wie eine Seuche unser ganzes Volk ergriffen. Sie wuchert wie das Unkraut auf gutem und schlechtem Boden. Besonders aber hat sie in den Kreisen um sich gegriffen, die schnell zu Ehre und Ansehen, zu Geld und Wohlstand gekommen sind. Man sagt bei uns wohl von einem Schwindsüchtigen, seine Glieder sind zu schnell gewachsen, und das Innere wuchs nicht mit. So kann man leider auch von vielen schnell Emporgekommenen sagen: Sie sind äußerlich gewachsen, aber das Innere, der nach Gott geschaffene Mensch, wuchs nicht mit. Und das ist ein höchst gefährlicher ungesunder Zustand. Ist von den Gleichgiltigen vielleicht hier und da

noch wohl eine milde Gabe für allgemeine Zwecke des Reiches Gottes zu erlangen, die zu spenden sie freilich nicht Gott, sondern sich schuldig zu sein glauben, so fehlt es doch in allen religiösen Dingen bei ihnen an persönlicher Entschiedenheit, Willigkeit und Thätigkeit. Es glüht in ihnen kein Leben, kein Feuer, keine Begeisterung.

Aber wo liegen die Ursachen der religiösen Gleichgiltigkeit? Sie ist in vielen Fällen ein Erbfehler. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Viele haben von ihren Eltern die geringschätzige Ablehnung aller höheren, göttlichen Pflichten und Aufgaben geerbt. Vielleicht hat auch die Kirche und Schule nicht immer bei der Erteilung des Religionsunterrichts den warmen Ton des Herzens gefunden, der auch auf andere Herzen wirken mag. Bei anderen spielen persönliche Rücksichten eine große Rolle. Manche aber sehen in der Unkirchlichkeit und religiösen Unwissenheit ein Zeichen von Bildung und Aufklärung, wie eine höhere Tochter sich etwas darauf zu gute thut, manches nicht zu verstehen, was die schlichte Mutter that und wußte. Einzelne Naturforscher und Gelehrte haben sich durch den unverwüstlichen Hang zur Kritik, welche die Mutter aller Erkenntnis sein soll, verleiten lassen, auch Gott und göttliche Dinge unter die Lupe zu nehmen, und das trostlose Ergebnis ihrer Forschungen war der nackte Atheismus. „Ei," hat da mancher kluge Mann gedacht, „ich will auch die Bibel verstauben und Gras über meinen Kirchweg wachsen lassen. Mit den Forschungen selbst will ich mich nicht abplagen, aber ich nehme einfach die Resultate und Schlagwörter derselben an, das bringt Ehre und Gewinn, und die Welt sieht doch, daß ich die Kinderschuhe des altväterlichen Glaubens ausgetreten habe." Und wenn die höheren Stände sich dem Teufel des religiösen Nihilismus verschrieben haben, dann folgen die unteren nach. Sie sind zwar sonst oft sehr mißtrauisch und voreingenommen gegen die Gebildeten, aber wenn sie ihnen in kirchlicher Beziehung mit einem schlechten Beispiel vorangehen, dann folgen sie ihnen blindlings vielfach auf dem Fuße, denn — die müssen es ja wissen! Hat man aber einmal dem Christentum den Rücken gewandt, dann kann man Entschuldigungsgründe für einen solchen Schritt bald finden. Da soll die Religion in der Welt viel Unheil angerichtet haben. Man weist entrüstet hin auf dunkle Flecken in der Geschichte der christlichen Völker und sagt: Seht, welche traurige Früchte zeitigt das Christentum! Aber das Evangelium soll Unheil in die Welt gebracht haben? Was hier und da Uebles mit dem christlichen Namen sich verbindet, das stammt nicht aus dem Christentum selbst, sondern aus der Verkennung, der Verzerrung und dem Mißbrauch desselben. Sollen wir das Feuer, das Wasser, das Licht verdammen, weil es in der Hand der thörichten und boshaften Menschen zum Verderben angewandt werden kann? Und hat denn irgendwo die Gottlosigkeit und das Heidentum Segen gebracht? Hier nimmt man Anstoß an den konfessionellen Differenzen, aber wer Religion hat, hat sie immer nur in der Form einer bestimmten Konfession. Und wie einer nicht ein guter Deutscher und Franzose sein kann, so nicht zugleich ein guter Protestant und ein guter Katholik. Viele weisen auch hin auf die

Verschiedenheit der Richtungen innerhalb des Protestantismus. Aber sie werden bleiben, so lange in ihm Freiheit, Wahrheit und Leben ist. Dort murrt man: Die Religion ist den Großen und Gewaltigen ein Mittel zur Knechtung und Zügelung des Volkes. Aber wer wird denn seinen Zorn auslassen gegen den Zügel, wenn ein niederträchtiger Fuhrmann durch denselben den Wagen auf Abwege führt?

Doch so verschieden auch die Gründe sein mögen, auf welche sich diese aufgeklärten, gleichgiltigen Elemente für ihr Verhalten berufen, der tiefste Grund des religiösen Indifferentismus ist der geist- und gedankenlose, allem idealen Streben abholde Materialismus, der nur Sinn hat für das Sichtbare und Greifbare, für das, was das Auge entzückt, dem Ohre schmeichelt, Magen und Taschen füllt und die Sinne befriedigt. Das Glück des Lebens liegt für diese grundstürzende Weltanschauung lediglich in irdischem Besitz und Genuß. Es giebt nach ihr kein selbständiges geistiges Leben. Was wir Geist nennen, ist nur das natürliche Produkt der Nerven und der Zirbeldrüse. Giebt es aber keinen Geist, dann giebt es auch keinen Gott, keine Gottesoffenbarung und kein Gottesgericht, keine Seele und kein Gewissen, und wozu dann Religion? Aber die Folgen reichen noch weiter. Ist das Gottesbewußtsein im Menschenherzen erloschen, dann bricht auch die Macht der Moral und guten Sitte. Warum soll nicht jeder nach seinem Wohlgefallen und Bedürfnis an dem Sittengesetz herumkorrigieren, wenn es nicht von einem heiligen ewigen Richter kam? Kurz, der Mensch wird zur Bestie mit ihren erfreulichen und unerfreulichen Instinkten, er thut nicht, was er soll, er thut, was er will, und seine Lebenslosung wird: Iß, trink und habe guten Mut! Für diejenigen, die zu ungelenk sind, die Eierschalen der kirchlichen Ueberlieferung kurz abzustreifen, mag die Religion als Privatsache und Liebhaberei noch fortbestehen, für das entsiegelte Auge des modernen Bildungsschwärmers ist sie prinzipiell überwunden und abgethan. Ehre und Anbetung genießt bei ihm nur noch der Stoff, der Mammon und das erleuchtete liebe „Ich". Was aber diese vom Materialismus geborene und genährte religiöse Gleichgiltigkeit für verheerende Folgen nach sich zieht, das sehen wir in Vergangenheit und Gegenwart überall mit unsern eigenen Augen. Der klägliche, schlaffe, charakterlose Indifferentismus vieler Protestanten, der im öffentlichen und privaten Leben gar keinen religiösen Standpunkt vertritt, weil er eben keinen hat, arbeitet nur für Rom und den Umsturz. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Die Anstalt Godesheim am Rhein beherbergt zur Zeit 20 Kinder, die aus römischen Klöstern herausgeholt sind. Meinen Sie, daß diese Kinder, die von Gottes und Rechts wegen evangelisch erzogen werden müssen, früher hätten verschleppt werden können, wenn in den Häusern und Kreisen, aus denen sie stammen, der evangelische Glaube lebendig und kräftig gewesen wäre? Und würde die sozialistische Bewegung wohl so große Massen ergriffen haben, wenn die Sozialdemokratie nicht in der Unchristlichkeit vieler ihrer Gegner eine so wirksame Bundesgenossin gefunden hätte? Schulbildung und Militärdienst, Bajonette und Reformgesetze werden unsere

heutige Gesellschaftsordnung vor dem gewaltsamen Zusammenbruch allein nicht bewahren, wenn unser Volk nicht eine geistliche Erneuerung und Wiedergeburt erlebt.

Und dazu wollen wir nach Kräften mithelfen im Evangelischen Bunde. Wir wollen der religiösen Gleichgiltigkeit als einem der schlimmsten Feinde unsrer Kirche, unsers Volkes und Vaterlandes unerbittlich den Krieg erklären und sie bekämpfen, wo wir sie finden. Wir wollen in Rede und Schrift, bei Festen und Versammlungen dem ganzen Volke verkündigen: Der Indifferentismus ist die Offenbarung und Folge einer Gesinnung und Anschauung, welche die Welt mit Flüchen und Klagen, mit Trümmern und Thränen, mit Zuchthäusern und Gefängnissen füllt. Das Evangelium des Fleisches ist eine große Lüge und seine Apostel sind frevemtliche Verbrecher an allem, was uns lieb und teuer ist. Es ist eitel Dunst zu sagen, der Glaube sei durch die Wissenschaft überholt und besiegt. Es liegt auch eine grobe Unkenntnis in der Rede: Die großen und gebildeten Männer seien alle gleichgiltig gegen die Religion gewesen. Unsere hervorragendsten Dichter und Denker, Helden und Staatsmänner, Forscher und Gelehrten haben das Verhältnis der unsterblichen Menschenseele zu dem lebendigen Gott nicht als eine Illusion verlacht, sondern als das höchste Problem behandelt. Goethe bezeugt: „Mag der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in dem Evangelium schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen". Und wenn wir denken an einen Schiller und Herder, Klopstock und Lessing, Uhland und Geibel, dann müssen wir bekennen, wenn ihnen hier und da auch noch manches fehlt an dem entschiedenen gläubigen Bibelchristentum, es geht doch wie ein Rauschen des göttlichen Geistes durch den deutschen Dichterwald. Es ist ein mannhaftes, tapferes Wort, wenn Geibel singt:

Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Thron in Trümmer schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Hören Sie einen Roon, den großen Feldmarschall! Sein Lieblingsvers lautete:

Drum fürchte nimmer Gefahr und Tod,
Weil beides uns allen täglich droht!
Nichts fürchte, als, wenn sie dereinst dich begraben,
Nicht gottgefällig gelebt zu haben!

Der eiserne Altreichskanzler meinte: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann." Und einer unsrer ersten zeitgenössischen Historiker, von Treitschke, sagt: „Die Zeit wird kommen, und sie ist vielleicht nahe, da die Not uns wieder beten lehrt, da die bescheidene Frömmigkeit neben dem Bildungsstolz wieder zu ihrem Rechte gelangt." Das sind goldene Worte.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre! (Schiller.)

Wir wollen freimütig hineinrufen ins Volk: Verkümmert und verödet doch nicht freventlich selbst euer Leben dadurch, daß ihr die rufende und schreiende Stimme des Herzens und Gewissens zum Schweigen verdammt. Unsere Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Gott. Darum fort mit der eisigen Kälte, die den Schritt lähmt zum Gotteshaus und zum Kreis der Brüder, fort mit der Feigheit und Mattherzigkeit, die schweigt, wo sie reden und bekennen sollte, fort mit der Heuchelei, die sich selbst lossagt von dem Glauben, den sie bei andern fordert, fort mit der energielosen Selbstgenügsamkeit, die sich wohl mit einer unklaren Gefühlsduselei im Walde und Konzertsaal, aber nicht mit einer aus Gottes klarem Wort geschöpften Predigt befreunden kann. Unaufhörlich müssen wir die Trägen aufrütteln: Ihr habt bis dahin kritisch und gleichgiltig am Strome des evangelischen Gemeindelebens gestanden, stürzt euch einmal frisch und mutig hinein, ihr werdet merken, wie der Glaube erhebt und die Liebe belebt, ihr werdet glückliche, selige Menschen werden! Wir wollen auch die Schwachen im Glauben aufnehmen und sie bitten: Kehrt wieder zurück in die Glaubensgemeinschaft, wohin die Thaten der Reformation, wohin das Andenken eurer Väter, wohin der fromme Kinderglaube, wohin die Sorge um das Heil eurer Seele und die Fürsorge für eure Kinder euch weisen. Die Nebel des Zweifels werden schwinden, wenn ihr einmal wirklich vorurteilslos den anschaut, der die Wahrheit ist, Jesum Christum, den Sohn des lebendigen Gottes. Denn dem Aufrichtigen läßt Gott es gelingen.

Ob wir wirklich auf eine religiöse sittliche Wiedergeburt unsers Volkes hoffen dürfen? Verzagen wir doch nicht, wie diejenigen, die keinen Glauben haben! Der große starke Gott, der den Geistesfrühling der Reformation uns gab, der aus der kalten Nacht einer flachen Vernunftgläubigkeit uns riß, der im Flammenglanz der Befreiungskriege uns erschien, der sollte seinen Odem nicht ausgehen lassen können zu unserer Genesung? Sehen wir nicht die Augen leuchten, hören wir nicht die Herzen klopfen, fühlen wir nicht die Seelen glühen, wenn wir als ein einig Volk von Brüdern, gehoben durch das Gefühl evangelischer Glaubensgemeinschaft, gesegnet durch die Zeugen der Vergangenheit von den großen Thaten Gottes reden? Ja, wo ist Macht, wenn sie nicht liegt in der Kraft des Glaubens, wo ist Heil, wenn wir nicht fragen nach Jesum Christum? Die Geringschätzung des Glaubens ist weder deutsch noch protestantisch. In dem Strahlenkranze der deutschen Tugend leuchtet die Frömmigkeit am hellsten. Und die Männer, die einst in Speier protestierten, sie haben nicht protestiert gegen Gott und Gottes Wort, sondern gegen ein Leben und Verhalten, das ihm widersprach. Darum ist der Kampf gegen die religiöse Gleichgiltigkeit dem Evangelischen Bunde zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen eine heilige Pflicht. Und wir sind überzeugt, nicht eher wird ein schöner Morgen tagen, nicht eher wird ein Geschlecht erstehen, das furchtlos und heldenhaft mit starkem Arm und freier Stirn alle seine Feinde niederzwingt und den Ansturm des sozialen und religiösen-sittlichen Nihilismus zurückwirft, als bis Einfalt, Zucht und Gottesfurcht wieder die führenden Mächte geworden sind und man wieder dankbar erkennt den

Segen des lebendigen, evangelischen Christentums. Ein grauses Stimmengewirr gellt durch die Welt; sie will sich von dem Geiste Gottes nicht mehr strafen lassen. Uns aber soll er sagen: Wachet auf, ihr Schläfer, bleibet wach, ihr Kämpfer, werdet warm, ihr Lauen, ihr Furchtsamen rüstet euch! Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben.

Wachet auf! die Zeit zum Wachen
Soll alle Glieder munter machen,
Und keines trete scheu hintan.
Leidet eins, so leiden alle;
Drum wachet, daß nicht eines falle,
Und stehet freudig Mann für Mann.
So streitet wacker fort
Und haltet fest am Wort!
Hoch vom Himmel
Strahlt uns ein Licht;
Es trüget nicht:
Der Herr ist unsre Zuversicht!

5.

Deutsch-Evangelisch!

Von **A. M. Kröber**, Pfarrer an St. Jakob in Leipzig.

Aus einem Vortrag, an Luthers Geburtstag 1893 im Zweigverein Altenburg des Evangelischen Bundes gehalten.

Teure Festgenossen! Zum Geburtstage werden dem, der ihn feiert, gern gute Wünsche dargebracht. Ich bringe dem Geburtstagskinde des 10. Novembers einen Wunsch für sein Volk in dieser Stadt und in deutschen Landen; der heißt: Deutsch-evangelisch!

Deutsch-evangelisch: braucht man diese Eigenschaft dem evangelischen Deutschland erst noch zu wünschen? Dem Volke zu wünschen, welchem Gottes Huld den unvergleichlichen Mann bescherte, der den Bund zwischen deutscher Art und dem Evangelium schloß, jenen Bund, von dem, wie von jeder rechtmäßigen Ehe das Wort gilt: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden“? — Ich bleibe doch bei meinem Wunsch; nur fürchten Sie nicht, daß nun zu desto besserer Begründung ein einziges großes Klagelied über unsere verrotteten Zustände folgen werde. Wohl bleibt uns in der Richtung „deutsch-evangelisch“ gar viel zu wünschen übrig: — was? das eben wollen wir uns heute wenigstens zu einem Teile klar machen. Aber wir Deutschen verdienten gar nicht, den 10. November unter einem evangelischen Kaiser evangelisch zu feiern, wenn wir über diesen Tag etwas anderes, als das innig dankbare: „Eben-Ezer! bis hierher hat der Herr geholfen!“ schreiben und nicht im Glauben und Wagemute Luthers fortfahren wollten: „Gott hilft noch! Gott wird weiter helfen!“

Doch: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen!“ So gewiß das auch im Geiste Luthers gesagt ist, so gewiß bleiben wir bei unserm Wunsche als solchem: „Deutsch-evangelisch!“ Denn wir sehen um und in uns zu viel, was wohl deutsch, aber nicht evangelisch, manches auch, was vielleicht evangelisch, aber nicht deutsch, und namentlich vieles, was weder deutsch noch evangelisch ist. Das müssen wir mit Gottes Hilfe wieder deutsch-evangelisch machen, wir, die jetzigen Mitglieder des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen und hoffentlich immer mehr deutsche evangelische Männer und Frauen mit uns. Das Ziel ist selbst langen, zähen Ringens wert. Dazu Herz und Hand aufs neue zu wappnen, das ist die Meinung, wenn wir an Luthers Geburtstag in der Stadt Spalatins auf die alte ruhmreiche Fahne schwören:

Deutsch-evangelisch!

Zwei goldene Sprüche lese ich auf ihren Falten: Wir sind nur dann gut deutsch, wenn wir zugleich gut evangelisch sind! und wir sind nur dann gut evangelisch, wenn wir zugleich gut deutsch sind. Nur dem einen von beiden können wir im folgenden nachdenken.

Wir sind nur dann gut deutsch, wenn wir zugleich gut evangelisch sind. Nur im Festhalten seines reformatorischen Erbes an evangelischem Glauben und begeisterter Ueberzeugungstreue für seine evangelische Kirche kann und wird sich unser Volk in seiner nationalen Eigenart und Bestimmung behaupten. Im andern Falle ist auch diese zum mindesten schwer gefährdet.

Werte Freunde vom Evangelischen Bund! Wenn unser Volk die Mahnung je überhören wollte, so würden die Steine auf dem großen Trümmerfelde seiner zerstörten nationalen Hoffnungen in seiner tausendjährigen Geschichte schreien. Solange Deutschland noch katholisch war, ist es auch unter berufener Führung zu keiner gesunden, standhaften nationalen Einigung gekommen. An dem bigotten Katholizismus ihrer Zeit, oder an ihrem eigenen hat sich die deutsche Politik der salischen und staufischen Kaiser verblutet. Als dann Luther auftrat und in sieghafter Losreißung von Rom sein ganzes Volk mit fortreißen zu wollen schien — neun Zehntel von Deutschland wurden ja damals evangelisch —, da wachten mit den protestantischen auch die alten nationalen Hoffnungen eines Walther von der Vogelweide wieder auf. Das deutsche Herz unsers Luther schlug dem „jungen edlen Blut“, das Gottes Fügung unserm Vaterlande in dem neunzehnjährigen Karl V. zum Kaiser gegeben hatte, voll freudiger Erwartung entgegen, und der glühendste deutsche Patriot des Jahrhunderts, Ulrich von Hutten, rief: „Es ist eine Lust, zu leben“. Die Freude ward arg getrübt, die Hoffnung bitter enttäuscht. „Das edle junge Blut“ erwies sich als unverfälschtes spanisches Infantengeblüt, von jenem spanisch-römischem Fanatismus beseelt, der nur überwogen und — in Schranken gehalten wurde von der Staatsklugheit des Regenten. Bald zog die schlimme Ausgeburt des spanischen Katholizismus, der Jesuitenorden, in Deutschland ein. Erst als sich unser Volk in hundertjährigem Ringen, zuletzt in der Blutarbeit des dreißigjährigen Krieges, aus der fürchterlichen

Umarmung dieses Polypen gelöst hatte, konnte es wieder hoffen. Freilich nur auf Jahrhunderte hinaus: so war Land und Volk ausgesogen, in Blutleere zusammengebrochen, saigné à blanc. Aber der Mann der Zukunft trat doch schon auf den Plan — der Protestantismus stellte ihn in Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten von Brandenburg. Wie es zwar noch nicht ihm, aber doch seinem Hause, dem evangelischen Fürstenhause Hohenzollern, gelungen ist, an der Spitze der protestantischen Vormacht Preußen in jahrhundertelanger treuer Arbeit zu erringen, was die alten Kaiser vergeblich erstrebten, — ein einiges deutsches Reich, des sind wir zu einem Teile wenigstens im entscheidenden Augenblicke Zeugen gewesen. So wissen wir auch, daß das Zeichen, in dem wir gesiegt haben, deutsch-evangelisch heißt.

Und wir siegten nicht allein durch die Gewalt der Waffen und durch kluge Politik, die wir nebenbei auch beide schwerlich ohne den Protestantismus gehabt hätten, sondern vor allem durch die Kraft des deutschen Volksgeistes, durch den Segen Gottes über seinem Bunde mit dem Evangelium. Sie kennen das Wort Moltkes, wonach der deutsche Schulmeister die Schlacht bei Sedan gewonnen hat. Nun der deutsche Schulmeister, die deutsche Schule ist eine Schöpfung des Protestantismus. Ich will nur noch einen auch für den eingefleischtesten Römling unverdächtigen Zeugen anführen. Es ist noch nicht lange her, da machte das offizielle römische Jesuitenblatt, die „Voce della Verità“, wörtlich folgendes interessante Geständnis: „Die russisch-französische Allianz ist das einzige große Ereignis des Jahrhunderts, welches nicht durch den Protestantismus oder“ — natürlich — „Rationalismus hervorgerufen worden ist.“ Nun, meine Herren, in dies Jahrhundert fallen die Freiheitskriege, fällt 1866 und 70. Bequemer, als es hier geschehen, können uns also unsre alten Feinde den Nachweis kaum machen, daß wir nur in der strikten, nicht bloß politischen, sondern auch religiösen Abkehr von ihnen ein einiges starkes Volk geworden und geblieben sind, daß wir auch in alle Zukunft nur dann gut deutsch bleiben, wenn wir zugleich gut evangelisch sind.

Sind wir es?

Stehen wir fest im evangelischen Glauben? Dieser Frage gebührt in der That die allererste Stelle, denn sie bezeichnet das Herz des evangelischen, vor allem des deutsch-evangelischen Christentums, sie legt die prüfende Sonde an sein unentbehrlichstes Organ; denn das ist der religiöse Glaube. Wer in dem Punkte nicht besteht, der mag in allen anderen bestehen, er mag die Worte „Protestantismus“ und „Deutschtum“ noch so oft im Munde führen, allen Jesuiten und Juden grimmen Haß geschworen haben: — wenn er nicht von Herzen dem Evangelium glaubt und gehorcht, Christum darin sucht und ihn über sich Macht, in sich Gestalt, durch sich Ehre und Zuwachs an seinem Reich auf Erden gewinnen läßt, — ist er kein evangelischer Mann, ist er auch kein rechter Deutscher. Denn: „Wer ist ein Mann? — der beten kann!“ sagt E. M. Arndt in seinem hohen Lied vom deutschen Mann. Und der andre große Sohn unsers Volkes, den uns Gottes freundliche Fügung auch an Luthers Geburtstag, einige Jahr-

hunderte später, geschenkt hat, Friedrich Schiller, läßt es wohl in keinem seiner Dramen an einem Zeugnis für die innige Verbindung zwischen deutscher Art und religiösem Glauben fehlen. Der Unglaube, der sich heute breit macht, ist nicht auf deutschem Boden gewachsen, sondern mit seinem blöden Halbbruder, dem Trierer Rockglauben, aus Welschland zu uns herübergekommen: — längst hätte unser Volk an dem Geburtsschein der beiden erkennen sollen, wohin es seinerseits mit seinem innersten Wesen gehört. Und wenn man heute in gewissen Kreisen noch immer zwar auf den deutschen Mann und Freiheitskämpfer Luther selbstgefällig verweist, aber seinen Glauben vornehm ablehnt, so hat man auch den Deutschen und Freiheitskämpfer in ihm nicht verstanden, der Luther nur war, weil und sofern er ein gläubiger evangelischer Christ war. Der Glaube steht voran, die Freiheit folgt aus dem Glauben. Wohl ist es wahr: den ganzen Luther in jedem Buchstaben kann und wird auch ein ehrlicher Protestant nicht vertreten. Denn auch Luther war nur ein Mensch, in den Schranken seiner Zeit und seiner noch so hohen Begabung; er ist an manchen Punkten seiner Theologie und Weltanschauung im Mittelalter hängen geblieben. Ich möchte das Kraftwort hören, mit dem er selber jenen Bedientenseelen den Fußtritt der Verachtung applizieren würde, die aus seinen Worten oder auch Gedanken einen Papst und Götzen machen. Aber ich zweifle sehr, daß andere etwa glimpflicher wegkommen würden, die wohl die Früchte seiner Glaubensthat pflücken, aber den Fruchtbaum nicht in ihrem Garten bauen wollen, die dem Propheten den Mantel entwenden, aber den Geist der Weissagung verschmähen. Er würde sie von sich abschütteln, wie er es mit dem ästhetischen Humanismus oder mit den Bilderstürmern gethan hat. Und sie würden sich nicht darüber beklagen dürfen. Denn es ist die ärgste geistige Mißhandlung, die man einem Menschen zufügen kann, wenn man sich gebärdet, als sei man mit ihm ein Herz und eine Seele, und dabei verleugnet man ihn gerade in dem entscheidenden Punkte. Sie wollen echte Söhne Luthers sein: gehen Sie zuerst vor allem andern zu ihm in die Glaubensschule! Sie wollen gute Deutsche sein: seien Sie ebenso gute evangelische Männer! Denn deutsch, eine echte deutsche Sache ist es um den evangelischen Glauben.

Und deutsch, grunddeutsch ist auch unsre teure evangelische Kirche, das Vermächtnis unsres deutschen Propheten Martin Luther, mit unsäglicher Mühe, mit der Arbeit seines ganzen großen und reichen Lebens der römischen Weltmacht und — dem harten deutschen Boden abgerungen, mit dem Schweiße dieses Edelsten der Nation und mit dem Blute ihrer Märtyrer Stein an Stein zusammengefügt, — schon um deswillen ein Heiligtum unsers Volkes für alle Zeiten. Und ist sie unserm Volke nicht eine feste Burg gewesen auch in den schlimmsten Tagen? Wo war Deutschland in den schweren Jahren 1806 bis 1813? Ein berufener Mund (Theodor Fontane) hat es ausgesprochen: „Deutschland war in den evangelischen Pfarrhäusern!“ Wo ist Deutschland heute? wo fand die großangelegte nationale Politik des großen Kaisers und seines großen Kanzlers allezeit freudige, auch selbstverleugnende Unterstützung? In alle Zukunft werden die ersten 20 Jahre Geschichte des deutschen Reichstags und seiner Wahlen

ein Ehrenzeugnis für das protestantische Deutschland bleiben. Und wer war es denn, der den Antrag des Zentrums auf Befreiung aller Theologen vom Militärdienst jüngst durch unverzügliche kräftige Proteste wenigstens für den protestantischen Teil zu Falle brachte? — Meines Wissens haben weder die katholischen Priester noch die jüdischen Rabbiner noch die theologischen Häupter der Sekten, Freikirchen oder kirchlichen Cliquen ein Wort gegen jenen Antrag gefunden. Sie alle haben sich ihn ruhig gefallen lassen. Allein die dermaligen und zukünftigen Vertreter der evangelischen Volkskirche haben sich die Ehre und das Recht auf den Waffendienst für das Vaterland gewahrt. Das sollte ihnen und ihrer Kirche auch von denen nicht vergessen werden, welche die Kirche meiden, weil sie Bedenken gegen ihre Lehre oder Praxis haben. Solche sollten doch zweierlei bedenken. Entweder sind ihre Bedenken Vorurteile: je eher diese sich in reger Beteiligung am kirchlichen Leben verlieren, desto besser! Oder sie sind begründet: dann ist die Abstinenzpolitik gegen die Kirche die schlechteste Politik, die es giebt, denn sie stärkt nur den Gegner und giebt ihm die eigenen Freunde preis, als „Offiziere ohne Armee“. Der Liberalismus kann dabei in jedem Falle nur verlieren. Er verliert sein Recht in der Kirche; — und nicht nur dieses; Emil de Laveleye, das frühvollendete geistvolle Haupt des belgischen Liberalismus, hat es kurz vor seinem Tode noch einmal den Liberalen aller Länder ins Gewissen gerufen, daß sie ihres geschworenen Feindes, des Ultramontanismus, durch keine politischen Maßnahmen, durch keine Aufklärungsversuche, sondern allein dadurch mächtig werden können, daß sie die Keime der religiösen Reform im Geiste des Protestantismus in die katholischen Länder hinübertragen, sie pflegen und fördern helfen. Und wenigstens nach der negativen Seite hin hat ihm die Geschichte längst recht gegeben: der Ansturm des religionslosen, religionsfeindlichen oder religiös neutralen, Liberalismus gegen die ultramontane Stellung ist auf der ganzen Linie abgeschlagen. Religiöse Irrtümer können eben nur durch religiöse Wahrheiten überwunden werden und durch nichts andres.

Der Liberalismus kann es nicht, und der Staat kann es von sich aus mit Uebergehung oder gar Verletzung der evangelischen Kirche auch nicht! Versucht er es doch, so wird er geschlagen und fügt wohl gar zum Schaden der Niederlage den Spott des Falles ins andre Extrem, in das kopflose Sichselbstpreisgeben vor der römischen Kurie und ihren Priestern. Diesen Verlauf der Sache haben wir im Kulturkampfe mit angesehen. Er ist auf Kosten der evangelischen Kirche geführt und vollends auf ihre Kosten abgebrochen worden, darum aber auch auf Kosten des Staates. Wir wollen gerecht bleiben, meine Freunde! Jeder Staatsmann muß mit gegebenen Größen, mit realen politischen Kräften rechnen; und die katholische Kirche ist eine solche durch ihre parlamentarische Vertretung — wir sind es nicht, ich hoffe: nur noch nicht. Denn wenn ich auch unserm Volke zu dem katholischen nicht noch ein evangelisches Zentrum wünschen möchte, — eine feste parlamentarische Vertretung der evangelischen Kirche hätte längst geschaffen werden sollen. Und sie läßt sich dadurch schaffen, daß

man die Mandatsbewerber in keinem Wahlkreise, wo ein Zweigverein des Evangelischen Bundes existiert, den Wahltag passieren läßt, ohne von ihnen die bündigsten Erklärungen über die kirchenpolitischen Tagesfragen gefordert zu haben. Noch denken unsre evangelischen Wählermassen vielfach bei Wahlversammlungen an alles andre eher, als an die kirchenpolitische Ehre ihrer Kirche. Da müssen die Leiter des Evangelischen Bundes eintreten. Man halte nicht ein, daß dies vielfach schon jetzt geschieht! Denn wo es geschieht, geschieht es auch nicht umsonst. Aber warum geschieht es nicht überall? nach einer vom Zentralvorstand ausgegebenen Parole? Die Gefahr der Auflösung, die dem Bunde für diesen Fall unter Bismarck drohte, ist doch jetzt kaum mehr zu fürchten. Wenn doch, läßt sie sich vermeiden. Und ob der Erfolg fürs erste nur bei 10 von 100 Wahlkreisen im Wahlresultat zum Ausdruck käme: schon das zielbewußte Vorgehen der Zweigvereine würde ihnen Achtung, neue Freunde und Chancen für kommende Wahlen sichern. Die Zentrumspartei ist auch nicht gleich mit 100 Mandaten, sondern — mit kaum 40 in das Parlament eingetreten. Ist das Fahrzeug erst einmal flott gemacht, vorderhand nur mit wenig Segeln, so wird schon ein günstiger Wind die Segel füllen, und neue lassen sich rasch dazu setzen. So lange es aber auf dem Strande liegt, hilft der beste Wind nichts. Bevor das evangelische Volk nicht selbst das Naheliegende gethan hat, um seine kirchenpolitischen Interessen zu wahren, muß seine Berechtigung zu Lamentationen über ihre Vernachlässigung durch die Regierung im Zweifel bleiben.

Aber dies zugegeben, so fragt es sich doch: lag und liegt für die deutschen Regierungen und Parlamentsparteien, die hier in Betracht kommen, ein Grund vor, wie erst den Kampf, so dann auch den Friedensschluß mit Rom, gelinde gesagt, so hastig und überstürzt, so ohne jede fühlbare Rücksicht auf die öffentliche Meinung des protestantischen Deutschlands und — auch auf die eigene Würde zu gestalten, wie wir es haben mitansehen müssen? Ich glaube Ihrer Zustimmung sicher zu sein, wenn ich diese Frage bestimmt verneine. Doch das ist nun einmal geschehen; es läßt sich nicht mehr viel daran ändern. Wohl aber ließ und läßt sich andres ändern, was geschehen ist und noch immer geschieht dem protestantischen Ehrgefühl zum Trotz. Daß evangelische deutsche Fürsten noch immer vor dem römischen Papste, Minister deutscher evangelischer Staaten noch immer vor den römischen Bischöfen die tiefsten Verbeugungen, mit hohen Amtsträgern der evangelischen Kirche dagegen oft recht kurzen Prozeß machen; daß sich deutsche Fürstentöchter noch immer willig finden lassen — in der Vaterstadt der wohl einzigen rühmlichen Ausnahme darf ich dies besonders betonen — für eine oft recht dornige ausländische Fürstenkrone ihren Glauben zu verleugnen; daß der Erbe des glorreichen Hauses Nassau-Oranien seine Ehe nach römisch-katholischem Ritus schließen, also katholische Kindererziehung versprechen und dann unter den evangelischen Geistlichen Wiens noch einen Mietling finden konnte, der die so geschlossene Ehe nachträglich, und zwar nach den Bedingungen des katholischen Bischofs, evangelisch einsegnete, will sagen dem doch immerhin nervösen Gewissen

der hohen Anverwandten das erwünschte konfessionelle Morphium-Pulver verabreichte; daß sich unter den großen „evangelischen“ Parteien der deutschen Parlamente noch immer solche finden, welche dem Zentrum die Unterstützung in politischen und wirtschaftlichen Fragen mit kirchenpolitischen Zugeständnissen abkaufen; daß die klugen Vögel immer noch nicht alle werden wollen, welche auf die altbekannte Leimrute der „Solidarität zwischen christlich-konservativen und klerikalen Interessen“ hüpfen — das und so manches andre sollte sich allerdings wenigstens für die Zukunft ändern lassen. Aber **wir** müssen es thun, ein jeder an seinem Teile, alle durch zielbewußtes Zusammentreten in entscheidenden Fragen, über die Parteien und Stände hinweg, trotz Ungnade der Mächtigen und Ungunst der Massen, trotz dräuender Feinde und bedenklicher Freunde, ob's gefällt oder ob's nicht gefällt. Nur mit solcher evangelischer Charakterfestigkeit ist unsrer evangelischen Kirche und — ich betone es erneut — unserm Volke zugleich gedient.

Ueber das Wie habe ich meine Meinung für das eigentliche politische Gebiet schon ausgesprochen. Lassen Sie mich noch einige Ratschläge fürs private tägliche Leben, für den Hausgebrauch hinzufügen.

Es giebt im evangelischen Deutschland noch immer Zeitungen, welche sich ihren kirchenpolitischen Pflichten entziehen: wer zwingt dich, sie zu halten! Oder, wenn du vielleicht aus andern Gründen nicht wohl an ihnen vorübergehen kannst: ist dir deine Ueberzeugung nicht eine Postkarte wert, daß du darauf deinen Protest bei der Redaktion geltend machst und kurz begründest? Ein paar andre werden's schon ebenso machen; ihr wiederholt es, bis es zuletzt — zieht. Fünf bis zehn charakterfeste Abonnenten genügen bei den kleineren, zwanzig bei den größeren Blättern sicher, um den armen Redakteuren einen ganz heillosen Schrecken vor drohendem Abonnenten-Verlust einzujagen und zum wenigsten vorsichtige Zurückhaltung zu bewirken. Woher ich das weiß? — Von unsern guten Freunden, den Römischen! Die haben's mit protestantischen Blättern, großen und kleinen, planmäßig seit Jahrzehnten so gemacht und den entsprechenden Erfolg für sich gehabt.

Es giebt noch immer Protestanten, die sich bei jedem Gespräch über die kirchliche Frage alsbald in Lobeserhebungen für römische Politik und Kirchenpraxis ergehen und so bei etwaigen Zuhörern das Vertrauen zur Zukunft der eigenen Kirche mit erschüttern helfen. Man belehre und kuriere sie womöglich auf der Stelle! Ich habe einmal auf einer Ferienreise einen befreundeten Arzt von seinem unbegrenzten Respekt vor der Schönheit und Zugkraft römisch-katholischer Gottesdienste dadurch gründlich kuriert, daß ich ihn mit in einen solchen hineinnahm. Es war ein katholisches Fest mit obligatem Jahrmarkt, zu dem die Landleute meilenweit aus Sachsen, hauptsächlich aber aus dem angrenzenden Böhmen herbeigeströmt waren, ein sogenanntes Skapulierfest, nach seiner Beliebtheit bei der katholischen Landbevölkerung etwa unsern Missionsfesten vergleichbar. Der Besuch des Gotteshauses war jedoch nur mäßig, und so konnte es nicht fehlen, daß schon beim Eintritt in die Kirche die vielen leeren Plätze darin einiger-

maßen ernüchternd auf meinen romtrunkenen Freund wirkten. Als aber nun der „Gottesdienst" selber begann und sich nach einem Orgelvorspiel nichts anderes hören ließ, als ein geschlagene dreiviertel Stunden langes eintöniges und geisttötendes Geplärr des amtierenden Priesters, noch dazu eines von auswärts verschriebenen „Festministranten", der einen Heiligen, eine Heilige nach der andern abwechselnd mit der Gemeinde immer in derselben Tonfigur, außer den Namen meist unverständlich anrief, da meldete sich mein kirchenpolitischer Patient zuletzt als völlig geheilt. Freilich hatte ich ihn die Kur auch gründlich durchkosten lassen und allen seinen Versuchen, schon in der ersten Hälfte des Gottesdienstes an mir vorüber aus der engen Kirchenbank zu entkommen, einen unüberwindlichen passiven Widerstand entgegengesetzt. Wie war der Mann zu seinen schiefen Vorstellungen von römischem und evangelischem Kultus gekommen? — Er mochte wohl auf Reisen in größeren Städten hie und da eine berühmte römische Kathedrale aufgesucht und dort auch eine echte römische Prunkmesse angehört haben: aber daß der evangelische Gottesdienst es in religiöser und — an solchen Punkten auf alle Fälle — auch in künstlerischer Hinsicht getrost mit jeder Konkurrenz aufnehmen kann, wußte er nicht, weil er wenig oder nicht hineingekommen war. Auf solcher Unkenntnis baut Rom seinen Hafer.

Und auf jener übereifrigen Courtoisie gegen Andersgläubige, die nicht mehr Toleranz, sondern Schwäche genannt werden muß. Bekanntlich treten katholische Priester und Nonnen, letztere auch als „Schwestern" oder „Diakonissen", nicht selten an begüterte Protestanten mit der Bitte um einen Beitrag für den Bau katholischer Kirchen und Krankenhäuser heran. Evangelische Christen haben oft geklagt, daß man auf römischer Seite nie ein Wort habe, worin man sich drüben auf gleichen Fuß mit uns stellte. Nun bei solchen Gelegenheiten kann man mehr davon hören, als einem lieb ist. Da werden alle Friedensregister sei es durch den Sammler selbst oder vorher in den Blättern gezogen, bis das Ziel und Opfer solch römischer Toleranz tief in die Taschen greift; es würde sich ja sonst an die Stirne greifen und fragen müssen: Mensch, bist du noch ein Kind des 19. Jahrhunderts oder unverweilt in das unduldsame „konfessionelle" sechzehnte zurückgesunken, daß du für eine Kirche oder ein Krankenhaus nichts geben willst, bloß weil es katholisch ist! So kommt Rom zu Gelde und baut dann seine Kirchen planmäßig an solche Orte, wo es dafür viel zu wenig Bekenner hat: man hofft eben auf Zuwachs von protestantischer Seite, mit durch den imposanten Eindruck dieser meist reich ausgestatteten katholischen Diaspora-Kirchen. Von den noch viel „humaner" und „toleranter" aussehenden katholischen Krankenhäusern aber hat die Erfahrung längst gelehrt, daß sie von römischen Priestern und von den vielgerühmten „Grauen Schwestern", die in den Augen eines richtigen „toleranten" Protestanten natürlich viel besser sind, als die evangelischen Diakonissen, welch letztere schon durch ihre unbequeme Frömmigkeit genieren, mit Vorliebe zu Proselytenmacherei unter ihren protestantischen Patienten benutzt werden. Ist es nun auch da noch recht für einen evangelischen Christen, solche Zwecke durch Beisteuer zu fördern, Geld herzugeben zu dem Stricke, mit dem

man den Glauben deiner Brüder und Schwestern und schließlich auch deinen eigenen und — mit alledem auch unser gemeinsames Deutschtum erwürgen will. Denn — ich erinnere zum Schlusse noch einmal daran —: wir bleiben nur dann gut deutsch, wenn wir zugleich gut evangelisch sind.

Freilich der Satz verträgt nicht nur, sondern fordert auch seine Umkehrung: „wir sind nur dann gut evangelisch, wenn wir zugleich gut deutsch sind"; wir Deutschen sind es nur dann — denn wir wollen keineswegs gegenüber andern Völkern ein alleiniges Recht auf den evangelischen Glauben proklamieren. Wir wollen damit nur zweierlei ausdrücken: einmal daß zum evangelischen Glauben als solchem für uns deutschpatriotische Gesinnung mit allen ihren ethischen Bethätigungen gehört. Zum andern folgendes. Ein Glaube, der so auf deutschem Stamme gewachsen ist wie der unsre, wenn auch selbstverständlich nicht auf ihm allein, gerät in Gefahr zu entarten, wenn er sich von der edlen Eigenart seines Volkstums löst. Wer möchte behaupten, daß dies nicht schon an manchen Punkten geschehen ist! Der Glaubensfanatismus, der unter unsern Parteien, die methodistische Mache, die in manchen unsrer kirchlichen Vereine, der seichte Encyklopädismus, der unter unsern Gebildeten, der kontemplative Quietismus, der hier und da in frommen Häusern eingerissen ist, ist nicht auf deutschem Holze, sondern jenachdem auf spanischem, englischem, französischem oder orientalischem erwachsen. Keiner von ihnen ist eine Bereicherung unsers kirchlichen Lebens. Wir wollen das Gute, das von außen kommt, auch mit und neben diesen Mißbildungen zu uns gekommen ist, nicht ablehnen, nur es nie ohne Prüfung passieren lassen, bloß weil es uns von außen als gut angepriesen wird. Wir haben aber allen Grund, dafür desto eifriger auf die spezifisch deutschen Züge in dem Glauben und in der Theologie Luthers zu achten, auf seine Betonung des Heilsglaubens in der Religion, der Heilslehre in der Theologie, im Unterschied von der spekulativen Glaubens- und Lehrweise der Griechen und der juristischen der römischen Kirche, auf seine herrliche echt deutsche Erklärung des zweiten Artikels, auf das ganze Milieu, auf den grunddeutschen ernsten, gemüt- und humorvollen Volkston, auf den seine religiöse Denk- und Sprechweise gestimmt ist und dergleichen mehr. Nur Andeutungen können gegeben werden: die Ausführung würde eine besondere umfangreiche Behandlung fordern.

Von Luther sind wir zur Losung „deutsch-evangelisch!" gekommen; auf ihn führt uns die Losung zurück, darauf, daß sein Geist in seiner Kirche lebendig bleibe oder werde. Wenn seit dem Tode Luthers in seiner Kirche der Wunsch nach einem Wiederkommen Luthers auch in Person, nach einem zweiten Luther, immer wieder laut geworden ist, so ist das bei der Riesengröße des Mannes gewiß begreiflich. Auch Sie werden diesen Wunsch schon gehört, ihn selbst in Ihrem Herzen vorgefunden haben. Vielleicht ist Ihnen auch die Antwort bekannt geworden, die der ehrwürdige Professor Hase in Jena dem Pfarrer Blumhardt von Bad Boll einmal auf einen ähnlichen Wunsch gegeben hat: „Mein lieber Freund! Solche Kerle wie Luther und Melanchthon kann auch der liebe

Gott nicht alle Tage aus den Aermeln schütteln!" Das ist nicht eben korrekt, aber gerade in der sarkastischen Form doch treu und ehrlich gemeint. Das fortwährende Seufzen nach einem zweiten Luther hat etwas Unwürdiges und erschlafft die protestantische Thatkraft. So lange das Kind noch klein ist, mag es bei jeder Störung seines Wohlbefindens nach der Mutter rufen; es wirds ihm niemand verübeln. Ist das Kind aber ein Mann geworden und schreit doch noch bei jeder Kröte, die ihm über den Weg kriecht, bei jeder schwereren Aufgabe, die ihm das Leben stellt: „Mutter komm! Mutter hilf!", so wird das jedermann lächerlich finden. Nun viel anders kann ich das Verlangen nach einem zweiten Luther auch nicht finden, und unsre römischen Nachbarn finden es auf alle Fälle so. Die evangelische Christenheit ist mündig geworden: war Luthers Thesen-Anschlag ihre Geburtsstunde, Augsburg ihre Konfirmation, so ist ihre innere Erstarkung seitdem einer Mündigsprechung gleich zu achten. Dann soll sie aber auch nicht bei jeder schwierigeren Lage nach einem zweiten Luther ausschauen, sondern ihrer für sich Herr zu werden, die Kinderkrankheiten, die sich dann und wann, und jetzt vielleicht heftiger denn sonst, einstellen, in Zuversicht auf Gottes Hilfe mit gutem Mute selbst zu überwinden suchen. Je weniger sie auf Hilfe von außen und sei es von einem zweiten Luther wartet, je kräftiger sie selbst Hand ans Werk legt, desto mehr ist von dem Geiste Luthers in ihr, desto mehr wird davon über sie kommen. Und in diesem Sinne stimmen wir in unsrer kritischen Zeitlage alle ein in den Ruf:

„Martin Luther, Mann von Erz,
Feuergeist und Felsenherz!
Horch! die Wächterstimme ruft:
Steig' empor aus deiner Gruft!"

6.

Einiges aus Roms Kampfesweise.

Von O. Schultze, Pfarrer in Leipzig.

Heißer Kampf durchtobt die deutschen Gauen. Das Schwert irdischer Macht ruht zwar friedlich in der Scheide, das Schwert des Geistes aber ist gezückt. Fünfundzwanzig Friedensjahre liegen hinter uns auf politischem Gebiet, fünfundzwanzig Kiegsjahre auf geistig-religiösem. Der Erbfeind im Westen ist in seine Schranken zurückgewiesen, der Erbfeind im Süden, das jesuitische Rom, ist mächtiger denn je.

Ein kluger Feldherr verachtet seinen Gegner nicht, sondern studiert ihn. In solcher Klugheit liegt schon der Keim zum Siege. Höchster Bewunderung ist es wert, wie die deutsche Heeresleitung den Feind im Westen beobachtet, studiert, nicht einen Tag aus den Augen läßt, Zug für Zug matt setzt. Das ist es zum größten Theile, was uns mit so großem Vertrauen zu unsrer obersten Heeresleitung emporschauen läßt. Sollte nicht dasselbe Verfahren gegen den Feind im Süden angebracht

sein? Die Niederlage des deutsch-protestantischen Volkes gegen Rom ist besiegelt, wenn Rom nicht scharf beobachtet, wenn es unterschätzt, wohl gar verachtet wird. Tausende von Protestanten schauen souverän und lächelnd auf Rom herab und begreifen nicht, wie der Evangelische Bund mit demselben so viel Wesens machen könne. Nun, die Zahlen reden! Deutschland mit Oesterreich war schon einmal zu neun Zehntel evangelisch, heute ist Oesterreich wieder katholisch und Deutschland nur noch knapp zwei Drittel evangelisch. Und es giebt heute kein rein evangelisches Land mehr und keinen rein protestantischen Staat. Rom ist stark, Rom ist mobil, Rom kämpft unentwegt und kühn; der beste Bundesgenosse Roms aber, auch der treueste, ist protestantische Unklugheit und Vertrauensseligkeit. Evangelisch, protestantisch, lutherisch ist solche Unklugheit und Vertrauensseligkeit nicht. Christus und Paulus, sie haben gekämpft gegen alle Jesuiten ihrer Zeit. Der Name „Protestant" ist in einer heißen Kampfesstunde geboren. Und nicht das Kleinste an Luther war dies, daß er Zeit seines Lebens auf der festen Burg seines Glaubens stand und scharf Ausblick hielt nach dem Feinde und bei jedem Herannahen desselben seine Stimme erhob und zur Wachsamkeit, zum Kampfe rief. In solcher Klugheit lag der Keim zu allen seinen Siegen.

Wenn eine Armee zum Kampfe auszieht, so schickt sie leichte Plänklertruppen voraus, welche das Terrain aufzuklären und das Gefecht einzuleiten haben. Diese Truppen gebrauchen oft, damit sie möglichst weit an die feindlichen Linien hinankommen, eine List: sie machen sich unkenntlich, verhüllen die Uniformen, ja legen feindliche Uniformstücke an. Im politischen Kriege hält man solche List für erlaubt, im geistigen Kampfe ist sie verwerflich. Rom übt sie auch hier. Es schickt leichte Plänklertruppen in christlichem Gewande voraus: unter dem christlichen Gewande aber guckt das Jesuitenröcklein hervor.

Das Volk liebt die Kalender. So bietet man solche in großer Fülle und in allgemein christlichem Gewande dar: Monikakalender für Hausfrauen, Lehrerkalender, Taschenkalender für die studierende Jugend, Dienstbotenkalender, Tierschutzkalender, Kinderkalender, Soldatenfreund. In einem Jahrgang des letztern wird der dreißigjährige Krieg sehr unter dem Gesichtswinkel des Jesuitismus betrachtet. Da sehen wir das Jesuitenröckchen hervorgucken.

Das Volk hat eine Schwäche für Glanz, Pracht, Pomp. Dieser Schwäche giebt man nach. Welcher Pomp wird entfaltet, wenn ein Erzbischof in Amtssachen seine Diözese durchreist! Fahnen, Kränze, Kreuze, Ehrenbogen, Willkommensgrüße, Illuminationen, Festessen, Trinksprüche, Huldigungen — alles in Menge! Und wie schaut das Volk auf, wenn nicht nur die Priester, sondern auch die Spitzen der städtischen und staatlichen Behörden dem Erzbischof ihre Ehrerbietung erweisen!

Das Volk hat Achtung vor großer Machtfülle und glänzender Stellung. Darum wird man nicht müde, die Blicke immer wieder zum Throne St. Petri in Rom zu lenken. Kein Zeitereignis darf vorübergehen, ohne daß es in gloriam papae gewendet wird. Kaum war der Papst zum Schiedsrichter in der Karolinenfrage angerufen worden, als in Rom

eine Denkmünze zur Verherrlichung dieser Thatsache geprägt wurde. Kaum tauchte die Antisklavereibewegung auf, als der Papst als Befreier der Sklaven hingestellt wurde. Als der König von Belgien zur Beratung dieser Angelegenheit eine Konferenz vorschlug, schrieb die Weserzeitung, daß der Papst zu dieser Konferenz einzuladen sei, seine Delegierten den Vorsitz zu führen hätten. Das sei ein unbestreitbares Recht des päpstlichen Stuhles. Nachdem der Papst in der Karolinenfrage Schiedsrichter gewesen, sei er politisch und diplomatisch befähigt, dieser Konferenz zu präsidieren. Wie ist ferner das Papstjubiläum aufgebauscht worden! Der Papst, Huldigungen von der ganzen Welt, auch der evangelischen, empfangend, Geschenke im Werte von sechzig Millionen Francs, darunter vierzehn Millionen in Geld, erhaltend, sollte das nicht Eindruck machen? Und der „Friedenspapst" ein „Gefangener", ein „Märtyrer", muß das nicht rühren? Und eine Notiz wie die am 13. November 1887 im „Leo" stehende, wird sie nicht blenden? Da hieß es: „Ein interessantes Faktum der Zeitgeschichte ist, daß der protestantische deutsche Kaiser Wilhelm als Geschenk für den Papst eine Tiara, das Sinnbild der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Papstes, ausgewählt hat. Die Tiara ist eine dreifache Krone. Bei Krönung des Papstes setzt der erste Kardinaldiakon demselben die Tiara mit den Worten auf: Empfange die mit drei Kronen geschmückte Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer der Welt und der Stellvertreter des Erlösers bist." Und wie oft bringen die Zeitungen die Nachricht, daß der heilige Vater wieder an seiner Encyklika über diese oder jene brennende Frage arbeite und in dieser Frage die Lösung bringe!

Eine nicht zu unterschätzende Macht im Volksleben bilden die Schlagworte. Eine allgemeine Wahrheit, in auffallender, packender Form ausgesprochen, faßt die Gemüter. Wer auf das Volk wirken will, muß Schlagworte zu bilden verstehen. Rom versteht es. „Der Papst regiert die Welt!" Der Papst „arbiter mundi"! — 1870 hätten solche Worte Lächeln erregt, heute glaubt halb Deutschland daran. „Dem Volke muß die Religion erhalten werden!" — alle ultramontanen Blätter haben sich dies Wort zu eigen gemacht; unter Religion verstehen sie natürlich allein die katholische. „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!" d. h. dem Papste mehr als dem Kaiser. „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst niemand in der Welt!" hat man umgeprägt in: Wir Katholiken u. s. w. Der niemand ist hier der Staat. Eins der kühnsten Schlagwörter ist das vom „Glaubenswechsel der Hohenzollern". „Die Hohenzollern haben schon einmal den Glauben gewechselt, warum sollten sie es nicht das zweite Mal thun?" Als Kaiser Wilhelm gestorben war, brachte der Moniteur de Rome die Kunde von einem bevorstehenden Uebertritt der Kaiserin Augusta zum Katholizismus. Die Thatsache, daß sich Kaiserin Augusta von einer barmherzigen Schwester hatte pflegen lassen, gab die Folie zu solcher Kunde ab.

Wer die Frauen hat, hat halb auch die Familien. So weiß man in der geschicktesten Weise den Frauen zu schmeicheln. Die Tribünen

sind bei Katholikenversammlungen immer dicht mit Frauen besetzt. Die kleine Excellenz hat es sich nie nehmen lassen, die Rede auf die Frauen zu halten.

Das Volk, in Sachen geistiger Fragen vielfach unselbständig, hält sich gern an Autoritäten. Damit Raum werde für die katholischen, werden die protestantischen moralisch tot gemacht. Größte protestantische Autorität ist Martin Luther. Die Feder sträubt sich, das ultramontane Lutherbild nachzuzeichnen. Es ist eines der schwärzesten Menschenbilder der Geschichte. Protestantische Autorität ist Gustav Adolf. Man malt diesen Mann dem Volke als blutigen Eroberer vor, ja hat ihn einen Bluthund genannt. Protestantische Autoritäten sind die evangelischen Missionare. Sie sind gebrandmarkt als „Männer voll Trugs, Verbreiter von Irrlehren unter dem heuchlerischen Vorgeben, Apostel Christi zu sein." Protestantische Autoritäten sind die theologischen Professoren. Eine Schrift: „Das Wort sie sollen lassen stahn" sucht sie moralisch zu vernichten. Da sind sie „Christusleugner im Predigertalar", der eine ein „Judas", der andre ein „Neuheide" u. s. w. Ueber Professor Nippold in Jena heißt es: „Die armen protestantischen Theologen, die die Kollegien dieses gelehrten Mannes besuchen müssen. Wie muß es in den Köpfen dieser Bedauernswerten aussehen!" Die Schrift „Traurige Gestalten auf christlichen Kanzeln" zieht gegen protestantische Pastoren zu Felde. Im Jahre 1888 beschäftigte sich der französische Senat mit der Frage der öffentlichen Unsittlichkeit. De Pressensé hielt eine glänzende Rede. Um den Eindruck dieses Erfolges eines protestantischen Geistlichen zu verwischen, schrieb ein ultramontanes Blatt: „Nur die römisch-katholische Kirche hat das Recht, die Unsittlichkeit zu bekämpfen."

Leichte Plänklertruppen habe ich die bisher geschilderten Kampfesmittel genannt. Ich nenne sie auch nach mancher Seite hin geschickt. Das Geschickte soll nicht bekämpft werden. Da können wir sogar manches lernen. Bekämpft aber muß das Geheim-Listige werden. Man geberdet sich christlich und ist jesuitisch; man kämpft scheinbar für die Religion und kämpft in Wahrheit für Roms Macht; man zeigt Gefühl für des Volkes Wohl und spekuliert auf des Volkes Schwächen. Solche Kampfesweise ist nicht offen. Und solche Kampfesweise ist nicht deutsch. Deutschland ist das klassische Land des Gewissens. Luther, der Mann des religiösen Gewissens, Kant, der Mann des philosophischen Gewissens, Lessing, der Mann des dichterischen Gewissens, Bismarck, der Mann des diplomatischen Gewissens, sie waren Deutsche. Was soll auf deutschem Boden wälsche List? Ihr grimmen Kämpfer aus dem Lande der Inquisition, die Ihr den Protestantismus, obenan unsern Luther, in den Staub zieht, lernt erst einmal vom Protestantismus, lernt von Luther, wie man als Deutscher kämpft: gerade und ehrlich, mit offenem, nicht mit geschlossenem Visier!

Wenn die leichten Plänklertruppen das Gefecht eingeleitet haben, so rückt das Gros des Heeres nach, so fährt das grobe Geschütz auf. Dies sei nun geschildert!

Da steht obenan die ultramontane Presse. Es werden in jedem Jahre weit über eine Million katholische Preßerzeugnisse in das Volk

geworfen ohne die wissenschaftlichen, ohne die Flugblätter. Die Presse hat die Aufgabe, das Volk aus niedrer zu höherer Bildung emporzuziehen. Die ultramontane Presse ist nach Form und Inhalt derartig, daß sie nur herabziehen kann. Ich habe einmal einen Jahrgang des „Leo" durchgelesen. Ich denke noch heute mit Entsetzen daran. Welche Unwahrhaftigkeit des Inhalts, welche Niedrigkeit der Form uns Protestanten und deutschen Volksgenossen gegenüber! Da steht doch die protestantische Presse, auch die gegen Rom scharf polemische, viel höher, unendlich höher! Das Schema, nach dem alle jene Preßerzeugnisse gearbeitet sind, lautet: Alles Katholische ist zu verherrlichen, alles Protestantische in den Staub zu ziehen. Wird etwa ein katholischer Arbeiterverein gegründet, so ist das zum Wohl der Arbeiter und zum Besten des Staates. Wird ein evangelischer gegründet, so kann man lesen: „Soll denn die revolutionäre Hetze der Sozialdemokratie durch die konfessionelle abgelöst werden? Wird nicht diese vergiftender auf die Arbeiter einwirken als jene?" (Germania). Oder: „Der Verbandsagent der Evangelischen Arbeitervereine, Herr Fischer, war hier, um einen Evangelischen Arbeiterverein zu gründen. Unsere Leser kennen Herrn Fischer. Er hat eine Rede auf Lager. Seine Zuhörer sind eben sehr genügsam. Guten Morgen, Herr Fischer!" (Leo). Beliebt sind Nachrichten wie diese: „Bei dem Schiffbruch des Packetbootes Victoria ereignete sich folgender Vorfall. An Bord des Schiffes befanden sich ein katholischer Priester und ein evangelischer Pastor. Sie standen, als das Schiff zu sinken begann, nebeneinander auf dem Verdeck. Der Priester betete, der Pastor ergab sich der Verzweiflung. Plötzlich umfaßte er des Priesters Kniee und bat um Absolution." Das will sagen: Arme evangelische Kirche, die in Todesnot keinen Trost hat! Pastor Dr. Ottomar Lorenz in Erfurt hat eine Flugschrift des Evangelischen Bundes mit dem Titel „Ein Streifzug durch die ultramontane Presse" herausgegeben. Eine Bonifatiusbroschüre bespricht sie unter der Spitzmarke „Der Streifzügler Ottomar." Nur einige Stilproben aus derselben! „Warum sonst so bange, Herr Ottomar? Daß Ottomar Windthorst gegenüber mehr Bedeutung habe, als die Mücke auf der Nase des Löwen, wird er hoffentlich selber nicht glauben." „Die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche hat keine Schwester. Politisch kann man wohl von anerkannten (Schwester-) Kirchen sprechen, dogmatisch nicht, Herr Streifzügler! Schuster, bleib bei deinem Leisten, treibe, was du hast gelernt; Pech und Pechdraht in den Fäusten, Machst von weitem dich entfernt. Handschuhe ziehen wir nur bei anständigen Leuten an; kommen Thümmel oder Lümmel, so machen wir's ohne ab. Gemerkt, Herr Streifzügler? Sollten Sie mal wieder herumstreifen, so treffen wir uns wieder. Wir bleiben immer gemütlich. Adieu. Das Lied ist aus, der Streifzug ist vollendet, die Wahrheit siegt, der Spieß ward umgewendet!"

Die *Belletristik* haben ultramontane Federn bereichert um den tendenziös-ultramontanen Roman. Der Roman „Die Reichsfeinde" von Konrad von Bolanden schildert die Zeit der Maigesetzgebung. Er spielt zur Zeit der diokletianischen Christenverfolgung. Die verfolgten Christen sind die Katholiken. Marc Trebon, der allmächtige Minister, ist Bismarck.

In dem römischen Staatsrat erkennt man das preußische Herrenhaus wieder u. s. w. Von Konrad von Bolanden stammen noch die eine ähnliche Tendenz verfolgenden Romane „Canossa" und „Gustav Adolf". Der 1887 in Schorers Familienblatt erschienene Artikel „Die Verfehmten" behandelte die Jesuiten geradezu mit Enthusiasmus. Die Haltung von „Ueber Land und Meer" ist sehr romfreundlich, besonders auch in den Bildern. Am unverhülltesten ist die Spezies des Konvertitenromans. Die in ihm auftretenden Katholiken sind gewandt, fein, liebenswürdig, fromm, die Protestanten beschränkt, einfältig, stellen beschränkte Fragen, machen einfältige Einwände, werden infolgedessen leicht widerlegt. Der Schluß stellt die Rückkehr zu Rom unter allseitigem Entzücken dar. Die traurigste Figur in diesen Romanen ist stets der protestantische Pfarrer. Mit drei Merkmalen wird er gern charakterisiert: er verehrt gewisse katholische Dinge, gewisse katholische Personen und sagt unter dem Schein der Gelehrsamkeit große Dummheiten. Im „Leo" habe ich eine „Originalerzählung" unter dem Titel „Die Erbprinzessin" gelesen. Sie ist das Muster eines Konvertitenromans. Der Hof ist katholisch, nur die Erbprinzessin protestantisch. Sie bricht indessen oft in Verwunderung für die katholische Kirche aus, ein Zeichen ihres „feinen Taktes und ihrer Klugheit". Neben dem Bischof steht der Konsistorialrat Hörras, ein Muster von Taktlosigkeit. Ein Besuch in einem Kloster giebt den Ausschlag: Die Erbprinzessin wird katholisch. Einer der bekanntesten Konvertiten-Romanschriftsteller ist Max von Boehn. Von ihm sind die Romane „Ave Maria" und „Stella Matutina" (Mainz, Frz. Kirchheim). Im ersteren wird ein Graf, im zweiten ein Journalist „bekehrt".

Neben den romanisierenden Romanen stehen die romanisierenden *Reisehandbücher*, besonders diejenigen aus dem Verlage von Leo Wörl. Sie sind bestimmt, den Bädecker zu verdrängen und werden z. B. in Leipzig viel verkauft.

In *Konversationslexika* sucht man gern romfreundliche Artikel einzuführen. Das vor einigen Jahren neu erscheinende Piererſche Lexikon brachte einen Artikel über den Ablaß, welcher denselben geradezu verherrlichte.

Ganz besondern Eifer wendet man auf die *Geschichte*. Der englische Kardinal Manning hat einmal den Ausspruch gethan: „Die Geschichte muß nach dem Dogma korrigiert werden". Man hat mit diesem Grundsatz Ernst gemacht. Die Janssen'sche Methode ist allgemein bekannt. Vor der Reformation alles gut, nach ihr alles verderbt — das ist das Schema, das er aufgestellt hat. Nach diesem Schema ist sein Geschichtswerk gearbeitet. Ein gewisser Diefenbach hat den Hexenwahn behandelt: Urheberin desselben ist die Reformation. Ein Kaplan Hohoff hat ein Buch über die Revolution geschrieben: Die Quelle aller Revolutionen der Neuzeit ist die Reformation. Ignaz Frenay hat in Mainz Geschichtsvorträge gehalten: Die Reformation trägt die Schuld an der Trunksucht. Die „Stimmen von Maria Laach" schrieben: „Die Hugenottenkriege sind eine Wohlthat gewesen für die Hugenotten selbst." Ein gewisser Norrenberg erklärt: „Die Renaissance war nicht das „Wiederaufleben des klassischen Altertums"

sondern das Resultat der gesamten mittelalterlichen Entwicklung". Einen neuen Gedanken hat der Protestantismus nicht geschaffen! „Die Inquisition war eine staatliche, keine kirchliche Notwendigkeit." In Heinrich Brücks Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert ist für religiöse und philosophische Ueberzeugung, für den modernen Staat, für Gewissens- und Denkfreiheit kein Raum.

Die Litteraturgeschichte hat sich längst auch die Prozedur des Prokrustesbettes gefallen lassen müssen: was in der Litteratur wahrhaft gut und schön ist, entstammt katholischer Gedankenwelt. Zunächst einige Citate aus des schon genannten Norrenberg Allgemeiner Geschichte der Litteratur. Ueber Walthers von der Vogelweide flammende Worte gegen Rom urteilt er: „Das mögen einzelne böse Stunden gewesen sein, in denen der Dichter sich selber untreu ward." Shakespeare figuriert bei Norrenberg als „Katholik": er bildet „mit Tasso und Calderon das große Dreigestirn der modernen katholischen Poesie". Das Lied Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott" ist die „Marseillaise der Reformation." Klopstocks „Enthusiasmus für Religion, Freundschaft und Vaterland war nur eine ungeheure Seifenblase, die bald zerplatzte". Voß ist der „Großinquisitor des Rationalismus", ein „plebejischer Polterer und Jesuitenriecher". „Lessing, Lenz, Heinse und Schiller haben aus den Offizierskreisen die Unsittlichkeit in die deutsche Litteratur eingeschleppt". Lessing, Herder, Schiller, Goethe sind „Söhne der Revolution". Norrenbergs Sekundanten in der Ultramontanisierung der Litteraturgeschichte sind die Frankfurter zeitgemäßen Broschüren und besonders Sebastian Brunner in seinem Buche „Hau- und Bausteine zu einer Litteraturgeschichte der Deutschen".

Die Philosophie hat in der Encyklika vom 4. August 1879 ihr Verdikt erhalten. Thomas von Aquino wird da zum Normalphilosophen erhoben. Die Philosophien protestantischen Bodens sind „Kunstgriffe und Arglist trügerischer Weisheit und Gift verderblicher Meinungen".

Ebenso ist für das Staatsrecht Thomas der maßgebende Meister. So will es Leo XIII. Thomas aber verkündet staatsrechtlich die Lehre von der Volkssouveränität in dem Sinne, daß das Volk das Recht habe, einen ketzerischen Fürsten abzusetzen. Eine Frucht Thomas'scher Staatsrechtstheorie reifte in dem Windthorst'schen Schulantrag. Da schrieb die Katholische Schulzeitung: „Wir stehen vor der Frage: Werden die Menschen durch die Kirche freigemacht oder durch den Staat, durch Gott oder durch den Teufel?"

Hier sei auch der Görres-Gesellschaft gedacht, welche 1876 gegründet worden ist mit der Aufgabe der Umkorrigierung der gesamten deutschen Wissenschaft. „Unbefangen, so heißt es in dem Programm, nennt sich die sogenannte exakte Naturforschung, welche von sinnlosen Hypothesen berückt, den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht und unter dem Vorwande, nur Thatsachen festzustellen, die evidentesten Thatsachen verleugnet." Zu den evidentesten Thatsachen rechnet man sicherlich die Unfehlbarkeit u. a.

Ein Beispiel davon, wie man in ultramontanen Kreisen über die Handhabung des Rechtes denkt, bietet ihre Auslegung des Paritätsprinzips. Wirkliches Recht hat nach ihnen nur „die Kirche", d. i. die römische. Im Syllabus Th. 78 heißt es: „Die öffentliche Ausübung des Kultus für Akatholische in katholischen Ländern ist nicht zu gestatten." Im Univers, der französischen Germania, war einst zu lesen: „Wo wir in der Minderheit sind, verlangen wir Toleranz auf Grund eurer Prinzipien; wo wir aber in der Mehrheit sind, verweigern wir euch die Freiheit auf Grund unsers alleinseligmachenden Glaubens." Professor Buß in Freiburg hat es offen ausgesprochen: „Wir gestehen, daß unsre Kirche unduldsam ist, weil sie allein die Wahrheit hat." Im Bischofseid schwören, irre ich nicht, noch heute sämtliche deutsche Bischöfe: „Die Ketzer werde ich nach Vermögen verfolgen und bekämpfen."

Die Politik des Papsttums gegen Deutschland erhellt aus folgenden Thatsachen. Bei der Nachricht der Schlacht von Sadowa hieß es in Rom: „Stürzt die Welt ein?" 1870 nahm auch Rom mit „Rache für Sadowa". Nach Deutschlands Sieg hieß es: „Uns kann nur noch die Revolution helfen." 1875, als der Krieg in Sicht schien, war die römische Diplomatie die Seele einer Koalition gegen Deutschland. 1877 schrieb die Civiltà cattolica: „Sobald Frankreich zu Kräften gekommen ist, muß es Deutschland und Italien den Garaus machen."

Daß Rom die Schule gern ganz in seine Hände bekommen möchte, ist bekannt. Der Windthorstsche Schulantrag ist nicht vergessen. Er ist auch nicht aufgegeben. Inzwischen arbeitet man durch die Katechismen. In dem weitverbreiteten Catéchisme de da Perséverance ist zu lesen:

„Frage: Wer war Luther?

Antwort: Luther war ein deutscher Augustinerbruder, der seine drei Gelübde brach, von der Kirche abfiel, eine Nonne heiratete und gegen die Kirche deklamierte."

Ueber Luthers Tod heißt es: „Er starb, von einem Gastgelage kommend, wo er seiner Gewohnheit gemäß sich mit Wein und Fleisch im Uebermaß angefüllt hatte." Ueber den Protestantismus steht zu lesen: „Der Protestantismus ist keine Religion, denn

1. er ist gestiftet von 4 Freigeistern: Luther, Zwingli, Calvin, Heinrich VIII.;
2. er hat als Ursache das heidnische Prinzip der Insubordination, die Ehrsucht, die Lust nach dem Besitz anderer und Fleischesvergnügungen;
3. er erlaubt alles zu glauben und zu thun, was man will;
4. er erzeugt unendliche Uebel."

Im Königreich Sachsen ist seit 1876 der „Katholische Katechismus für das Apostolische Vikariat im Königreich Sachsen" eingeführt. Derselbe atmet denselben Geist der Unwahrhaftigkeit gegen den Protestantismus, wie in Nr. 45 des zweiten Jahrganges des Neuen Sächsischen Kirchenblattes des Nähern ausgeführt ist.

Wir kommen zu dem Kapitel der Ehe und Mischehe. Dreimal hat Leo XIII. die Zivilehe als Konkubinat bezeichnet: 1878, 1879, 1880.

Ebenso ist nach dem Bischofserlaß vom Jahre 1881 die nur protestantisch eingesegnete Mischehe zwischen Katholiken und Protestanten Konkubinat. Ein katholischer Pfarrer des Rheinlandes hat auf diesen Erlaß hin an eine Katholikin, welche mit einem Protestanten rechtmäßig protestantisch verheiratet war, unter folgender Adresse einen Brief geschrieben: „An Fräulein N. N., wohnhaft bei N. N." Die Bedingungen aber, unter denen Rom eine Mischehe einsegnet, sind: katholische Kindererziehung, Versprechen, den katholischen Teil in seiner Religionsübung ungestört zu lassen, dem protestantischen Teil zur Annahme der katholischen Religion zu verhelfen, sich nicht von einem protestantischen Prediger kopulieren zu lassen (Brecht: Leo XIII.). Für die Ehe der evangelischen Pastoren hat Rom oft niedrigen Spott. Die Köln-Bergheimer Zeitung schrieb am 21. März 1888: „Die Zeiten sind wohl für immer vorüber, wo ein Familienvater mit sechs Kindern als Religionslehrer an einem katholischen Gymnasium feste Anstellung finden konnte." Und ein schwäbisches Blatt höhnte einst: „Es giebt keinen lächerlicheren Anblick, als einen königlich-württembergischen protestantischen Pastor, wenn er mit Frau, Kindern und Mägden ausrückt."

Ein viel angewendetes Kampfesmittel Roms ist die Proselytenmacherei, der Eifer, Konversionen zu bewirken. Das römische Konvertitenwesen ist ein dunkles Kapitel der modernen Kirchengeschichte. Beliebte Anknüpfungspunkte hierbei sind die Mischehe und das Krankenbett. Die Hauptrolle spielen bei diesen „Bekehrungen" neben den Priestern die barmherzigen Schwestern. Es ist nicht nötig, einzelne „Fälle" hier anzuführen. Jeder kennt solche. Was in den letzten Jahren hierüber aus katholischen Spitälern, so z. B. aus dem St. Josephsstift in Bremen, bekannt geworden ist, ist noch in aller Erinnerung. Das Schriftchen: „Jesuitenkünste und Seelenfang am Krankenbett" sei aber dem Studium immer wieder empfohlen!

Die bedeutsamste Frage der Gegenwart ist die soziale. Ihr hat der Ultramontanismus von Anfang an die gespannteste Aufmerksamkeit zugewendet. Manche Encyklika des Papstes legt davon Zeugnis ab. Das gewaltig ausgedehnte katholische Vereinswesen ist dem Eifer entsprungen, Roms Macht in den gährenden sozialen Verhältnissen der Gegenwart aufrechtzuerhalten. Da giebt es Vereine für Arbeitgeber, für Arbeiter, Arbeiterinnen, für jugendliche Arbeiter, für Dienstmägde, Meister-, Gesellen-, Lehrlingsvereine, Verein für junge Kaufleute, Bauernvereine, Winzervereine, Studenten- und Juristenvereine, Erziehungsvereine, Preßvereine, unzählige Bruderschaften, viele religiöse, charitative, Missions-, kirchenpolitische, wissenschaftliche und musikalische Vereine. Windthorst wurde einmal gefragt: „Werden Sie den Kampf in Deutschland aushalten können?" Er antwortete: „Das würden wir nicht können, wenn nicht die tausend katholischen Männervereine hinter uns ständen, die sind unsere Arrieregarde." Raffaele Mariano sagt in seiner Schrift „Das jetzige Papsttum und der Sozialismus": „Wenn es ein Land giebt, wo die päpstliche Kirche entschlossen energisch in die soziale Frage eingegriffen hat, so ist es Deutschland gewesen." Das ist richtig. Was aber hinter dieser

Entschlossenheit lauert, das ist aus folgender Darstellung, die der Osservatore Romano gebracht hat, zu ersehen. Das Blatt weist geschickt auf die Steuerlasten der Völker hin. Mehr als die Hälfte Steuern, so heißt es, verschlingt das Heerwesen. 1876 betrugen die Ausgaben für die europäischen Heere und Flotten 2375000000 Mk., 1884 4575000000 Mk. Die gesamte europäische Nationalschuld hatte 1876 die Höhe von 62900000000 Mk., 1884 von 118725000000 Mk. Giebt es keine Rettung aus solch reißendem Strom des Verderbens? Es giebt eine: der Papst. Er, der Stellvertreter Christi, die höchste Autorität auf Erden, könnte, wollte man ihm nur sich beugen, alle Streitigkeiten zwischen den Völkern schlichten, die Heere könnten entlassen werden, die riesigen Summen für Kriegszwecke würden flüssig für das Wohl der Völker, die soziale Frage wäre gelöst, das goldene Zeitalter angebrochen.

Die Wonne und Freude jedes deutsch fühlenden und denkenden ist das geeinte deutsche Vaterland, ist der seit 1870 mächtig erwachte deutsche Patriotismus. Der Jesuitismus teilt naturgemäß diese Wonne und Freude nicht. Er kennt nur ein Vaterland auf der Erde: Das Rom des Papsttums. Darum steht er deutschem Empfinden kühl, spöttisch oder direkt feindlich gegenüber. Der schon öfter erwähnte „Leo", ein deutsches Blatt, zeigte den Tod Kaiser Wilhelms mit folgenden Worten an: „Aus Anlaß des am 9. d. erfolgten Hinscheiden unsers greisen, ehrwürdigen Kaisers Wilhelm I. haben unsre hochwürdigsten Bischöfe dem Schmerze der katholischen Unterthanen in besondern oberhirtlichen Erlassen tiefgefühlten Ausdruck gegeben." Punktum. Das war alles. In der nächsten Nummer stand zu lesen: „Der Tod des deutschen Kaisers hat auf den Papst einen tiefen Eindruck gemacht. Der Kaiser war ein großer Bewunderer des Papstes und seiner Friedenspolitik." Ueber den Regierungsantritt Kaiser Friedrichs las man im „Leo" nichts. Am 31. März erst schrieb er: „Der hochwürdigste Herr Erzbischof Nuntius L. Galimberti aus Wien hat Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser Friedrich gehabt, um das Schreiben des heiligen Vaters an unsern Monarchen zu übermitteln. Mit welcher Aufmerksamkeit der Abgesandte des Papstes behandelt ward, geht daraus hervor, daß schon eine Stunde nach Ankunft der Herr Nuntius eine Einladung zur Audienz durch den Reichskanzler erhielt." Ueber das Hinscheiden Kaiser Friedrichs finden wir dieselbe Berichterstattung von den Erlassen der Bischöfe wie bei dem Tode Kaiser Wilhelms. Das ist eine Probe von Patriotismus bei Leuten, die sich die alleinigen Stützen von Thron und Altar nennen. Nichts weiter wissen sie bei dem Hinscheiden der ersten Kaiser des neuen Reichs zu berichten, als die Erlasse der hochwürdigsten Herrn Bischöfe, die Bewunderung Kaiser Wilhelms vor dem Papste, die Auszeichnung des päpstlichen Nuntius.

Der Tag von Sedan wird in der ultramontanen Presse entweder totgeschwiegen oder bespöttelt. Da hat man von „St. Sedan" und vom „Reichszipfel" geredet. Da hat man die schönsten patriotischen Festlieder in Leo-Festlieder umgewandelt. Die katholische Wacht am Rhein lautet:

Wie Orgelton und Glockenklang
Erschallt dem Papste unser Sang,
Der rings von List und Lug umstellt,
Uns hoch der Wahrheit Banner hält.
Magst, Christenherz, drum ruhig sein,
Stell', zages Herz, dein Bangen ein:
Fest ragt und hehr der Fels im Meer,
Fest ragt und hehr der Fels im Meer.

Ein wahres Wutgeschrei hat die Hutten-Sickingen-Feier entfesselt. Der Pfälzer Bote stellte Luther, Sickingen, Hutten und Giordano Bruno zusammen mit dem Schinderhannes, bayrischen Hiesel, Hölzerlips, Eulenspiegel, Rinaldini. Der Starkenburger Bote schrieb: „Der Liberalismus ist daran, einige Strauchdiebe, Lumpen und Venusknechte, die Musterschufte Hutten und Sickingen, in Marmor und Bronze zu verewigen."

Anläßlich des Centrumsantrags auf Befreiung der Theologen von der Wehrpflicht schrieb die Tremonia: „Man sieht, wie diese Leutchen (des Evangelischen Bundes), welche bisher an Stoff für ihre Versammlungen so großen Mangel hatten, mit wahrem Heißhunger auf den Knochen dieser Frage sich stürzen. Wenn die Kandidaten der evangelischen Gottesgelehrtheit wirklich so verpicht sind auf den bunten Rock, so werden sie ja Gelegenheit haben, ihren Kommiß-Patriotismus freiwillig und um so glänzender zu bethätigen."

Als im vorigen Jahre das protestantische Deutschland zur Gustav-Adolf-Feier sich rüstete, da war sofort ein Centrumsmann zur Stelle, um im Reichstag angesichts des ganzen Volkes diese Feier als eine Beleidigung des katholischen Volksteiles hinzustellen und Gustav Adolf zu beschimpfen.

Ich habe Roms Kampfesweise an Thatsachen beleuchtet vor Augen geführt. Mit Absicht habe ich mich zumeist der Kritik enthalten. Die Thatsachen sollten für sich selbst sprechen. Sie reden auch laut genug für sich selbst. Es giebt eine ultramontane Presse, Belletristik, Geschichtswissenschaft, Litteratur, Philosophie, Jurisprudenz, Politik, Erziehung, Proselytenmacherei, ultramontanen Sozialismus, ultramontanes Vereinswesen, ultramontane Vaterlandslosigkeit. Mit Zielbewußtheit wird jedes, schlechthin jedes Gebiet bearbeitet, ultramontan zugestutzt. Der zu Grunde liegende Plan ist einfach dieser: Mitten durch das deutsche Volk muß eine chinesische Mauer aufgeführt werden. Zu beiden Seiten Deutsche, aber hier ultramontane, da protestantische. Zu beiden Seiten Deutsche, aber Deutsche, die nichts, rein nichts mehr mit einander gemein haben. „Wir haben selbst mit den gläubigen Protestanten noch wenige Wahrheiten gemeinsam!" hat der Pfälzer Bote erklärt. „Daß der Riß zwischen den Katholiken und Protestanten immer größer werde, ist ein wahres Glück!" so klingt es aus einer Bonifatiusbrochüre heraus. Da sehen wir Roms Plan von ihm selbst enthüllt vor uns.

Die leichten Plänklertruppen sind überall ausgeschwärmt, das Gros des Heeres ist überall im Vorrücken begriffen, der Kampf tobt, der Entscheidungskampf „auf märkischem Sande" rückt näher und näher — wer

wird siegen in dem Kampfe? Rom ist siegesgewiß. Des Papstes Jubiläumsdank an Kaiser Wilhelm gipfelte in der Forderung, das „Gebäude zu krönen". Die Civiltà cattolica schrieb: „Mit Preußen steht und fällt der Kampf gegen die (römische) Kirche in Europa". Johannes Hoffmann ruft in den „Streiflichtern auf den heutigen Protestantismus" aus: „Wir Katholiken glauben fest, daß an der Newa, Spree und Themse, am Sund und am Zuydersee die katholische Kirche wieder die dominierende Siegerin sein wird. Gebe man nur acht: der Anfang des nächsten Jahrhunderts wird unsere Siegesfahne von Land zu Land flattern sehen." Und siegesstolz stimmt man in den Ruf des Sängers von Dreizehnlinden ein:

„Tobt nur, eure Enkel beten
In St. Peters Dome wieder!"

Wird es wirklich dahin kommen? Gott allein weiß es. Wir aber wissen: Nur protestantische Wachsamkeit, Tapferkeit, Treue, nur protestantische ernste Arbeit mit Schwert und Kelle kann den Sieg an unsre Fahne heften. Der Lauheit verleiht Gott keinen Sieg. Nur, wenn die Protestanten frei und stark sind, können wir auf Sieg hoffen, können wir rufen:

Tobt nur!
Unsre Enkel beten nimmer
In St. Peters Dome wieder!

7.

Welcher Kirche gehört die Zukunft?

In zwei Geschichtsbildern beleuchtet von F. Gieseke, Pfarrer in Solingen.
(Lutherfestvortrag.)

Während die römische Partei in deutschen Landen auf der einen Seite aus ihrer Reichsfeindschaft kein Hehl macht, Dr. Lieber ohne Scham deklamiert: „lieber bayrisch sterben als kaiserlich verderben," ein einflußreicher deutscher Jesuit dem Grafen Hoensbroech erklärt: „er wolle lieber mit Frankreich zu thun haben, auch wenn das französische Volk ganz atheistisch würde, als mit den protestantischen Preußen," und ein zweiter: „er könne es nicht über sich gewinnen, für den deutschen Kaiser zu beten;" — während die mit ultramontaner Hilfe durchgebrachte Reichstagswahl der Sozialdemokraten Bebel, Rüdt, Lüttgenau und viele andere Symptome das geflügelte Wort des Kardinals Meglia in frischer Erinnerung halten: „uns kann nur noch die Revolution helfen" — — hat dieselbe Partei die auf den geduldigen deutschen Michel berechnete Kühnheit, sich als die Retterin der Kulturwelt aufzuspielen und mit ihrem Apparate von Mönchen und Nonnen,

Redemptoristen und Jesuiten, heiligen Röcken und heiligen Windeln dem modernen, vom Syllabus verfluchten Staate als einzig zuverlässige Stütze und Hilfe aus der sozialen Not der Zeit sich einmal über das andere anzutragen — natürlich unter den allerselbstlosesten Bedingungen und Kautelen.

Und — so unglaublich es sein sollte — die leider nicht sehr vielen Klarblickenden sehen es mit banger Sorge: wie dieses heuchlerische, durchtriebene Liebeswerben an den verantwortungsvollsten Stellen noch immer nicht durchschaut und zurückgewiesen wird.

Dahingegen wird die schlichte Vaterlandstreue des evangelischen Volkes — ich will nicht sagen: mißachtet, aber: nicht verwertet, vielmehr recht oft aufs Bitterste gekränkt.

Eben auf diesem Punkte tritt das Beschränkte und Vergängliche der so hoch geschätzen „Realpolitik" zu Tage, die nur mit Körpern, mit Zahlen und Massen zu rechnen weiß, aber die Imponderabilien nicht zu würdigen versteht, die als die innersten Triebkräfte des Menschen- und Völkerlebens zuletzt doch den Ausschlag geben.

Eben hier ist auch des geistgewaltigsten Realpolitikers, des Fürsten Bismarck, Achillesferse gewesen. Er hat wie einst Konstantin „die religiöse Frage durchaus nur von der Seite der politischen Brauchbarkeit angesehen." Aber während Konstantin das Heidentum niederwarf, indem er dem Christentum zum Siege half, hat Bismarck beide getroffen: die römische und die evangelische Kirche, und ist am Ende angelangt bei der Kapitulation vor dem Feinde.

Oder hat man etwa Recht, sich auf Rom zu stützen und ihm die Zukunft des deutschen Volks wesentlich anzuvertrauen? Sind bei ihm die Kräfte der Wiedergeburt zu finden, deren wir so dringend bedürfen?

Welcher Kirche gehört die Zukunft? —

Zwei Geschichtsbilder sind's, in denen ich diese Frage beleuchten möchte, fußend auf der Bedeutung und dem Zwecke dieser festlichen Versammlung.

Luthern auf dem Reichstage in Worms und die deutschen Bischöfe auf dem vatikanischen Konzile möchte ich Ihnen vor Augen stellen.

Fürchten Sie nicht, daß es dabei auf geschichtliche Großmalerei oder auf breite Lagen theoretischer Erörterung angelegt ist; nur auf einige wenige kräftige Striche, die auf Grund der Thatsachen einerseits das Heldentum des evangelischen Gewissens, andrerseits den — herostratischen Mut der Gewissenlosigkeit hervorheben.

Der 18. April 1521 und der 18. Juli 1870: beidemal handelt es sich um Unfehlbarkeit; dort um die Unfehlbarkeit des in Gott und Gottes Wort gebundenen christlichen Gewissens, hier um die Unfehlbarkeit des die Gewissen zertretenden, Kadavergehorsam fordernden römischen Papstes. Dort der treuherzige, fromme Mann aus Wittenberg in grober Kutte, leiblich leidend, aber geistig stark und fest wie ein Eichbaum, nur Gott gehorchend, — hier eine Schar von Leuten in glänzender Stellung und

weichen Kleidern, übrigens einem gutgearbeiteten Solinger Taschenmesser nicht unähnlich, das elegant aussieht und schneidig aufspringt, aber beim leisesten Drucke auf die Feder zur völligen Unschädlichkeit zusammenknickt. Dort der weltüberwindende Triumph des Geistes der Gotteskindschaft, hier das ohnmächtige Seufzen des Geistes der Menschenknechtschaft.

I.

Zwar der römische Geschichtskünstler Joh. Janssen hat Luthers Heldentum heldenmütig bestritten. In seiner „Geschichte des deutschen Volks" behauptet er bei dem Berichte über Luthers Zug nach Worms: „Eines besondern Mutes, seine Reise anzutreten, bedurfte dieser nicht."

Wie verhält es sich damit in Wirklichkeit? —

„Gott hat uns ein junges edles Blut zum Haupt gegeben und damit viele Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt", so hatte Luther das Jahr vorher die Kaiserwahl Karls V. begrüßt; so war, als er von dessen Meinung, ihn auf dem Reichstage zu verhören, Kunde bekam, sein Entschluß alsbald gefaßt: „Wenn ich gerufen werde, werde ich, so viel an mir ist, kommen, ob ich mich auch krank müßte hinführen lassen; denn man darf nicht zweifeln, daß ich vom Herrn gerufen werde, wenn der Kaiser mich ruft." Zwar täuschte er sich nicht über die Tücken der römischen Geistlichkeit: man werde wohl Gewalt gegen ihn brauchen; aber noch lebe der Gott, der die drei Jünglinge im Feuerofen zu Babel erhalten habe, und wenn dieser ihn nicht erhalten wolle, so sei an seinem Kopfe wenig gelegen. Nur darum habe man Gott zu bitten, daß Kaiser Karl nicht mit Vergießen unschuldigen Blutes zum Schutze der Gottlosigkeit sein Regiment eröffne; viel lieber wolle er bloß durch die Hände der Römer umkommen. Und der Schluß seiner Erwägungen blieb der: „Fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger."

War's Gespensterfurcht, was Luthern solche Gefahren sehen ließ? —

Der Papst forderte in einem Schreiben den in Worms hofhaltenden Kaiser auf: der Bulle, durch welche Luther in Bann und Interdikt gethan war, durch einen Erlaß des weltlichen Armes Kraft zu geben. Schlimmer als die Ungläubigen sei der Ketzer; es müsse gegen ihn Gewalt angewandt werden. Der päpstliche Legat Aleander wandte seine ganze Beredsamkeit auf, um die Reichsstände hierfür zu gewinnen. Der kaiserliche Beichtvater, der Franziskanermönch Glapio, mühte sich in gerechter Furcht vor dem siegenden Eindrucke der offen bekannten Wahrheit mit listiger Freundlichkeit, das Erscheinen Luthers in Worms zu vereiteln und ihn auf Nebenwegen zu verderben. — Es gelang wirklich, den durch und durch katholisch gesinnten, für deutsche Art verständnislosen Karl, der überdies aus politischen Gründen des Papstes Freundschaft bedurfte, — es gelang, sage ich, ihn dahin zu drängen, daß er dem Reichstage ein Mandat vorlegen ließ, wonach Luther sollte gefangen gesetzt und seine Beschützer als Majestätsverbrecher bestraft werden. Der Frankfurter Abgeordnete Philipp Fürstenberg schrieb damals nach Hause:

5*

Der Mönch mache viel Arbeit; ein Teil möchte ihn ans Kreuz schlagen, und er werde ihnen nicht entrinnen; es sei aber dann zu besorgen, daß er am dritten Tage wieder auferstehe. Janssen hat dies Wort klüglich unterdrückt! Es bedurfte einer siebentägigen erregten Auseinandersetzung, um dem entgegen Luthers persönliche Vernehmung durchzusetzen. Aber diese Vernehmung selbst, worin sollte sie bestehen? In einer sachgemäßen Erörterung seiner „Ketzereien"? Keineswegs. Er sollte lediglich gefragt werden: „ob er auf den von ihm ausgegangenen Schriften wider unsern heiligen christlichen Glauben bestehen wolle oder nicht." Wenn ersteres, so war sein Schicksal besiegelt. — Man muß sich vor Augen halten, daß dieser selbe Reichstag Klagen über Klagen wegen der päpstlichen Mißwirtschaft in Deutschland erhob und dennoch der Engherzigkeit eines solchen Beschlusses fähig war, um zu ermessen: welcher furchtbare Fanatismus hier gegen den Reformator in Waffen stand.

So erging denn unterm 6. März die kaiserliche Ladung an Luther. Am 26. März stellte der Reichsherold Kaspar Sturm sie ihm zu; am 16. April spätestens mußte die Ankunft in Worms erfolgen, widrigenfalls das zugesicherte freie Geleit null und nichtig wäre.

Warum bei solchem Stande der Dinge Luther und seine Freunde die persönliche Gestellung nicht von vornherein als aussichtslos verwarfen, sondern noch immer einen Hoffnungsfunken in sich nähren mochten, bleibe hier unerörtert. Genug, Luther machte sich aus vielfältiger, der Erbauung und dem Streite gewidmeter Arbeit los und nach Worms auf den Weg.

„Ich weiß" — schrieb er an seinen Freund Link — „und bin gewiß, daß unser Herr Jesus Christus noch lebt und regiert; auf dieses Wissen trotze ich, daß ich noch viel tausend Päpste nicht fürchten will; denn der in uns ist, ist größer, denn der in der Welt ist." In Eisenach erkrankte er; man ließ ihn zur Ader. Noch aus Frankfurt aber meldete er in die Heimat, daß er sich überaus leidend und schwach fühle. Er sollte des Apostels Paulus Erfahrung machen: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark."

Inzwischen spielten die römischen Ränke in Worms weiter. Die päpstlichen Gesandten, welchen Luthers Heranzug so überaus unbequem war, hatten einen neuen Erfolg zu verzeichnen: ein kaiserliches Edikt verkündete aller Orten, man solle Luthers Bücher ausliefern, weil sie vom Papste verdammt und dem bisherigen christlichen Glauben zuwider seien. Luther selbst erschrak, die letzte Hoffnung schwand. Was sollte ein Verhör, nachdem das Urteil gefallen war? Und doch: er reiste weiter!

In Worms wuchs die Besorgnis. Bei Luthers Feinden die Besorgnis vor ihm, verstärkt durch flammende Drohbriefe, die Hutten von der Ebernburg erließ; bei seinen Freunden die Besorgnis für ihn, den vom Papste verdammten Ketzer, dem man freies Geleit nicht zu halten brauchte. Der geistliche Berater des Kurfürsten Friedrich des Weisen, Spalatin, sandte selbst an den Heranziehenden eine Warnung: es könnte ihm in Worms ergehen wie vordem in Konstanz dem Hus.

Andrerseits suchte Glapio ihm noch in letzter Stunde eine Falle zu legen, die schlau genug berechnet war. Er kam zu Sickingen auf die Ebernburg, sprach recht unbefangen und wohlwollend über Luther und erbot sich, mit ihm bei Sickungen eine friedliche Besprechung zu halten; zugleich sollte Hutten mit einer kaiserlichen Pension der Mund gestopft werden. Folgte Luther, so konnte er nicht mehr rechtzeitig in Worms eintreffen; das kaiserliche Geleit galt nicht mehr; die Römer hatten freies Spiel. Dennoch ging Sickingen auf den Vorschlag ein. Auch er muß die Gefahr, die Luthern in Worms drohte, für größer gehalten haben. — Allein Luther blieb vor der Versuchung bewahrt. Wolle Glapio mit ihm verhandeln, so könne er das ja in Worms thun, meinte er mit verblüffender Einfachheit; und an Spalatin schrieb er: sei Hus verbrannt, so sei doch die Wahrheit nicht verbrannt; er wolle nach Worms, wenn auch so viel Teufel dort wären wie Ziegel auf den Dächern.

So langte er am 16. April in Worms an. Sein Wort beim Aussteigen an der Herberge war: „Gott wird mit mir sein."

Mit Märtyrermute war er hergekommen; mit Märtyrermute stand er am 17. und 18. April vor der Majestät des Kaisers und den Ständen des Reichs. Es braucht nicht geschildert zu werden. Jedes Schulkind im evangelischen Deutschland weiß es zu erzählen: wie man, nachdem man ihn stundenlang warten gelassen, auf Luthern eingedrungen: er solle seine Schriften — auch rein erbauliche — widerrufen; wie dieses ungebührliche Verfahren im Vereine mit dem erstmaligen Anblick der erlauchten Versammlung den einfachen Mann am ersten Tage in der That eingeschüchtert hat; wie er sich Bedenkzeit erbeten, weil man, wo es um das Höchste, um Gottes Wort und der Seelen Seligkeit sich handle, vor einer unbedachten Antwort sich hüten müsse; wie er aber am folgenden Tage in bescheidenem Tone und wohlüberlegter Rede seine Lehre frank und frei aufrechterhalten und das Wort Christi sich zugeeignet habe: „habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse ist", und wie er geendet mit einer ernsten Mahnung an Kaiser und Reich: daß man nicht, indem man durch Verdammung des göttlichen Wortes Ruhe stiften wolle, vielmehr eine Sintflut von Unheil erwecke und der Regierung des edlen jungen Kaisers einen unseligen und Unheil verkündenden Anfang gebe. Er meine nicht, daß die hohen Herren dieser Mahnung bedürfen, aber er könne der Pflicht gegen sein Deutschland sich nicht entziehen. Und auch jener letzte Ausspruch, das Stoßgebet eines hart bedrängten und bedrohten Gewissens, wir dürfen's als beglaubigt festhalten: „Hie steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helf mir! Amen."

Eine gewaltige Bewegung innerhalb und außerhalb des Reichstages war die Wirkung dieses Auftretens Luthers. Und welche Wogen der Empfindung, des Dankes und Preises für die ihm gewordene göttliche Kraft und Sicherheit mögen es gewesen sein, die bei ihm selbst unmittelbar hernach ausbrachen in den mit aufgereckten Händen und fröhlichem Angesicht ausgestoßenen Ruf: „Ich bin hindurch, ich bin hin-

durch!" Während sein Kurfürst in freundlicher Sorge äußerte: „er ist mir viel zu kühne", hatte Luthers Glaube in Wahrheit die Welt überwunden. —

Ein Held, ein Held des Glaubens, der christlichen Gewissenhaftigkeit war er vor der Schlacht und in der Schlacht; ein Held auch nach der Schlacht. Wie nahe lag es: nun den gewonnenen Sieg auszubeuten in um so rücksichtsloserem Vordringen: sein Gönner Spalatin berichtet ausdrücklich: er wäre allzeit viel lieber frisch hinan gegangen. Und dennoch ließ er es in edler Selbstüberwinduug sich gefallen, daß man ihn gleichsam für einige Zeit aufs Trockne setzte: er ging in die Stille des Wartburgexils, vertiefte sich in seine geliebte Bibel und that seinem deutschen Volke den besten Dienst, indem er ihm das neue Testament in seiner Muttersprache schenkte.

Das ist Luther in Worms. Und soll ein Spruch den Eindruck des hehren Bildes zusammenfassen, — kein andrer trifft so wohl wie jener:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein' Dank dazu haben,
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib, —
Laß fahren dahin,
Sie habens kein' Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben!

II.

Mit innerem Widerstreben wendet sich von diesem leuchtenden Heldentume unsers Luther der Blick auf jenen traurigen Mut der Gewissenlosigkeit, welchen das Jahr 1870 so schauerlich wie wohl kaum je zuvor gesehen hat.

Auch diese trübe Betrachtung sei unter eine ultramontane Auslassung gestellt, und zwar unter eine solche neuern Datums. Sie erinnern sich wohl aus dem Jahre 1890 der heftigen Angriffe, die ein Hirtenbrief der in Fulda vereinigten Bischöfe gegen den Evangelischen Bund richtete, und die von letzterem in einer gediegenen Antwort des Centralvorstandes gründlich zurückgeschlagen wurden. Diese Antwort an die Fuldaischen Briefhirten hat damals Gottlieb, der bekannte Schriftgelehrte der „Germania"*), in einer Zehnpfennig-Broschüre sehr lang und sehr breit „beleuchtet". Mit besonderem Gifte hat ihn die bewiesene Behauptung erfüllt: die in jenem berüchtigten „Hirten"briefe gegebene Darstellung der römischen Praxis stimme in sehr wesentlichen Stücken mit der Wirklichkeit nicht überein. Daß Gottlieb in seinen

*) Unter diesem unzutreffenden Namen verbarg sich der in Holland lebende Jesuit Tilman Pesch.

Schmähungen gegen den Vorstand des Evangelischen Bundes statt des Wortes Praxis alsbald das Wort Lehre unterschiebt, wollen wir nicht hoch anschlagen; das ist ein bis zum Uebermaß bekannter Jesuitenkniff. Aber mit welchen Gründen rettet er seine Bischöfe von jener schweren Beschuldigung? Er redet den Vorstand des Evangelischen Bundes an und sagt: „Wer sind Sie? und wer sind unsere Bischöfe?" „Steigen Sie nur rasch herab von Ihrem öden Standpunkte, wo Ihnen ja kein verständiger Mensch beistehen kann. Ducken Sie sich und erkennen Sie an, daß es undenkbar ist, sämtliche Bischöfe Preußens hätten vor aller Welt in einem öffentlichen Aktenstücke in Darlegung katholischer Lehren (!) in wesentlichen Punkten nicht die Wahrheit gesagt." Das und etliche weitere Ungezogenheiten war Gottliebs ganze Widerlegung!!

Nun, wer sind denn diese Bischöfe? Was sind sie samt und sonders, und nicht bloß die Preußens, sondern Deutschlands und Oesterreichs, ohne eine Ausnahme, im Jahre 1870 gewesen? Sehen wir zu!

Die römische Kirche hält sich bekanntlich für unfehlbar. Ihre unfehlbaren Lehraussprüche hatten bis zum Jahre 1870 durch die Konzilien zu erschallen und bedurften zu ihrer Geltung — wenigstens dem Grundsatze nach — der Einmütigkeit dieser Versammlungen. Der ebenso ungebildete wie eingebildete Pius IX. aber und seine Hofjesuiten wünschten in der Vergottung des Papstes einen gewaltigen Schritt vorwärts zu thun: die unfehlbare Entscheidung in Sachen des Glaubens und der Sitte sollte ihm allein, ohne Zustimmung des bischöflichen Klerus zustehen. Den Einwand: das sei ja gegen alle Ueberlieferung, überwand er leicht im Geiste Ludwigs XIV.: la tradizione son' io! und konnte versichern: als Abbate Mastai habe er die Unfehlbarkeit geglaubt, als Papst fühle er sie. Warum sollte die katholische Welt sie nicht auch — zu fühlen bekommen? Zu dem Ende berief er im genannten Jahre ein Konzil nach Rom. Verständigerweise sprach man von dort aus vorher nicht viel von dem eigentlichen Zwecke dieser umfangreichen Veranstaltung, jedoch wurde bald in aller Welt davon gemunkelt. Die katholischen Bischöfe und Theologen deutscher Zunge, immerhin die intelligentesten Beamten der römischen Kirche, erschraken zumeist heftig. Der Kirchenrechtslehrer Professor von Schulte äußerte in einer Abendgesellschaft zu Berlin seine Besorgnis. Aber P. Reichensperger suchte ihn zu beruhigen: „Ich bitte Sie, sich nicht aufzuregen; es ist unmöglich — Gottlieb würde sagen: undenkbar — daß man solchen Unsinn mache." Und am 18. Juli 1870, wenige Monate nach jenem Gespräche, war der „unmögliche Unsinn" wirklich geworden. Auf welche Weise: das darzulegen würde hier zu weit führen.*)

An Widerstand hat's wahrlich nicht gefehlt, und um die Einmütigkeit des vielzüngigen Konzils ist's übel bestellt gewesen. Die Gegner der neuen Lehre standen auf verschiedenen Standpunkten. Der oberflächlichste

*) Vergl. Hase, Polemik S. 172 ff., und die bekannten Werke von Friedrich und v. Schulte.

Standpunkt ist in grundsätzlichen Fragen immer der der Nützlichkeit; ihn vertraten der Erzbischof Melchers von Köln und der Bischof Ketteler von Mainz. Melchers machte folgende Einwände: in vielen Gegenden sei diese Meinung bisher unbekannt gewesen; es sei größte Gefahr, daß das neue Dogma einen weitgreifenden Abfall von der Kirche verursache; ferner: viele noch von der Kirche getrennte, aber zur Rückkehr in dieselbe geneigte Christen möchten daraufhin gänzlich versagen, und dergleichen. Freiherr von Ketteler bekundete unter andern „schwersten Bedenken“ Folgendes: „Viele sozusagen halbgebildete Katholiken werden in dieser Zeit des Indifferentismus die Unfehlbarkeit des römischen Papstes nicht mit gläubigem Herzen aufnehmen, aber in der Kirche bleiben zum großen Nachteile der Kirche selbst.“ Am 13. Juli stimmte er kräftig mit „Nein“; am 15. bat er den Papst mit einem Fußfalle, „der Kirche und dem Episkopate durch etwas Nachgiebigkeit Frieden und verlorene Einheit wiederzugeben.“ — Andere Bischöfe bekämpften die päpstliche Unfehlbarkeit aus tieferen Gründen. Ueber Bischof Beckmann von Osnabrück urteilte Windthorst, der selbst sich lieber den Kopf abschlagen lassen, als an die Unfehlbarkeit glauben wollte, noch im Juni 1870: „Beckmann werde, wenn das neue Dogma zu stande komme und alle Bischöfe es annehmen sollten, sich lieber exkommunizieren lassen.“ Erzbischof Krementz, damals Oberhirte der Diöcese Ermland, widerstand, „weil — wie er sagte — nicht erhelle, wie wenn die Unfehlbarkeit dem Papste allein beigelegt wird, die Rechte der ökumenischen Synoden und der Bischöfe unversehrt bleiben“; außerdem versicherte er, „daß in der Diöcese Ermland die fragliche Lehre in der Katechismuslehre und Predigt niemals vorgetragen wird, aus der theologischen Schule längst verbannt ist.“

Einer der entschiedensten Gegner war weiter der Fürsterzbischof Rauscher von Wien. In einer von ihm selbst verfaßten, in Rom verbreiteten Schrift wies er nach, daß frühere Päpste in amtlichen Glaubensentscheidungen geirrt hätten; und es ist ja bekannt, daß Papst Honorius von seinen Nachfolgern geradezu als Ketzer gebrandmarkt worden ist. Erzbischof Fürst Schwarzenberg von Prag vergoß in Gedanken an die bevorstehende That des Konzils mehr als einmal schmerzliche Thränen und hatte keine andere Hoffnung, als daß etwa Garibaldi einen Strich durch die Rechnung der römischen Jesuiten machen möchte. Aehnlich standen die Bischöfe von Augsburg, München, Trier (es war noch nicht Michael Felix Korum!), Bamberg, Breslau u. a.

Und was geschah? Am Tage vor der verhängnisschweren Entscheidung ergriffen die standhaft gebliebenen Gegner der Unfehlbarkeit die Flucht, reisten von Rom ab, indem sie eine schriftliche Erklärung hinterließen des Inhalts: daß sie nach wie vor bei ihrem verneinenden Votum beharren müßten, aber aus ehrfurchtsvoller Pietät gegen die Person des Papstes darauf verzichteten, dasselbe in öffentlicher Sitzung geltend zu machen. — In diesem schwindsüchtigen Proteste hatte aber auch „der Mut dieser Männer sich erschöpft

und mit ihrem Mute auch ihre Ueberzeugung äußerlich kehrt gemacht“ (v. Schulte). Melchers verkündete schon sechs Tage später die neue Lehre von der Kanzel des Kölner Doms. Ketteler, der vor dem Papste gekniet hatte, setzte dieselbe mit aller Schroffheit seines maßlosen pfäffischen und adeligen Selbstgefühls in seinem Sprengel durch. Beckmann, der Felsenmann Windthorsts, erzählte in einem Fastenhirtenbriefe von 1872 seinen Gläubigen frischweg: „Der Ausspruch vom 18. Juli 1870 erfolgte mit solcher Einmütigkeit, wie solche wohl selten vorgekommen sein mag. Etwa 800 Väter und darüber sind anwesend gewesen und angeblich haben nur zwei abweichend gestimmt.“ Er wußte, als er das schrieb, ganz genau, daß nur 535 anwesend waren. „Was ist da bewundernswürdiger: die Frechheit oder die Dummheit?“ fragt v. Schulte. Krementz proklamierte das Dogma am 18. September mit einer zu dem Wortlaute, Geiste und Plane desselben in Widerspruch stehenden Erläuterung und exkommunizierte vier Professoren seines Priesterseminars, die sich nicht beugen wollten. Selbst Rauscher und Schwarzenberg, von Natur edel angelegte Seelen, unterwarfen sich bald. —

Nicht besser machten es die römischen Katheder-Theologen. Allerlei war unter ihnen geplant worden, um sich zusammenzufassen im Widerstreben gegen die unerhörte päpstliche Neuerung; aber durch die Feigheit der meisten blieben diese Veranstaltungen von vornherein ein halbes Werk. Nur jenes mannhafte Häuflein unter der Fühtung eines Döllinger, Reinkens, v. Schulte, Michelis u. a. sind dem altkatholischen Glauben treugeblieben und haben im harten Kampfe gegen den Vatikanismus mehr und mehr eine evangelisierende Reinigung in Lehre und Leben ihrer Gemeinden zuwege gebracht.

Auf zwei hervorstechende Gestalten dieses düstern Gemäldes muß ich noch im Besondern hinweisen, auf die Bischöfe Hefele von Rottenburg und Stroßmayr von Bosnien. Hefele, selbst gelehrter Theologe von schwäbischer Gründlichkeit und aufrichtiger Frömmigkeit, blieb, als alles wankte und fiel, noch eine Weile die eine stolze Säule, die von verschwundener Pracht, will heißen: von Gewissensernst in der römischen Kirche, zeugte. Aber leider, auch sie stürzte über Nacht. Keiner kannte so wie er die geschichtliche Unmöglichkeit des Dogmas. Von Pius IX. sagte er mit großer Bitterkeit: „Nachdem er den Kirchenstaat verloren, will er auch die Kirche verwüsten.“ Am 14. September 1870 schreibt er an Döllinger: „Ich kann zu Ja nicht Nein sagen und umgekehrt . . . Etwas, das an sich nicht wahr ist, für göttlich geoffenbart ansehen, das thue wer kann; non possum.“ Er fordert die Gelehrten auf zur Bekämpfung des Konzils, weil dasselbe weder ein freies, noch ein einmütiges — also überhaupt kein rechtschaffenes Konzil — gewesen sei. Einem von Melchers gemaßregelten Geistlichen schreibt er am 3. Dezember 1870: „Es fehlt wahrlich nicht am Willen der Hierarchie, wenn nicht im 19. Jahrhundert wieder Scheiterhaufen aufgerichtet werden.“ Und in einem andern Briefe: „Ich sehe mit Schrecken, daß demnächst in allem Religionsunterricht Deutschlands die Infallibilität als das Hauptdogma des

Christentums wird gelehrt werden; und ich kann mir den Schmerz der Eltern wohl vorstellen, die ihre Kinder solchen Schulen überlassen müssen.“ Noch am 25. Januar 1871 bekennt er: „Ich lebte viele Jahre in einer schweren Täuschung. Ich glaubte der katholischen Kirche zu dienen und diente dem Zerrbilde, das der Romanismus und der Jesuitismus daraus gemacht haben. Erst in Rom wurde mir recht klar, daß das, was man dort treibt und übt, nur mehr Schein und Namen des Christentums hat, nur die Schale; der Kern ist entschwunden, alles total veräußerlicht. Was kümmert man sich in Rom um das Gewissen der Leute, wenn man nur seine Herrschsucht befriedigt?“ — Wer hätte bei einem Manne von solcher Denkart erwarten sollen, daß er sich wider sein Gewissen unterwerfen werde? Und dennoch, dem vereinten Ansturme des päpstlichen Stuhles und der evangelischen Regierung Württembergs, welche ihm die Unterwerfung befahl (!), erlag auch er — um Ruhe zu haben!! Ob sie ihm geworden ist? Sicherlich ist's keine Ruhe mit Ehren gewesen, wie immer ihn auch bei seinem Tode der württembergische Staatsanzeiger mit den ultramontanen Blättern um die Wette gelobt und gepriesen hat.

Und Stroßmayr? Er war in Rom wohl der schneidigste Vorkämpfer der Minderheit. Seine Ueberzeugung — so versichert er —, die er, wie in Rom so vor dem Richterstuhle Gottes vertreten werde, sei unerschütterlich. Er prophezeit: seine slavische Nation werde sich eines Tages des römischen Despotismus entledigen. Er scheut sich nicht, die päpstliche Unfehlbarkeit auf eine Stufe zu stellen mit jenem Schlangenworte aus der Geschichte des Sündenfalles: „Ihr werdet sein wie Gott.“ Den Fürstbischof von Breslau nennt er wegen seines Verhaltens einen „unfähigen und charakterlosen Menschen“ und ruft das Pauluswort an Petrus dem „Nachfolger Petri“ zu: „Du wandelst nicht nach der Wahrheit des Evangeliums.“ — Und zehn Jahre später: da ist dieser Streitbare jämmerlich zu Kreuze gekrochen und hat sich kräftig zur päpstlichen Unfehlbarkeit bekannt; alles vermutlich um der 200000 Gulden bischöflicher Einkünfte willen und um ungestört in Panslavismus weiterzumachen. —

Aber was war's denn im tiefsten Grunde, was außer diesem Letztgenannten wenigstens die besser angelegten Naturen in solche Schmach und Schande hinabgestürzt hat? Es ist das faszinierende Trugbild von der „Einheit der Kirche“. Die Einheit der Kirche: das ist der Moloch, dem jedes Opfer gebracht werden muß, auch das des Gewissens und der Ueberzeugung. — Das mögen alle die sich merken, denen die so scheinbare äußerliche Geschlossenheit der römischen Kirche imponiert, wie die, denen es um die evangelische Kirche bange werden will wegen ihrer Mannigfaltigkeit — meinethalben: Zerrissenheit. Ja, streben wir nach Eintracht, nach Verbindung unter den verschiedenen Richtungen unsrer Kirche; es ist das ja eine Hauptaufgabe des Evangelischen Bundes. Aber Gott bewahre uns in Ewigkeit vor der „Einheit“ der römischen Kirche, die nur dadurch erreicht wird, daß Gewissen und Ueberzeugung, daß der religiöse Glaube mit Keulen totgeschlagen wird. Die römischen

Bischöfe von 1870, sie sind uns abschreckende Warnungszeichen am Wege. Wir können es nicht hindern, daß ein frecher Schwätzer wie Gottlieb solche Leute — „Männer“ kann man doch kaum sagen — öffentlich als Wahrheitszeugen bloßstellt. Glücklicher in der Selbstverspottung ist jedenfalls der ultramontane Sänger des Kulturkampfes, F. W. Weber, nach dem „Echo der Gegenwart“ der größte Dichter der Neuzeit, wenn er in seinem „Dreizehnlinden“ den Uhu, den Vertreter des finstern Geistes, sich also expektorieren läßt:

> Welch ergötzliche Verblendung,
> Welch ein Aufwand von dem Knaben:
> Haben will er eine Meinung,
> Seine Meinung will er haben.
>
> Weise ist es: beide Augen
> Auf das Fördersame lenken
> Und in kluger Selbstverleugnung
> Denken, was die Starken denken.
>
> Freiheit ist die schöne Stimmung:
> Mit Behagen, mit Vergnügen,
> In Verzicht auf eignen Willen
> Fremdem Willen sich zu fügen.

Fürwahr: Diese Sorte Weisheit, Freiheit und Selbstverleugnung haben die vatikanischen Bischöfe und Theologen reichlich bewiesen. Sie ist unter der seitdem mächtig erstarkten Alleinherrschaft des Jesuitengenerals in der römischen Kirche das Alleingiltige.

Und um auch diesem Judasbilde einen kurzen Sinnspruch anzuheften: Oberst Wrangel sagt zu Wallenstein:

> Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürst,
> Ist ohnegleichen in der Welt Geschichten.

* * *

Sollte es uns beirren, daß solche Leute und ihresgleichen unter dem sanften Wehen des Kulturfriedens durch Schande zur Ehre, durch Niedrigkeit zur Herrlichkeit scheinen gelangt zu sein? Daß sie, wo die brennenden Fragen der Gegenwart maßgebend erörtert werden, eine erste Rolle spielen, während die amtlichen Vertreter der evangelischen Kirche zurückstehen müssen? Ich denke nicht: schon hat die Erkenntnis weit und breit um sich gegriffen, daß das einzige Radikalmittel gegen die sozialen Gefahren unsrer Tage das Christentum ist. So hege ich denn die Zuversicht, es werde auch die Gewißheit sich durchsetzen, daß unter „Christentum“ etwas andres gemeint und gewollt sein müsse, als jenes von innerem Erstorbensein zeugende Zerrbild der Religion, nämlich vielmehr das lebendige evangelische Christentum, das die Geister frei macht, indem es die Gewissen in Gott bindet, der persönliche Glaube, der wirksam wird in der Liebe.

Von dem Geiste, der am 18. Juli 1870 so unheimlich sich offenbarte, von dem Geiste, der die sittlich religiöse Persönlichkeit vernichtet, wird der Welt nie und nirgends Heil erwachsen. Am allerwenigsten hat das deutsche Reich und sein evangelischer Kaiser von dem unfehlbaren Priesterkönig, der alles, was getauft ist, sein eigen nennt und den Anspruch auf Weltherrschaft noch nie aufgegeben hat, Gutes zu gewärtigen. Oder welcher ernst und folgerichtig denkende Mensch kann wohl Halt und Stütze für den sozialen Sturm und Drang der Zeit von Leuten erwarten, welche einer Gemeinschaft angehören, die sich als sittlich-haltlos und von Unwahrheit zerfressen ausgewiesen hat? — Dagegen der Geist, der am 18. April 1521 seine Schwingen mächtig entfaltete, der Geist der Gotteskindschaft und des Gewissensernstes, der Mannestreue und der Vaterlandsliebe, der wird immer aufs Neue das heilige Feuer sein, in dem die alternde Menschheit dem Phönix gleich sich verjüngt, bis Gott der Herr sie zur Vollendung einbringt. — Was war die Wurzel der Kraft unsers Luther? die sichere Gewähr seines Sieges? Es war die Unfehlbarkeit des in Gott gebundenen christlichen Gewissens. Für den Christenmenschen kann es in den höchsten Fragen der Seele, wo es sich um seine Stellung zu Gott und seine Verantwortung vor Gott handelt, nun und nimmer Majoritäten geben, denen er sich beugen müßte. Der entscheidende Richter ist allein der Christus in ihm; und wenn die ganze Welt widerspricht, und wenn er als Märtyrer verblutet, und wenn sein Zeugnis noch so viel Staub aufwirbelt, ja wenn die ganze Welt darüber zu Grunde ginge: sie gehe zu Grunde; es geschehe was will: hie steh' ich, ich kann nicht anders; Gott helf mir! — Solche Männer erwecke uns Gott in unsrer ernsten Zeit. Sie allein können uns frommen; sie aber wachsen nur auf dem Boden des Evangeliums. Der Kirche des Evangeliums, wenn auch nicht in ihrer jetzigen, sondern in verjüngter Gestalt, und ihr allein, gehört die Zukunft, gehört die Ewigkeit.

8.

Rom — doch eine Scheingröße.

Von Stadtpfarrer Lic. Friedrich Hummel in Schwaigern.

Im Herbste des Jahres 1511 wanderte unser Reformator D. Martin Luther und mit ihm wahrscheinlich Johann von Mecheln nach Rom. Die beiden Augustinermönche sollten im Auftrag ihres Generalvikars Johann von Staupitz den Ordensgeneral und den Papst in Rom für die Wiedereinführung der sogenannten „Observanz", der strengen Ordnung früherer Zeit, gewinnen. Als Luther die Siebenhügelstadt erblickte, fiel er zur Erde nieder und rief mit emporgehobenen Händen: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom, ja rechtschaffen heilig von den heiligen Märtyrern und ihrem Blut, das da vergossen ist!" Es zog ihn dann hin zu den angeblichen

Grabstätten der vielen tausend Märtyrer. Später schrieb er selbst darüber: „Ich war damals zu Rom auch ein so toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist." Luther machte sich die mancherlei Ablässe, welche in Rom zu haben waren, zu nutzen. Namentlich rutschte er die achtundzwanzig Stufen der Treppe, welche nach der Legende einst vor dem Hause des Pilatus gestanden sein soll, voll Andacht hinauf, um den vom Papst auf solches Thun gesetzten Ablaß zu erlangen. Aber immer kam ihm dabei die Schriftstelle in den Sinn: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben" (Habak. 2, 4; Röm. 1, 17). Der eifrige Augustinermönch las auch mehrere Messen in Rom, wie er selber erzählt: „Ich habe auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gehalten, und es war mir dazumal schier leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gerne aus dem Fegfeuer erlöset mit meinen Messen und andern trefflichen Werken und Gebeten mehr. Es ist zu Rom ein Spruch: Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis eine Messe hält. Wie gerne hätte ich da meine Mutter selig gemacht!" Bei diesen Erlebnissen und Schilderungen Luthers tritt uns doch wohl das ganze Abbild des römischen Papsttums mit allen seinen Ansprüchen und Forderungen, seinen Legenden und Ueberlieferungen, seinen Menschensatzungen und Menschenwerken, vor das geistige Auge. Wir sehen Rom, wie es war und ist. Und Luther ist damals noch ganz gefangen gewesen unter dieses stolze, „heilige Rom", in mittelalterlichem Aberglauben, in blindem Anstaunen der Wunderherrlichkeiten Roms — der Mirabilia Romae, wie der Titel eines damals weitverbreiteten Büchleins hieß.

Aber doch — welche Eindrücke nahm dieser selbe, fromm untergebene Augustinermönch nach Hause? Die äußere glänzende Ordnung der römisch-kirchlichen Universalmonarchie bewunderte er. Den Sieg des Christentums über die Gottheiten der Heiden, von welchem zu ihm gerade hier, in dem in eine Kirche umgewandelten Pantheon, die Steine redeten, feierte er. Mit dem Gedanken an die Sieghaftigkeit der christlichen Kirche schlang sich ihm ein erhebendes Gefühl ihrer Einheit, ihrer Katholizität und Apostolizität, mächtig zusammen. Ganz wie heute vieler Herzen voll Rühmens sind über dieser römischen Kirche, welche sich überall so selbst gleich hinstellt in Lehre, Kultus und Verfassung, welche ihre Einheit so glänzend, ja fürstlich, abschließt in der Einen Spitze, in dem Papste, dem Nachfolger des „Apostelfürsten Petrus". Will doch diese Kirche bei allem Wechsel der Zeiten keinen Schaden erlitten haben, will sie doch ohne Flecken und Runzel geblieben sein; trägt sich doch diese so verfaßte, so sichtbar im äußerlichen daraufhin eingerichtete Kirche als bestimmt für alle Menschen und Völker! Der Gedanke an dieses alles, was ein Großes däuchte, schwellte auch des jungen Mönches Brust. Und doch, aller Glanz und alle Größe des „heiligen Roms" zerrann ihm von nun an mehr und mehr und in den entscheidenden Jahren seines Lebens ganz über der Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Was muß und darf ich glauben nach dem klaren Wort der heiligen Schrift? Die Losreißung von diesem Rom

und seinem Papst hat Luther den schwersten Kampf gekostet. Aber die Anstöße, welche sein sittliches und religiöses Bewußtsein schon dort in der Hauptstadt der Kirche nahm und welche ihre erschütternde Bewegung immer weiter fortpflanzten, waren zu gewaltig. Diesen Luther treibt ja nur die Wahrheit der Schrift, welche „Christum treibt" — und nicht den Papst zu Rom. Aber nun ist eben das eine Fügung gewesen, daß in dem ungöttlichen Rom der göttliche Funke in ihm entzündet wurde. Harmlos und unbefangen war er dorthin gewandert. Doch im Anblick des päpstlichen Roms begann ihm schon damals der Glanz des ganzen Systems, das nach der Stadt Rom und dem Stuhl, der dort ist, benannt wird, zu schwinden. Wie kränkte es sein ehrliches deutsches Herz, als er einen römischen Mönch rühmen hörte, daß ganz Deutschland samt allen seinen Fürsten die päpstliche Krone nicht bezahlen könne. Sein Vaterland verachtet sehen, das brennt! Aber Krone und Purpur thun's ja nicht, sondern die Dornenkrone unsers Herrn Jesu Christi am Kreuz! Wie empörte ihn die Unzucht, welche von den Vornehmsten und Obersten der Stadt schamlos getrieben wurde! Das war nicht ein „heiliges Rom". Wie war er entrüstet über das Marktgeschäft, welches mit dem ums Geld betriebenen Messelesen gemacht wurde! Er schreibt selbst: „Ich habe sehen viele Messen halten, daß mir graut, wenn ich daran denke." „Es ist ein solch Gedränge mit dem Schandgreuel der Opfermesse, daß zween Pfaffen zugleich über einem Altar gegeneinander stehen und halten Messe, sind mächtig fertig mit ihrem Handwerk, haben eine Messe in einem Hui geschmiedet". Ihm, der langsam und andächtig las, riefen sie zu: „Vorwärts, vorwärts, schicke unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim!" Mit Entsetzen hörte er von den frechen Lügen, welche in Rom mit erdichteten Reliquien getrieben wurden, von den Unthaten der letzten Päpste, z. B. eines Alexander VI.; er vernahm von päpstlichen Höflingen das Geständnis: „Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut". Wie wichtig war es doch, daß Luther persönlich die wahre Gestalt Roms schaute und erkannte! Mit vollem Recht schrieb er später: „Weil mich unser Herr Gott in den häßlichen Handel und Spiel gebracht hat, wollt' ich nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehen hätte, ich müßte mich sonst besorgen, ich thäte dem Papst Gewalt und Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir."

So Luther in Rom, so Luther über Rom. Der Augustinermönch erschaut die scheinbare Größe Roms, und er nimmt den Schleier von dem Bilde, das unter blendendem Schein gemalt ist. Und siehe, der evangelische Protestantismus ist wie Luther. Er läßt sich nicht irreleiten durch Scheingröße und Flittergold, weder in den innerlichen religiösen Dingen, noch in den Angelegenheiten des äußerlichen Lebens. Die letzteren freilich, das wissen wir, hängen, bei aller Einwirkung der äußerlichen Verhältnisse und Bedingungen, im tiefsten Grunde mit den innerlichen Thatbeständen zusammen; so sehr, daß die religiöse Triebkraft des Geistes in letzter Beziehung entscheidend ist.

Von diesem Gesichtspunkte schauen wir aus, wenn wir die Bahnen der von der Reformation aus weitergehenden Entwicklung überblicken und

Rom auch heute ins Angesicht sehen. Dies große, stolze Rom kommt uns so klein vor, weil wir es messen am Wortlaut der heiligen Schrift und am Heilsbedürfnis des inwendigen Menschen, weil wir seinen Wert oder Unwert abwägen nach dem, was es leistet für das sittlich-religiöse Leben der Menschen und Völker, für das Höherschreiten aller wahrhaftigen Geisteskultur. Aber bei alledem handelt es sich doch in der Tiefe von Herz und Gewissen immer nur um die alles bedingende Frage, ob wir Rom und alles, was in diesem Worte befaßt ist, brauchen zu unsers Lebens Frieden, zu unsers Sterbens Trost, zu unsrer Seelen Seligkeit? Wir sagen nein mit unserm Luther und halten uns in Buße und Glauben allein an Gottes Gnade in Christo nach der heiligen Schrift.

Viele reden ja wohl über Rom und Römisches ohne diese religiöse Grundbeziehung; eben nur von allgemein menschlichem, „humanem", politischem und dergleichen Gesichtspunkt aus. So etwa wie einst Ulrich von Hutten, der kühne Herold vaterländischen Geistes und vaterländischer Ehre, der in der Herrschaft des Papstes die größte Schmach und das größte Verderben für das deutsche Volk sah. In den Jahren 1512 bis 1517 weilte der leidenschaftliche Mann in Italien. Der Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer versetzt uns ganz hinein in Huttens Sinnen und Empfinden, wenn er („Huttens letzte Tage", S. 31—33) seinen Helden nach Rom „fahren" und die heißblütigen Worte reden läßt:

„Die Trümmer sah ich alter Römerpracht
Zur Festung dienen einer Priestermacht.

Ich sah ein Weib, das mit sich handeln ließ,
Die man die „allgemeine Kirche" hieß.

Ich sah, wie man in dieser Pfaffenstadt
Uns ohne große Kunst zum Narren hat,

Sah unsrer Väter Glauben in der Hand
Ungläub'ger Priester als ein Gängelband.

Sag ich es kurz und klassisch was ich sah
Am Tiberstrom? Cloaca maxima!

— — — — — — — — — — —

Wir gingen, und mit derbem Kohlenstrich
Schrieb an des Vatikanes Mauer ich:

In diesen tausend Kammern thront der Trug!
Ein Deutscher kam nach Rom und wurde klug."

Wir halten es in der innerlichen Begründung unsers Werturteils über Rom viel mehr mit Luther als mit Hutten. Aber beiden, Luther und Hutten, sind doch wirklich viele Hunderttausende nachgefolgt mit Abwendung von Rom. Was der eine, was der andre in sich trug und bewegte, beides ist vorbildlich geworden: Das tiefere religiöse Heilsverlangen mit seinem Drang nach Wahrheit und sittlicher Freiheit, ebenso das Leben und Streben der humanen Bildung und Gesittung hat den mittelaltlichen Schein römischen Wesens erkannt und von sich gewiesen; jedes in seiner Art. Ob die einen ihren Standort mehr in der Tiefe des religiösen Gemütes nehmen, ob die andern mehr der Weltseite des Menschenlebens

zugekehrt sind, Eines ist doch beidemal gleich: Wer überhaupt nachdenken und urteilen, aus Gewissen und Schriftwort, aus Geschichte und Leben lernen kann und will, der sieht, daß Rom trotz aller stolzen Größe — doch eine Scheingröße ist. Er erkennt, daß Rom, in der Nähe betrachtet, ganz anders aussieht, als es fernher, nach seinen eignen Ansprüchen, Anmaßungen und Angaben, aussehen möchte. Es „fernelet", sagt man im Schwäbischen von einem solchen Ding. Es giebt nichts auf der Welt, was mehr „fernelet", was weniger die genaue Beleuchtung ertragen kann, als Rom — Rom, die Papststadt, der Papststaat, die Papstgeschichte, die Papstlehre, das ganze Papstsystem. Dies alles ist eine Größe, ja wahrhaftig, für die äußerliche, sinnliche Betrachtung; und es ist doch nur eine hohle Scheingröße für den, der auf den Geist schaut, der in den Gefäßen menschlicher Einrichtungen lebt.

Wir hüten uns wohl, zu schmähen und zu spotten. Wir wissen auch einen idealen Katholizismus von dem verjesuitisierten Ultramontanismus wohl zu unterscheiden. Aber wir lassen das jetzt beiseite. Wir haben schon betont, daß uns die sittlich-religiösen Fragen immer in letztem Grund entscheidend sind, und wir handeln ganz im Geiste des Mannes, von dem wir ausgegangen sind, unsers D. Martin Luther, wenn wir unser Urteil über Rom und seine Größe einfach aufbauen auf der Erwägung der religiösen, biblischen Hauptfragen. Laßt uns etliche herbeirücken und das Licht der religiösen Wahrheit aus der Schrift auf Rom fallen!

Unser religiöses Urteil über die Größe Roms fließt ganz aus Christi Wort (Joh. 18, 36): „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Der Papst mag „Herr sein über dreihundert Millionen Gewissen", wie vor ein paar Jahren gerufen wurde — es sind zwar keine zweihundertundfünfzig Millionen römischer Katholiken auf der Welt — Christi Reich ist diese Vermengung des Weltreichgedankens mit dem Bestand der christlichen Gemeinde jedenfalls nicht. Die römische Papstkirche mag als kunstvoll in sich geschlossener Bau aufgestellt sein, so glänzend wie St. Peters Dom, so „sichtbar wie das Königreich Frankreich oder die Republik Venedig", (Bellarmin, De ecclesia militante c. 2. T. 2.), ja noch gewaltiger — all' ihre Größe und Pracht stürzt zusammen über dem einen angeführten Wort Jesu Christi. Es mögen mehr römische Katholiken sein, als evangelische Protestanten, sie mögen mehr Kirchen, mehr Priester, mehr kirchliche Machtmittel und Rechtstitel haben, als die letztern — was thut denn auch die Zahl! Würden unter fünfhundert Millionen Christen auch wirklich dreihundert Millionen ihr Gewissen dem Papste in Rom beugen, einhundertundsechzig Millionen von Rom freie, evangelische Christen bedeuten mehr für die Entfaltung des Evangeliums, für die Freiheit des Gewissens, für die Besserung im Fortschreiten der Menschheit, als jene dreihundert Millionen an Rom Gebundener. Wahrlich, wir merken und verstehen das wohl, wie die Oberflächlichen, die Unwissenden, die in sinnlichem Anschauen und äußerlichem Rechnen Befangenen Großes halten von einer Kirche, in welcher alle Ordnungen, kunstmäßig gegliedert und doch dem menschlichen

Wesen so genau angepaßt, ausmünden am Thron des Papstes zu Rom; in welcher von den Ohren, welche nicht vernehmen, was unter der Decke sich aufbäumt, doch wenigstens äußerlich nur eine Sprache gehört wird von Land zu Land, in welcher alle Glaubenssätze mit dem Schild der Unfehlbarkeit gedeckt sind. Da ist es doch, meinen sie, als verlöschten die Unterschiede der Menschen und Zeiten wie die Sternenlichter vor der Sonne Roms! Da ist doch eine Macht und Gewalt über viele Lande! Das ist die Größe Roms. Und doch, der Schein dieser Größe wird für jedes Herz und Gewissen sichtbar, das nach Gottes Wort und Willen in der Schrift sucht und die evangelische Wahrheit annimmt, wie sie lautet: (Joh. 14, 6) „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich"; (Ap. Gesch. 4, 12) „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als der Name Jesus"; (1. Kor. 7, 23) „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!" Etwas viel, viel Größeres, als um Rom, muß es um die Kirche sein, wo der Mensch in jeder Sprache als freies, begnadigtes, Gotteskind mit seinem Vater im Himmel reden darf; wo er ohne Gebundenheit an menschliche Vermittlungen zu dem Herzen hintreten darf, das größer ist als unser Herz; wo jeder Beruf und jedes Werk, alles was im Namen Gottes vollbracht wird, eine gottgeordnete und gottgeweihte Stelle hat; wo die natürlichen und die sittlich berechtigten Unterschiede der Menschen und Völker Raum haben, und wo doch das reiche große Ganze umschlossen wird von der Einheit des Geistes mit dem Bande des Friedens. Es ist nur „ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, welcher ist über uns alle und durch uns alle und in uns allen" (Eph. 4, 4—6); so sind wir ein Leib, und das Haupt an diesem Leibe ist Christus. Dieser Leib verkörpert ein Reich, in welchem das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird und in welchem die Sakramente nach der Einsetzung durch Jesum Christum verwaltet werden. Dieses Reich evangelischer Wahrheit, evangelischer Gnade, evangelischer Freiheit mag ein unansehnlicheres Gewand tragen als Rom mit seiner Prachtausrüstung. Aber es ist doch reiner und größer als alle mittelalterliche oder jesuitisch modernisierte Macht und Größe Roms. Es gab einmal eine Zeit, wo dieser wirkliche Thatbestand auch auswendig ganz gewaltig und umfassend, selbst für das blödeste Auge, in die Erscheinung trat. Das war damals, als die Bewegung der Reformation ihre weiten Kreise zog, als ihr geistig unaufhaltsames Fortschreiten von der aufatmenden Menschheit mit Jubel begrüßt wurde. Sie war tief in Bayern eingedrungen, in Oesterreich wie in Sachsen durchgedrungen, sie lief ihre Siegesbahn ebenso in den bischöflichen Gebietsteilen, wie in den Territorien der weltlichen Fürsten; der edelste deutsche Kaiser des 16. Jahrhunderts, Maximilian, stand innerlich auf ihrer Seite. Von Frankreich bis Ungarn, von Schweden bis nach Italien reichte die Kraft ihrer Wirkung. Nur die außer-deutschen Mächte des Spaniers Karl V., welche das Papsttum aufbot, brachten Stillstand in die Bewegung. Aber ist denn nicht trotz jener Verwirrungen und

Verwicklungen, welche die Gegenreformation bewirkte, trotz aller Wunden und Fesselungen, welche besonders der dreißigjährige Krieg verursachte, dieser Sieg der Reformation als geschichtliche Thatsache, als geistiger Thatbestand, als fortwirkende Kraft, als unzerstörbares Lebensgut unsrer Nation und von da aus der ganzen Menschheit viel größer als alle Größe Roms? Soviel größer, daß jedermann seit 1517 den Beginn einer neuen Zeit rechnet?

Jedenfalls der religiös Denkende mißt alle diese Dinge nicht eben bloß mit äußerlichem Maßstab. Er fragt vielmehr, wo mehr Leben und Seligkeit geboten und gefunden wird, wo mehr sittliche Gaben und Aufgaben, mehr religiöse Kräfte und Güter vorhanden und gemäß dem Worte der Bibel, der alleinigen Richtschnur, wirksam sind, ob im römischen Christentum oder außerhalb desselben. Wo ist die Wahrheit nach der Schrift, wo ist die evangelische Sicherheit des Heilsbesitzes? Wir wollen nicht mit einer dogmatischen Ausführung antworten, aber an einiges dürfen wir doch erinnern.

Da ist einmal die Lehre von der heiligen Schrift. Das römische Papsttum giebt sich als untrüglicher Ausleger der heiligen Schrift; ja nicht bloß ordnet es die, angeblich dunkle und unzureichende, Schrift, unter die Kirche, das ist unter den Spruch des Papstes, sondern es ergänzt dieselbe wesentlich durch die Tradition, als eine dem Schriftwort gleichwertige. Auf dieser Grundlage baut es sein Haus. Wir Evangelische, die wir nur die heilige Schrift als Quelle in Glaubenssachen gelten lassen, fragen dies, so groß über der Schrift sich erhebende, Rom: Ist denn nicht 2. Tim. 3, 15 geschrieben, daß die Schrift „zureicht“ und uns unterweisen kann zur Seligkeit? Werden wir nicht in der Schrift vor Menschensatzungen, dergleichen die „Ueberlieferungen“ und Legenden sind, geradezu gewarnt (Matth. 15, 9; Gal. 1, 9 u. s. f.)? Und hat denn die römische Kirche, mit aller Tradition, wirklich nach ihrem Kanon (aus des Vinzentius Lerinensis Commonitorium, c. 3.) festgehalten „was überall, was immer, was von allen geglaubt worden ist“? Ist z. B. die römische Lehre von der Oberherrschaft des Papsttums, vom Meßopfer, von der Kelchentziehung, vom Ablaß u. s. f. immer und überall geglaubt worden? Ist das Unfehlbarkeitsdogma von allen immer und überall geglaubt worden? Oder ist etwa die 4. Trientiner „Regel“ („de libris prohibitis“) immer und überall geglaubt worden, daß, „wenn das Lesen der Bibel in der Volkssprache allen ohne Unterschied gestattet wird, daraus wegen der Verwegenheit der Menschen mehr Schaden als Nutzen entsteht“?! Die ganze stolze Traditionsgrundlage, auf welcher sich Roms Lehren und Ansprüche erheben, weicht wie Sand gegenüber der Wucht von Bibelworten wie: Psalm 19, 8; 119, 105; Joh. 5, 39; 16, 13; 2. Tim. 3, 15—17; 1. Thess. 5, 27; 2. Pet. 1, 19 u. s. f. An den großen Bau hat der Augustinermönch Martin Luther mit dem „Hammer, der Felsen zerschmeißt“ (Jerem. 23, 29), geschlagen, daß es dröhnte und daß die Trümmer flogen. Ist nicht das Wort Gottes noch derselbe Hammer? Und glaubt denn einer, jene Hammerschläge, welche im Jahrhundert der

Reformation geführt wurden, seien die letzten gewesen? Rechnet nicht mit der kurzen Frist eines Menschengeschlechts, lasset euch nicht beirren durch den scheinbar langsamen Gang der Geschichte, ja durch anscheinend rückläufige Gänge! Am reifen Ziel der Zeiten wird der Tag kommen, wo auch das gewaltige Rom hinsinkt. Nicht der christliche Glaube, nicht die Religion — denn „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit“ — aber die Gestalt und Einrichtung, welche dem christlichen Glauben und der christlichen Gemeinde das Papsttum zu Rom gegeben hat! Der evangelische Christ läßt das Licht der Schriftworte fallen auf allen Glanz und alle Größe Roms; dann sieht er Gott nahen durch die kommenden Jahrhunderte, in der Weltgeschichte, welche in ihrem Teile ist das Weltgericht. Und siehe, er fürchtet sich nicht; alle Pracht und Macht Roms zerrinnt ihm über dem Wort vom Kreuz auf Golgatha. Dort steht: „Es ist vollbracht“. Rom brauchen wir nicht.

Der Inhalt des Wortes vom Kreuz (1. Kor. 1, 18) ist das Evangelium von der Sündenvergebung. Zwar hat das Papsttum auch diesen Glaubensartikel zur Stützmauer seiner eignen Größe machen wollen. Es hat gelehrt, (Cons. Trid. Sess. VI. de justif. can. 30; Sess. XIV. de sac. poenit. c. 9 und c. 13), daß die Sünde nicht eben bloß um des Verdienstes Christi willen vergeben werde, sondern daß die Sünde teilweise auch durch das Verdienst der Heiligen und durch die Genugthuung der Sünder bezahlt werden könne und müsse. Der Papst aber habe von Christo die Macht erhalten, aus dem überflüssigen Schatze der Verdienste Christi und der Heiligen den Gläubigen die Erlassung der von der göttlichen Gerechtigkeit geforderten zeitlichen Strafen („peccatorum indulgentiam et remissionem“, Dekretale Leos X. vom 2. November 1518) auszuteilen. Ja, auch den im Fegefeuer befindlichen Seelen könne durch Stellvertretung von Lebenden („per modum suffragii“) Erlösung gebracht werden! Z. B. kann armen Seelen einen vollkommenen Ablaß zuwenden, wer am 2. August nach Loretto wallfahrtet, reuig beichtet, um Ausrottung der Ketzer bittet u. s. f.; oder wer im Monat Mai eine Andachtsübung zu Ehren der Jungfrau Maria verrichtet, nach Verordnung des Papstes Pius VII. vom 21. März 1815 an dem Tage, wo er nach reumütiger Beichte und würdiger Kommunion für die Angelegenheiten der Kirche beten wird. Derlei Ablässe sind unzählige. Und doch ist alle Größe Roms, die auf solches gebaut wird, nur eine Scheingröße, wie sich klar herausstellt im Lichte von Schriftworten wie 1. Joh. 1, 7: „Das Blut Jesu Christi machet uns rein von aller Sünde“; Ephes. 2, 8—9: „Aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme“; u. a. m.

An den letztgenannten Spruch schließt sich wohl die Erwägung an, wie groß doch das Papsttum mit dem Artikel von den Werken thut. Es wird gelehrt, daß man gute Werke thun könne, auch ohne Gottes Beistand, aus natürlichen Kräften, wiewohl genugsam nur durch Gottes Gnade, und daß man „Genugthuungen“ vollbringen müsse, welche Papst, Bischof oder Priester auferlegen, und an welche diese die Erteilung des Ablasses zu binden pflegen. Gewiß, eine große Summe mögen die

Almosen, die Rosenkranzgebete, die Wallfahrten, die Bußübungen, die Klosterstiftungen, die Klostergelübde u. s. f. äußerlich zusammen ausmachen. Das hat Luther dort in Rom auch im Geiste berechnet. Und doch, wie klein sieht das alles aus, wenn Christus darüber ruft (Joh. 15, 5): „Ohne mich könnt ihr nichts thun!" Wie zeigt sich alle Scheingröße, wenn der Herr erklärt (Luk. 17, 10): „Auch ihr, wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: wir sind unnütze Knechte; wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren!" Da sinkt die Lehre von den „überverdienstlichen" Werken zu Boden, kraft welcher besonders die Klosterleute mit Uebernahme der Klostergelübde mehr thun wollen, als sie „zu thun schuldig" sind. Da bricht das Wort von dem „Leben der Heiligen" oder der Lobpreis „heiligmäßigen" Wandels, den heute die katholische Presse bei Nachrufen so gerne erklingen läßt, in nichts zusammen. „Es ist hie kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes" — steht Römer 3, 23! Ueber Glauben und gute Werke aber giebt z. B. die Württembergische „Kirchenordnung" (S. 28, 29) ein einfaches, klares Urteil, mit dem sie gegen Rom zeugt: „Von Genugthuung glauben und bekennen wir, daß allein das Leiden und der Tod des eingebornen Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi, sei ein Genugthun für unsre Sünde, und daß dies Genugthun werde uns durch das Amt des Evangeliums vorgehalten und zugestellt, durch den Glauben aber von uns angenommen. Wir bekennen auch, daß es nötig sei, nachdem das Genugthun Christi uns zugestellt und durch den Glauben angenommen ist, gute Werke, die Gott geboten hat, zu thun, aber nicht dieser Meinung, daß wir hiermit die Sünde vor Gott büßen, sondern daß wir unsern schuldigen Gehorsam beweisen, gute Früchte der Buße bringen und unsre Dankbarkeit bezeugen".

Und weiter, sollen wir die Größe Roms, welche in der großen Zahl seiner Reliquien, seiner Marienbilder, seiner Dome und Prachtkirchen u. s. f. sich darstellt, für die wahre Größe halten? O nein. Der aufrichtige Katholik Pflanz mag mit einer Stelle seiner „Freimütigen Blätter" (Band 24, 38) Wort haben, wo er sagt: „Wenn in der einen Kirche die größeste Uneinigkeit, wenn in der heiligen soviel Unheiligkeit, Lieblosigkeit und Sittenlosigkeit, wenn in der katholischen, allgemeinen, so wenig Gemeingeist, wenn in der apostolischen so viel Unapostolisches ist, dann muß eine Trennung erfolgen, welche noch gefährlicher wird als jene (zur Zeit der Reformation) war. Und wahrlich, das muß geschehen, wenn man so fortfährt, wenn man z. B. den Mariendienst dem Dienste Gottes gleichstellt, das Lesen der heiligen Schrift in den gemeinsten Ausdrücken als gefährlich bezeichnet, jedem Funken des göttlichen Lebens der Todesstoß versetzt wird, wenn man träumenden Klosterfrauen und Mädchen mehr Glauben schenkt, als dem Evangelium". Sollen wir noch anführen, was Dr. Hirscher über die „kirchlichen Zustände der Gegenwart" schreibt? Wie z. B. „die Heiligenverehrung einen unverhältnismäßigen und ungebührlichen Teil des öffentlichen Kultus einnehme" u. s. f. Wenn so fromme katholische Theologen sprechen, braucht sich wahrhaftig unsre

Kirche des einfachen, lautern Evangeliums von Jesu Christo nicht zu schämen.

Und alles, was sonst noch angeführt werden mag, verfängt nicht gegen uns! Die ganze Größe der geistlichen Universalmonarchie Roms ist nur eine Scheingröße. Eine Scheinstütze ist die Begründung des Papsttums mit Matth. 16, 13—20, wobei Vers 23 vergessen zu werden pflegt. Denn nur auf den Glauben an ihn als den Sohn Gottes, auf dieses Felsenhafte, will Christus seine Gemeinde bauen — seine Gemeinde, aber nicht eine Weltherrschaftskirche! Es ist ein Schein, daß Petrus der erste Papstbischof, und zwar fünfundzwanzig Jahre lang in Rom, gewesen sei. Schein ist die Berufung auf die pseudoisidorischen Dekretalen u. s. f. All diese Träger römischer Größe und Herrlichkeit wanken und weichen. Wie viele Glorie des römischen Stuhls ist schon dahingesunken, seitdem Gregor VII. (1073 f.), Innocenz III. (1198 f.), Bonifaz VIII. (1295) der Welt ihre Forderungen und Satzungen diktiert haben! Auf die Höhe folgt doch der Niedergang, trotz allem! Millionen Menschen auf der Erde beugen sich nimmer Bann und Interdikt; Millionen Menschen staunen nimmer an Roms Macht und Größe. Millionen evangelischer Christen fragen ernst und klar: Wo steht das alles bezeugt in der Schrift? Wo liegt die Notwendigkeit, das alles um der Seelen Seligkeit willen anzunehmen? Wo hat die Geschichte die Lehren und Ansprüche Roms als dauernd wohlthätig, als dauernd segensreich bestätigt? Alle Größe Roms ist für den eine Scheingröße, welcher aus schriftmäßiger, evangelischer Ueberzeugung dem römischen Priestertum „die Gewalt" bestreiten muß, „Gott zu opfern und Messe zu halten für die Toten und Lebendigen", als „Dolmetscher und Mittler zwischen Gott und den Menschen". Weil nach 1. Tim. 2, 5 nur „ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen ist — nämlich Jesus Christus", darum ist es nichts mit dem Lobpreis des Katechismus Romanus (II, 7, 2. II, 7, 23), der ausbricht: „Das ist eine Gewalt, welche alle menschliche Vernunft und Gedanken übersteigt, und der nichts gleich noch nahe kommt auf Erden!" O nein, diese Gewalt übersteigt nur das Denken derer, welche nicht denken und urteilen nach der Schrift. Aber die ganze Gewalt und Macht Roms, wie sie ihren gottesdienstlich darstellenden Mittelpunkt in der Messe, ihren hierarchisch-kirchenpolitischen Gipfelpunkt in der Papst-Unfehlbarkeit hat, hält nicht stand gegenüber der klaren, evangelischen Wahrheit: Wir haben nur „Einen Hohepriester über das Haus Gottes", das ist Jesus Christus, Dieser aber hat sich — „ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt". Er hat „mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet, die geheiliget werden." Christus ist der „Mittler des Neuen Testaments" (Hebr. 5—12)! Alle die scheinbare Größe des Papsttums und des römischen Wesens ist nicht nach der Schrift und ist nicht nach dem Herzen des evangelischen Christen. Sie leuchtet, wie ein durch die Jahrhunderte morsch gewordenes Holz, nur dort, wo die Geister ohne das reine, freie, schriftmäßige, Evangelium und dunkel sind. Sie mag in Ausnützung der sinnlichen Begnügsamkeit, der Oberflächlichkeit, der Gespaltenheit und Uneinigkeit der Menschen

und Völker zeitweilige Triumphe erzielen — Rom ist doch nur eine Scheingröße! Das sagt jeder evangelische Christ, der, wie Luther, seines Glaubens lebt. Er ruft:

„Such, wer da will, Nothelfer viel,
Die uns doch nichts erworben;
Hier ist der Mann, der helfen kann,
Bei dem nie was verdorben.
Uns wird das Heil durch ihn zu teil,
Uns macht gerecht der treue Knecht,
Der für uns ist gestorben.

9.

Römischer Sauerteig in der Frömmigkeit des evangelischen Volks.

Von **A. Kretzschmar**, Diakonus an der Frauenkirche in Dresden.
Vortrag, 1895 in Dresden gehalten.

Die Monatsversammlungen Evangelischer Bundesvereine im November erhalten wohl zumeist ihren besonderen Charakter aufgeprägt durch den 10. November. An Luthers Geburtstag kann man nicht vorbei: Einen Kranz der Erinnerung muß man niederlegen, man muß wieder einmal hinaufschauen an der ehernen Gestalt, um an ihrem Glauben, ihrer Festigkeit, ihrem Wagemut sich zu erheben und zu stärken. Ich habe kein spezielles Lutherthema gewählt, trotzdem ich gerade in der letzten Zeit zu neuem Studium Luthers durch ein vortreffliches neues Werk angeregt wurde, das ich wenigstens für die Herren, die es noch nicht gelesen haben, nennen und zum Lesen dringend empfehlen möchte: „Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung" von Arnold E. Berger, Privatdozent an der Universität Bonn, mit einem einleitenden Bande „Die Kulturaufgaben der Reformation". Jedenfalls steht das gewählte Thema in keinem Widerspruche zu dem eben bezeichneten Charakter unsrer Novemberversammlungen. Wir können den Mann, dessen ganzes Leben ein Kämpfen gegen alles unevangelische Wesen war, nicht besser ehren, als dadurch, daß wir in seiner Nachfolge uns gegenseitig immer wieder mahnen zur Wachsamkeit und zum Kampfe gegen alles, was das Licht des Evangeliums verdunkelt, das evangelische Salz dumpf macht, sei es außerhalb, sei es innerhalb unsrer kirchlichen Gemeinschaft.

Ferner: unser Vorsitzender hat mir für den Vortrag die Direktive gegeben, daß wir immer noch werben müßten für den Evangelischen Bund, immer noch neue Mitglieder sammeln. Vielleicht hat das Thema und seine Ausführung keine direkt werbende Kraft, und doch glaube ich damit der Sache des Evangelischen Bundes einen Dienst zu leisten. Droht ein Feind von außen, dann ist's von größter Wichtigkeit, auf die geheimsten

Beziehungen, auf die stillen Sympathien zu achten, die er im Innern des bedrohten Landes hat. Hat der Evangelische Bund den freiwilligen Wachtdienst übernommen gegen Roms Vordringen, dann gehört's auch mit zu seiner Pflicht, ein wachsames Auge zu haben auf alles unevangelische Wesen in unsrer Mitte, das entweder ohne klares Bewußtsein mit römischem Wesen sympathisiert oder bewußt mit ihm liebäugelt — denn hier ist der Nährboden für die Kulturen Roms, hier sind die verfallenen Stellen der Wälle, wo der Gegner einbricht, hier die geheime Bundesgenossenschaft des Feindes, die um so gefährlicher ist, je mehr sie erscheint in dem Gewande der Frömmigkeit, mit dem Anspruche, wahre, evangelische Frömmigkeit zu sein. Der Evangelische Bund hat auch von vornherein sich diese Aufgabe mit gestellt, ja er hat in dem ersten Aufrufe die Mitarbeit an der Heilung der eignen innern Schäden als seine wichtigste Aufgabe bezeichnet, hat darauf, daß unser Volk in seinem ganzen Umfange die Segnungen der Reformation, des reinen Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo, des allgemeinen Priestertums wieder eingedenk zu machen sei, seine beste Kraft und den ganzen Eifer seiner Liebe richten wollen. Im vorigen Monat hat Ihnen ein Mann, der mitten drin im Kampfe stand gegen die Angriffe und Uebergriffe Roms in unsern Grenzmarken, gezeigt, wie der Feind andringt von außen, im Osten und Westen, im Norden und Süden unsers Vaterlandes. Ich kann von solchen Angriffen aus eigner Erfahrung nicht reden, aber davon weiß ich als im praktischen Amte stehender Geistlicher aus eigner Erfahrung, wie in unsern Gemeinden sich evangelische Frömmigkeit mit römischem Wesen vermischt. Lassen Sie mich, h. A., darauf Ihre Aufmerksamkeit lenken: römischen Sauerteig in der Frömmigkeit des evangelischen Volkes lassen Sie mich Ihnen zeigen. Nicht geschichtlich will ich mein Thema behandeln, nicht nachweisen will ich, wie sich trotz der Reformation römischer Sauerteig hat erhalten können, nicht danach fragen, ob es sich um alte ererbte Religionsfehler handelt, oder ob es in der That einmal eine Frömmigkeit des evangelischen Volkes ohne römischen Sauerteig gegeben hat, nur sein Vorhandensein in der Gegenwart will ich nachweisen, und das wiederum in der Frömmigkeit des evangelischen Volkes. Wir schließen damit aus das Gebiet der evangelischen Theologie und der auf dem Boden des Rechtes stehenden äußerlichen Verfassung der evangelischen Kirchen, nehmen aber andrerseits den Begriff „evangelisches Volk" in seiner weitesten Bedeutung, nicht etwa nur im Sinne unterster Volksklassen, denn es römelt hier, und es römelt dort, oben und unten, hier in dieser, dort in andrer Beziehung. Ich kann den Gegenstand nicht erschöpfen, lassen Sie mich nur unter gewissen Gesichtspunkten einige der auffallendsten Erscheinungen Ihnen vorführen. Seien wir dabei ehrlich gegen uns selber, es steht ja doch hinter den Warnungen der Herr, der seinen Jüngern einst auch zugerufen hat: hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer. Denken wir an die prächtige Geschichte vom alten Schneeberger Pfarrherrn Christophorus Schindler, die uns das vierte Heft des „Sachsenspiegels" mitteilt, der oft auf der Kanzel, wenn er die Sünden seiner Gemeinde strafte, innehielt, sich mit der Hand gegen den

Kopf schlug und dabei leise sprach: „Toffel, das gilt dir auch mit!“ oder auf seinen seelsorgerischen Besuchen, wenn er auf einen Punkt kam, in dem er selber nicht ganz fest war, wieder sein leises: „Toffel, das gilt dir auch mit!“ sprach.

1. Lassen Sie mich anknüpfen an eine kleine Geschichte, die mit mehr oder weniger Veränderungen manchem Geistlichen begegnet sein wird. Der Pastor kommt zu einer kranken Frau in einer ländlichen Gemeinde; sie gilt als eine gut kirchliche, christliche Frau, man merkt das auch, sobald man in die Stube tritt, das Gesangbuch liegt auf dem Bette. Sie klagt über Schmerzen und schlaflose Nächte und erzählt, wie viel sie gebetet habe; sie habe oft ein Lied nach dem andern „gebetet“, aber es habe nicht geholfen, die Schmerzen hätten nicht nachgelassen. Ein Lied nach dem andern. Es stellt sich heraus, wie sie's gemacht, sie hat die Kreuz- und Trostlieder aufgeschlagen und ist dann von 572 zu 573, von diesem zum nächsten fortgegangen, sie hat eines nach dem andern heruntergebetet. Heilige Einfalt! Es ist Frömmigkeit da, aber vermischt mit römischem Sauerteig, das Gebet ist mechanisiert worden. **Das Mechanisieren auf religiösem Gebiet**, davon zuerst ein Wort. Wir suchen diesen Religionsfehler in erster Linie in der römischen Kirche, und hier ist er thatsächlich zur höchsten Ausbildung gelangt, im Gebetsleben der Gläubigen vor allen Dingen. Wir denken an die Rosenkranzandachten. Fünf bis zehn Marienperlen und fünf Paternosterperlen enthält der gewöhnliche Rosenkranz; fünfzig englische Grüße an Maria, fünf Vaterunser in einem Atem, dieses ganze vielleicht auch noch dreimal wiederholt, das ist eine Gebetsstunde des gläubigen Katholiken. Wir denken an die Rosenkranzbruderschaften, deren Mitglieder die Pflicht übernommen haben, täglich den Rosenkranz ein oder mehrere male zu beten, an die Rosenkranzvereine neuer Art, aus je fünfzehn Personen bestehend, die nach dem Grundsatze der Arbeitsteilung die fünfzehn Dekaden des Rosenkranzes so unter sich teilen, daß jeder täglich nur eine Dekade, das ist zehn Grüße an Maria und ein Vaterunser, betet. Mag man zur Rechtfertigung dieses Gebetsdienstes sagen was man will, mag man behaupten, daß durch die Wiederholung Wärme, Eifer und Andacht im Gebet sich erhöhe, die Praxis beweist doch das gerade Gegenteil, die Art der Andacht führt zum Gebetsmechanismus. Aber dieser Gebetsmechanismus hat doch auch seine Stätte in der Frömmigkeit unsers evangelischen Volkes, nicht in der krassen Form, aber dem Wesen nach. Jene Frau ist nur ein Beispiel dafür. Man hört so oft an Krankenbetten, „wie viel habe ich gebetet“ und täuscht sich fast nie, wenn man das „viel“ auf die Quantität bezieht, der Kranke hat ein Lied nach dem andern, ein Gebet nach dem andern gebetet, hat oft kaum nach dem Inhalt gefragt und wundert sich nun, daß Gott im Himmel auf dieses viele Beten nicht hört, die Krankheit nicht hebt, die Schmerzen nicht nimmt, den Schlaf nicht giebt.

Wohl, evangelisches Gebetsleben tritt nicht so in die Oeffentlichkeit, wie katholisches, es läßt sich der Natur des Gebetes gemäß keine Statistik aufstellen, wie viel Tischgebete, wie viel nach irgend einem Andachtsbuche

gehaltene häusliche Andachten — auch in bessern, höhern Ständen — wie viele „stille Vaterunser“ u. s. w. nach dem Gottesdienste, solcher mechanischer Gebetsdienst sind und der Rosenkranzandacht wenig nachgeben, aber nach dem, was in die Erscheinung tritt, thut's not, unser evangelisches Volk, das da überhaupt noch betet, hinzuweisen auf das Ideal, das der Herr aufstellt „die den Vater anbeten müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“, auf Luther, unsern großen Vorbeter, der so gewaltig und doch so kindlich mit seinem Vater im Himmel geredet hat, der an einem Tage stundenlang beten konnte, ohne müde zu werden und in Lippengeplärr zu verfallen, hinzuweisen auf die einfache Schulerklärung: das Gebet ist das Gespräch des gläubigen **Herzens** mit Gott.

Das Mechanisieren tritt noch deutlicher hervor bei den **Sakramenten**. Katholische Lehre über die Sakramente ist: sie wirken ex opere operato, d. h. durch ihren Vollzug an sich. Hat die spätere römisch-katholische Theologie dies auch gemildert, so denkt doch noch die große Menge des Volkes so — bequem. Es giebt ja nichts bequemeres, als sich den Weihen der Kirche zu unterziehen und sich dadurch, ohne daß man seinerseits Opfer nötig hat, seinen Heilsstand gewährleisten zu lassen, nichts bequemeres, als schließlich durch die Sterbesakramente sich seine Seele noch zum seligen Abscheiden heiligen zu lassen. Und daß es bequem ist, durch äußerliche Handlungen ein wertvolles Gut zu erhalten, ohne daß man danach zu ringen braucht mit allen Kräften, das hat auch unser evangelisches Volk herausgefunden. Auch seine Anschauung vom Sakrament ist trotz aller gegenteiligen Lehre im Schul- und Konfirmandenunterricht mehr katholisch als evangelisch. Man läßt das Sakrament mechanisch an sich vollziehen und erwartet davon eine Wirkung. Welche? Je nachdem. Es handelt sich vornehmlich um das heilige Abendmahl. Es wird noch häufig von Kranken und Sterbenden begehrt, und gerade hier macht man die Erfahrung, daß infolge des Vollzuges an sich eine Wirkung erwartet wird; womöglich eine sichtbare! Wie man bei der Nottaufe eines Kindes oft die Rede hört, „nun wird wohl eine Aenderung werden“, so auch hier ähnliche Redewendungen, man erwartet eine Krisis zum Bessern oder zum Schlimmern bei dem Kranken, im letzten Falle aber glaubt man eine Gewähr zu haben für ein seliges Sterben; der Kranke ist ja noch „**berichtet**“ worden, wie in manchen Gegenden unsers Vaterlandes der Ausdruck lautet. Ob er sich innerlich hat berichten lassen wollen, das gilt für nebensächlich; der Vollzug der Handlung ist die Hauptsache, ist alles. Aus dieser Anschauung allein auch erklärt es sich, daß, wie es wohl jedem Geistlichen hier und da widerfahren ist, die Angehörigen eines Schwerkranken den Geistlichen auch dann noch zu bestimmen suchen, das heilige Mahl zu spenden, wenn bereits halbe oder ganze Bewußtlosigkeit eingetreten ist. Was der Aberglaube auch im evangelischen Volke sonst noch alles erwartet vom Vollzuge des Sakramentes, der Taufe, wie des heiligen Abendmahls, wie er über die Elemente, das Taufwasser, Brot und Wein des Sakramentes denkt, das auszuführen erfordert einen besondern Vortrag. Nur eins erwähne ich, weil es im besondern Sinn mit zu unserm Thema gehört. Ein Fall ist

mir vorgekommen, daß ein Mädchen in kurzer Zeit mehrere male hintereinander zum Tische des Herrn ging, in der Erwartung, daß ihre kranke Mutter dadurch gesund werden würde. Wir haben hier den römischen Brauch, daß man Messe lesen läßt, um den Segen derselben einer bestimmten Person speziell zukommen zu lassen. — Es thut not, unserm evangelischen Volke vorzuhalten, wie allerdings in Taufe und heiligem Abendmahl Gott mit uns handelt durch Jesum Christum, und wie uns ohne alles Zuthun von unsrer Seite hier geschenkt wird Sündenvergebung, neues, ewiges Leben und Seligkeit, wie wir allerdings mit Luthers eignen Worten sagen können: ich bin getauft und gehe zum heiligen Abendmahl, d. h. mir ist der Himmel umsonst gegeben, und ich habe Brief und Siegel darüber, wie wir aber doch auch mit heilsverlangendem Herzen und der Hand des Glaubens greifen müssen nach den Gaben, die uns geboten werden, wie ein mechanischer Abendmahlsgenuß nie zum Segen werden kann, wohl aber das Gericht befördern muß, daß das innere Organ für die göttliche Gnade stumpfer und stumpfer wird.

2. Mit dem Mechanisieren steht in engem Zusammenhange die Auffassung religiöser Handlungen als verdienstvolle Leistungen an die Kirche und indirekt an Gott. Die katholische Kirche hat ihre Kirchengebote, die sie neben die zehn Gebote vom Sinai stellt: Du sollst die gebotenen Feiertage heiligen, an Sonn- und Festtagen die Messe hören, du sollst die Fasten halten und Unterschied der Speisen, du sollst jährlich einmal beichten, du sollst zu Ostern die heilige Kommunion feiern. So wird jeder Kirchgang, jeder Gang zum Beichtstuhl und zum heiligen Abendmahl, jeder Fasttag dem gläubigen Katholiken zu einer pflichtgemäßen Handlung, zu einer Leistung; er beweist dadurch seiner Kirche den schuldigen Gehorsam, aber er erwirbt sich dadurch auch ein Verdienst, das ihm von Gott selber gutgeschrieben wird.

Einen interessanten Beleg hierzu bietet ein Ausschnitt aus einer ultramontanen Zeitung, in welchem die Stellung eines katholischen Fürsten zu einem „Kirchengebot“ scharf kritisiert wird: Der Artikel lautet: „Der König Karl von Portugal hat auf der Durchreise nach Berlin gestern, am Allerheiligen-Morgen, den Kölner Centralbahnhof passiert. Wie der „Stadt-Anz.“ meldet, traf der Pariser Zug, mit dem der König ankam, „kurz nach 8 Uhr“ hier ein, und nach demselben Blatte setzte der König in einem von Berlin eigens hierher geschickten „kaiserlichen Salonzuge“ „kurz vor $^1/_2$9 Uhr“ die Reise nach Potsdam fort. Der katholische König von Portugal hat sich demnach höchstens 20 bis 25 Minuten hier aufgehalten und somit thatsächlich „keine Zeit“ gehabt, seiner Christenpflicht zu genügen, an dem gestrigen hohen kirchlichen Feste wenigstens eine heilige Messe zu hören. Von außen zwar — „vom Erker des Turmzimmers“ im Bahnhofe — hat er „den Dom in Augenschein genommen“ und „seine Bewunderung über das herrliche Bauwerk“ ausgesprochen, hinein aber, um der heiligen Messe beizuwohnen, ist er nicht gegangen. Daß der ihm entgegengesandte „kaiserliche Salonzug“ die zur Darbringung des heiligen Meßopfers erforderlichen Einrichtungen besäße, sowie daß der

König von Portugal einen katholischen Priester in seinem Gefolge hätte, der etwa in der Lage gewesen wäre, unterwegs zu celebrieren, ist uns nicht bekannt, gewiß auch nicht anzunehmen. Und da der König die Reise von hier nach Potsdam ohne Unterbrechung machte, dort erst abends nach 6 Uhr eintraf, also keine heilige Messe mehr hören konnte, so hätte er das zweite Kirchengebot, welches den König von Portugal genau ebenso verpflichtet, wie den ärmsten Bettler, gröblich verletzt. Diese Verletzung aber erscheint um so unverständlicher und schwerer, als der portugiesische Potentat länger als vierzehn Tage in Paris und Umgegend weilte, dort der Jagd und sonstigen Vergnügungen oblag, somit gar keinen zwingenden Anlaß hatte zu der für Katholiken an sich schon Aergernis erregenden Reise an einem katholischen Feiertage erster Klasse. Dazu kommt noch, daß gerade dieses Fest und der daran sich anschließende Allerseelentag, an welchem, dem veröffentlichten Programm zufolge, der König in Berlin einer Theatervorstellung beiwohnen soll, in den Ländern romanischer Zunge, also auch in Portugal, besonders hochgehalten, besonders feierlich begangen wird! Welches Beispiel also hat dieser katholische König, der sich doch auch von „Gottes Gnaden“ nennt, durch sein Verhalten am Feste Allerheiligen dem katholischen Volke gegeben?! Und wie soll, nach einem kaiserlichen Wunsche, dem Volke die Religion erhalten werden, wenn selbst Potentaten ein derartiges Beispiel geben?! Dazu noch ein König, dem der Papst vor wenigen Jahren erst seinen Thron gerettet hat! Vom jetzigen deutschen Kaiser liest man, daß er auf seinen vielen und mitunter ja auch langen Reisen — wie z. B. nach Norwegen — Sonntags stets dem Gottesdienste beiwohnt, auf Schiffen sogar selbst ihn hält. Wie beschämend ist nicht dieses Beispiel für den katholischen König von Portugal!“

Wir Evangelischen haben keine Kirchengebote. Wir erziehen unsre Kinder und Konfirmanden zur Kirchlichkeit, wir ermahnen die Gemeinde, sich treu zu halten zu Gottes Wort und Tisch, aber kein Wort unsrer evangelischen Lehre läßt sich darauf deuten, daß man durch äußerliche Kirchlichkeit sich ein Verdienst vor Menschen oder gar vor Gott erwerben könne, — und doch hat diese Anschauung weit um sich gegriffen in unserm evangelischen Volke. Beobachten wir nur, wie es sich äußert: Das junge Ehepaar, das zur Nachholung der Trauung ermahnt wird, „kennt schon seine Schuldigkeit“; die Eltern, die daran erinnert werden, ihr Kind taufen zu lassen, wollen diese Angelegenheit in nächster Zeit „abmachen“ oder gar „wegmachen“; ein Krankes, das den Geistlichen hat rufen lassen zur Abendmahlsfeier, begründet sein Verlangen damit, es fühle, seine Zeit sei gekommen, es wolle noch „seine Schuldigkeit“ thun. Unter den vielen Beicht- und Abendmahlsgästen um die Osterzeit glaubt wohl die Mehrzahl mit ihrem Gang zum Abendmahlstisch ihre Pflicht zu thun und fühlt die Befriedigung dabei, die das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht bringt; bei den Kirchgängern, die alle drei bis vier Wochen zur Kirche gehen, ist's ähnlich. Lassen Sie mich nur andeutend hinweisen auf die Art, wie so viele christliche Vereinsthätigkeit treiben, wie sie Wohlthätigkeit üben: überall Werkgerechtigkeit,

überall das Bewußtsein, wir thun, was wir sollen, wir sind in unsrer Art Musterchristen, und Gott wird's uns lohnen. Ja, wir dürfen uns freuen, daß unser Volk noch zum Teil kirchlich ist, daß unsre christliche Vereinsthätigkeit blüht, aber bei noch so großem Optimismus, bei dem festen Vertrauen darauf, daß ein gut Teil unsrer kirchlich Gesinnten sich durchgerungen hat zur wahren evangelischen Frömmigkeit, können wir uns doch der Einsicht nicht verschließen, es ist viel römischer Sauerteig in unsrer Frömmigkeit. Oder versteht das unser Volk gar nicht? Hält es dem entgegen: ist es denn nicht unsre Pflicht und Schuldigkeit, zur Kirche zu kommen und zum heiligen Abendmahl, ist's denn nicht unsre Pflicht, unsre Ehen segnen, unsre Kinder taufen zu lassen? soll denn unser Volk noch unkirchlicher werden als es schon ist? Dann ist's um so nötiger, der vom römischen Sauerteig durchsetzten Frömmigkeit das Urbild evangelischer Frömmigkeit entgegenzuhalten, immer wieder zu betonen, es ist doch nur eine Anfangsfrömmigkeit, kirchlich zu sein und religiöse Handlungen zu vollziehen aus Pflichtgefühl gegen die Kirche allein, es ist Anfangsfrömmigkeit, etwas leisten zu wollen auf religiösem Gebiet, um wieder zu erhalten. Diese Anfangsfrömmigkeit wird gepflegt in der römischen Kirche, und wir streiten's nicht ab, daß es seiner Zeit mit zu ihrem gottgewiesenen Berufe gehört habe, die noch unmündigen Völker als eine gestrenge Mutter zu einer äußerlichen Kirchlichkeit zu erziehen, aber die Reformation hat uns hinausgehoben über diese Anfangsfrömmigkeit. „Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war". (1. Kor. 13, 11). Wir wollen und wir sollen nicht mehr Kinder sein, wir evangelischen Christen, wir wollen und sollen unser Ideal nicht sowohl darin sehen, daß unser Volk wiederum zu einer pflichtgemäßen Kirchlichkeit erzogen wird, als vielmehr darin, daß es zu einer tieferen Frömmigkeit erwache, daß es seinen Gott suchen lernt aus innerem Drange des Herzens, daß es wieder Hunger und Durst bekommt, das Wort des Herrn zu hören, daß es immer mehr hineinwächst in die große Wahrheit, die Luther wieder aufgegraben: wir werden gerecht vor Gott nicht durch unser Werk und Genugthun, sondern durch die Gnade Gottes in Christo, die wir ergreifen müssen im Glauben. Wollte man dieses Ideal als verfrüht bezeichnen, nun dann hätte sich der Lenker der Geschichte selbst in der Zeit versehen, als er vor nun fast vierhundert Jahren sein Werkzeug erweckte, dann wäre die Zeit eben nicht erfüllt gewesen, als Gott seinen eingebornen Sohn in die Welt sandte, dann wäre es auch verfrüht gewesen, daß dieser Eingeborne für seine Reichsgenossen den Satz aufstellt: Matth. 5, 20: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

3. Aber, hält man ein, du siehst überhaupt zu schwarz. Die Frömmigkeit sitzt viel tiefer in unserm Volke, als du meinst; unser Volk hat ein tiefes Gemüt, das von selbst zur Religiosität hinneigt und wenn, wie man nicht leugnen kann, in neuerer Zeit der kirchliche Sinn sich wieder hebt, wenn die Kirchen wieder voller werden, sieht man doch daraus,

wie unser evangelisches Volk nach etwas Besserem und Höherem verlangt. Es ist tief religiös, es sehnt sich nach Erbauung, es erbaut sich so gern. Lassen Sie uns das Wort aufnehmen, das im christlichen Leben der Gegenwart keine unbedeutende Rolle spielt. Ob nicht in der Erbauung, wie sie so gern gesucht wird, ein gut Stück römischer Sauerteig steckt, ob nicht das Wort im Munde des Volkes jetzt etwas ganz andres bedeutet als im neuen Testament? Ich meine: Man stellt Rührung und Stimmung gern über die Erkenntnis der Wahrheit, wie in der römischen Kirche, und nennt Rührung und fromme Stimmung: Erbauung. Zwar von einer gewissen Art der römischen Kirche, die Erbauung zu fördern, will das evangelische Volk nichts wissen. Es ist — und das gilt, wenn ich recht sehe, von unsrer Landbevölkerung fast in noch höherm Grade als von städtischer — kühl bis ans Herz hinan gegenüber Reliquien und andern angeblichen Heiligtümern; dergleichen ist ihm in ganz besonderm Sinne „katholisch". Der einfache Landbewohner läßt sich auch nicht berücken und stimmen durch prächtige, stimmungsvolle Kirchen und Dome; er wird eine kunstvolle Glasmalerei und eine Kirche am Ende auch schön finden, für seine heimische Kirche aber möchte er sie nicht, sein Ideal ist ihm immer noch die schöne „lichte" Kirche, in der man auch feine Gesangsbuchschrift bei trübem Wetter gut lesen kann, mystisches Halbdunkel hat keinen Reiz für ihn. Und während ein mehr ausgebildeter religiöser Kunstsinn unbedenklich die Kunst auch für die evangelische Kirche in Anspruch nimmt, so teilt auch der höher gebildete Protestant mit dem einfachen Manne die stille Abneigung nicht allein gegen die Marien- und Heiligenbilder am öffentlichen Wege, sondern auch gegen die Darstellung des Kreuzes und des Gekreuzigten außerhalb der kirchlichen Stätten, hatte doch seiner Zeit der Gedanke, vor der Parentationshalle des Johannesfriedhofs ein Kruzifix aufzustellen, entschiedenen Widerspruch gefunden, — das wäre ja „katholisch". Und doch „erbaut" sich andrerseits auch der Protestant nur zu gern nach „katholischer" Art. Rührend, innig, stimmungsvoll ist der römische Kultus. Es ist so stimmungsvoll, wenn der Priester im vollen Ornate am Altar die Messe celebriert, die Verehrung der holdseligen Himmelskönigin hat so etwas Anmutendes; sie hat die ritterliche Welt des Mittelalters angezogen, die in ihr das Ideal des Weibes sah, ihre „liebe Frau" schlechthin, sie hat es unsern alten Vorfahren schon angethan, die in ihr einen Ersatz fanden für die verbannte Freia, und sie wird heute noch verehrt so warm und glühend. Am Kloster Mariaschein kaufte ich vor mehreren Jahren einige Gebete zur Mutter Gottes, es waren Gebete voller Wärme, ja Glut. Und ist's denn nicht rührend, wenn das viel angezogene „Mütterlein aus dem Volke" für den Sohn in der Fremde zu den Heiligen ruft und für den verstorbenen Gatten jeden Tag ihr Gebet spricht zur Erlösung der armen Seele aus dem Fegefeuer. Ja! innig, rührend, stimmungsvoll, fehlt leider nur eins: die Wahrheit. Es ist doch nicht wahr, daß der Herr dem Priester aufgetragen hat, ihn immer wieder unblutig auf dem Altar zu opfern, es ist doch nicht wahr, daß Maria die Himmelskönigin ist, zu der wir rufen sollen, es ist doch nicht wahr, daß die Heiligen eine Ver-

mittelungsrolle spielen sollen zwischen uns und unserm Gott, es ist doch nicht wahr, daß Maria in den Himmel hinaufhilft. Aber leider Gottes! Tausende von Protestanten sehen eben nur an dem allen das Rührende, Innige, Gefühlvolle, die verletzte Wahrheit stört sie nicht, — sie erbauen sich indirekt daran, und erbauen sich selber ähnlich. Dazu brauchen sie das Wort der Wahrheit nicht. In der Nikolaikirche in Leipzig — vor etwa zehn Jahren — war große Kirchenmusik, die Kirche war gefüllt, die Gänge auch voll, und siehe, nach den letzten Tönen strömte eine große Menge andächtiger Hörer dem Ausgange zu, — doch wohl Protestanten, sie hatten sich „erbaut", sie waren befriedigt für diesen Sonntag. Es hätte nichts geschadet, wenn man ihnen die Thüren verschlossen hätte und sie wie weiland der Dichterfürst Goethe in der Kirche von Altenberg genötigt gewesen wären, eine Predigt anzuhören. Ein gebildeter Mann aus höherem Stande, ideal angelegt, gestand seinem Geistlichen, daß er ja gern hier und da zur Kirche gehe, aber daß es ihm noch lieber wäre, wenn er während des Gottesdienstes vor der Kirche stehen und die Orgel tönen und die Gemeinde singen hören könne, das sei so feierlich, so „erbaulich". Es dürfte eine nicht kleine Anzahl Protestanten in unserm Dresden geben, die in der katholischen Messe und allenfalls in der Vesper ihre „Erbauung" suchen. Andere kennen nichts Erbaulicheres als am Sonntagmorgen in Wald und Flur sich zu ergehen und die Kirchenglocken von nah und fern ertönen zu hören, das ist ihr Gottesdienst. Dazu stimmt's, daß sich Schäfers Sonntagslied „Das ist der Tag des Herrn", in unserm Volke einer so großen Beliebtheit erfreut, und daß man's nicht nur bei Morgenständchen an feierlichen Gelegenheiten hören kann, sondern auch ungemein gern bei Trauungen die Freunde des Bräutigams dem Brautpaar ihr: „Ich steh allein auf weiter Flur" vorsingen; man findet das auch erbaulich. Ein großer Prozentsatz evangelischer Kirchgänger ist befriedigt, wenn er aus dem Gottesdienst nur einen allgemeinen Eindruck mitbringt, wenn er sich sagen kann, es war alles so schön und feierlich, und von der Predigt nur das, sie war so herrlich, so schön, so rührend. Daß die Vorliebe für diese Art der Erbauung eine nicht kleine Zahl unsrer evangelischen Brüder und Schwestern alljährlich völlig in Roms Arme führt, ist leicht verständlich; daß gar ein unmündiges Mädchen, die stets nur die Religion für einen Gegenstand gehalten hat, für den sich schwärmen läßt, und die dann in katholischen Landen selbst die ganze sinnenberückende Kraft des katholischen Kultus auf sich wirken läßt, eine leichte Beute Roms wird, ist nicht zu verwundern; daß hier und da auch einer vom starken Geschlecht von dem Zuge zum Rührenden und Schönen unaufhaltsam hinübergezogen wird, begreifen wir; derselbe romantische Zug hat ja auch schon die deutschen Könige des Mittelalters, selbst das starke Staufengeschlecht, immer wieder ultra montes — über die Berge — hinübergeführt hinein in die Höhle des Löwen. — Wohl, wir Evangelischen wollen wahrhaftig nicht das Schöne, die Kunst von der Religion getrennt wissen, „es ist alles unser, wenn wir nur Christi sind" das ist unser Grundsatz. Die Kunst soll unsre gottesdienstlichen Stätten schmücken, die Kunst soll unsre Gottesdienste verschönen, sie soll mit dazu helfen, die Gemüter zu stimmen, dadurch, daß sie über alles Niedrige und Gemeine hinaushebt, aber sie soll nicht herrschen, geschweige denn allein herrschen, alles in allem sein wollen. Auch das Gemüt soll seine Rechnung finden im religiösen Leben, aber die Anregung, die Rührung des Gemüts soll nicht als das Wesentliche gelten. Erbauung sollen wir suchen und finden in unsern Gottesdiensten, aber Erbauung in wahrhaft evangelischem Sinne. Was meinen denn die heiligen Schriftsteller des neuen Testaments, wenn sie von der Erbauung der Gemeinde reden? Daß die Gemeinde gestaltet werden soll zu einer Behausung, zu einem Tempel des lebendigen Gottes, zu einem Bau, bei dem jeder einzelne Gläubige ein lebendiger Steinr werden soll. Und wenn wir das Wort brauchen vom einzelnen Gläubigen, so soll nach dem Sinne der Schrift darunter verstanden werden das Erbauen der Einzelpersönlichkeit zu einem Gottestempel, zu einem harmonischen Ganzen, zu einem Charakter, zu einer christlichen Persönlichkeit. Dieser Bau aber wird nur in die Höhe geführt dadurch, daß zu Grunde gelegt wird der ewige Grund- und Aufriß des göttlichen Wortes der Wahrheit, daß ein Stein der christlichen Erkenntnis auf den andern gesetzt wird, daß die Gnade diesem Bau Geist und Leben einhaucht. Ohne Gottes Wahrheitswort, ohne das Bleiben in der Rede Jesu, ohne Erkenntnis der Wahrheit keine wahre Erbauung, kein Heranreifen zu freien Kindern Gottes. Eine Erbauung, die ein andres Ziel hat, als diesen Gottesbau, ist keine Erbauung in christlichem, biblischem, evangelischem Sinne, ist zumeist römischer Sauerteig.

4. Lassen Sie mich einige Erscheinungen nur streifen, um zum Schlusse noch einen Augenblick bei einer besonders bezeichnenden Vermischung von evangelischer und römischer Frömmigkeit stehen zu bleiben. Wir streifen nur das in der evangelischen Kirche so weit verbreitete und besonders in höheren Kreisen anzutreffende ehrfurchtsvolle und neidische Hinüberschauen auf römische Machtfülle, äußern Glanz und Einfluß auf die einzelnen Glieder der Gemeinden. Man läßt sich imponieren dadurch, daß die römische Kirche mit dem Staate verhandelt als Macht gegenüber einer andern Macht. Man glaubt es gut zu meinen mit der evangelischen Kirche, wenn man ihr diese vermeintlichen Vorzüge der Schwesterkirche wünscht, und vergißt, daß die Kirche des Evangeliums sich und ihrem Herrn selber untreu werden würde, wenn sie übertriebenen Wert legen wollte auf ihr glänzendes Auftreten nach außen, wenn sie durch etwas anderes herrschen wollte, als durch das Wort. Nur dadurch, daß sie die ewigen Gedanken des Evangeliums von Christo immer und immer wieder unermüdlich in die Seele des Volkes hineinwirft, will sie den Staat und seine Regierung, Gesetzgebung, Verwaltung christlich beeinflussen, die Volksseele immer mehr zu einer Christin machen, die einzelnen unter die Zucht des heiligen Geistes stellen. — Wir streifen nur die als evangelische Frömmigkeit oftmals sehr selbstbewußt auftretende argwöhnische, vielleicht gar feindselige Gesinnung gegen alle Wissenschaft, nicht nur gegen die Afterwissenschaft des Materialismus, die den Geist austreibt und den vergänglichen Stoff auf den Thron setzt, und gegen die

wir kämpfen müssen mit allen Waffen, sondern auch gegen die ehrliche, nach der Wahrheit suchende, gegen jede Theologie, die nicht ganz auf breiten ausgetretenen Wegen geht, insonderheit gegen die Untersuchungen über Entstehung und Geschichte der heiligen Schriften. Das ist nicht evangelisch, das ist römisch. Die römische Kirche hat Ursache, argwöhnisch die freie Wissenschaft zu beaufsichtigen und der theologischen besonders die Grenzen scharf zu ziehen: „bis hierher und nicht weiter", weil sie weiß, wenn diese Grenze überschritten wird, dann wird ihr großes Reich, das Reich der Kirche zerstört. Die evangelische Kirche, die auf die Wahrheit gegründet ist, kann nichts verlieren durch eine ehrliche nach Wahrheit ringende Wissenschaft, sondern nur gewinnen. Es ist nicht nur gegen die Liebe, den Theologen, der etwa besondere Wege geht und der vielleicht innerlich schwer zu ringen hat, ohne weiteres als nicht rechtgläubig oder ungläubig zu bezeichnen, es ist auch wider den Glauben, wenn man nicht daran festhält, daß der Geist der Wahrheit, den der Herr seiner Kirche für alle Zeiten verheißen hat, nicht immer mehr die Wahrheit fördern und an den Tag bringen, und das, was wider die Wahrheit ist, unbedingt zu Falle bringen wird und muß. — Es ist mir ein Zeichen nicht evangelischer, sondern römelnder Frömmigkeit, wenn aus übertriebenem Konservativismus und falscher Pietät gegen die neuerdings vollendete Revision der Bibelübersetzung Luthers geeifert wird, die von gläubigen, wissenschaftlichen Männern mit allem Fleiß, aller Treue und Besonnenheit vollzogen worden ist, hat doch ein Lutheraner von echtem Schrot und Korn, Klaus Harms, in seinen Thesen gesagt: wir halten die Worte unsrer geoffenbarten Religion heilig in ihrer Ursprache (51), eine Uebersetzung aber in eine lebende Sprache muß alle hundert Jahre revidiert werden, damit sie im Leben bleibe; (52) es hat die Wirksamkeit der Religion gehindert, daß man dies nicht gethan hat.

5. Doch lassen Sie mich noch ein Wort sagen von römischem Sauerteig. Wir finden ihn in einer unevangelischen Ueberschätzung des geistlichen Amtes und Unterschätzung des allgemeinen Priestertums.

Ich denke dabei nicht an die äußere Achtung, mit der man dem Diener am göttlichen Worte im allgemeinen überall begegnet selbst von seiten im Punkte des Glaubens indifferenter Leute, denke auch nicht an die Ueberreste früherer Zeiten, wo man in den Kirchen, wenn der Geistliche an den Altar trat, vor ihm aufstand und weniger vor Gott, will auch nicht untersuchen, ob jetzt etwa wieder ähnliche Vorstellungen mitspielen bei der immer mehr platzgreifenden Sitte, die Liturgie stehend mitzufeiern — ich denke an die unevangelische Anschauung, in dem Geistlichen, als dem Priester, den alleinigen Vermittler zu sehen zwischen Gott einerseits — der Gemeinde und ihren Gliedern andrerseits. Wie tritt diese durchaus römische Anschauung in der evangelischen Kirche zu Tage? Wir wollen keinen Wert darauf legen und keine Folgerungen daraus ziehen, daß im allgemeinen sehr selten der christliche Hausvater in dem Falle, daß sein Kind schwerkrank ist und ein Geistlicher zur Vornahme der Taufe nicht schnell genug beschafft werden kann, die Nottaufe selber

vollzieht und so seines häuslichen Priesteramtes wartet. Aber gesagt werden darf's und soll's, daß ein christlich evangelischer Vater sich in solchem Falle dieses Recht nicht nehmen lassen und an die gewöhnlich anwesende halboffiziöse weibliche Person abtreten sollte. Eine andere Erscheinung scheint mir wichtiger. „Beten Sie für mich", habe ich mehr als einmal von Kranken gehört, „es ist doch ein anderes Ding, wenn der Pastor für einen betet." Sollte wirklich noch in unserm evangelischen Volke der Glaube wurzeln, daß „der Priester" allein vollgiltig und wirksam die Anliegen der Gläubigen vor Gott bringen kann, und das Beten der Gemeinde und ihrer Glieder, wenn auch nicht nutzlos und unwirksam, so doch weniger kräftig wäre? Sollte damit vielleicht auch die dem alten Menschen aller Konfessionen so bequeme Ansicht zusammenhängen, daß man sich sein Seelenheil von der Kirche und ihren Dienern gewährleisten lassen könnte? Dann müßten wir keine evangelischen Geistlichen sein, wenn wir nicht den falschen Heiligenschein, mit den man uns umkleiden möchte, und die falsche Sicherheit, in die sich andere wiegen, selber zerstörten. Es ist kein Vermittler zwischen Gott und Menschen, denn allein Jesus Christus; jeder Gläubige darf vollgiltig und wirksam sein Anliegen selbst vor Gott bringen, sein Seelsorger kann und soll ihm nur Mitbeter sein, und er kann ihm durch seine Fürbitte nicht mehr helfen, als andere christliche Brüder und Schwestern durch die ihrige. — Ein besonderer Fall, der mich persönlich angeht und der vielleicht doch auch typische Bedeutung hat, finde hier seine Stelle. Am Sonntage Quasimodogeniti, predigte ich über Joh. 20, 19—23, den Gruß des Auferstandenen an seine Jünger „Friede sei mit euch". Ich hatte unter anderem gesagt, daß der Auftrag, diesen Friedensgruß weiter zu tragen, zunächst allerdings den berufenen Dienern des Wortes gälte. Sie sollten der Apostel Amt fortführen, nicht als ob sie würdig wären, ihnen die Schuhriemen aufzulösen, sondern weil Gott wolle, daß sein Wort laufe und zu solchem Amte seinen Geist verheißen habe. Wir hätten den Frieden zu verkündigen in jeder Predigt, es wäre uns das verantwortungsreiche Amt der Schlüssel übertragen, und wir hätten's zu üben nicht bloß in der allgemeinen Beichte, sondern auch dem einzelnen Bruder gegenüber. Aber auch alle andern seien mitberufen, den Friedensgruß des Auferstandenen weiter zu tragen; wir wüßten von keiner Schlüsselgewalt als dem Privileg eines Standes, wir hätten ein allgemeines Priestertum, in dem jeder Pflicht und Recht hätte, ein Apostel, ein Gesandter des Herrn zu sein. Auch Vater und Mutter sollte ihrem Kinde gegenüber den Binde- und Löseschlüssel gebrauchen; auch der Gatte dürfe der Gattin beichten, und diese ihm von dem Frieden sagen, den Christus zwischen Gott und Menschen gemacht hat. — Darauf folgte brieflich ein indirekter anonymer Angriff; der Briefschreiber, oder wohl die Briefschreiberin, die sich übrigens völlig frei von persönlichen Gehässigkeiten hielt, fragte, ob denn die Privatbeichte abgeschafft sei in der evangelischen Kirche, ob die Geistlichen meinten, sie thäten den Laien einen Gefallen damit, wenn sie sie auf sich selbst stellten. Niemals würde sie es wagen, einem andern Menschen die Sünden zu vergeben im Namen Gottes. Die Anonyma bekannte schließlich, daß sie ihr Ideal im römischen

Beichtstuhl sehe. — Ich hatte die Privatbeichte allerdings nicht mit Namen genannt, wohl aber die Sache; insofern beruhte der Angriff auf einem Mißverständnis. Allerdings ich hatte das allgemeine Priestertum gepredigt nach Schrift und Bekenntnis; ich hatte ausgesprochen, was ich hinterher, als ich infolge des Briefes meine angebliche Irrlehre noch einmal prüfte, in der Schrift Luthers von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche zwar schöner und kräftiger, aber doch der Sache nach gleich ausgesprochen fand. Und das war nicht verstanden worden. Es wäre schlimm, wenn die Briefschreiberin nur ausgesprochen hätte, was noch viele dächten in der evangelischen Kirche, wenn thatsächlich für viele evangelische Christen das römische Priestertum das Ideal, das allgemeine Priestertum der Gläubigen ein Schatten wäre.

Lassen Sie uns das evangelische Amt des Wortes hochhalten, seine Träger nicht bloß persönlich respektieren, sondern sie als bestellte Haushalter über Gottes Gemeinde ansehen, die vor Gott und ihrem Gewissen schuldig sind, das Wort der Wahrheit recht zu teilen und die Versöhnung mit Gott durch Christum zu predigen. Aber lassen Sie uns auch hochhalten das allgemeine Priestertum! Wir Hausväter, werden wir doch wieder Hauspriester, die mit den Ihrigen beten und Gottes Wort treiben, die auch aus diesem Worte es immer besser lernen, für die Ihrigen Seelsorger und wenn es sein soll Beichtväter zu sein. — Lassen wir unsre Frömmigkeit tiefer wurzeln! Kein Mechanisieren auf religiösem Gebiete, sondern inneres Leben, Wahrheit und lebendiger Glaube! Weg mit der Auffassung, als wäre unsre Kirchlichkeit und Frömmigkeit eine Leistung, ein Verdienst! Wir werden gerecht vor Gott ohne unser Verdienst, und rechte Kirchlichkeit kommt nur aus rechter Herzensfrömmigkeit. Keine Rührung nur und fromme Stimmung, sondern Erbauung durch die geoffenbarte göttliche Wahrheit, Ausbildung zu christlichen Persönlichkeiten! Kein falsches Ideal in Bezug auf die äußere Gestaltung unsrer evangelischen Kirche! Christi Reich ist nicht von dieser Welt. Bewährung des Glaubens im praktischen Leben, Christentum nicht bloß am Sonntage, sondern auch am Wochentage, nicht nur in der Kirche, sondern in den vier Wänden des Hauses und überall im Leben! Das ist evangelische Frömmigkeit ohne römischen Sauerteig! Lernten wir sie, dann wären wir nicht nur rechte Glieder des Evangelischen Bundes, sondern auch unsrer teuern evangelischen Kirche!

10.

Muß man zwischen „katholisch“ und „jesuitisch“ unterscheiden?

Von Dr. Trepte, Divisionspfarrer in Rendsburg.

Beantwortet nach der Lebensgeschichte und den Aufzeichnungen des Breslauer Fürstbischofs Grafen Sedlnitzki.

Es ist schon eine Reihe von Jahren her, da unterhielt ich mich einmal mit einem Katholiken, einem Juristen, über das große Thema des

preußischen Kulturkampfes. Rein sachlich hatte anfangs jeder von uns seine Ansichten geäußert, als mich plötzlich mein Gegner mit folgender Frage unterbrach: „Wollen Sie etwa auch zwischen „katholisch“ und „jesuitisch“ einen Unterschied machen?“ Ich muß gestehen, daß ich damals von dieser Frage sehr überrascht war, — heute würde ich es nicht mehr sein, — und noch klingt mir der Ton des Erstaunens und zugleich des Zweifels an der Ehrlichkeit meines Urteils in den Ohren, der in jener Frage lag. Natürlich versuchte ich sofort den großen Unterschied zwischen „katholisch“ und „jesuitisch“, deutlicher gesagt, zwischen „christlich-katholisch“ und „päpstlich-katholisch“, „deutsch-katholisch“ und „ultramontan-katholisch“ darzulegen, aber meine rein theoretischen Ausführungen machten auf meinen Gegner keinen Eindruck. Da versuchte ich es mit einem andern, anschaulichern Mittel. Ich griff aus der Kirchengeschichte unsers Jahrhunderts einige weitbekannte Märtyrer des echten, nicht jesuitisierten Katholizismus heraus, Katholiken, deren Charakter und geschichtliche Wirksamkeit von vornherein alle niedrigen Verdächtigungen ausschließen, und deren Urteilsfähigkeit unbestreitbar ist, z. B. den langjährigen Konstanzer Bistumsverweser Ignaz von Wessenberg, den Breslauer Fürstbischof Grafen Sedlnitzki, auch den Münchner Gelehrten Ignaz von Döllinger, und suchte nun an ihrer Sinnesart zu zeigen, was „christlich-katholisch“ ist, und an ihren Feinden, was man unter „jesuitisch-“ oder „päpstlich-katholisch“ zu verstehen habe. Besonders die Person und das Geschick des hohen Breslauer Kirchenfürsten, der selbst stets scharf zwischen „katholisch“ und „jesuitisch“ schied, der nach seinen Worten von ganzem Herzen der „christlich-katholischen“ Kirche, aber nicht der jesuitischen Partei dienen wollte, schienen auf meinen Gegner Eindruck zu machen und ihm mancherlei zu denken zu geben.

Auch für Evangelische dürfte das Denken und Wirken solcher Gestalten der jüngsten Kirchengeschichte, wie jener Märtyrer des echten christlichen Katholizismus, sehr lehrreich sein. Ja, die Fürsorge für unsre eignen Glaubensgenossen gebietet geradezu, daß die Kirchengeschichte unsers neunzehnten Jahrhunderts, besonders die Geschichte der innern Entwicklung des Katholizismus, allenthalben mehr bekannt werde. Den Katholizismus des sechzehnten Jahrhunderts kennt in unsern Gemeinden jeder; man weiß von Luthers Feinden, ihren Sünden und Schwächen, ihren Praktiken und Kampfesmitteln genug. Aber welche Waffenrüstung jetzt unsre römischen Feinde tragen, welche Kampfestaktik sie jetzt gebrauchen, um dem päpstlichen Stuhl die Weltherrschaft zurückzuerobern, das wissen selbst von den sogenannten „Gebildeten“ nur wenige. Es ist wahrhaft unglaublich, was für Urteilen über die konfessionellen Fragen unsrer Zeit man oft in Büchern und Zeitschriften, auch in geselligen Gesprächen begegnet. Bald überschätzt man die römische Kirche und hat, trotzdem gerade in den katholischen Staaten das Feuer der Revolution bei weitem am hellsten lodert, den seltsamen Gedanken, die römischen Bischöfe, Priester und Mönche als Bundesgenossen im Kampf für Religion, Sitte und Ordnung anzuwerben, bald unterschätzt man jene

Kirche in unwürdiger Sorglosigkeit und vergißt, welch große Macht und List dieses Feindes Rüstung ist. Beide Fehler würde man vermeiden, wenn man die innere Entwicklung, welche die römische Kirche in unserm Jahrhundert genommen hat, durchschaute; denn in beiden Fällen übersieht man, was sich in ihr inzwischen zur völligen Alleinherrschaft emporgearbeitet hat: das Jesuitische. Kurz, eine klare Kenntnis dieser innern Entwicklung jener Kirche ist ein unerläßliches Erfordernis, um in den konfessionellen Fragen unsrer Zeit die rechte Stellung zu haben, und um seinen Pflichten gegen die evangelische Kirche, wie gegen das deutsche Vaterland nachkommen zu können.

Nun, so mögen denn die nachfolgenden Ausführungen uns einen kleinen Blick in den jüngsten Teil der Entwicklungsgeschichte des Katholizismus thun lassen. Wenn die Lebensgeschichte des Breslauer Fürstbischofs Grafen Sedlnitzki, des ersten deutschen Bischofs, der nach der Reformationszeit zur evangelischen Kirche übertrat, an unsern Augen vorüberzieht, wenn wortgetreu manche bedeutsame Aeußerungen dieses Mannes, der doch wahrlich ein Urteil über seine Kirche hatte, an unser Ohr klingen, dann wird hoffentlich uns allen nicht nur klar werden, daß noch vor 70 Jahren in der römischen Kirche ein andrer Geist lebte als heute, daß damals selbst die ersten Würdenträger jener Kirche zwischen „katholisch“ und „jesuitisch“ unterschieden, und wahrlich nicht erst die Evangelischen diesen Unterschied erfanden nein, hoffentlich werden wir alle zugleich willig, fortan persönlich mitzuhelfen, daß gegenüber dem jetzt so mächtig andringenden römisch-jesuitischen Geiste unserm Volke sein heiligstes Gut erhalten bleibe, der von Menschen frei machende, aber an Jesus bindende evangelische Glaube.

Leopold Graf Sedlnitzki wurde im Jahre 1787 in Oesterreichisch-Schlesien auf dem alten Stammschlosse seines Geschlechts geboren. Seine Kindesjahre und Knabenzeit verlebte er im Hause seiner Eltern; erzogen und unterrichtet wurde er von katholischen Priestern. Gut vorgebildet bezog er im Jahre 1804, kaum 17 Jahre alt, die Universität zu Breslau, um katholische Theologie zu studieren. Schon lange war es sein Herzenswunsch gewesen, auch ein Diener der Kirche zu werden, deren Priester bisher seine Lehrer gewesen waren und deren äußere Macht und Glanz in jenem damals rein katholischen Lande sein Herz gefesselt hatte. Nach dem streng vorgeschriebenen Studienplane trieb der Jüngling in den beiden ersten Studienjahren fast ausschließlich philosophische und naturwissenschaftliche Studien, wenn auch daneben die Heroen der deutschen Litteratur, wie Klopstock, Schiller und Goethe, sein Herz begeisterten. Erst mit dem dritten Studienjahre begann der eigentliche theologische Kursus. Mit heißem Verlangen blickte der Jüngling den Vorlesungen entgegen, die ihn nun in die Gottesgelehrsamkeit selbst einführen sollten, aber bald sah er sich gezwungen, andere Wege zu gehen, als ihm seine Lehrer zeigten. Denn wahrlich, eine seltsame Art Theologie war es, die dort in dem katholischen Theologenkonvikt gelernt wurde. Ein Lernen nur, nicht ein Studieren war es ja zu nennen. Es galt, ohne persönliche Prüfung und Entscheidung sich die kalten, spitzfindigen Lehren der mittelalterlichen Scholastiker

einzuprägen. Wie ein großes, scharfsinnig aufgebautes Gedankengefüge und wie ein starres Gesetz trat dem jungen Studenten der christliche Glaube entgegen, nicht als ein frei, froh und stark machendes Evangelium. Und wo blieb die heilige Schrift, der Urquell und die Norm aller rechten christlichen Theologie? Nun, wohl ward sie dann und wann, wie Sedlnitzki später erzählte, herbeigezogen, um für diesen oder jenen Satz der Kirchenlehre eine Beweisstelle zu liefern, wohl las man auch Abschnitte aus dem Urtexte, um daran geistlose grammatische Betrachtungen zu knüpfen; im großen Ganzen aber blieb sie dem Jüngling verschlossen. Wie ein dunkles Orakelbuch, das erst durch die Kirchenlehre seine rechte Erklärung erhielt und darum auch leicht entbehrt werden könne, erschien sie ihm, aber nicht als ein Lebensbuch, das dem rechten Leser täglich neue Weisheit, neue Kraft und neuen Frieden schenkt.

Und doch sehnte sich der junge Graf nach mehr, als sich den Kopf mit kirchlichen Lehrsätzen füllen und zu tadellosen Altarcerimonien abrichten zu lassen. Seit er aus dem Schatten des Vaterhauses in die freie Welt herausgetreten war, da war es ihm je länger, um so erschreckender zum Bewußtsein gekommen, welch eine furchtbare und zugleich geheimnisvolle Macht das Böse ist. Mit Staunen und Bangen zugleich sah er, welche Verheerungen die Sünde unter den Menschen anrichtete, mit Bangen und Zittern gewahrte vor allem der aufrichtig prüfende Jüngling, wie er selbst so unfähig sei, Gott von ganzem Herzen zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen. Es ist ergreifend, wie er später über die Fragen und Aengste schreibt, die ihn damals quälten: „Je mehr ich mein Inneres prüfte, desto mehr mußte ich erkennen, wie sehr mir die rechte Gottes- und Nächstenliebe noch mangelte. Wie mußte ich mir undankbar vorkommen, wie arm, kalt und unwürdig mußte ich mir erscheinen, wenn ich erfuhr, wie die Selbstsucht in ihren mannigfachen Gestalten der Liebe zu meinem Nächsten entgegentrat und jede Selbstaufopferung hinderte. Ich fühlte mich arm und verpflichtet zugleich.“ Wer denkt bei diesen Worten nicht an Luthers Seelenkämpfe im Kloster zu Erfurt? Und wenn dann Sedlnitzki von sich sagt, daß er bei solchen innern Aengsten weder bei seinen dogmatischen Lehrbüchern, noch bei seinen Lehrern und Beichtvätern Hilfe fand, wer sieht nicht auf's neue bestätigt, daß die römische Kirche versagt, sobald sich in einem Herzen wirklich mächtig das Bewußtsein der Sünde und die Sehnsucht nach Frieden mit Gott regt?

Doch, gottlob, wie Luther einen Staupitz, so fand auch Sedlnitzki einen Mann, der, innerlich über die römische Kirche hinausgewachsen, ihn wahrhaft zu trösten und zu stärken wußte. Im Jahre 1806 kündigte in Breslau ein Gymnasialprofessor, der früher katholischer Priester gewesen, aber dann evangelisch geworden war, öffentliche Vorlesungen über Religionsphilosophie an. Sedlnitzki wurde sein Zuhörer. Nur dunkel erinnerte sich später der Graf des philosophischen Systems, das sein Lehrer vorgetragen, aber nie hat er ihm etwas andres vergessen: daß er ihn in die heilige Schrift hineingeführt hat. Oft machte, wie Sedlnitzki später erzählte, sein Lehrer in den Vorlesungen eine Pause, um Abschnitte

aus der Bibel vorzulesen, und wie wußte dieser Mann das schlichte Gotteswort vorzutragen! So hatte Sedlnitzki noch nie das Gotteswort vorlesen hören, mit solcher inneren Begeisterung, solch aufrichtiger Liebe zu ihm! Oft mahnte auch dieser Lehrer seine Zuhörer, zu Hause die heilige Schrift fleißig zur Hand zu nehmen, und zeigte zugleich, wie man sie lesen müsse, nicht bruchstückweise, sondern im Zusammenhange, vor allem mit Andacht, Demut und mit unbefangenem Sinne. Wohl keiner hat diese Mahnungen so treu befolgt wie Sedlnitzki. Eine Wendung begann nun in seinem Leben, wie er selbst später schrieb. Die heilige Schrift ward nun sein oberster Lehrer in der Theologie und sein erster Führer durch das Leben überhaupt. Immer mehr wurde sie ihm lieb und vertraut, immer mehr wurde er „von der Fülle der Kraft, der Weisheit und der Liebe, die sich in ihr offenbart, hingerissen", wurde sie ihm immer mehr „zu einer Stimme aus einer höhern Welt, der er unbedingt zu folgen habe."

Aber allerdings, je höher für ihn die Bedeutung der heiligen Schrift stieg, um so mehr sank für ihn die Bedeutung der römischen Kirchenlehren. Er fing nun an, sich aus der heiligen Schrift heraus eigne Glaubensüberzeugungen zu bilden. Weit tiefer, als es seine Lehrer thaten, faßte er nun die Sünde auf, weit tiefer auch die Gnade Gottes, die uns in Christo entgegentritt. Mächtig predigte ihm ferner die heilige Schrift, daß es bei den Menschen auf eine völlige innere Umwandlung, auf eine Neugeburt des Herzens ankomme, nicht auf einzelne kirchliche Leistungen. Der Glaube hörte nun ferner auf, für ihn ein stummes, blindes Sichbeugen unter die Kirchenlehre zu sein, hörte auch auf als ein Verdienst vor Gott zu gelten, er faßte ihn nun nach dem klaren Gottesworte als ein demütiges und doch kühnes Vertrauen auf Gottes Sünderliebe, als ein freudiges Eingehen auf Jesu Evangelium. Und all die vielen Mittler, welche im Laufe der Jahrhunderte die römische Kirche zwischen Gott und die Menschen geschoben, die Mutter Maria und die Heiligen, die Reliquien, Sakramente und den Priesterstand, sie verblaßten, je mehr der junge Graf in das Neue Testament sich hineinlas, hineinlebte und hineinbetete, vor dem einen Mittler, von dem allein das Gotteswort etwas weiß. Noch eins: unter dem Einflusse des Schriftwortes änderte sich auch seine bisherige Ansicht von der Kirche. Nicht dort schien ihm mehr die wahre Kirche Christi zu sein, wo man sich unter bestimmte und wenn auch Jahrhunderte alte Kirchenlehren beugt und wo man bestimmte Cerimonien festhält, sondern dort, wo Christi Geist in den Herzen lebt und waltet. Und darum drängte sich dem jungen Studenten als seine zukünftige Priesteraufgabe allein dies auf, zu Christo die Herzen zu führen, nicht an der Aufrichtung einer äußern Weltherrschaft des Papstes mitzuarbeiten. Unauslöschlich tief schob sich ihm das warnende, leider von der römischen Kirche so völlig mißachtete Wort Christi ins Gewissen: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußern Gebärden."

Und diese aus der heiligen Schrift entnommenen Glaubensüberzeugungen, mit denen Sedlnitzki von seiner Universitätszeit schied, sollten sich in seinem nun folgenden Amtsleben immer mehr vertiefen und befestigen. Da er wegen steter Kränklichkeit nicht fähig war, eine Pfarrerstelle zu übernehmen, berief ihn sein Erzbischof in den kirchlichen Verwaltungsdienst. Sedlnitzki wurde Mitglied der obersten geistlichen Behörde des Erzbistums, des Vikariatamtes; bald erhielt er auch in der Schulabteilung der Breslauer Regierung Sitz und Stimme. Oft brachten ihn beide Aemter in den Verkehr mit Protestanten, und manchen ernsten, frommen Mann lernte er unter ihnen kennen. Oft kam er auch auf seinen Dienstreisen in protestantische Schulen, und besonders durch die Vorzüge der letztern vor den katholischen Schulen lernte er immer mehr die geistig- und sittlich-bildende Kraft des Protestantismus achten. Vor allem regte ihn der Verkehr mit Protestanten zu einem genauern Studium der evangelischen Bekenntnisschriften, wie der Kirchengeschichte überhaupt an, und je eifriger er solche Studien trieb, je mehr er sich auch in die heilige Schrift hineinlebte, je mehr er auf seinen Reisen protestantisches Glaubensleben kennen lernte, um so mehr verdunkelte sich vor seinen Augen der äußere Glanz seiner römischen Mutterkirche. „Wenn ich die Geschichte der Päpste übersah," so schreibt er später, „wie unähnlich dem Geiste dessen standen sie da, dessen Nachfolger sie darstellen wollten! Wie mußte es mir als Vermessenheit vorkommen, nicht nur als Stellvertreter des einen Apostels (Petrus), sondern des ganzen Apostolats der christlichen Kirche, ja des ewigen heiligen Hauptes derselben angesehen sein zu wollen!" Und ein andres Mal beschreibt er, wie er einsehen lernte, daß „die Bestrebungen der Reformation nicht unmotiviert waren und nicht nur aus schlechten Motiven hergeleitet werden dürfen", wie es früher seine Lehrer gethan hatten, und mit geradezu ergreifenden Worten weiß er später in seinen „Lebenserinnerungen" zu schildern, wie herrlich ihm während solcher kirchengeschichtlichen Studien die apostolische Zeit, in der es noch keinen Papst, keinen Maria- und Heiligendienst, keine Bilder- und Reliquienverehrung, keinen Ablaß und keine Rosenkränze gab, erschien. Eine hohe Freude aber war es für ihn, durch die Geschichte der Jahrhunderte den Spuren der Männer zu folgen, welche gegen die immer mehr wachsende Verunreinigung und Veräußerlichung der christlichen Religion innerhalb der römischen Kirche auf Vereinfachung und Vertiefung der kirchlichen Lehre, wie des kirchlichen Lebens gedrängt hatten, und anzuknüpfen an solche evangelische Regungen innerhalb seiner Mutterkirche, womöglich ihnen zum endgiltigen Siege zu verhelfen, das schien ihm die höchste und schönste Lebensaufgabe zu sein. So sehen wir ihn denn mit seinen Glaubensüberzeugungen im praktischen Amtsleben keineswegs zurückhalten, wenn er auch als besonnener Mann Reformen, auf welche die Gemüter noch nicht vorbereitet waren, mit Recht mehr für schädlich, als nützlich hielt. Gleich in den ersten Tagen seines Amtslebens trat er einem Vereine bei, welcher Bibeln unter dem Volke zu verbreiten sich mühte; so viel er konnte, suchte er ferner in den Religionsunterricht der Schulen das Lesen der heiligen Schrift einzubürgern, vor allem suchte er die jungen Studenten

der Theologie mit der heiligen Schrift vertraut zu machen und ein Geschlecht katholischer Priester heranzuziehen, das an Bibelfestigkeit den evangelischen Pastoren möglichst nahekam. Auch das sei ihm nicht vergessen, daß er in dem geistlichen Kollegium des Vikariatamtes stets für ehrliche Aufrechthaltung der Parität zwischen Katholiken und Evangelischen stimmte und nie ein ungerechtes und unduldsames Vorgehen gegen die evangelische Kirche gestattete.

Nicht wahr, wie ein Märchen klingt es uns, daß ein Mann mit solchen Ueberzeugungen und Zielen Mitglied der höchsten geistlichen Behörde eines katholischen Erzbistums sein, ja sogar seinen Ueberzeugungen offen Ausdruck geben durfte? Heute wäre dies nicht mehr möglich, das weiß ein jedes Kind, und warum nicht? Nun, weil inzwischen die katholische Kirche eine völlig andere geworden ist, als sie noch am Anfange unsers Jahrhunderts war; weil jetzt die Partei in ihr die unumschränkte Alleinherrschaft erlangt hat, die damals geächtet und verachtet war, nämlich die jesuitische.

Ja, in einer hoffnungsreichen Frühlingszeit stand damals gleichsam die katholische Kirche. Den Frühlingsanfang bildete der Tag des Jahres 1773, an dem durch sein weitbekanntes Edikt der edle Papst Clemens XIV. den Jesuitenorden als den Störer des Friedens in der Kirche und Welt feierlich „für ewige Zeiten" aufhob. Seitdem regte sich allerorten in der katholischen Kirche, besonders in Süddeutschland, je länger je mehr ein neuer Geist, der energisch auf eine innere Reform der Kirche drang. Auf den Universitäten fing man an, die Bibel in den Mittelpunkt des theologischen Studiums zu stellen, und schon gingen wertvolle Arbeiten über die heilige Schrift von katholischen Professoren auch in die protestantische Welt. Die Priester begannen, sich zu regelmäßigen Bibelstunden zu vereinen, und katholische Vereine suchten unter der Leitung von Bischöfen der Bibel in den Gemeinden und in den Familien Eingang zu verschaffen. Hatte doch selbst der damalige Papst Pius VI. von den heiligen Schriften gesagt, daß „sie die wichtigsten Quellen seien, die allen offen stehen müßten". Hand in Hand aber mit solcher Wertschätzung und Verwertung der heiligen Schrift ging natürlich bei den Priestern, wie in den Gemeinden eine Verinnerlichung des Glaubenslebens. Die Wallfahrten zu Reliquien und Heiligenbildern hörten immer mehr auf; die Andachten vor wunderthätigen Statuen verschwanden, das Rosenkranzbeten, der Aberglaube an geweihte Medaillen, Skapuliere und andere Amulette verlor sich, ja schon fing man in einzelnen Gegenden Deutschlands an, die lateinische Liturgie zu verdeutschen und erklangen z. B. in den katholischen Gottesdiensten des Bistums Konstanz evangelische Kirchenlieder. Zugleich ward die Stellung der Bischöfe dem Papste gegenüber immer freier. Sie besannen sich auf die uralte Ordnung, daß der Papst als Bischof der Welthauptstadt Rom und als Nachfolger Petri nur einen Ehrenvorrang vor den andern Bischöfen habe, aber ihm keine Alleinherrschaft in der Kirche zukomme, und die schon früh von den Jesuiten vertretene Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes galt nur als eine bedeutungslose römische Liebhaberei, galt für ebenso abgethan, wie der Jesuitenorden selbst. Je freier sich aber die Bischöfe und Priester Rom gegenüber fühlten, um so mehr fühlten sie sich zugleich als Deutsche und als Brüder ihrer evangelischen Volksgenossen. Unbefangen verkehrten die katholischen Priester in evangelischen Pfarrhäusern; trotz päpstlicher Verbote erlaubten die Bischöfe ihren Priestern und jungen Studenten die Lektüre protestantischer Bücher, und von einem unwürdigen Widerstand, wie ihn so gern gegen protestantische Landesherrn die römischen Priester geleistet, auch von dem widerlichen Seelenfang, den man früher — sowie leider heute wieder — für die römische Kirche getrieben hatte, hörte man fast nichts mehr.

Was Wunder, daß in solch einer Zeit das Herz des Grafen Sedlnitzki von den frohesten Hoffnungen für seine Kirche erfüllt war, und daß es ihm trotz seiner evangelischen Glaubensüberzeugungen völlig fern lag, nun auch äußerlich zur evangelischen Kirche überzutreten? Er wußte sich ja doch in seinen Ueberzeugungen und Hoffnungen mit zahlreichen frommen und hochgestellten Männern seiner Mutterkirche einig; über ganz Süddeutschland sah er gottbegeisterte Männer verbreitet, die, wie er, bemüht waren, innerlich wie äußerlich die römische Kirche der evangelischen zu nähern. Sollte er da seiner Kirche seine Dienste entziehen? Sollte er sich vor allem einer Kirche anschließen, die damals mehr als heute zerrissen und zerspalten war? Nein, im Gegenteil, wenn er sah, wie die katholische Kirche sich jetzt so erfolgreich läuterte, wie sie der heiligen Schrift Thür und Thor öffnete, auch sich zu einer neuen biblischen Auffassung des christlichen Glaubens neigte, wie sie also sich anzueignen suchte, worauf das göttliche Recht und die Kraft des Protestantismus beruht, dann ging sein Hoffen sogar dahin, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo beide Kirchen sich wiederfinden und auf dem Grunde des lautern Evangeliums zu einer großen Einheit zusammenschließen würden, zu einer mit evangelisch-protestantischem Geiste erfüllten wahrhaft katholischen Kirche.

Aber so berechtigt am Anfange unsers Jahrhunderts solche Hoffnungen waren, sie sollten alle völlig zerstört und Graf Sedlnitzki schließlich doch noch aus seiner Mutterkirche herausgedrängt werden. Nachdem die römische Kirche zu ihrer Läuterung einige Schritte vorwärts gethan, machte sie plötzlich wieder Halt; ja noch mehr, der „unsaubere Geist" des Jesuitismus, der eben erst von ihr ausgefahren war, kehrte wieder zu ihr zurück und „trieb es nun ärger denn vorhin". Sofort nach den preußischen Befreiungskämpfen stellte im Jahre 1814 der nach heutiger katholischer Anschauung „unfehlbare" Papst Pius VII. durch einen Erlaß feierlich denselben Orden wieder her, den vor kaum vierzig Jahren ein andrer „unfehlbarer" Papst „für ewige Zeiten" ebenso feierlich aufgehoben hatte. Es ist überaus lehrreich, was Graf Sedlnitzki in seinen „Lebenserinnerungen" über den Eindruck schreibt, welchen im Jahre 1814 die Wiederherstellung des Jesuitenordens in den Ländern machte, und wie sich eigentlich niemand darüber freute. „Die Evangelischen," so schreibt er, „dachten daran, daß die Jesuiten die eifrigsten Werkzeuge der Kontra-

reformation gewesen waren, und ihre Bestrebungen an den Höfen und Schulen, die Verfolgungen unter Kaiser Ferdinand, wozu sie aufgereizt, lebten noch in frischem Angedenken. Die Katholiken erinnerten sich an ihre noch vor einem Menschenalter bestehenden Schulen, an ihre Streitigkeiten mit allen Orden und nicht minder mit der Kuratgeistlichkeit; sie fürchteten nicht nur den alten Unfrieden, sondern auch neu erwachtes Mißtrauen der protestantischen Bevölkerung. Die Strengrömischen waren nicht ohne Besorgnis für die päpstliche Autorität, die mit sich in den größten Widerspruch geriet, indem sie eine Bulle vernichtete, in welcher die Aufhebung des Jesuitenordens aus sehr klaren, religiösen und sittlichen Gründen mit der größten Bestimmtheit und unter scharfen Verklausulierungen für ewige Zeiten ausgesprochen war." Noch hoffte Sedlnitzki zunächst, daß der Orden auf den Kirchenstaat beschränkt bleibe, und in der That war ja auch die Zahl der Jesuiten anfangs nur gering. Doch was kam es auf die Zahl der eingeschriebenen Glieder des Ordens an? Freunde desselben, Träger des jesuitischen Geistes gab es an allen Orden von früher her noch allzuviele, und hatten diese bisher sich scheu im Hintergrunde gehalten, so traten sie nun mit einem Male als eine geschlossene Partei zum rücksichtslosen Kampfe gegen jede innere Fortentwicklung der römischen Kirche auf. „Der alte Kampf des Christentums gegen den Pharisäismus begann wieder," so schrieb später darüber Sedlnitzki, „der Kampf der toten Form gegen den lebendigen Geist, der verweltlichten Kirche gegen die wahre Kirche Christi, der Kampf, den unser Herr als den schwersten bezeichnet und für den er sein Leben dahingegeben hat."

Mit Staunen und Besorgnis zugleich mußte nun Graf Sedlnitzki „alte Mißbräuche und Irrtümer" wieder aufleben sehen, die er für längst abgestorben hielt: das Ablaßunwesen, das Wallfahrtengehen, die Marien- und Heiligenverehrung, die Andachten vor wunderthätigen Bildern, Statuen, Reliquien. Ferner sah man wieder Rosenkränze, Skapuliere 2c. in Gebrauch kommen „und von vielen Seiten ward der Glaube an ihre Wunderkraft genährt". Andrerseits begann in der römischen Kirche ein wahrer Vernichtungsfeldzug gegen die Bibelgesellschaften. Der Papst nannte sie in einem strengen Bibelverbote „eine höchst arglistige Erfindung, durch welche selbst die Grundvesten der Religion untergraben würden", und geschäftige Hände sammelten eifrig die Bibeln wieder ein, welche schon ihren Weg in die Familien gefunden hatten. Als Ersatz erhielten die Gemeinden wieder die alten Andachtsbücher mit ihren Mariengebeten und Heiligenlegenden. Seht da, lieben Freunde, ein Kennzeichen des Jesuitismus und ein Unterschied zwischen ihm und dem echten Katholizismus. Der Jesuitismus entfremdet das Volk dem Worte Gottes, vernichtet den wahren Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit und löst, wie damals in Baden ein katholischer Pfarrer klagte, die christliche Religion auf „in ein häufiges Messe- und Beichtengehen, Rosenkranzbeten, Kapellen- und Wallfahrtenlaufen". Er erstickt das wahrhaft gläubige Leben und setzt an seine Stelle kindischen Aberglauben und den Mechanismus äußerer Formen.

Darum ist auch leider nur zu wahr das ernste Wort, das später Graf Sedlnitzki an einen hohen Diplomaten schrieb, und das die traurigen religiösen und sittlichen Zustände in den rein katholischen Ländern, z. B. in Belgien, Frankreich, Spanien, Italien und Südamerika nur zu grell illustrieren: „Der überall herrschende Materialismus wird durch den Ultramontanismus nicht gedämpft, sondern gefördert".

Mit dieser ersten Sünde und Eigenart des Jesuitismus, daß er den Gemeinden das von Menschen freimachende, aber an Jesu Willen bindende Evangelium vorenthält, hängt eng eine andre zusammen: sein eifriges Bestreben, die ganze Kirche unter die Alleinherrschaft des Papstes zu zwingen. Nach der ursprünglichen, viele Jahrhunderte treu eingehaltenen Ordnung hat der Papst, als Bischof von Rom, nur einen Ehrenvorrang vor den andern Bischöfen, er ist nur der erste unter seinesgleichen! Die Vereinigung aller Bischöfe aber, das Bischofskonzil, hat allein das Recht, allgemein kirchliche Dinge zu entscheiden. Allmählich jedoch hatte sich mit Hilfe klug benutzter politischer Verhältnisse und auch litterarischer Fälschungen, unter denen die pseudoisidorische die bekannteste ist, das römische Bistum immer mehr zum Universalbistum der Kirche emporgearbeitet, war der römische Bischof Regent der Kirche geworden. Wohl stellten einmal, etwa hundert Jahre vor Luthers Auftreten, die Reformkonzilien zu Pisa, Konstanz und Basel, die alte Ordnung wieder her, setzten mehrere gleichzeitig regierende und sich gegenseitig verfluchende Päpste ab und einen andern Papst ein, der ausdrücklich, als unter dem Bischofskonzil stehend, proklamiert wurde, aber doch war dies nur ein vorübergehender Erfolg, den die Bischöfe errangen. Besonders der Jesuitenorden wußte dem Papste wieder die fast völlige Alleinherrschaft in der Kirche zu verschaffen. Noch einmal leuchtete dann die Hoffnung auf, daß das alte Recht der Bischöfe wiederhergestellt werde, — es war dies während des halben Jahrhundets, in dem der Jesuitenorden kirchlich geächtet war, — aber Papst Pius VII. rief diese für ihn alle Zeit mobile Schar wieder ins Leben, und nun begann von neuem der Kampf zwischen dem Papst und den Bischöfen. Mit Bangen sah Graf Sedlnitzki diesen Kampf seit dem Jahre 1814 „auf Kosten der Kirche, der christlichen Staaten und der christlichen Familie" wieder aufleben. Mit innerm Abscheu beobachtete er, wie die jesuitische Partei den Papst nicht hoch genug heben konnte, ja ihm Namen beilegte, die allein Jesus zukommen, und mit tiefem Schmerze sah er immer mehr den Tag herannahen, wo den Jesuiten ihr Plan gelungen sei, und an der Spitze der Kirche nicht mehr ein brüderlich beratendes und beschließendes Bischofskollegium, sondern ein als „unfehlbar" erklärter Papst stehe. Seht da, ein zweiter Unterschied zwischen „jesuitisch" und „katholisch". Daß dieses Streben der Jesuiten, den Papst zum absoluten Alleinherrscher in der Kirche zu machen, nicht aus reiner, selbstloser Liebe zum Papste entspringt, sondern aus dem Wunsche, durch ihn selbst die Kirche zu beherrschen, sei hier nur angedeutet. Heute ist der Greis im Vatikan nur ein Werkzeug des Jesuitengenerals.

Doch nicht nur die Kirche, nein, die ganze Menschheit sucht die

jesuitische Partei unter ihre Herrschaft zu zwingen, und dies führt uns zu einem *dritten*, besonders wichtigen Unterschiede zwischen „katholisch" und „jesuitisch". Der rechte *Katholizismus*, wie ihn Graf Sedlnitzki vertrat, ist gegen die Andersgläubigen duldsam und gerecht; er achtet die Parität zwischen den Evangelischen und Katholiken in den konfessionell gemischten Staaten und sucht in friedlichem Einvernehmen mit den Protestanten vor allem Jesu Geist in den Herzen zur Herrschaft zu bringen. Ganz anders der Jesuitismus. Aeußere Weltherrschaft ist sein Ziel; um dies zu erreichen, ist aber die *Ausrottung des Protestantismus* die unerläßliche Vorbedingung. Darum kennt die jesuitische Partei keinen Frieden mit den Evangelischen; ja diejenigen Katholiken, die solchen Frieden wünschen, brandmarkt sie als Abtrünnige. Gleichzeitig sucht der Jesuitismus um die katholische Bevölkerung einen festen Zaun, eine Art chinesische Mauer zu ziehen, damit sich ihr ja nicht etwas von der freien protestantischen Geistesart mitteile. Wahrlich, wenn jetzt die römischen Priester möglichst in Konvikten und Seminarien erzogen und von dem freien Geistesleben der Universitäten fern gehalten werden, wenn man unter die katholische Bevölkerung nur Schriften katholischer Autoren gelangen läßt oder von den Werken eines Goethe, Schiller ꝛc. nur „gereinigte" Ausgaben, wenn man allerorten die Katholiken aus interkonfessionellen Vereinen herauszieht und in exklusive katholische Vereine zwingt, ja wenn man jetzt es schon als unstatthaft bezeichnet, auf nationalen Festen Gottesdiensten beizuwohnen, die ein evangelischer Geistlicher leitet, so ist dies alles nicht „katholisch", sondern „jesuitisch". Ebenso, wenn jetzt katholische Priester so eifrig auf den Seelenfang ausgehen, bei Mischehen kein Mittel unversucht lassen, um der römischen Kirche die Kinder zuzuführen, auch mittels Verlockungen durch Geld oder Drohungen, z. B. am Sterbebette Evangelische ihrer Kirche abtrünnig zu machen suchen, so ist auch dies wahrlich nicht „katholisch" in dem Sinne, wie Graf Sedlnitzki mit den Besten seiner Kirche katholisch sein wollte, sondern wieder „jesuitisch".

Kurz, der echte Katholizismus und der Jesuitismus schließen einander aus; nebeneinander können sie nicht bestehen, sondern sie müssen miteinander auf Leben und Tod kämpfen. Graf Sedlnitzki sollte ein Opfer dieses Kampfes und zwar ein Märtyrer des echten Katholizismus werden.

So lange Sedlnitzki nur ein Mitglied des Vikariatamtes war, blieb er fast ganz von den Angriffen der jesuitischen Partei verschont. Doch im Jahre 1835 starb sein Fürstbischof, und in zweimaliger Wahl wurde einstimmig Sedlnitzki vom Domkapitel zu seinem Nachfolger berufen. Nur ungern nahm er die Wahl an; er sah im Geiste schwere Kämpfe und viele Widerwärtigkeiten voraus, und seine Ahnungen sollten ihn wahrlich nicht getäuscht haben. Gleich vom ersten Tage an, seitdem er an der Spitze des größten deutschen Bistums stand, sah er sich von einer mächtigen Partei belauert, die ihn entweder zu ihrem Werkzeuge erniedrigen oder stürzen wollte. Rasch wurde er weithin von dieser Partei als „ein gefährlicher Neuerer und unkatholischer Mann" gebrandmarkt, unwahre

Aeußerungen wurden ihm angedichtet und von Zeitschriften „unter dem Scheine der Frömmigkeit und des Religionseifers" weiter getragen. Selbst seiner nächsten Umgebung war er nicht sicher. Aeußerungen, die er im engsten Vertrauen gethan, wurden mündlich und schriftlich verbreitet und gehässig gedeutet; geheime Schriftstücke wurden auf das ärgste gemißbraucht, ja, sein erster Hirtenbrief wurde, noch ehe er fertig hergestellt war, in den Zeitungen schon besprochen. Daß aber Sedlnitzki gleichzeitig aus allen Weltgegenden anonyme Briefe in den verschiedensten Sprachen erhielt, die ihm teils den Weg seines Verhaltens vorschrieben, teils die ärgsten Drohungen enthielten, läßt erkennen, wie weit verbreitet damals schon die jesuitische Partei in der Kirche war und wie planmäßig sie arbeitete. — Sogar bei dem Berliner Ministerium suchte ihn diese Partei zu denunzieren, und es ist recht bezeichnend, was für eine Anklage man gegen ihn vorbrachte. Es ward ihm als verbrecherische Neuerung ausgelegt, daß er sich in seinem Titel nur „Bischof von Gottes Gnaden" und nicht auch „Bischof von des apostolischen Stuhles Gnaden" nannte. Leicht konnte aber Sedlnitzki nachweisen, daß der bei weitem größte Teil seiner Amtsvorgänger „*die päpstliche Gnade nicht beigefügt habe, wohl wegen der unschicklichen Koordination mit Gott, teils auch, weil sie den römischen Stuhl nicht als den allein apostolischen anerkannten.*"

Durch Ruhe und Besonnenheit, auch durch vorsichtiges Zurückhalten von Maßregeln, die leicht mißdeutet werden konnten, hoffte der Fürstbischof allmählich die gehässige ultramontane Gegenpartei zum Schweigen bringen zu können, und in der That folgten den ersten stürmischen Monaten seiner Amtszeit ein paar ruhigere Jahre. Doch da trat der Papst an die deutschen Bischöfe mit einem Ansinnen heran, gegen das sich um des Gewissens willen Sedlnitzki rundweg erklären mußte. Es handelte sich um das Verhalten der Priester bei Mischehen. Bisher hatten die Priester, getreu den von ihnen beschworenen Staatsgesetzen, jede Mischehe eingesegnet, ohne irgendwelche Versprechungen über die Erziehung der nachfolgenden Kinder zu fordern. Die Kindererziehung selbst regelten die Staatsgesetze. Ohne diese Praxis besonders zu genehmigen, hatten die Päpste doch in mehrfachem Schreiben sie ausdrücklich geduldet, und, indem die Priester sich streng an die Staatsgesetze hielten, hatte sich in den konfessionell gemischten Gegenden Deutschlands ein schöner Zustand des Friedens zwischen den Evangelischen und den Katholiken gebildet. Nun sollten mit einem Male nach dem päpstlichen Gebote gegen die bestehenden Staatsgesetze die Priester bei der Einsegnung von Mischehen die katholische Erziehung aller nachfolgenden Kinder fordern, sich von den Brautleuten bestimmte Versprechungen geben lassen oder die Trauung verweigern. Mit Entrüstung wies Sedlnitzki im Einverständnis mit den meisten kirchlichen Würdenträgern seines Bistums solch ein päpstliches Gebot, das die Priester zur Untreue gegen die beschworenen Staatsgesetze aufforderte und zu notorischen Störern des konfessionellen Friedens machte, zurück, und während sonst in fast ganz Deutschland sich die Bischöfe dem Papst fügten, blieb es in Schlesien bei der alten bewährten Praxis.

Da erhielt Sedlnitzki im Jahre 1839 eines Tages unter dem Kouvert einer befreundeten Gräfin einen Brief des Papstes Gregor XVI., in dem er energisch zur Befolgung des neuen Mischehengebotes aufgefordert wurde. Er zweifelte lange an der Echtheit des Briefes, denn nach dem damaligen Gesetze durfte der Papst nur durch die Landesministerien mit den Bischöfen verkehren. Oder sollte der „heilige" Vater sich unheiliger Mittel bedient haben, um dieses Gesetz zu umgehen? Leider mußte sich Sedlnitzki schließlich diese Frage bejahen. Das Schreiben war echt. Nun sandte der Fürstbischof sofort — natürlich auf dem gesetzlichen Wege — eine ausführliche Antwort nach Rom. Er wies darauf hin, daß die alte Mischehenpraxis bisher von den Päpsten ausdrücklich geduldet sei, sich auch auf das beste bewährt habe, und berief sich zugleich auf seinen Eid, den er dem König und den Gesetzen geschworen habe. Erst nach einem Jahre kam auf dieses Schreiben von Rom die Antwort. Sie bewies noch mehr als das erste päpstliche Schreiben, daß der „heilige" Vater recht unheilig handeln kann, wenn es sich um seine äußere Herrschaft handelt. Der Papst scheute sich nicht, Sedlnitzki's Berufung auf seinen dem Staate geleisteten Eid mit folgenden Worten zurückzuweisen: „Es ist schwer und verdrießlich, daß du dich hinter deinen den Staatsgesetzen geleisteten Eid flüchtest, als ob dieser auch auf jene Gesetze bezogen werden könnte, welche den Lehren und Vorschriften der katholischen Kirche widersprechen oder als ob du in keiner Weise kraft eines anderweitigen, mächtigen, geheiligten Bandes der Kirche selbst und dem geheiligten Stuhle verpflichtet wärest". Wer hört nicht aus diesen Worten die bekannte mittelalterliche, unsittliche Anmaßung der Päpste heraus, Staatsgesetze für ungültig zu erklären und die Unterthanen von den staatlichen Pflichten zu entbinden, wenn dies der recht dehnbare Kautschukbegriff des „kirchlichen Interesses" fordert? Mit Entrüstung wies Sedlnitzki den Vorwurf zurück, daß er sich hinter seinen Eid „flüchten" wolle. Nie habe er einen Eid geschworen, so schrieb er dem Papste zurück, der mit der Lehre Christi in Widerspruch stehe; aber mit einem heimlichen Vorbehalt (reservatio mentalis) nach Jesuitenart schwören, das sei ebensoviel, wie einen Meineid schwören. Zum Schluß erklärt er sich bereit, sein Amt freiwillig niederzulegen: „Lieber bin ich bereit, alles aufzuopfern, als daß ich die geheiligten Gebote unsers Herrn und Meisters wissentlich verletzen und mir vor dem Richterstuhle Gottes die allerschwerste Verantwortung zuziehen möchte".

Gleich nachdem dieses Schreiben nach Rom abgegangen war, legte Sedlnitzki auch wirklich sein Bischofsamt nieder. Nur fünf Jahre, von 1835—40, hat er es innegehabt. Er wollte sich nun still ins Privatleben zurückziehen, doch der König Friedrich Wilhelm IV. berief ihn als Geheimen Rat in das preußische Staatsministerium. Noch ganze dreißig Jahre lang durfte er hier mit seinem Rate dem Staate dienen. Mit reger innerer Teilnahme verfolgte er die Entwicklung, die das preußische und zugleich das deutsche Volk in den letzten Jahrzehnten nahm; kurz vor seinem Tode hatte er sogar noch die hohe Freude, im Jahre 1871 ein neues deutsches Kaiserreich erstehen zu sehen, kein „heiliges römisches Reich deutscher Nation" wieder, kein Reich von des Papstes Gnaden, sondern ein freies deutsches Reich, an dessen Spitze ein gut evangelisches Herrscherhaus steht.

Weniger Freude hatte der Graf an der fernern Entwicklung seiner katholischen Mutterkirche. Von den Bischöfen, Aebten und Priestern, mit denen ihn früher ein gleiches Streben nach Läuterung und Verinnerlichung des katholischen Glaubenslebens verbunden hatte, sah er einen nach dem andern von der immer mächtiger werdenden jesuitischen Partei entweder gebeugt oder beiseite geschoben werden. Zuletzt gab der Graf seine Hoffnung ganz auf, daß sich die katholische Kirche im Sinne und Geiste Christi reformieren werde. „Ich mußte mich endlich überzeugen," so schrieb er darüber, „daß die römische Kirche nicht mehr auf dem wahren katholischen Grunde steht, daß sie in Irrtümer geraten ist, welche der reinen Lehre des Evangeliums entgegen sind und sie in Gefahr bringen, immer weiter von dem wahren Wege des Heils in Christo sich zu entfernen." „Täglich," so schrieb damals an ihn ein andrer römischer Bischof, „entfaltet sich mehr der Entwurf eines unchristlichen, lichtscheuen Geistes, durch die rücksichtslose Anwendung aller irdischen Täuschungs- und Verblendungskünste dem Wachstum christlicher Gesinnung in den Weg zu treten, und womöglich jene Zeiten wieder ins Leben zu rufen, wo Duldsamkeit für Frevel, Wortabgötterei für Religion, Streben nach unbedingter Beherrschung des Staates für wesentliche Kirchenpflicht und starrer Widerstand gegen geistigen Fortschritt für die höchste Tugend geachtet werde." So verließ denn im Jahre 1863 Graf Sedlnitzki schweren Herzens seine Mutterkirche und trat in Berlin zur evangelischen Kirche über. Hatte er doch inzwischen sich auch in die äußere Zerspaltenheit des Protestantismus gefunden und gelernt, „daß nicht äußere Einheit der Formen, sondern die Einheit des Glaubens an die freie Gnade Gottes in Christo, wie sie in der heiligen Schrift verkündigt ist, das wahre Fundament und Kennzeichen der Kirche Christi bildet".

Graf Sedlnitzki hatte wahrlich nicht voreilig die Hoffnung auf eine Läuterung seiner Mutterkirche aufgegeben. Im Gegenteil ist es auffallend, daß er dies nicht schon früher gethan hat. Schon das Jahr 1854 hatte nur zu deutlich gezeigt, nach welcher Richtung hin die katholische Kirche sich weiter entwickeln werde. Damals hatte der Papst Pius IX. aus eigner Machtvollkommenheit der Kirche die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Maria aufgedrängt und damit nicht nur die alte Ordnung der Kirche durchbrochen, wonach nur ein Bischofskonzil neue Dogmen aufstellen kann, sondern auch durch dieses neue Dogma der abergläubigsten Marienverehrung Thür und Thor geöffnet. Sedlnitzki urteilte damals von dieser Lehre, welche die Mutter Maria von der allgemeinen menschlichen Sündhaftigkeit ausschließt, daß sie „die Grundlage des Christentums, die Versöhnung durch Christus, aufhebt". Nach diesem ersten Siege des Jesuitismus über den alten rechten Katholizismus, der doch immer

noch an Jesus, als den allein Sündlosen und den alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen festhielt, errangen zehn Jahre später die Jesuiten einen zweiten Erfolg. Der Papst verkündete im Jahre 1864 das bekannte Verzeichnis (Syllabus), das die „vorzüglichsten Irrtümer unsrer Zeit“ aufzählt und z. B. den modernen souveränen Staat, auch die moderne Glaubens- und Gewissensfreiheit feierlichst verdammt. Damit erhielt der echte Katholizismus, der stets auf die Vereinigung des katholischen Glaubens mit dem modernen Staats- und Geistesleben hinstrebte, einen neuen schweren Schlag. Im Jahre 1870 endlich wagte die jesuitische Partei in jenem bekannten vatikanischen Konzile das Letzte und Höchste, das sie erstrebte. Der Papst wurde als unfehlbar erklärt; mochten auch die deutschen, österreichischen und französischen Bischöfe dagegen protestieren, sie wurden einfach von der Masse der italienischen Bischöfe niedergestimmt. Denken wir uns, es werde eines Tages die Reichsverfassung aufgehoben und das russische Zarentum in Deutschland eingeführt, so haben wir einen Begriff von der Verfassungsänderung, welche die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes in der römischen Kirche bedeutet. Der alte echte Katholizismus, der an der alten Kirchenverfassung festhielt und die Gesamtheit der Bischöfe als letzte unfehlbare Instanz der Kirche ansah, war nun völlig geächtet; seinen Vertretern blieb nur übrig, in unmännlicher und unsittlicher Weise sich gegen die Stimme des Gewissens dem Papste zu beugen oder aus der Kirche auszutreten. „Nun ist alles zu erwarten,“ schrieb damals Graf Sedlnitzki „wenn nach Beseitigung der letzten Schranken der Apostolizität die Glaubenslehre und das Glaubensleben, selbst wo sie die tiefsten Grundlagen des Christentums berühren, in die Hand eines gebrechlichen Menschen gelegt werden, der sich als den unumschränkten Stellvertreter Gottes betrachtet“. —

Ja, nun ist von Rom und von der römischen Kirche „alles zu erwarten“, seitdem in ihr der Jesuitismus so völlig gesiegt hat, — das sollten auch wir Evangelischen uns klar und nüchtern sagen! Nun ist die Zeit vorüber, wo wir an der katholischen Kirche eine „Schwesterkirche“ hatten. Wohl wollen wir die einzelnen Katholiken stets als unsre Brüder und Schwestern ansehen, zumal sie oft weit besser sind, als ihre Führer, aber von der offiziellen katholischen Kirche, von ihrer mit jesuitischem Geiste erfüllten und nach straffem päpstlichen Kommando exerzierenden Priesterschaft — „ist alles zu erwarten“. Die ganze Menschenwelt zu beugen, — nicht unter das Joch dessen, der sanftmütig war und von Herzen demütig —, nein, unter das Joch des unersättlichen Papstes ist das Ziel dieser Priesterschaft, und für dieses Ziel ist ihr jedes Mittel recht. Um das römische Cäsarenreich wieder aufzurichten, darf man natürlich nicht skrupulös sein, — die alten Cäsaren waren es auch nicht —, dazu braucht man Cäsarenklugheit und Cäsarenhärte. Ob man jetzt im Kleinen sieht, wie römische Priester Unfrieden in Mischehen tragen oder evangelische Kinder in katholische Klöster schleppen, ob man sieht, wie katholische Schriftsteller die Weltgeschichte „korrigieren“ und, was bisher als weiß galt, als schwarz und,

was schwarz war, als weiß hinstellen müssen, ob die Bischöfe nicht genug „heilige“ Röcke und Windeln zeigen können und an der Spitze künstlich aufgereizter Volksmassen nicht oft und laut genug nach Aufhebung des Jesuitengesetzes in Deutschland rufen, ob man im Großen sehen muß, wie die römische Kirche in den deutschen Grenzländern mit renitenten Polen und Lothringern Hand in Hand geht und der Papst als würdiger Dritter in den Bund Frankreichs mit Rußland gegen das evangelische Deutschland tritt, — wundern kann man sich über dies und vieles andre jetzt nicht mehr. Mark und Blut der römischen Kirche ist eben jetzt der Jesuitismus. Aber uns lange über solche Erscheinungen unsrer Zeit zu wundern, ist auch wahrlich keine Zeit mehr. Wenn draußen von der Nordsee her eine gewaltige Sturmflut sich dem Lande zuwälzt, dann stehen die Strandbewohner auch nicht da, der eine hier und der andre dort, und stellen Betrachtungen über die Grausamkeit der Wogen an, sondern sie scharen sich zusammen und handeln. So sollten auch wir Evangelischen gegenüber der jesuitisch-ultramontanen Hochflut thun, die jetzt unser Volk überschwemmen will. Scharen wir alle, die wir uns evangelisch nennen, uns erstlich zusammen; vereint sind wir unüberwindlich, angesichts gemeinsamer Gefahren noch untereinander zanken, das hat uns während des dreißigjährigen Krieges doch wahrlich genug geschadet. Sodann besinnen wir uns auf die Wurzeln unsrer Kraft, und wecken wir in unsern Herzen, unsern Familien, Schulen und Gemeinden, jeder an seinem Teile, einen wirklich lebendigen, klaren und gesunden Glauben an den Gottes- und Menschensohn, in dem allein Heil ist. Verlassen wir uns nicht auf die Hilfe der Staatsregierungen oder Kirchenbehörden, nein, an dem lebendigen Glauben unsrer Gemeinden kann und wird allein Roms Anmaßung und Herrschsucht scheitern. Und endlich legen wir die falsche Scheu ab, mit lauten Protesten hervorzutreten, wo wir auf Uebergriffe des jesuitisch-ultramontanen Feindes stoßen. Es ist gegen die Wahrhaftigkeit und darum unsittlich, „Friede“ zu rufen, wo ohne Verleugnung Christi kein Friede möglich ist; es ist Christenpflicht, wo sich Fäulnis zeigt, scharf wie das Salz zu sein. Will man uns aber als Friedensstörer schelten, wo wir dieser unsrer Pflicht nachkommen, nun, so wollen wir zwar dann demütig uns prüfen, ob wir nicht etwa mit fleischlichen Waffen und um irdische Ziele kämpfen, aber vom Kampf für das reine Evangelium wollen wir darum nicht lassen, eingedenk dessen, daß auch unser Heiland einst als Friedensstörer angeklagt wurde.

Wenn aber schon seit Jahren in dem Evangelischen Bunde sich zu gemeinsamer Abwehr der Gefahren, die unsrer Kirche und unserm Volke von Rom her drohen, Männer und Frauen aller Stände zusammengeschlossen haben, so laßt uns nicht ferner müßig stehen, sondern als Mitglieder dieses Bundes wollen wir uns jenen Männern und Frauen zu gemeinsamer Arbeit zugesellen. Keiner unter uns steht zu hoch oder zu niedrig, ist zu jung oder zu alt, daß er nicht mit helfen könnte und müßte, um in unserm Volke das zu kräftigen, was es jetzt besonders braucht, nämlich evangelische Treue und protestantischen Freimut!

11.

Die Jesuiten und ihre Moral.

Von **Robert Lieschke**, Superintendent und Pastor primarius zu Plauen i. V.

Der edle, fromme Katholik H. von Wessenberg, Bistumsverweser von Konstanz († 1860), sagte einmal: „Der Ursachen, warum der Orden der Jesuiten, so wie er sich ausgebildet, mit der Wohlfahrt der christlichen Kirche sowohl, als der Staaten und mit der Eintracht zwischen beiden durchaus unvereinbar ist, sind so viele und schwerwiegende, daß es im höchsten Grade befremden muß, daß die Häupter der Staaten jetzt wieder in dem Orden eine mächtige Stütze ihres Ansehens sehen mögen. Seine Grundsätze sind so beschaffen, daß sie unvermeidlich die christliche Glaubens- und Sittenlehre verderben und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche zerrütten müssen. Alle Arten von Unglauben, heidnische und pharisäische Gesinnungen werden durch jene gehegt. Die Lehre vom Probabilismus, von der reservatio mentalis und der Heiligung der Mittel durch den Zweck selbst, von der Ungiltigkeit der Eide, wenn angeblich höhere Zwecke dies probabel machen, und andre, welche der Orden erfunden hat und überall festhält, zerstören das Grundwesen aller christlichen Moral. Mit den jesuitisch-ultramontanen Lehren vom Kirchenrecht kann keine wahre obrigkeitliche Gewalt, keine Selbständigkeit der Staatsregierungen bestehen. Denn dieser Orden trachtet, der Natur seiner Einrichtung und dem Geiste seiner Lehren, wie dies die Erfahrungen von Jahrhunderten beweisen, zufolge nach einem Universaldespotismus über alle Geister, über alle Organe des staatlichen und kirchlichen Lebens, sodaß nur ein Stockblinder es verkennen kann, daß dieser Orden die mächtigste und gefährlichste geheime Gesellschaft ist, um in Kirche und Staat die eigentliche Herrschaft an sich zu ziehen. Gelingt es dem Orden, auch in Deutschland wieder Boden zu gewinnen, so ist ein heftiger und langer Kampf des Lichtes mit der Finsternis vorauszusehen, ein Kampf, der dem Frieden der Kirchen wie der Ruhe der Staaten gleich gefährlich werden dürfte".*)

So lautet das Urteil eines hohen, katholischen Würdenträgers unsrer Tage, der zu den edelsten Vertretern des Katholizismus gehört und der den Jesuitenorden, seine Geschichte und sein Wirken kannte, wie wenige. Aber schon 1679 hat Papst Innocenz XI. bei der feierlichen Verdammung von fünfundsechzig Sätzen der Jesuitenmoral und am 21. Juli 1773 Papst Clemens XIV. in seinem Breve, wenn auch mit andern Worten, genau dasselbe Urteil gefällt. War es nicht auch ein denkwürdiger Augenblick in der deutschen Geschichte, als 1872 am 4. Juli von dem Kanzler Bismarck das Gesetz proklamiert wurde, welches den einzigen Inhalt hatte: Fort mit den Jesuiten? Und jetzt? Ist es nicht eine auffällige Thatsache, daß unser Reichstag mit großer Majorität wieder die Zurückrufung der Jesuiten beschlossen hat, und daß man in allen Tonarten jetzt die Jesuiten

* Vergl. Handbuch der neuesten Kirchengeschichte von Fr. Nippold II. S. 32.

als „die sichersten Stützen für Thron und Altar", als „die beste, ja einzige Schutzwehr wider das hereinbrechende Verderben unsrer Zeit" preisen hört? Hat nicht vor kurzem erst der frühere Jesuit Graf Paul von Hoensbroech in rein sachlicher Weise den Nachweis gebracht, welch einen zersetzenden Einfluß der Jesuitismus in Belgien ausgeübt hat? Ist der Jesuitismus ein andrer geworden? Gilt das trotzige Wort ihres Ordensgenerals: Sint ut sunt, aut non sint, d. h. sie seien, wie sie sind, oder sie sollen (überhaupt) nicht sein — heute nicht mehr? Haben sie mit ihren bedenklichen Morallehren wirklich gebrochen?

Auf diese Fragen lassen Sie mich, meine Herren, jetzt eine Antwort geben, eine Antwort, die ich wesentlich aus den Schriften der Jesuiten selbst entnehme.

I.

Der katholische Theolog Möhler nennt einmal die Dogmatik des Jesuitenordens „ein leeres Gerippe von Verstandsbegriffen", von ihrer kasuistischen Moral aber klagt er: „dieses Verfahren wirke vielfach vergiftend bis in das innerste Mark des christlichen Lebens". Die Glaubenslehre der Jesuiten ist im ganzen die der römisch-katholischen Kirche. Ihre Sittenlehre aber, durch die sie glauben, sich ein besonderes Verdienst um die Menschheit erworben zu haben, ist eine andre, sie ist einzigartig. Inwiefern? Sie wissen, daß man den Jesuiten den Satz zuschreibt: „Der Zweck heiligt das Mittel". Die Jesuiten leugnen, daß der Wortlaut dieses Satzes in ihren Moralbüchern zu finden sei. Zunächst ist der Satz gar nicht erst von den Jesuiten erfunden, sondern ist ein Satz, den der natürliche Mensch von jeher in seinem Interesse angewandt hat. Schon Aristoteles (Polit. 5, 11) redet davon, mit welchen Mitteln ein Tyrann sich in seiner Herrschaft behaupten soll; Macchiavellis Theorie ist bekannt, aber auch Spinoza stellt den eignen Vorteil als eines jeden höchsten Zweck hin. Das Bedenkliche ist nur, daß die jesuitischen Moralschriftsteller den Satz nirgends bekämpfen, sondern ihn als feststehend zur Entschuldigung von allerlei Sünde anwenden. Daß der Satz dem ganzen Moralsystem des Ordens aber thatsächlich zu Grunde liegt, darüber kann ein Zweifel nicht obwalten bei dem, der die Geschichte des Ordens und die Praxis jesuitischer Beichtväter kennt. Wenn z. B. in der Constitution des Ordens VII, 5 dem General Vollmacht gegeben wird, jede Todsünde in ein verdienstliches Werk umzuwandeln, ist das nicht der Beweis dafür, daß der Zweck des Ordens jedes Mittel heiligt? Busenbaum (theol. mor. IV. 3, 7 art. 2. § 3) sagt: quia cum finis est licitus, etiam media sunt licita. Aehnlich Laymann (theol. mor. 3, 20. 12): cui concessus est finis, concessa etiam sunt media ad finem ordinata. Auch Tamburini (de cal. 205) erklärt: „Unkeusche Reden und Lieder, zu gutem Zweck geschehen (z. B. des Studiums wegen), sind keine Sünde". Escobar (theol. moral. 33, 2. prob. 65, 11 p. 336) behauptet: „Derjenige sündigt nicht, der sich wegen eines guten Zweckes in Handlungen, die ihrer Natur nach schlecht oder von ihm aus Unwissenheit, Trunkenheit, im Traume

oder aus Unbesonnenheit begangen sind, nach dem Erwachen und bei vollem Bewußtsein erzeigt; denn der Zweck giebt den Handlungen ihren eigentlichen Charakter und durch einen guten oder schlechten Zweck werden die Handlungen gut oder schlecht." Gury (comp. m. 1590) aber sagt: „Wem die Hauptsache erlaubt ist, dem ist auch die Zugabe und das Mittel erlaubt, das zu jener führt", doch kämpft er ausdrücklich gegen Busenbaum an und sagt mit Liguori, daß es nicht erlaubt sei, „Böses zu thun, daß Gutes herauskomme."

Alle jesuitischen Moraltheologen gehen von derselben Thatsache aus, daß die Menschen verschieden sind nach Temperament und Charakter. Folglich müssen sie auch verschieden behandelt werden. Die ernstgesinnten Naturen, die nicht gerne sündigen, sind vom Beichtvater auf den ganzen Ernst der zehn Gebote Gottes hinzuweisen. Die Leichtsinnigen dagegen sind anders anzufassen, weil man sie sonst vor den Kopf stieße und sie die Liebe zur allerheiligsten Religion und ihren Priestern verlören. Ihnen muß man durch eine möglichst milde Auslegung des Sittengesetzes entgegenkommen und Rücksicht nehmen auf ihre Schwachheit. Das verlangt die brüderliche Liebe. Hier haben wir die Aufgabe der sogenannten „Seelenleitung".

Der Jesuit Lemoine schrieb 1652 ein Werk über „die bequeme Frömmigkeit". Diesen Titel könnte man über alle Moralbücher der Jesuiten von Sanchez und Molina bis auf Gury, Schmidt und Lehmkuhl setzen.

Der eigenartige Charakter der jesuitischen Moral ruht auf dem Zweck des Ordens überhaupt. In der 1540 vom Papst Pius III. erlangten Bestätigungsurkunde wird der Orden bezeichnet als „eine Gemeinschaft zum Wachstum der Seele im christlichen Glauben und Leben". Als die eigentliche Aufgabe wird in derselben Urkunde und dann wiederholt in den Ordensstatuten genannt: Ausbreitung des allerheiligsten Glaubens und Bekehrung der Ketzer. „Es ist nicht zu leugnen," heißt es (Imago pr. s. p. 18, 121, 483 ff.), „daß von uns ein heftiger und ununterbrochener Krieg gegen die Ketzer unternommen worden ist. Auf Anstiften des Ignatius haben wir an den Altären den Ketzern ewigen Krieg geschworen." Der Jesuit Laymann (theol. mor. I, 265) fordert mit vielen andern: „Der Staat hat die Pflicht, im Auftrag der Kirche am Ketzer, wenn er in seiner Ketzerei beharrt, die Todesstrafe zu vollziehen, denn die Ketzerei ist ein Verbrechen, das so gut wie Ehebruch, Raub und Mord, Frieden und Ruhe des Staates stört". Wer aber unter den Ketzern zu verstehen ist, das sagt der römische Jesuit Perrone: „Schon bei dem bloßen Wort Protestantismus muß die Katholiken ein Schauder überlaufen, ärger als bei einem Mordanschlag auf sie; denn der Protestantismus und seine Gönner sind in der sittlichen Welt ganz dasselbe, was in der physischen die Pest und die Pestkranken; in allen Ländern sind die Protestanten der Abschaum der Unsittlichkeit" 2c. Der Zweck des Ordens ist also, die Ketzer in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen und die durch die Reformation in ihren Grundfesten erschütterte römische Kirche zu

retten. Ihr allerletztes Ziel aber ist das der Päpste selbst: die Weltherrschaft! Diesem Ordenszweck wurde die Moral angepaßt. Wuttke hat Recht, wenn er in seinem „Handbuch der christlichen Sittenlehre" (I, 163) sagt: „Der eine ausschließlich ins Auge gefaßte Zweck läßt die geordnete Gesamtheit der sittlichen Zwecke zu bloßen Mitteln herabsetzen und die sittlich beschränkte Auffassung jenes einen Zweckes führt von selbst zu sittlich unstatthaften Mitteln. Nicht die wirkliche, sichbare Kirche wird an der Idee der wahren Kirche gemessen, sondern an jener werden alle sittlichen Ideen gemessen." Die ausgesprochene Meinung eines Kirchenlehrers begründet eine rechtmäßige sittliche Entscheidung, die ewigen und objektiven Grundlagen des Sittlichen werden mit der subjektiven Auffassung einzelner hervorragender Personen vertauscht. Die dadurch sich ergebenden Widersprüche machen das einzelne Subjekt um so ungebundner und weisen es auf die eigne, beliebige Entscheidung an. Hinzu kommt, daß der geforderte, unbedingte Gehorsam gegen die Obern das persönliche Gewissen ersetzt und dessen Kraft lähmt. Es wird Ordenspflicht, kein persönliches Gewissen zu haben und das eigne sittliche Bewußtsein unbedingt und blind dem allgemeinen Ordensgewissen zu unterwerfen.

Daraus ergeben sich jene drei Grundsätze, die die Weisheit der jesuitischen Väter als Hilfsmittel für die Kunst ihrer Seelenleitung aufgestellt haben: 1. der Probabilismus, 2. die Lenkung des Willens und 3. der heimliche Vorbehalt.

1. Die Lehre von der Probabilität.

Sie will besagen, daß man in sittlich zweifelhaften Fällen sich nicht gerade an die strengste Auslegung des Sittengebotes zu halten habe, sondern an eine leichtere, gefälligere, die annehmbar erscheint, sobald sie von einem Lehrer vertreten ist. Der Probabilismus ist also der Grundsatz, in sittlich zweifelhaften oder auch bedenklichen Fällen das Handeln von der Autorität kirchlicher Lehrer abhängig zu machen, und zwar reicht das Ansehen einiger, ja eines einzigen Lehrers, wenn dieser ein „doctor gravis et probus" ist, aus, um eine sententia probabilis über eine sittliche Handlungsweise zu haben und ihre Ausübung zu rechtfertigen, selbst wenn viele, große und größte Autoritäten entgegengesetzt urteilen, ja selbst, wenn die befolgte Meinung an sich falsch wäre. Sobald jemand also nur für eine ihm selbst verdächtige oder unrecht erscheinende Handlungsweise die Zustimmung einer kirchlichen Autorität beibringen kann, ist er durch dieselbe vollständig gedeckt (Laymann theol. m. I, 9. Escob. lib. th. pr. ex. 3. Bresser, de consc. 3, 1). Einige Beispiele*): Wenn sich einer ermüdet hat, etwa durch die Jagd auf ein Mädchen, ist er verpflichtet zu fasten? Eine Anzahl Morallehrer antworten: gewiß! Aber wie, wenn er sich absichtlich ermüdet hat, um vom Fasten dispensiert zu werden? Auch dann. Schlägt er nun aber die Moraltheologie Escobars auf, die zu-

*) Vergl. Prof. Pötzschke: „Was lehren und was wollen die Jesuiten?" Plauen 1890. Lange.

sammengesetzt ist aus den Sentenzen von vierundzwanzig der heiligsten Väter, da werden beide Fragen verneint, folglich — braucht er nicht zu fasten. Aber wenn ihn sein Beichvater doch nicht absolvieren will? Das ist nicht zu befürchten; denn nach der Lehre der großen Majorität muß der Beichtvater jeden absolvieren, der sich auf eine probable Meinung berufen kann.

Oder: Papst Gregor XIV. hat den Meuchelmörder des Asylrechtes der Kirche für unwürdig erklärt; er soll mit Gewalt aus der Kirche entfernt werden. Da macht Escobar einen Unterschied: wer ist Meuchelmörder? Nur wer Geld empfangen hat, um jemand zu töten. Hat er ihn umgebracht, ohne Geld dafür genommen zu haben, so ist es kein Meuchelmord. Er hat vielleicht nur aus Gefälligkeit gehandelt für einen andern und darf darum das Asylrecht in Anspruch nehmen. Oder: Die Schrift lehrt, der Christ soll Almosen geben von seinem Ueberflusse. Das ist eine unangezweifelte Lehre, nur kommt alles auf den Begriff Ueberfluß an, und Vasquez bringt es fertig nachzuweisen, daß was die Leute zurücklegen, um ihre oder der Ihrigen Lage zu verbessern, nicht Ueberfluß genannt werden könne, also — kann in der Praxis von einer Verpflichtung zum Almosengeben kaum die Rede sein. Daß auf diese Weise Handlungsweisen, die einander entgegengesetzt sind, gleichsehr gerechtfertigt werden können, das wußten die Jesuiten sehr gut, aber Escobar sieht gerade in dieser thatsächlichen Verschiedenheit der Ansichten über das Sittliche den Glanz der göttlichen Vorsehung herausleuchten, „weil dadurch das Joch Christi auf so angenehme Weise leicht gemacht wird". (Univ. theol. mor. I. 2, 1).

Allerdings ist der Probabilismus nicht von allen Jesuiten gleich maßlos ausgedehnt worden, aber er war und blieb die herrschende Lehre. Als 1694 der Ordensgeneral Gonzalez diese Lehre zu mißbilligen wagte, sollte er selbst wegen Irrlehren abgesetzt werden, und nur der Schutz des Papstes rettete ihn (Wolf, Geschichte der Jesuiten I, 173). Daß der Probabilismus noch heute die Lehre des Ordens ist, sehen wir aus dem am meisten verbreiteten „Handbuch der katholischen Moraltheologie", vom Jesuiten Gury. Dort heißt es: „Wer der probablen Meinung eines Kirchenlehrers folgt, der beschwert sein Gewissen nicht, auch selbst dann nicht, wenn er vom Gegenteil dessen überzeugt ist, was seine Autorität, sein Gewährsmann ihm sagt". „Gott rechnet eine Handlung nicht als Sünde an, wenn sie auf eine probable Meinung hin selbst mit dem Bewußtsein ihrer Verwerflichkeit gethan wird." Pascal schreibt in seinen berühmten Briefen über diese Lehre mit feiner Ironie: „Will einer töten, so zitiert man ihm den Lessius; will einer nicht töten, so holt man ihm den Vasquez herbei. Lessius spricht vom Morde wie ein Heide und vielleicht vom Almosen wie ein Christ; Vasquez spricht vom Almosen wie ein Heide und vom Morde wie ein Christ". Mit Recht betont Wuttke (christliche Sittenlehre I, 167), daß der Probabilismus als bloßes Formalprinzip an sich schon im hohen Grade die Sittlichkeit gefährdet; denn er setzt an die Stelle des sittlichen Gewissens die individuelle, willkürlich

ergriffne Autorität und wiegt die Seele in falsche Sicherheit, da ja die jesuitischen Autoritäten nicht bloß in äußerlichen, unwichtigen Fragen, sondern in wesentlichen sittlichen Gedanken unter einander und mit der heiligen Schrift Verschiedenheit zeigen.

2. Die Lehre von der Lenkung des Willens

oder der Absicht (dirigendae intentionis) will sagen: es kommt alles auf den beabsichtigten Zweck an, durch ihn werden die Mittel gerechtfertigt. Man darf bei einem sündigen Vorhaben nur nicht gerade an die betreffende Sünde denken, sondern an irgend welche Nebenumstände, dann wird die Handlung sündenfrei; denn nicht die ins Auge fallende äußere That entscheidet für die sittliche Güte einer Handlung, sondern die Absicht, die man damit verbindet. So konnte der heilige Crispin dem reichen Gerber das Leder stehlen, um armen Leuten Schuhe daraus zu machen. So darf nach Reginaldus ein Offizier, dem eine Beleidigung zugefügt wurde, dem Beleidiger sofort auf den Leib rücken, nur „nicht mit der Absicht sich zu rächen, sondern seine Ehre zu retten". Hutardo lehrt (vergl. Pascal, Lettres provin. II. p. 87): „Ein Sohn kann sich über den Tod seines Vaters freuen, nur nicht aus Haß, sondern um des Gutes, des Vermögens willen, das ihm zufällt". Darf ein Diener seinem Herrn behülflich sein zu einem sündigen Vorhaben? Darf er z. B. seinem Herrn die Leiter halten, wenn dieser in ein Haus einbrechen will, um zu stehlen oder gegen das sechste Gebot zu sündigen? Hält er die Leiter, so macht er sich der Sünden seines Herrn teilhaftig und hält er die Leiter nicht, so wird er ungehorsam gegen seinen Herrn. Da, sagt der Jesuit Bauny in seinem „Inbegriff der Sünden", kommt alles darauf an, was der Diener, der bei der Leiter steht, denkt. Denkt er an die Sünde, die sein Herr begehen will, und freut sich gar darüber, dann begeht er eine schwere Sünde. Lenkt er seine Gedanken aber lediglich auf das Trinkgeld, das er bekommen wird, dann begeht er keine Sünde. Oder: darf ein Diener, der sich in seinem Lohn verkürzt glaubt, seinen Herrn bestehlen, um sich zu entschädigen? Nach Bauny darf er es dann, wenn andre Diener in derselben Stellung mehr bekommen; denn dann ist es kein Diebstahl mehr, sondern nur ein Ausgleich. Es kommt eben alles auf die Gedanken, auf den Willen an, den man mit der Handlung oder den Worten verbindet. Oder: darf ein Richter Geschenke annehmen von den Parteien? Molina antwortet: ja, wenn die Geschenke gegeben werden aus Freundschaft oder aus Dankbarkeit für das erhaltene oder für das noch zu erwartende Urteil; denn auf die Absicht kommt es an. Jemand hat einen Soldaten gebeten, seinem Nachbar die Scheuer anzuzünden. Der Soldat thut es, wird entdeckt, kann aber keinen Ersatz leisten. Ist der Anstifter verpflichtet, Ersatz zu leisten? Einige bejahen es. Der Jesuit Bauny verneint es; denn zur Wiedererstattung ist nur der verpflichtet, der das Recht verletzt hat. Verletzt man es dadurch, daß man jemand um eine Gefälligkeit bittet? Man hatte doch dem Soldaten nicht befohlen, nur ihn gebeten; er hätte es thun oder lassen können.

Noch verderblicher ist

3. Die Lehre „vom geheimen Vorbehalt“.

Das ist die willkürliche Beschränkung eines Wortes (Eid, Versprechung, Versicherung) durch stillschweigend hinzugedachte Bedingung oder Einschränkung. Die meisten Menschen, sagen die Jesuiten, lügen gern. Man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie einen Vorteil damit erreichen können; denn ein Vorteil ist jedem zu gönnen. Wie macht man es nun, daß die Lüge keine Lüge und der Meineid kein Meineid ist? Nach Pater Sanchez ist es das einfachste Mittel, sich zweideutiger Worte zu bedienen; dann hat man zwar gelogen und doch auch nicht gelogen. Aber da solche zweideutigen Worte nicht jedem zu Gebote stehen, empfiehlt sich der heimliche Vorbehalt, d. h. man denkt sich etwas hinzu, wodurch die Behauptung wieder aufgehoben wird. So lesen wir im op. moral. des Jesuiten Kastropolaus: „Wenn du aufgefordert wirst, ehrlich und unzweideutig die Wahrheit zu beschwören, so kannst du dennoch einen zweideutigen Eid schwören; nur mußt du einen geheimen Vorhalt machen. Z. B. vergangene Verbrechen brauchst du nicht vor dem Richter zu offenbaren, wenn dir daraus beträchtlicher Schaden erwachsen würde; dann kannst du schwören, das Verbrechen nicht begangen zu haben, wenn du dir hinzudenkst: im Gefängnisse (habe ich es nicht begangen). Dein Eheversprechen kann gelöst werden, wenn du angiebst, du habest die Ehe zwar eingegangen, aber mit dem geheimen Vorhalt, sie nicht zu halten. Forderst du als Gläubiger dein Guthaben zurück, so kannst du auch, wenn dir schon ein Teil desselben ausgezahlt worden ist, dennoch behaupten und beschwören, daß die ganze Schuld noch rückständig sei; nur mußt du dir dabei denken, daß die Schuld eben nicht so groß sei als du angiebst“. Bekannt ist und viel citiert das Beispiel des heiligen Franziskus. Als dieser einst gefragt wurde, ob er nicht soeben den Mörder gesehen habe, den man verfolgte, antwortete er in seiner Heiligkeit, indem er die Hand in den Aermel steckte: „Er ist nicht hierdurch gekommen“. Sanchez (op. mor. II., 3. 6) lehrt: „Man darf schwören, man habe eine That, etwa einen Mord, nicht begangen, obgleich man das Verbrechen begangen hat, indem man sich dabei denkt, daß man diese That nicht an einem bestimmten Tage verübt, oder ehe man geboren war, oder indem man einen andern ähnlichen Umstand hinzudenkt; natürlich enthalten dann die Worte nichts von dem, was man heimlich dabei denkt. Diese Methode ist in vielen Fällen sehr vorteilhaft und eine sehr gerechte, sobald sie notwendig oder auch nur nützlich ist zur Erhaltung der Gesundheit, der Ehre oder der zeitlichen Güter“. Allerdings wird von neuern Moralisten der geheime Vorbehalt in dieser groben Form verworfen, aber daß dies rein theoretische Bedeutung hat, zeigt z. B. eine kleine Flugschrift aus dem Verlag der „Germania“. Der Titel lautet: „Katholische Flugschriften zur Wehr und Lehr. Nr. 15. Die Moral der Jesuiten und ihre Angreifer“. Dort heißt es p. 58: „Was dann die „höllische Erfindung“ der Mentalreservation (innerer Vorbehalt) anbelangt, so ist deren Lehrer kein andrer, als der Heiland selber. Unter einer Reihe

von Beispielen nur eins. Als die Jünger ihn fragten, wann das jüngste Gericht sei, antwortete er, er wisse es nicht (Marc. 13, 32). Wußte er es wirklich nicht? Gewiß wußte er's. Sonst wäre er ja nicht Gott. Hat er also gelogen? Das zu behaupten, wäre eine Gotteslästerung. Die Worte „ich weiß es nicht“ heißen soviel als: „Ich weiß es nicht für euch, d. h. ich weiß es zwar für mich selbst, darf es euch aber nicht mitteilen. Die Worte „für euch“ spricht der Herr nicht aus, behält sie im Sinne, behält sie heimlich vor, bedient sich eines geheimen Vorbehaltes, einer Mentalreservation. Die letztere also eine „teuflische Erfindung“ nennen, heißt den Heiland selbst des greulichsten Verbrechens beschuldigen“. Ich glaube, diese Probe jesuitischer Exegese genügt!

Dr. Zirngiebel in seinen „Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu“ und Professor Pötzschke in seiner Broschüre: „Was lehren und was wollen die Jesuiten?“ machen darauf aufmerksam, daß alle dergleichen Lehren zwar nicht unbedingt verbindlich seien, sondern nur probabel, aber doch schlimm genug, um einen Menschen, der einmal in jesuitischer Dressur erzogen worden ist (man lese hierüber die Schriften der aus dem Jesuitenorden Ausgetretenen: eines Curci, Passaglia und Grafen Paul von Hoensbroech) vollends das Gewissen zu verwirren und ihn zu Grunde zu richten. Auch der andre, immer wieder gehörte Einwand, daß es sich nur um die Lehren Einzelner handle, ist vollständig hinfällig; denn nach alten Verordnungen, schon von 1598, 1603 und 1612 darf kein derartiges Buch gedruckt werden ohne die Genehmigung der Oberen, sodaß also der Orden für jedes einzelne Buch auch die Verantwortung übernimmt.

II.

Der bekannte russische Anarchist Bakunin, dessen Grundsatz hieß: „Leben heißt zerstören“, schreibt einmal: „Der einzige Orden, welchen ich in der Welt bestehen lassen möchte, wenn ich alle vorhandenen Organisationen und Gemeinschaftsformen zerstört hätte, ist der Orden von der Gesellschaft Jesu“. So müßte dieser Orden doch im Sinne jenes russischen Revolutionärs wirken? In der That haben die Jesuiten nirgends Ruhe und Frieden gebracht, sondern Streit und Unruhe. Es kann heute geschichtlich nicht mehr bezweifelt werden, daß die Jesuiten in den Kriegen gegen die Hugenotten in Frankreich, in den Niederlanden, gegen die Protestanten in England ihre Hände zum mindesten mit im Spiel hatten. Daß sie das Evangelium in Böhmen und Bayern, in Salzburg, Oesterreich, Steiermark und Ungarn beinahe ausgerottet, daß sie den dreißigjährigen Krieg mit seinem namenlosen Jammer verschuldet und weiter geschürt haben bis zum Ende, bis unser deutsches Vaterland zur Wüste, das deutsche Reich zum Kinderspott geworden, das lehrt die Weltgeschichte. Wenn sie somit an der einen Aufgabe des Ordens: der Ketzerbekehrung d. h. Zurückeroberung der Gebiete, die durch die Reformation für den Papst verloren gegangen waren, mit unglaublichem Erfolg gearbeitet haben, wie steht es mit der andern Aufgabe ihres Ordens: „dem Wachstum der Seele im christlichen Glauben und Leben“?

Darauf mögen die jesuitischen Schriftsteller selbst die Antwort geben, wenn wir jetzt einige der alten zehn Gottesgebote in jesuitischer Auslegung uns vor die Seele führen.

Gury in seinem „Handbuch der katholischen Moraltheologie" stellt seiner Abhandlung über die zehn Gebote folgende Grundsätze voran: „Ein Staatsgesetz verpflichtet nicht, wenn der größere und vernünftigere Teil des Volkes es nicht angenommen hat. Ein kirchliches Gesetz dagegen ist verbindlich, auch wenn eine weltliche Regierung dasselbe nicht angenommen hat." Bezüglich des Glaubens sagt er: „Es ist gestattet, aus einer schwerwiegenden Ursache den wahren Glauben zu verleugnen oder zu verheimlichen." „Vom wahren Glauben fällt ab, wer die Unfehlbarkeit der Kirche leugnet." „Es verstößt nicht gegen die Nächstenliebe, dem Nächsten ein zeitliches Uebel zu wünschen oder sich darüber zu freuen, wenn man dabei nur einen guten Zweck verfolgt." „Es ist gestattet einem Menschen Gelegenheit zur Sünde zu gewähren, damit er dadurch gebessert werde."

1. Gebot.

Das Heilandswort: „Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen" erläutert Gury: „Beten soll man, außer zu Gott, zu der Jungfrau Maria, zu den Engeln und zu den Heiligen. Privatim kann man auch getaufte Kinder anrufen, welche unmündig gestorben sind." Unglaublich klingt die immer wiederkehrende Frage: Wie oft im Leben hat man Gott zu lieben, einen Akt der Gottesliebe hervorzurufen? Wir sind nämlich „nicht verpflichtet, unser ganzes Leben hindurch Gott in vollem Sinne des Wortes zu lieben, nicht einmal alle fünf Jahre, sondern vorzugsweise nur am Ende des Lebens." (Escob. I, 2; V, 4.) Der französische Jesuit Sirmond (defensio virt. I, 1) leugnet die Verpflichtung zur Liebe gegen Gott überhaupt; es reiche hin, die übrigen Gebote zu erfüllen und Gott nicht zu hassen", und er hat in seinem Orden lebhafte Zustimmung gefunden. Vasquez und andere sagen: es genügt, Gott ein einziges Mal im Leben zu lieben, etwa in der Todesstunde. Diana ist strenger und verlangt, alle 3 bis 4 Jahre sich mit der Gottesliebe abzufinden. Sanchez giebt neun verschiedene Zeitpunkte an, wo Gott zu lieben ist, und Alphons von Liguori fordert, „daß man den Akt der Liebe einmal im Monat erwecke." Gury, der zur Zeit die Beichtstuhlpraxis beherrscht, schreibt: „wenn man zum Gebrauche der Vernunft gelangt, in der Todesstunde und sonst noch einige Mal im Leben."

2. und 8. Gebot.

Derselbe Gury schreibt: „Wenn ein Mann einem reichen, gesunden, jungfräulichen Mädchen durch einen Eid die Ehe versprochen hat und das Mädchen darauf in Armut, Krankheit und Schande gerät, so ist dieser Eid nicht verbindlich." „Kaufleute sind nicht durch einen Eid gebunden, wenn sie schwören, eine Ware nicht billiger verkaufen oder nicht mehr dafür geben zu können." Escobar, Sanchez 2c. stellen den Grundsatz auf, daß ein Versprechen nicht binde, wenn man, während man es gab, die

Absicht hatte, es nicht zu halten. Sanchez wirft dabei folgende Frage auf: „Wenn jemand einem Mädchen verspricht, sie zu ehelichen und dieses Versprechen mit einem Eide bekräftigt, er aber nicht die Absicht hat, zu schwören, verpflichtet dieses Ehegelöbnis?" Seine Antwort lautet: „Wenn die Absicht zu schwören fehlt, so räumen alle ein, daß das Versprechen auch nicht mit eidlicher Kraft verbinde." Zweideutige Worte darf man absichtlich in einem Sinn gebrauchen, von dem man weiß, daß der Hörende ihn anders versteht, und man darf zu einem rechtmäßigen Zweck z. B. zur Selbstverteidigung, um seine Familie zu schützen oder um eine Tugend zu üben, Aussagen thun, die ihrem Wortlaute nach ganz falsch sind und den wahren, wenn auch entgegengesetzten Sinn nur durch verschwiegene Zusätze empfangen. Unglaubliche Anleitungen hierzu geben z. B. Sanchez op. mor. III, 6. 12. Summa I, 3, 6. Diana II, tr. 15, 25. Ellendorf p. 42. 52. 157 ff. Crome X, 142 f. u. s. w. Nur einige Beispiele: Fragt dich jemand nach etwas, was du nicht sagen willst, so darfst du antworten: ich weiß es nicht (nämlich: als zur Mitteilung verpflichtet.) Wenn jemand von dir etwas leihen will, was du ihm nicht geben magst, so darfst du sagen: ich habe es nicht (nämlich hinzudenkend: um es dir zu leihen). Werde ich nach einem Verbrechen gefragt, dessen einziger Zeuge ich bin, so darf ich sagen: ich weiß es nicht (hinzudenkend: als ein öffentlich bekanntes). Habe ich Lebensunterhalt versteckt, dessen ich bedarf, so darf ich vor Gericht schwören: ich habe nichts (hinzudenkend: was ich zu entdecken verpflichtet wäre.) Eine ehebrecherische Gattin, von dem Gatten befragt, darf schwören, sie habe keinen Ehebruch begangen (hinzudenkend: an diesem oder jenem Tage, oder: um ihn dir zu offenbaren). Wenn ein armer Schuldner von einem harten Gläubiger bedrängt wird, so darf er vor Gericht schwören, er sei dem andern nichts schuldig (hinzudenkend: um es sofort zu bezahlen). Ich darf jedes Vergehen oder Verbrechen, welches irgendwelche Entschuldigungsgründe hat, vor Gericht ableugnen, sobald ich nur hinzudenke: als Verbrechen. Ohne rechte Ursache falsch schwören ist aber eine Todsünde. Alle Versprechungen verpflichten aber nur dann zur Erfüllung, wenn man dabei wirklich die Absicht der Erfüllung gehabt hat (Escob. 3, 3. 48). Eidschwüre binden auch nur, wenn man sie ernstlich gemeint hat, sonst sind sie als ein bloßes, zwar tadelnswertes, aber nicht verpflichtendes Spiel zu betrachten und verpflichten nur in dem Sinn, in welchem man ihn durch Hinzusetzung verschwiegener Gedanken gemeint, nicht in dem, wie er nach dem Wortlaut von andern verstanden werden muß. Aus übler Gewohnheit falsch schwören ist nur eine verzeihliche Sünde. Schwört jemand, er werde nie Wein trinken, so sündigt er nur dann schwer, wenn er viel trinkt, aber nicht, wenn es nur wenig ist (Escob.). Wer vor Gericht schwört, er werde alles aussagen, was er wisse, ist nicht verbunden zu sagen, was er allein weiß (Lessius, Diana III, 5. 100). Der Fahneneid verpflichtet nicht in einem „ungerechten" Krieg (Gury § 408, 408): „Die Soldaten dürfen in einem ungerechten Kriege die Feinde nicht töten, auch nicht einmal, um sich zu verteidigen; wenn sie nicht fliehen können (!), müssen sie dafür sorgen, daß sie andere nicht verwunden."

§ 747 heißt es: „Wozu sind konscribierte Soldaten verpflichtet, wenn sie desertieren? Sie sind aus Gehorsam oder aus gesetzlicher Gerechtigkeit verpflichtet, zum Heere zurückzukehren. Das ist die gewöhnliche Meinung. Ausgenommen jedoch sind folgende Fälle a) wenn sie in allzu großer Gefahr für ihr Seelenheil wären, z. B. wenn keine Möglichkeit zu beichten vorhanden wäre und dergleichen, wie es an einigen Orten der Fall sein kann; b) wenn sie bei ihrer Rückkehr zum Tode, zu den Galeeren oder zu andern sehr harten Strafen verurteilt würden; c) wenn der Krieg offenbar ungerecht ist."

3. Gebot.

Gury schreibt: „Es leistet dem dritten Gebote Genüge, wer die Messe anhört, wenn auch nur verworren." „Wer Gelegenheit hat, einen erheblichen Gewinn zu machen, ist entschuldigt, wenn er nicht in die Messe kommt; doch muß dieser Gewinn beträchtlich sein."

4. Gebot.

Das vierte Gebot wird dadurch erfüllt, daß man den Eltern alle schuldige Ehre erweist, auch ohne sie zu lieben; denn die Liebe ist in dem Gebote nicht gefordert. Sich seiner Eltern schämen, sie von sich entfernen, fremd gegen sie thun u. s. w. ist keine schwere Sünde, dagegen ist es dem Sohne gestattet, den Vater wegen Ketzerei bei der Inquisition anzuklagen (Busenb.) Nach den meisten Jesuiten, besonders auch nach Diana, ist er dazu verpflichtet, und dasselbe gilt von Geschwistern und Gatten (Diana resol. mor. I, 4, 4). Einige Jesuiten z. B. Vasquez und Tamburini erklären es sogar für gestattet, daß ein Sohn des Vaters Tod wünsche oder über den erfolgten Tod sich freue, weil ihm nun die Erbschaft zufällt; Azorius findet es statthaft, daß die Mutter den Tod der Tochter wünsche, wenn diese häßlich ist. Nach Gury versündigen sich diejenigen Eltern schwer, „welche ihre Kinder ketzerischen Schulen anvertrauen." Ein Sohn ist nicht verpflichtet, seinen ketzerischen Vater zu erhalten, wenn dieser versucht, auch ihn abtrünnig zu machen." „Die Kinder dürfen, was sie zum Vergnügen brauchen, den Eltern heimlich nehmen, wenn diese es nicht freiwillig geben."

5. Gebot.

Um sich an die Begriffe der südeuropäischen Völker anzuschmiegen, haben die Jesuiten eine kunstvoll ausgedachte Mordmoral aufgebaut (vergl. Ellendorf 72 ff.). Es kann nach ihr die Ermordung eines Menschen, selbst eines unschuldigen, unter Umständen erlaubt sein und zwar nicht bloß bei der Notwehr, sondern auch sonst z. B. bei einer schweren Beleidigung, weil der Beleidigte sonst für ehrlos gelte. Sanchez (Summa I, 2, 39), Diana (3, 5, 97), Escobar (I, 7, 59) und andere behaupten geradezu, daß jeder (auch ein Geistlicher oder Mönch) befugt sei, einer beabsichtigten Verleumdung oder falschen Anklage durch einen heimlichen Mord zuvorzukommen, denn dies heiße nicht töten, sondern sich verteidigen. Ausdrücklich

wird dies angewandt auf den Fall, wo ein Mönch die Aussage seiner Buhlerin fürchten muß. Escobar (3, 52) führt folgenden Fall an: Wenn ein vor dem Feinde fliehender Reiter sich nicht anders retten kann, als ein im Wege liegendes Kind oder einen Bettler zu überreiten, so ist ihm das Töten dieser Unschuldigen erlaubt, nur dann aber nicht, wenn das Kind ein ungetauftes wäre. Der Jesuit Lessius hält es für erlaubt, daß eine Frau ihren Gatten erdolcht, wenn sie bestimmt weiß, daß ihr dieses Schicksal von ihrem Gatten droht und sie keine andere Rettung weiß. Wer ein Verbrechen heimlich begangen hat, darf den einzig darum wissenden Zeugen, der ihn anklagen will, töten, weil jener zur Anklage nicht aufgefordert ist. (Escob. I, 7, 9.) Wer ohne seine Schuld einen Zweikampf annehmen oder anbieten muß, thut klug, seinen Gegner durch heimlichen Mord zu beseitigen; denn dadurch schützt er sich selbst vor dem Angriff und den Gegner vor einer schweren Sünde. (Sanchez, Opus mor. II, 39, 7.) Gury schreibt: „Der Selbstmord ist eine schwere Sünde; doch ist es gestattet, sich schweren, mit einer gewissen Verkürzung des Lebens verbundenen Kasteiungen zu unterziehen." „Selbstverstümmelung ist verboten; jedoch gestatte sie der heilige Alphonsus zur Erhaltung der Stimme." (Wer denkt dabei nicht an die päpstliche Hauskapelle? Leo XIII. ist diesem groben Unfug übrigens entgegengetreten.) Wuttke in seinem „Handbuch der christlichen Sittenlehre" macht noch besonders auf die kirchengeschichtlich berühmt gewordene Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes aufmerksam, ebenso auf die bis ins Demagogische fortschreitende Lehre von dem bloß bedingungsweise geltenden, rein menschlichen Recht der Fürsten und dem Recht der Widersetzlichkeit von seiten des Volks als eines souveränen. Besonders berüchtigt ist in dieser Beziehung das Buch des spanischen Jesuiten Mariana: De rege, 1605. Nach ihm kann ein König, welcher die Religion oder die Gesetze des Staates umstürzt, von jedem seiner Unterthanen offen oder durch Gift getötet werden; der Mörder, auch wenn ihm der Versuch mißlingt, macht sich bei Gott und Menschen verdient und erwirbt unsterblichen Ruhm. Er schreibt (lib. I, 6): „Kürzlich ist zur Belehrung gottloser Fürsten in Frankreich eine ausgezeichnete, herrliche That geschehen. Clement hat dadurch, daß er den König getötet, sich einen ungeheuern Namen erworben. Clément, aeternum Galliae decus, ein junger Mann von einfachem Geist und zartem Körper, aber eine höhere Gewalt stärkt seinen Arm und seinen Geist." Bellarmin endlich schreibt (de summa pontificis auct. 4, 180): „Es ist nicht Sache der Mönche und andrer Geistlichen, die Könige durch Fallstricke zu töten, und die souveränen Pontifexe sind es nicht gewöhnt, die Fürsten auf diese Weise zu unterdrücken; aber wenn sie dieselben erst väterlich gewarnt haben, schließen sie sie von der Kommunion und den Sakramenten aus; dann, wenn es nötig ist, entbinden sie die Unterthanen von dem Eid der Treue, sie berauben die Könige sogar ihrer königlichen Autorität und Würde, worauf es dann anderen als Geistlichen zukommt, zur Exekution zu schreiten (executio ad alios pertinet)." Allerdings ist diese Lehre von der Kirche verworfen worden, als sich die Fürsten darüber beschwerten. Daß übrigens die

Mörder von Heinrich III. und IV. von Frankreich und Wilhelm von Oranien dem Jesuitenorden angehörten, ist nicht nachgewiesen, daß sie aber unter dem Eindruck der jesuitischen Lehre gehandelt haben, ist außer allem Zweifel. Gérard und Clément haben beide vor ihrer Hinrichtung bekannt, daß sie vorher mit Jesuiten über ihr Vorhaben gesprochen und ihre Billigung erhalten haben.

6. Gebot.

Was die heilige Schrift mit dem keuschesten Schweigen bedeckt, wird wie in den alten so auch in den neuesten jesuitischen Werken in einer so unsittlich umständlichen Genauigkeit besprochen, daß die sonst wohl nirgends wieder vorkommende Leichtfertigkeit der sittlichen Beurteilung nur um so strafbarer wird. Das gilt auch von der in Hunderten von Priesterseminarien aller Länder eingeführten: Theologia moralis auctore A. Lehmkuhl, Soc. J. Sac. Herder in Freiburg. 1892. 8. Auflage. Obgleich ich hier nur zu Männern rede, mag ich aus dieser Schlammflut von Schmutz keine Citate bringen, die Ueberschriften der dritten Abhandlung „über die Pflichten in Bezug auf das eheliche Gut und von den Unzuchtssünden" werden genügen: Kapitel 1. Allgemeiner Begriff der Unzucht und ihrer Bosheit. 2. Erörterung der einzelnen Handlungen, die zur unvollendeten Wollust gehören, Unzucht des Herzens, Mundes, Blickes, des Gefühls. 3. Von der vollkommenen oder vollendeten Unzucht, von der vollendeten natürlichen Unzuchtssünde, der Pollution, Sodomie. 4. Bestialität. 5. Das Ehehindernis der Impotenz. Vom Recht, das durch die Eheschließung den Ehegatten zusteht. 6. Von dem in der Ehe Erlaubten und Unerlaubten ꝛc." Wohl sagen die Jesuiten zu ihrer Entschuldigung, alle diese Bücher, auch das vorliegende, sind nur lateinisch geschrieben. Allein sie existieren bereits in verschiedenen Uebersetzungen, deutsch, französisch, englisch ꝛc., und fast alle besprechen geschlechtliche Verhältnisse, von deren Existenz ein unverdorbener Mensch überhaupt keine Ahnung hat. Dies Verderben findet dann vom Beichtstuhl aus, durch „Fragen" und „Belehrungen" seinen Weg in die Seelen der Beichtkinder. Es ist Thatsache, daß dadurch früher harmlose Herzen mit den peinigendsten Gewissensängsten erfüllt wurden, so daß sie unter der Angst quälender Zweifel und Unruhe ihre Zuflucht zu allerhand verwerflichen Mitteln und Ausflüchten nahmen, aber zuletzt immer wieder, Rat und Hilfe suchend, in die Schlingen jesuitischer Moral fielen und das Alles unter dem Deckmantel eines heiligen Sakraments! Zum Beweis dafür, daß die Jesuitenmoral für alle nur möglichen Arten der Unkeuschheit Milderungen und Entschuldigungen bietet, verweise ich auf die Citate, die Wuttke in seinem „Handbuch der christlichen Sittenlehre" I, 170 giebt. Er erwähnt auch folgende Fälle: Ein Mädchen, welches zum ersten Mal Unzucht getrieben, ist selbst dann, wenn sie noch unter elterlicher Aufsicht steht, nicht genötigt, jenen Umstand, daß es der erste, also schwerere Fall ist, in der Beichte anzugeben, denn die freieinwilligende Jungfrau thut weder sich noch den Eltern unrecht, da sie über ihre jungfräuliche Reinheit die Verfügung hat. (So Escobar und

Bauny). Diana und andere lehren: „Wenn jemand sich eine große Sünde vorgenommen hat, so darf man ihm eine geringere anraten, weil ein solcher Rat sich nicht schlechthin auf ein Böses bezieht, sondern auf ein Gutes, nämlich die Vermeidung eines Schlimmeren. Z. B. wenn ich jemand von einem beabsichtigten Ehebruch nicht anders abbringen kann, als daß ich ihm statt desselben zur Hurerei rate, so ist es gestattet, ihm die Hurerei anzuraten, nicht, insofern sie eine Sünde ist, sondern insofern sie die Sünde des Ehebruchs verhütet. Sanchez, Lessius und andere erklären: Wer eine Jungfrau durch das Versprechen der Ehe bewogen hat, sich ihm zu ergeben, ist an sein Versprechen nicht gebunden, sobald er viel vornehmer oder reicher als sie ist, oder wenn er voraussetzen durfte, daß sie das Versprechen nicht ernstlich nehmen werde. Viele Jesuiten erklären in ihren Lehrbüchern (z. B. Sanchez IV. tr. 4, 94): Die Ehe zwischen Bruder und Schwester kann rechtmäßig werden durch päpstliche Dispensation. In den „Gewissensfällen" Gurys steht folgende Auseinandersetzung: „Frau Anna, welche einen Ehebruch begangen hat, antwortet ihrem deswegen argwöhnischen Gemahl das erstemal, daß sie die Ehe nicht gebrochen habe. Das zweitemal, da sie sich durch den Priester bereits absolvieren ließ, giebt sie zur Antwort: Ich bin eines solchen Verbrechens nicht schuldig. Das drittemal leugnet sie den Ehebruch gänzlich ab und sagt: Ich habe ihn nicht begangen (indem sie an einen solchen Ehebruch denkt, den sie zu offenbaren nicht verpflichtet ist). Ist Frau Anna zu verdammen? Was Frau Anna betrifft, so kann sie in allen drei Fällen von der Lüge freigesprochen werden. Im ersten Falle nämlich konnte sie sagen, sie habe die Ehe nicht gebrochen, weil diese ja noch bestand. Im zweiten Falle durfte sie getrost behaupten, sie sei unschuldig, weil sie ja nach Absolvierung der Beichte die Gewißheit hatte, daß ihr das Verbrechen vergeben sei; ja sie konnte es sogar mit einem Eide bekräftigen, nach dem heiligen Liguorius, nach Lessius und nach der allgemeinen Meinung. Auch im dritten Falle konnte sie probabel leugnen, daß sie den Ehebruch begangen habe mit dem Gedankenvorbehalt: so, daß sie ihre Sünde dem Gatten offenbaren müßte" (Gury: Cas. consc. p. 183, II.) Derselbe Gury schreibt (Cas. I. n. 7. 67): „Wer einem Mädchen die Ehe verspricht unter der Bedingung, daß sie ihm zu Willen sei, ist zu gar nichts verpflichtet". Ja der heilige Liguori behauptet: „Auch ein reicher Mann braucht für die Unterhaltung seiner unehelichen Kinder, die er ins Findelhaus geschickt hat, nichts zu bezahlen. Denn dergleichen Institute sind nicht nur um der Armen willen gegründet, sondern auch um der Reichen willen, welche sich in Gefahr befinden, ihren guten Ruf zu verlieren und welche in dieser Gefahr entweder procurare abortum oder das Kind zu töten pflegen". Der Abbé Moullet schreibt in seinem Kompendium 1843: „Wenn jemand mit einer Frau schuldvolle Beziehungen unterhält, nicht weil sie verheiratet, sondern weil sie schön ist, abgesehen also dann von dem Umstande der Ehe, so liegt in diesen Dingen nach mehreren Autoren nicht die Sünde des Ehebruchs, sondern der einfachen Unkeuschheit".

7. Gebot.

Gury schreibt: „Der Diebstahl ist in jeder Form eine schwere, vom Reiche Gottes ausschließende Versündigung.“ Wie bei allen Geboten, wird auch hier zunächst das Gesetz in seinem vollen Umfang und Inhalt mit aller Strenge aufgestellt, aber dann folgt, wie bei jedem Gebot, so auch hier eine Reihe von Fällen, in denen das Gebot nur bedingte, eingeschränkte Gültigkeit hat, sodann werden Beispiele genannt, in denen eine Uebertretung des Gebotes entschuldbar ist, und zum Schluß kommen noch einige Fälle, in denen die Uebertretung des Gebotes zur Tugend gemacht wird. So heißt es bei Gury: „Wenn ein Diener zu ihm nicht gebührenden Arbeiten angehalten wird oder mehr thut, als er zu verrichten verpflichtet ist, darf er sich durch geheime Entwendung schadlos halten.“ „Wenn jemand vom Gericht zur Bezahlung einer Summe verurteilt wird, die er gar nicht schuldig war oder die er schon erstattet hat, so hat er das Recht, sich durch geheime Entwendung wieder in den Besitz des Seinen zu setzen.“ „Es ist erlaubt für einen andern zu stehlen; denn damit zeigt man, daß man den Nächsten liebt als sich selbst.“ Nach Busenbaum (Medulla p. 227, III) und Rosella begehen Schneider, die von ihren Kunden Tuchreste stehlen, Kaufleute, die zu kurz messen oder zu leicht wägen, keine schwere Sünde, wenn sie das thun, um sich schadlos zu halten, oder wenn sie nichts andres haben, um sich und die Ihrigen zu ernähren. Filliutius (Quest. II, 674) gestattet es, im Spiel zu betrügen, wenn es beide Teile thun und Betrügereien den Spielregeln gemäß sind. Während Busenbaum (p. 225, III) den Dienstboten gestattet, sich durch geheimen Diebstahl an der Herrschaft schadlos zu erhalten, wenn sie um zu geringen Lohn dienen müssen, führt Gury (Cas. XVI) Folgendes an: „Der Hirt Tityrus hält sich durch einen Richterspruch für ungerecht zu einer Zahlung verurteilt; er ist also der Ansicht, daß dieses Urteil ungerecht sei, und trägt kein Bedenken, sich teils aus den Gütern der Privatleute, teils aus dem Fiskus bezahlt zu machen; wiederum nach seiner Meinung ungerecht verurteilt, beeilt er sich, seinen Schmerz in geheimer Schadloserhaltung zu stillen.“ Derselbe (I, n. 754. II, n. 23) gestattet, in einem Kaufvertrage die Kaufsumme zu gering anzugeben, um eine geringere Steuer zu bezahlen, freilich auf die Gefahr hin, eine Strafe nachzahlen zu müssen. Selbst der Notar, der einen solchen Vertrag aufnimmt, sündigt nicht gegen die Gerechtigkeit, nach einigen darf er sogar zu einer derartigen Defraudation raten, weil er von Amtswegen nicht verpflichtet ist, über die richtige Bezahlung der Steuern zu wachen.“ Zum Schluß führe ich noch folgende Entscheidung des am 7. Juli 1870 zum Lehrer der Kirche erhobenen heiligen Liguori an: „Wenn jemand einen Menschen ermordet hat und es wird ein ganz Unschuldiger irrtümlich zum Tode verurteilt, so ist der Mörder zu keinem Schadenersatz verpflichtet, selbst dann nicht, wenn er den Irrtum vorhergesehen, ja selbst dann nicht, wenn er beabsichtigt hat, daß der andre als Mörder angesehen werden solle. Denn die Mordthat ist zwar der Anlaß, aber nicht die direkte Ursache der Verurteilung des andern“ (theol. moral. L. 4 n. 635).

In Casnedi judicia theol. I, 278 heißt es: „Gott verbietet den Diebstahl nur, insofern er als schlecht angesehen wird, nicht aber, wenn man ihn für gut hält“, und Bauny schreibt: „Die kleinen Diebstähle, welche an verschiedenen Tagen gethan und an einem Menschen oder mehreren wiederholt werden, sind niemals Todsünden, wie groß auch die Summe sein mag, die man sich zugeeignet hat“, und P. Gabriel (th. mor.): „Man ist nicht bei Strafe der Todsünde gehalten, wiederzugeben, was man durch kleine Diebstähle genommen hat, wie groß auch die Gesamtsumme sein mag.“

Ich breche hier ab, um nicht zu ermüden. Daß die Jesuitenmoral dieselbe geblieben ist, lax und bequem einst wie heute, das sieht wohl jeder, und eben diese Bequemlichkeit ist die Erklärung für die große Beliebtheit des Ordens in weiten katholischen Kreisen, namentlich auch für die Beliebtheit ihrer Schulen. Aber diese Nachgiebigkeit gegen weltliche, sündliche Neigungen und Leidenschaften ist doch nur die eine Seite. Sie ruht durchaus nicht auf bloßem Weltsinn, sondern ist selbst ein kluges Mittel zum Zweck, soll sie doch namentlich gegenüber den Großen und Mächtigen der Erde (was unter Umständen auch die Volksmassen sein können) Liebe zu der milden, vergebenden „Mutter Kirche“ erwecken. Diese Zugeständnisse an die Welt treten der strengen, sittlichen Auffassung unsrer evangelischen Kirche gegenüber; denn auf jesuitischem Standpunkte giebt es eigentlich Gutes und Böses nicht mehr, sondern nur Nützliches oder Schädliches, Angenehmes oder Unangenehmes. Die Pharisäer zu Jesu Zeiten, die Sophisten in den Tagen des alten Athen sind die Vorgänger in dieser Verkehrung und Auflösung aller sittlichen Begriffe.

Die Moral der Jesuiten ist noch nicht die Moral der römischen Kirche. Einzelne Sätze sind ja (z. B. der vom Tyrannenmord 2c.) ausdrücklich von ihr verworfen. Dennoch hat Wuttke Recht, wenn er den Jesuitismus und seine Moral die letzte, folgerichtige Gestaltung der gegen das Evangelium sich sträubenden Kirche nennt. Es ist eben das Setzen menschlicher Willkür und menschlicher Autorität an die Stelle des unbedingt giltigen, geoffenbarten Gotteswillens. „Die Jesuitenmoral ist der andre Pol der mönchischen; was diese zu viel fordert, fordert jene zu wenig. Die mönchische Sittlichkeit wollte Gott gewinnen für die sündenvolle Welt, die jesuitische will die sündige Welt gewinnen, zwar nicht für Gott, aber doch für die Kirche. Jene sagte, obwohl nicht in evangelischem Sinn zu Gott: „wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde;“ die jesuitische sagt dasselbe, aber zur Welt, besonders zur vornehmen und mächtigen. Jene wendet in zürnender Verachtung von dem weltlichen Leben sich ab, weil dieses von Sünde durchzogen ist, diese nimmt dasselbe weitherzig in sich auf und läßt die Schuld verschwinden, indem sie dieselbe leugnet.“ Die Jesuiten stellen freilich auch einen Mönchsorden dar, aber dieser ist nur Mittel zum Zweck. Es wäre eine thörichte Annahme, in der „Gesellschaft Jesu“ nichts weiter zu sehen, als einen Mönchsorden neben den andern oder gar nur eine besondre theologische Schule. Die Jesuiten erstreben im letzten Grunde die Alleinherrschaft

des Papsttums über die Welt! Um zu diesem Ziele zu gelangen, werden überall die Hebel angesetzt. Es giebt kein Gebiet, auf welchem sie nicht thätig wären. Da der Orden z. B. im schärfsten Gegensatz zu der modernen Gesamtwissenschaft steht, sucht er mit einer Kühnheit ohne gleichen die Entwicklung sämtlicher Wissenschaften in andre Bahnen zu leiten. Jede einzelne Wissenschaft soll umgearbeitet und der unfehlbaren Instanz Roms untergeordnet werden. Prof. Nippold in seinen: „Die Jesuitenfrage vom politischen Standpunkt" und „Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart" zählt etwa tausend Jesuiten allein in der deutschen Ordensprovinz, die einen wissenschaftlichen Namen haben. Unter diesen hat z. B. Tilemann Pech (Verfasser der berüchtigten „Hamburger Briefe", des unsaubern Machwerks „der Krach von Wittenberg") in seinem „die großen Welträtsel" eine volle Umgestaltung der Naturwissenschaft in Angriff genommen, und wie Prälat Janssen die Weltgeschichte, so bearbeitet Baumgartner die Litteraturgeschichte, Obercamp die Jurisprudenz 2c.

Es ist thöricht, über ein solches Beginnen zu lächeln. Wer ein offnes Auge hat für die Erscheinungen unsrer Tage, weiß, daß sie schon viel erreicht haben. Schon 1872 brachte v. Schulte den Nachweis, daß die Verfassung der meisten Orden und Kongregationen unsrer Tage tiefgreifende Veränderungen im jesuitischen Sinn erfahren haben und von einer jesuitisch beeinflußten Centralstelle aus abhängig sind. Aber schon 1870 redete Döllinger vom Jesuitenorden als dem „Keil, der in das werdende neue Reich hineingesprengt werden solle". Prof. Buß in Freiburg gesteht dies offen ein und sagt: „Die Kirche rastet nicht, und mit den Mauerbrechern der Kirche (den Jesuiten) werden wir diese Burg des Protestantismus langsam zerbröckeln müssen. Wir werden in den vorgeschobensten norddeutschen Distrikten die zerstreuten Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie den Katholizismus erhalten und Pioniere nach vorwärts werden. Mit einem Netz von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen umklammern und durch eine Anzahl von Klöstern diese Klammern befestigen und damit den Protestantismus erdrücken und die katholischen Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg zugeteilt worden sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen!"

Wollen Sie ein abschließendes Urteil über den Jesuitenorden und seine Moral? Ich denke, es liegt in der Thatsache, daß dieser Orden von 24 gut katholischen Staaten und von 6 protestantischen 30 mal aus den verschiedenen Staaten Europas ausgewiesen worden ist, 24 mal bis zum Jahre 1768 und nach der Restaurierung 1814 bis in unsre Zeit noch 6 mal, darunter z. B. aus Spanien drei-, aus Frankreich viermal. Aus welchen Gründen? Aufruhr, Unruhestiftung, Attentatsversuche, ungemessene Herrschsucht, Habsucht, Gemeingefährlichkeit für Fürst und Volk, das sind die Früchte, die er gebracht! Und wollen Sie ein Urteil zweier unfehlbarer Päpste? Dann lesen Sie jene feierliche Verdammung von 65 der schlimmsten Sätze der Jesuiten-Moral durch den Papst Innocenz XI. vom Jahre 1679 und die Bulle des Papstes Clemens XIV. vom 21. Juli

1773: „Dominus ac redemptor noster." Es heißt in derselben: „Es liegt am Tage, daß man beinahe seit dem Ursprunge dieser Gesellschaft die Keime der Zwietracht und Eifersucht gären sah, nicht allein unter ihren Mitgliedern selbst, sondern auch in allen übrigen Orden, der Weltgeistlichkeit, den Akademien, den Universitäten, den öffentlichen Lehranstalten und sogar mit den Fürsten der Staaten, in welche sie aufgenommen wurden." „Sie überließen sich der Ausübung und Interpretation von Gesinnungen, welche der apostolische Stuhl aus Gründen als s c h ä n d l i c h und als d e r b e s s e r n O r d n u n g d e r S i t t e n o f f e n b a r s c h a d e n d erklärt hatte." Die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal, Sizilien glaubten, daß das Mittel, die Jesuiten auszutreiben, nicht zu umgehen sei" „wenn nicht unter christlichen Völkern dem Kriege, unseligem Streite und gegenseitiger Zerfleischung im Schoße der Kirche Thür und Thor geöffnet sein sollte. Sehend, daß die Gesellschaft Jesu ebensowenig genügende und heilsame Kräfte, als die großen Vorteile gewähren kann, wegen welcher sie bestätigt und mit so vielen Privilegien versehen wurde, und daß, selbst wenn sie bestehen bleibt, es außerordentlich schwer, ja r e i n u n m ö g l i c h ist, der Kirche w a h r e n u n d d a u e r n d e n F r i e d e n zu verschaffen — heben wir sie auf und unterdrücken die besagte Gesellschaft." Römische, „unfehlbare" Päpste haben also über die Jesuiten, die heute, obgleich man die wahren und letzten Ziele des Ordens jetzt vielfach verschweigt, im Grunde doch ganz dieselben sind, wie einst, genau auch dasselbe Urteil gefällt, wie wir evangelische Christen es thun, und Geschichtsschreiber, wie Ranke in seiner „Geschichte der Päpste", haben dazu den Nachweis erbracht, daß der Orden als solcher nirgends zum Segen für ein Volk geworden ist, überall hat er vielmehr Unheil und Unfrieden gebracht. Das schließt nicht aus, daß es brave, lautere Charaktere in demselben und wissenschaftlich bedeutende Männer unter den Jesuiten gegeben hat.

Aber eins ist doch unzweifelhaft für uns evangelische Christen: uns wird doch solche Kenntnis die T r e u e gegen die Güter der deutschen Reformation doppelt ans Herz gelegt. Was haben wir unserm Luther zu danken! Wie wird es heilige Christenpflicht, danken zu lernen für den Segen der deutschen Reformation, aber ihn auch zu bewähren und zu bewahren für die kommenden Geschlechter! Wir wissen alle, daß das Ziel unsrer Reformation nie gewesen ist: Trennung und Spaltung, sondern Einigung und Verbrüderung auf dem einen Grunde, welcher ist Christus, der Eckstein. Wir wollen auch nicht Trennung und Kampf, sondern Einigung und Frieden und glauben an „Eine heilige christliche Kirche." Wir wissen uns auch noch heute eins mit der katholischen Kirche, soweit sie noch „katholisch" ist, d. h. soweit sie das Allgemeine, was sie mit allen christlichen Kirchen gemein hat, noch festhält. Wir hören mitten in aller Zerklüftung und Zerrissenheit des Herrn Friedensruf: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser Aller, der da ist über euch alle und durch euch alle und in euch allen" und haben auch in dem einen Gesetz, dem einen Bekenntnis zum dreieinigen Gott, der einen Taufe, dem einen Vaterunser und dem gleichen Ziel unsrer Hoffnung noch ein

starkes Band unsrer Einheit mit ihr. Aber so gern wir zusammenhalten wollen mit einer „katholischen" Kirche in diesem Sinn, sowenig können wir es mit einer „römischen", die sich immer mehr vom jesuitischen Geist durchdringen läßt und dann nicht mehr eine Kirche Christi, sondern eine Kirche der Maria wird. Damit hat sie den Gottesgrund verlassen und alle Einigung unmöglich gemacht. Das, meine ich, hat uns der Blick in die jesuitische Moral dargethan.

Dennoch kranken, und das ist eine Modekrankheit unsrer Tage, kurzsichtige Protestanten daran, daß sie nach Rom hinüberschielen und mit Rom liebäugeln, weil es ihnen mit seiner weltlichen Pracht, seinem sinnenfälligen Glanz und seiner vielgepriesenen Einheit imponiert und sie mit den Friedenstönen, die es immer erklingen läßt, bezaubert. Es ist dies eine Thorheit, die ebenso groß ist, wie sie auf der andern Seite jener bekenntnislose Protestantismus begeht, der wohl laut gegen Rom protestiert, aber auch zugleich alle evangelischen Wahrheiten negiert. Wer seine Kraft in dem sucht, was er nicht glaubt, statt in dem, was er glaubt, der ist trotz seiner Proteste ein treuer Freund und Bundesgenosse Roms; denn er zersetzt und zerwühlt nur und macht dadurch den Boden fertig für die Saat, die Rom ausstreut, Rom, das es dem natürlichen Menschen so bequem macht, weil es jeden sittlichen und geistlichen Kampf erspart und in seiner unfehlbaren Kirche eine Garantie für die Rettung eines jeden bieten zu können vorgiebt. Das Alles wird aber immer schlimmer, je mehr der jesuitische Geist in der römischen Kirche zur Herrschaft gelangt; denn der Jesuitismus ist nicht bloß der Todfeind der evangelischen Kirche, er ist auch der schlimmste Feind der katholischen Kirche, deren Moral er zu vergiften droht!

Sie fragen: sollen wir uns denn vor den 12000 Jesuiten fürchten, die geschworen haben, unsre evangelische Kirche zu vernichten? Ich antworte: Nein, so lange nicht, als wir alle festhalten an dem einen Herrn und Heiland, der verheißen hat: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!"

12.

Protestantische Autoritäten im Dienste ultramontaner Polemik.

Von Dr. Karl Fey, Generalsekretär des Evangelischen Bundes in Halle a. S.

Als Karl Hase im Jahre 1862 zum erstenmal sein klassisches „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche" ausgehen ließ, gab er sich am Schluß seiner Vorrede der frohen Zuversicht hin, „daß dieses streitbare Handbuch zur rechten Zeit in Vergessenheit

kommen wird, wenn wieder ein Friedensbogen, und nicht aus den Nebeln der Gleichgiltigkeit gewebt, über die beiden Kirchen sich wölbt, in die nun einmal durch eine göttliche Schickung unser Volk verteilt ist, und es dennoch sich fühlt als ein einig Volk von Brüdern unter dem Paniere des Kreuzes in rechtem Gottesfrieden". Von dieser schönen Zukunft sind wir jetzt weiter entfernt als je. Wir werden noch lange Hase's Polemik als eine gute Waffe brauchen können. Ja, sie will uns bisweilen nicht einmal scharf genug erscheinen. In den letzten Jahrzehnten haben sich eben die konfessionellen Gegensätze bedeutend verschärft, namentlich infolge der gehässigen Kampfesweise der Jesuiten. Jeder, der einmal einen in weiteren Kreisen beachteten Vortrag über Luther und sein Werk gehalten, oder der zur Unterzeichnung der Antijesuitenpetition aufgefordert, oder der für den Evangelischen Bund geworben hat, hat es wohl schon erfahren müssen, in welcher maßlosen Weise ihn deshalb die ultramontane Presse angriff. Ueber ihre Kampfesweise ließe sich viel sagen: wie man den Streit mit Vorliebe auf das persönliche Gebiet spielt, wie man dem Gegner das Wort im Munde verdreht, wie man eine Behauptung aufstellt, einige Zeilen später diese Behauptung als erwiesene Thatsache behandelt und auf ihr wieder eine ebenso unbegründete Behauptung aufstellt, um dann um den so mühelos „vernichteten" Gegner einen Siegestanz aufzuführen, wie die Sprache möglichst pöbelhaft ist u. s. w. u. s. w. Wir wollen diesmal nur ein Lieblingskunststückchen der jesuitischen Polemik etwas näher ins Auge fassen, weil gerade dieses am ersten geeignet ist, auf mit dergleichen Praktiken noch Unbekannte einen verblüffenden Eindruck zu machen: **Protestanten, oft in ihrem Fach als Autoritäten bekannt, müssen für die römische Kirche und die ultramontanen Behauptungen gegen die Reformatoren und die Reformation zeugen!**

Divide et impera! lautete der oberste Grundsatz der Politiker des alten Rom, und diesem Grundsatze verdankten sie einen großen Teil ihrer Erfolge. Auch die Politik der römischen Kurie hat in dem „teil' und gebiete" ein „mächtig Wort" erkannt. Vor allem die päpstliche Leibgarde, die Jesuiten, versteht es meisterhaft, die Feinde gegeneinander auszuspielen. Besonders heute ist das Haeretici inter se discrepant (die Ketzer sind untereinander uneins) der Haupttrumpf und die Hauptwaffe der durch den Kadavergehorsam geeinten Kirche wider den so mannigfach zerrissenen und gespaltenen Protestantismus.

Schon nach Luthers Tode bot der immer heftiger entbrennende Haß zwischen Lutherischen und Reformierten den Römischen und besonders den Jesuiten einen willkommenen Anlaß, einen Keil zwischen ihre Feinde zu treiben und die dieses Streits überdrüssigen Protestanten für die in ihrem Lehrsystem so harmonische römische Kirche einzufangen. Die Protestanten in ihrer blinden Streitsucht merkten gar nicht die ihnen durch ihre Uneinigkeit erwachsende Gefahr. Ein Polycarp Leyser schrieb eine besondere Abhandlung: „Ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen soll, als mit und zu den Kalvinisten" und ein Hoë von Hoënegg

meinte: „Vom orientalischen Antichristen (dem Türken) sich losreißen und den occidentalischen (den Kalvinismus!) dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vorteil". Die warnenden Stimmen besonnener Vaterlandsfreunde, welche den großen Religionskrieg herannahen sahen, verhallten ungehört, und es ist bekannt, wie im dreißigjährigen Kriege das strenglutherische Sachsen mit dem fanatischen Ferdinand gegen den reformierten Kurfürsten von der Pfalz gemeinsame Sache machte. Selbst die großen Lehren dieses blutigen Krieges wurden zunächst nicht beherzigt. Welche Mühe hat es dem großen Kurfürsten gekostet, im Frieden zu Münster und Osnabrück die Gleichberechtigung der Reformierten mit den Lutheranern durchzusetzen. Immer wieder war das lutherische Sachsen bereit, sich mit den Papisten gegen die Kalvinisten zu verbünden. Erst das Jahrhundert der Aufklärung ließ die protestantischen Streittheologen mehr und mehr verstummen, und heute reichen sich Lutheraner und Reformierte fast allenthalben die Hände zu gemeinsamer Arbeit für das Gedeihen unsrer evangelischen Kirche. Das Andenken Gustav Adolfs haben Lutheraner und Reformierte mit gleicher Begeisterung gefeiert, und die Ultramontanen haben vergebens versucht, den Reformierten den lutherischen Gustav Adolf zu verleiden.

Spekulieren nun jetzt die Jesuiten vergeblich auf die Feindschaft zwischen Lutherischen und Reformierten, so können sie dafür einen andern Schachzug anwenden, indem sie gegen den Protestantismus Zeugnisse von Protestanten ausspielen. In der That müssen wir Protestanten ja auch einen Krieg mit zwei Fronten führen: nicht bloß des andringenden Ultramontanismus haben wir uns zu erwehren, sondern — und dies ist gerade am schmerzlichsten — auch des Unverstandes und Uebelwollens so mancher Namens- und Afterprotestanten, welche aus kindischem Uebermut oder auch um des „Geschäfts" willen sich zu Handlangern Roms hergeben. Ueber Luther, Kant und Schiller urteilen sie lieblos ab, ohne zu bedenken, wieviel sie diesen Männern für ihre geistige Freiheit und Bildung verdanken. Wenn solche Leute nur immer die äußerste Folgerung ihres Verhaltens zögen und in aller Form zur römischen Kirche überträten, welcher sie nach ihrem Gebahren und ihrer Gesinnung recht eigentlich angehören! Freilich den Interessen der römischen Kirche entspricht es mehr, im protestantischen Lager selbst solche Ueberläufer und Spione ihr eigen zu wissen. Ein protestantischer Hospitant des Centrums, ein welfischer „lutherischer" Pfarrer, der in der ultramontanen Presse Artikel zum Lobe der Erbfeinde des Luthertums, der Jesuiten, schreibt, können ihr mehr nützen unter der Firma „gläubiger Protestanten", als wenn sie wirklich und öffentlich den Weg nach Rom antreten. Mag aber immerhin bei solchen Partikularisten das Märchen von der Solidarität konservativer Interessen ihr eigentümliches Liebäugeln mit dem Centrum und der Bonner „Deutschen Reichszeitung" erklären, so scheint das bloße Reklamebedürfnis das Verhalten jenes Leipziger Musterprotestanten der „Germania" vollauf zu erklären, der den Gesang an Aegir in einen Gesang an Leo XIII. umdichtet und in dessen Besitz sich das Berliner Centrumsblatt neidlos mit der Tingel-

tangelzeitschrift Signor Saltarino's teilt, in welcher der Lobredner der Jesuiten pikante „Circusessays" schreibt, für die er in den Moraltheologien der Jesuiten Vorstudien gemacht haben könnte. Wohl lediglich das „Geschäftsinteresse" hat einen Protestanten wie den Hofrat Kürschner bewogen, in seiner Neubearbeitung des Piererschen Universallexikons die römische Ablaßlehre zur alleinigen Geltung zu bringen und auch sonst keine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, um den Ultramontanen eine Verbeugung zu machen. Und ebenso wird es die Rücksicht auf Gewinnung „katholischer Leser" gewesen sein, welche Dr. Kehrbach veranlaßte, in seinen Monumenta Germaniae paedagogica dem fanatischen Jesuiten Pachtler mit seinen Folianten über das jesuitische Schulwesen, in welchen die Erwähnung protestantischer Forscher planmäßig vermieden wird, einen so unverhältnismäßig großen Raum zu überweisen. Auch in der Presse wissen die Ultramontanen immer Redakteure zu finden, die, teils selbst Katholiken, teils mit dem Wesen der römischen Kirche völlig unbekannte Protestanten, ultramontane Kukukseier mit Inbrunst ausbrüten. Selbst die den Ultramontanen so verhaßten Generalanzeiger machen darin keine Ausnahme und ein „unparteiisches" Blatt, wie die „Deutsche Warte", hat, obwohl sie es nicht Wort haben will, mehr als einmal gezeigt, wie sie mit oder ohne ihren eignen Willen römische Interessen vertrat, indem sie den Wortlaut des Unfehlbarkeitsdogmas entstellte oder sich für die Aachener Reliquien begeisterte, um von anderm zu schweigen. Hier kann nur eine entschiedene Verwahrung der sicher bei weitem die Mehrzahl der vierzigtausend Abonnenten bildenden Protestanten helfen. Denn schließlich ist jede Zeitung doch ein Geschäftsunternehmen und verliert nicht gern Abonnenten.

Doch es giebt auch Zeitströmungen, welche für die Vorzüge des Protestantismus blind machen und dem Zauberer von Rom zu neuen Erfolgen verhelfen. Zu gewissen Zeiten ist eben der protestantische Sehnerv gestört. Wenn der Idealismus im Sinken begriffen ist und an die Stelle der Gesinnungstüchtigkeit bloße „Schneidigkeit" oder kalte Berechnung tritt, wenn Romantik und Reaktion, Furcht vor der Sozialdemokratie und Antisemitismus ins Kraut schießen, dann weiß Rom trefflich im Trüben zu fischen. Groß ist sein Einfluß auch an protestantischen Fürstenhöfen; der Papst, dessen Kirchenstaat und geistliche Oberhoheit nur durch jahrhundertlangen Lug und Trug erworben ist, spielt sich auf als ältester und legitimster aller europäischen Souveräne; die römische Kirche, in deren eigentlichen Machtgebieten (Frankreich und Belgien, Spanien und Italien) der revolutionäre Geist nie zur Ruhe kommt, behauptet, der einzige Helfer gegen die Sozialdemokraten und Anarchisten zu sein, welche doch erst bei den Jesuiten in die Schule gegangen sind. Der Antisemitismus aber, dem wir allerdings nicht alle Berechtigung aberkennen möchten, liefert in seinem Haß gegen das Judentum und gegen unsere Klassiker, z. B. einen Lessing, nur Waffen für die Ultramontanen. Ueber der jüdischen Gefahr ist er blind gegen alle andern Gefahren, auch die Jesuiten, auf welche Liebermann von Sonnenberg in Leipzig eigens eine Lobrede zu halten sich gedrungen fühlte. Ueberhaupt

müssen gerade die Extreme Rom dienen. Wie Dührings Herabsetzung der „Größen der modernen Litteratur" den ultramontanen Litterarhistorikern wie gerufen kommt, bietet ihnen andrerseits auch Düntzers übertriebener Goethekultus Anlaß zu Spott und Hohn.

Vor allem kommt die heute vielfach beliebte materialistische und rein ästhetische Geschichtsbetrachtung den Ultramontanen sehr gelegen. Ein Materialist wie Scherr, welcher trotz seines radikalen Polterns nie vergessen hat, daß er als Knabe bei der Messe ministrierte, stimmt in der Verurteilung Gustav Adolfs und in dem schließlichen Lobe der Jesuiten, sowie in dem Haß gegen Luther mit seiner Mutterkirche vollkommen überein. Hat er sich doch nicht gescheut, mit Behagen ein gefälschtes Lutherwort des Oefteren vorzubringen, wonach der Reformator als der Erfinder der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstand erscheint. An der betreffenden Stelle aber, die sich natürlich auch der Jesuit „Gottlieb" nicht entgehen lassen konnte, redet Luther gar nicht von der Unterordnung unter die Obrigkeit, sondern von der gläubigen Unterwerfung unter das Geheimnis der göttlichen Dreieinigkeit! Und daß eine Geschichtsanschauung, wie sie auch die sozialdemokratische „Wissenschaft" mit Vorliebe vertritt, die Ursache der Reformation sei nur ein Mönchsgezänk und aus dem Brotneid zwischen Augustinern und Dominikanern zu erklären, oder der dreißigjährige Krieg sei ein rein politischer, ist ganz nach ultramontanem Geschmack, ebenso wie jene Begeisterung für die unchristlichen, aber üppigen und kunstfreundlichen Päpste vor der Reformation, welche dann als Reif in der Frühlingsnacht verwünscht und bedauert wird. Wenn man für die anmutige Gattenmörderin Maria Stuart schwärmt, muß man natürlich einen Widerwillen gegen den ernsten Sittenprediger John Knox haben. Und mit der allerdings etwas gewagten Rettung einer Lukrezia Borgia geschieht schließlich auch der römischen Kirche ein Gefallen.

Jene sittliche Laxheit, wie sie sich Europäer besonders in fremden Erdteilen und unter unkultivierten Völkern gestatten, erklärt die so vielen abfälligen Urteile von Protestanten über protestantische Mission und ihre kritiklose Verherrlichung der Erfolge römischer Missionare. In recht dankenswerter Weise hat der Afrikareisende Zintgraff darauf hingewiesen, daß die römischen Missionare mit ihrem namentlich einflußreichen Protestanten gegenüber angewendeten Grundsatz „Leben und leben lassen" vielen Reisenden angenehmer sind als die evangelischen Missionare mit ihrer Sittenstrenge. Außerdem hat der Drill, mit welchem die römischen Missionare so überraschend schnelle scheinbare Erfolge erzielen, für bloß äußerliche Naturen mehr Bestechendes als die auf das Innere gerichtete mühsame Arbeit der evangelischen Missionare. Doch muß anerkannt werden, daß es auch unter den Afrikareisenden jetzt nicht mehr an solchen fehlt, welche die Leistungen der evangelischen Mission rückhaltlos anerkennen: wir nennen nur Baumann, von François und Zintgraff.

Natürlich wissen die Ultramontanen ihren protestantischen Helfershelfern keinen Dank, sondern behandeln dieselben bei passender Gelegenheit mit derselben Geringschätzung wie den Protestantismus überhaupt. Ein

Mann, der dringend einer „Rettung" bedürfte, ist Lessings bekannter Freund, der Berliner Buchhändler Nicolai. Schon Ranke hat gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß Mirabeau mit Gedanken des in Berlin als hinter seiner Zeit zurückgeblieben betrachteten Nicolai in Paris großen Erfolg hatte. Aber heute gilt er dank Goethes Worten „er schnobert Jesuiten" als Jesuitenriecher und lächerliche Person. Die scharfe Beobachtung der römischen Kirche, wie sie Nicolai in seiner „Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781" zeigt, ist bewundernswert, und Goethe ist schließlich auch nicht von dem Geschick verschont geblieben, von dem Jesuiten Baumgartner, welcher dabei freilich wieder an den Protestanten Wolfgang Menzel anknüpfte, in der empörendsten Weise behandelt zu werden. Und Friedrich der Große, welcher von den Ultramontanen, wenn es ihnen geraten scheint, als der hochherzige Beschützer der Jesuiten gepriesen wird, wird gerade von der „Gesellschaft Jesu" am meisten angefeindet.

Ueberhaupt können die Ultramontanen die protestantische Gerechtigkeit nicht begreifen. Als Joh. Voigt in seiner Geschichte Gregors VII. den Hildebrand nicht mehr als einen bloßen „Höllenbrand" schilderte, als Ranke seine Geschichte der Päpste schrieb, hielt man beide für die römische Kirche reif, und Bischöfe luden sie ein überzutreten. Bei den Römischen hat eben „das Dogma die Geschichte überwunden"; daß die Reformation eine „Pest" ist, muß jedem römischen Forscher von vornherein feststehen. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß im Gegensatz zu solchem Kadavergehorsam und zu solcher Preisgabe der eignen bessern Erkenntnis, welche die Zierde jedes ultramontanen Gelehrten sind, bei den Protestanten oft eine zu weit gehende Gerechtigkeit sich zeigt, welche im Bestreben, der römischen Kirche gerecht zu werden, dem eignen Bekenntnis gegenüber ungerecht wird. Jene echt deutsche Unart, alles Fremde maßlos zu bewundern und dabei vaterländisches Wesen herabzusetzen, zeigt sich auch in der oft so kritiklosen Bewunderung, welche namentlich mit der römischen Kirche völlig unbekannte Ostelbier den Einrichtungen und dem öffentlichen Auftreten der „Schwesterkirche" zollen. Auch wiegt man sich seitens der Protestanten oft in einer falschen Sicherheit Rom gegenüber oder unterschätzt die Macht der evangelischen Kirche, weil dieselbe nicht in dem Prunk einer stattlichen Priesterschaft oder in einer festgeschlossenen Partei, wie dem Centrum, im öffentlichen Leben auffallend in Erscheinung tritt.

Da es in der römischen Kirche „Ordre parieren" heißt und ein echter Ultramontaner sich nicht einfallen lassen darf, anders zu sagen und zu schreiben, als die Jesuiten lehren, welche selbst die angesehensten Forscher rücksichtslos maßregeln, so glauben die Ultramontanen Eindruck zu machen, wenn sie ihre Behauptungen mit dem Zusatze „selbst ein Protestant sagt" ins Feld führen können. Als ob nicht das gerade das köstliche Vorrecht des Protestantismus wäre, Alles zu prüfen und nur das Gute zu behalten! Für uns Protestanten ist schließlich selbst Luther keine unumstößliche Autorität; wo er geirrt hat, und er selbst hat sich keineswegs als unfehlbar ausgegeben, gestehen wir es offen zu, z. B. in dem unglücklichen Ehehandel

Philipps von Hessen. Wir nehmen aber das Recht in Anspruch, die von der „Germania" oder von „Gottlieb", oder den drei Geschichtsleugnern präsentierten „Protestanten" erst einmal auf ihre Beschaffenheit näher anzusehen und zu prüfen, wie sich diese oder jene abfällige Aeußerung über protestantische Dinge aus ihrer vielleicht irrigen Anschauung erklärt und ob sie nicht, was sehr oft der Fall ist, erst künstlich zurechtgemacht ist, so daß der Betreffende vielleicht gerade das Gegenteil von dem sagen will, was ihm die Ultramontanen in den Mund legen. So müssen besonders Luthers Aussprüche dies Schicksal über sich ergehen lassen, in ihr Gegenteil verdreht zu werden, wie denn die ultramontane Polemik kein größres Vergnügen kennt, als Luther gegen sich selbst zeugen zu lassen. Das ganze Kunststück besteht einfach darin, daß man Aeußerungen des werdenden Reformators mit solchen des alten Luther unterschiedlos zusammenwirft und die Entwicklung, welche dieser wie jeder andre normale Mensch, wenn er nicht gerade Ultramontaner ist, durchgemacht hat, einfach unbeachtet läßt.

Jedenfalls wird es immer geraten sein, solche protestantische Zeugnisse noch in ihrem eigentlichen Zusammenhange nachzuprüfen, denn bei der ultramontanen Polemik heiligt der Zweck gar sehr das Mittel. Die gewaltsame Beweisführung durch aus dem Zusammenhang gerissene Stellen, durch Auslassungen und Verdrehungen, welche man seitens der Ultramontanen den Protestanten so schnell vorwirft, findet gerade bei den Jesuiten recht eigentliche Anwendung. Einem Jesuiten dürfte es in der That ein Leichtes sein, nachzuweisen, daß Jesus gelehrt hat, man solle sich erhängen, weil es Matth. 27,5 heißt: „Judas ging hin und erhängte sich, "und Luc. 10, 37: und Jesus sprach: „gehe hin und thue desgleichen." Einem Jesuiten wäre es auch eine Kleinigkeit, aus Schillers Gedichten zu beweisen, daß der große Dichter zum Diebstahl auffordert, nämlich in den Versen:

„Glücklich, wer nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Und wer's nie gekonnt, der stehle" —.

Ganze Sammlungen von so zurechtgemachten protestantischen Aussprüchen findet man in „Gottliebs Briefen aus Hamburg" in den „Geschichtslügen", in Knies „Geistesblitzen", in Janssens „Geschichte des deutschen Volkes". Der ultramontane Redakteur braucht nur in den bereits von Polemikern früherer Jahrhunderte aufgespeicherten Vorrat hineinzugreifen, um sich vor Unwissenden den Ruf eines Wohlunterrichteten zu geben und den Gegner, namentlich wenn er in dergleichen Dingen noch unbewandert ist, zu blenden. Besonders stattlich nimmt es sich vollends aus, wenn in den Spalten eines ultramontanen Winkelblattes gleich drei, vier oder mehr Lutherausgaben citiert werden. Natürlich hat der betreffende Artikelschreiber nie ein Ausgabe von Luther gesehen, er schreibt nur seinen Janssen und Gottlieb ab, wie diese bereits ihren Pistorius, Cochläus und Weislinger, einschließlich der Druckfehler, abgeschrieben haben.

Alle Gebiete der Wissenschaft, größere Werke und leichte Broschüren, Zeitungen und Zeitschriften werden, namentlich von den Jesuiten, durchforscht, und alles, was sich irgendwie zur Herabsetzung des Protestantismus und der neuern Wissenschaft verwerten läßt, wird sorgfältig zusammengetragen. Die einander bekämpfenden philosophischen Richtungen, die Schriften für und wider Darwin, die Ueberschätzung und die Unterschätzung unsrer Klassiker müssen den Zielen der ultramontanen Wissenschaft dienen. Welt- und Litteraturgeschichte, Philosophie und Naturforschung, Erziehungslehre und Rechtswissenschaft, vor allem auch die oft recht leichtgeschürzten und unbesonnenen Urteile in den Zeitschriften und Tagesblättern werden gebucht und im rechten Augenblicke triumphierend vermerkt. Und nur die wenigsten unter unsern Schriftstellern und Gelehrten haben eine Ahnung von dem großen Eroberungsplane des Jesuitismus und der Zähigkeit, mit welcher derselbe zu verwirklichen gesucht wird.

Besonders in der Geschichtsschreibung sieht sich Rom nach Bundesgenossen um, und es hat in der That auch dort einige gefunden. Das Jahrhundert der Aufklärung hatte einen Abscheu vor dem finstern Mittelalter. Alle Priester galten ihm als Heuchler und Betrüger, die Begeisterung der Kreuzzüge als eine kindische Thorheit. Der berühmte Ludwig Timotheus Spittler machte den ersten Versuch, mit dieser Einseitigkeit zu brechen. Aber sein Auftreten war doch mehr das eines Advokaten, als daß es aus innerer Ueberzeugung hervorging, und in seinen spätern Jahren kehrte er zu einer scharfen Stellungnahme gegen Rom zurück. Viel bedeutendere Zugeständnisse an die römische Kirche machte Joh. v. Müller in seinen „Reisen der Päpste", von denen er übrigens selbst zugab, daß bei ihrer Abfassung die Aussicht auf eine Anstellung am päpstlichen Hofe nach der Art Winkelmanns einigen Einfluß gehabt hat. An Joh. v. Müller knüpft Leopold v. Ranke in seinem berühmten Werke „Die römischen Päpste" an, welches bei unverfälschten Naturen wie einem Gustav Freytag geradezu Entrüstung hervorrief. Rankes Grundmangel ist die ausschließlich politische Wertung der religiösen Faktoren. Die diplomatische Feinheit und vornehme Gewandtheit der römischen Monsignori hatte es ihm angethan, sodaß er darüber die Greuel der Bartholomäusnacht und andere Ausbrüche des römisch-jesuitischen Fanatismus ganz übersah. Ranke hielt das Papsttum noch im Jahre 1834 für eine sinkende Macht, vor der wir uns „nur allzugut gesichert fühlen!" Leider huldigte die preußische Diplomatie demselben Irrtum, und hat sich so zu mancherlei Zugeständnissen an das Papsttum verleiten lassen, welche dessen Sieg im Kulturkampfe herbeiführten.

Wie Ranke die meisterhafte Politik des päpstlichen Hofes berauschte, so giebt es eine andre Reihe protestantischer Geschichtsschreiber, welche zum Teil (Gfrörer, Hurter, Onno Klopp) später zur römischen Kirche übertraten, und welche im Hause Habsburg die eigentlich deutsche Vormacht, in den Protestanten Empörer gegen Kaiser und Reich, in Gustav Adolf einen fremden Eroberer sahen. Diese Gleichstellung von „deutsch" und „habsburgisch" ist jetzt wohl allgemein aufgegeben. Der Historiker Heinrich Leo, welchen die Ultramontanen so gern ins Feld führen, ist heute als Historiker schon fast vergessen und wird nur noch wegen seiner originellen

Aeußerungen dann und wann erwähnt. Die für die Ultramontanen so wohlthuende Aufstellung eines neueren Historikers, daß Gustav Adolf nur aus politischen Gründen in den deutschen Krieg eingegriffen hat, ist keineswegs unwidersprochen geblieben und wird in ihrer Schroffheit wohl von niemand mehr geteilt. Im allgemeinen haben doch die Ultramontanen an den Geschichtsforschern der Gegenwart wenig Freude.

Die Rüstung, mit welcher der Ultramontanismus gegen uns kämpft, ist aus allerlei protestantischen Flicken und Stücken zusammengesetzt. Ebenso hat ja auch die ultramontane Partei die Errungenschaften des von ihr bitter gehaßten Liberalismus, wie die Preßfreiheit und den Parlamentarismus, sich trefflich zu eigen gemacht. Die Waffen, denen Rom seine meiste Kraft verdankt, sind uns entlehnt. Protestanten haben sie geschmiedet. Deshalb sei auch an unsere Gelehrten die bescheidene Bitte gerichtet, bei ihren Aeußerungen doch mehr Rücksicht auf die Reformatoren und die Reformation zu nehmen, welche ihnen erst die volle Freiheit des Forschens gebracht hat. So oft aber die ultramontane Presse den Trumpf ausspielen will, „selbst ein Protestant sagt", dann fragen wir uns erstens: „was das für ein Protestant ist, der das sagt" und zweitens: „wie er es sagt", und drittens, wenn es wirklich ein achtenswerter Protestant war, wenn die ultramontane Presse ihm wirklich die Worte im Munde nicht verdreht hat, dann ist uns schließlich das Wort eines einzelnen Protestanten auch noch kein Evangelium. Wir haben nur ein Evangelium, nämlich die heilige Schrift, und diese, sowie die seligen Erfahrungen unsers eignen Herzens, bezeugen uns, daß die Reformation ein Gotteswerk ist und Luther ein Mann von Gott gesandt!

13.

Die ultramontane Presse und Litteratur.

Ein Streifzug von Pfarrer Lic. Weber in M.-Gladbach.

Rom ist vor allem Weltmacht, d. h. ein Kirchenstaat oder Kirchenwesen, welches die diesseitige Welt sich unterwerfen möchte. So muß es denn auch mit allen Mitteln dieser Welt wirken, um sich die Geister und Herzen der Menschen unterthänig zu machen. Dazu gehört aber vor allem auch die Presse, diese siebente Großmacht, und die Litteratur, diese Beeinflussung des Geistes- und Gemütslebens. Ein kurzer Streifzug in diese beiden ultramontanen Rüstkammern soll es sein, den ich in Folgendem unternehme. Ich werde mich bemühen, gerecht zu sein und auch beim Gegner das Gute anzuerkennen, zumal ich in vielen sozialen und sittlichen Fragen eher mit maßvollen Katholiken zusammenstimme, als mit den meisten Namen-Protestanten, deren religiöse Lauheit, sittliche Laxheit und kapitalistische Engherzigkeit das Unglück unsrer Kirche sind.

Zunächst ein Wort über die katholische Presse und zwar zuerst ihre Geschichte. Die „Historisch-politischen Blätter" Jörgs waren die erste angesehene Vertretung des Ultramontanismus in der Presse. In ihnen rollt, wie Hase treffend sagt, noch etwas von den Donnern des alten Görres fort. War doch Görres es gewesen, der Ende der dreißiger Jahre im Kampfe des preußischen Staates gegen den Erzbischof Droste als freiwilliger Sachwalter des Letzteren im alten Groll gegen Preußen den Partikularismus und den Beamtenstaat in seinem „Athanasius" angefallen hatte, er, der die poetische und philosophische Richtung des modernen Katholizismus mit urkräftigem Geiste einigend, aber wenig bekümmert um geschichtliche Wahrheit, nach seiner revolutionären Sturmzeit und nach seinem patriotischen Prophetentum die Geister des Mittelalters heraufbeschworen hatte. Aber neben den „Historisch-politischen Blättern" stand doch das Verlangen der Katholiken seit Ende der vierziger Jahre besonders nach einer großen selbständigen politischen Tageszeitung, um alltäglich die katholischen Gesichtspunkte für alle Ereignisse des Volkslebens geltend zu machen und die katholischen Lebensanschauungen in die Massen zu tragen. Konnte doch Ketteler in seiner Schrift: „Freiheit, Auktorität und Kirche" sagen: „Die katholische Kirche ist förmlich von der herrschenden Richtung in der Tagespresse in Acht und Aberacht erklärt. Von katholischen Unternehmungen redet diese Presse nicht mehr; ein Unrecht gegen Katholiken scheint sie nicht zu kennen; von der katholischen Kirche nimmt sie meist nur dann Notiz, wenn irgend ein Skandal zu berichten ist". Und die Schrift: „Die katholische Presse Deutschlands", Freiburg 1861, sagte: „Seit zwölf Jahren erschallt auf allen katholischen Generalversammlungen Deutschlands nur eine Stimme: geben wir unsrer Presse eine imponierende Stellung. Die Gewalt der Rede und die Pracht der Sprache wirkt mit alles überwindendem Zauber; wer das Wort handhabt, handhabt das Hohepriestertum der Menschheit!" !! Die „Kölner Volkshalle" (1848—55) wurde durch das Ministerium Manteuffel zu Tode gemaßregelt, ihr Phönix im Frankfurter „Deutschland" (1856—58) verfiel an Finanznöten und Uneinigkeit einem raschen, bösen Tode, aber in den „Kölnischen Volksblättern" lebte sie wieder auf und vertritt jetzt als „Kölnische Volkszeitung" einsichtig und gemessen die katholischen Interessen. Die alte „Augsburger Postzeitung" wurde von ihren eignen Gesinnungsgenossen für gar zu altmodisch und langweilig geächtet. So kam denn noch 1861 aus dem Centrum des deutschen Katholizismus (Hist.-polit. Blätter 1861, Heft 6, S. 545) das bemerkenswerte Geständnis: „Wir haben weder aktiv noch passiv die Leute, um große Zeitungen aufrecht zu erhalten, weder die Schreiber noch die Leser". Fast auf jeder katholischen Generalversammlung seit 1865 wurde die Gründung katholischer Preßbureaus beschlossen, die aus den Beiträgen des Adels, des hohen Klerus und bemittelter Laien erhalten werden sollten. Treuer Bemühung gelang es allmählich doch, eine große Anzahl kleiner katholischer Blätter zu erlangen, welche in ihrer Menge und Einheitlichkeit eine Macht übten, indem sie von gewissen Preßbureaus ihren Inhalt durch „Waschzettel"

empfingen. Ihnen schreitet mit dem katholischen Banner seit 1871 die „Germania“ voran, deren Deutschtum freilich eine eigenartige Majunkesche Färbung hat und die alles zusammenfaßt, was von Seiten des Vatikans gegen moderne Bildung und deutsche Gesinnung ankämpft. Unermüdlich sind Klerus und Laienwelt in der Propaganda für diese Blätter gewesen. Wenn die „katholische Presse Deutschlands“ 1861 sagte: „Um das Abonnement bei allen katholischen Blättern zu heben, soll der Klerus seine volle Thätigkeit einsetzen“, so hat der Klerus dies Wort wahr gemacht, und ebenso die Laienwelt das Wort Hülskamps: „Wir müssen regsamer sein in der Verbreitung der Blätter. Nicht bloß im Haus, im Kasino, in der Gesellschaft sollen wir Propaganda für unsre Blätter machen, wir dürfen in keinen Wartesaal, in kein Dampfboot treten, ohne nach einem katholischen Blatte zu fragen, und wo keins vorhanden, durch Augen und Zunge unsre Verwunderung kundzuthun“. Einen besondern Aufschwung nahm die katholische Presse dann in der Kulturkampfzeit. Es war, wie Hase treffend sagt, „der Kampf des modernen Staates gegen die mittelalterliche Kirche in ihrer jesuitischen Wiedergeburt, wie er schon mehrmals auch in katholischen Landen hervorgebrochen zur Entscheidung drängt“. „Zwar im Erfolg eine mächtige, obwohl nicht durchaus religiöse Aufregung des katholischen Volksteils, ist es doch auch eine Verkümmerung seines kirchlichen Lebens geworden, die nur als ein vorübergehender Kriegsstand in einem Kulturvolk gedacht werden kann. Keine Gefahr, daß durch die Verbitterung selbst eines Dritteils der Bevölkerung Deutschland in Kriegsnot nicht wieder einig zusammenstehen würde: aber es ist die tragische Unbefriedigung alles Irdischen, daß unser Volk, großer Siege froh, lange Verlorenes und der Heimat Entfremdetes zurücknehmend, in alter Kraft und Herrlichkeit sich zusammen fassend, sofort durch den unnatürlichen Riß des Kirchenstreits wieder geistig zerspalten wurde.“

Wenden wir nun einen Blick auf den gegenwärtigen Bestand der katholischen Presse, zunächst auf ihre allgemeine Beschaffenheit. Die ultramontane Presse zeichnet sich, das muß man ihr lassen, durch eine doppelte Eigenschaft vor der antiultramontanen aus: durch ihre Einheitlichkeit, die in ihrem religiösen Eifer, ihrem kirchlichen Fanatismus liegt, und ihre Weltgewandtheit, die unter dem einseitigen religiösen und kirchlichen Gesichtspunkt wirklich alle Dinge dieser Welt zu beleuchten und zu beurteilen weiß. Vor mir liegen die letzten Nummern der Kölnischen Volkszeitung. Es ist die Zeit der Reichstagsverhandlungen, wo viele Spalten der Zeitungen durch jene völlig mit Beschlag belegt werden. Was bringt aber die Kölnische Volkszeitung doch noch nebenher? Eine in ihrer Art meisterhafte Zusammenstellung über „Festgeschenk-Litteratur“, „Ein Kampf um das Wahlrecht“, „Zum Jesuiten-Gesetz“, „Wochen-Rundschau“, „Die jüngsten Vorgänge im Rheinischen Bauernverein“, „Das bürgerliche Gesetzbuch“, „Getreide-Transitlager“, „Vom deutschen Theater in Berlin“, „Das moderne China und seine Bedeutung für Deutschland“, „Württembergisches“, „Ueber den neuen Minister des Innern“, „Die Niederlage der Italiener“, „Sonntagsruhe in der Kaserne“, „Die Beklemmungen der Türkei“, „Verluste des Katholizismus im Osten“, „Gemütliches“ von der Parität“, „Köller-Krisis und was damit zusammenhängt“, „Der Entwurf eines Gesetzes wider den unlautern Wettbewerb“, „Der neue Zuckersteuer-Gesetzentwurf“, „Selbsthülfe der Bauern“, „Käufe des Proviant-Amts“, „Wöchentlicher Gartenbaukalender“, „Religiöse Einigungsbestrebungen“, „Das Beichtsiegel“. Das alles in den Nummern einer Woche. An Mannigfaltigkeit und Interessantheit wie andrerseits an Einheitlichkeit überragt dies bedeutendste Blatt des Centrums die meisten seiner Gegner um ein Bedeutendes. Hören wir, wie es sich über die eignen kirchlichen Angelegenheiten ausspricht!

Ueber die Verluste des Katholizismus im Osten schreibt es: „Nach Angaben von protestantisch-kirchlichen Behörden fanden im Jahre 1894 in Schlesien bürgerliche Eheschließungen von rein evangelischen Paaren und Paaren gemischter Konfession 18311 statt, und zwar 13322 rein evangelischer und 4989 gemischter Paare. Evangelisch getraut wurden 15770 Paare, und zwar 13030 rein evangelische und 2740 gemischte Paare. Es ist demnach von den 4989 Mischehen mehr als die Hälfte protestantisch eingesegnet. Da nun jedenfalls auch, besonders in Breslau selbst, ein nicht unerheblicher Prozentsatz der standesamtlich Verbundenen auf die kirchliche Trauung verzichtet haben wird, so erhellt hieraus, daß die katholische Kirche ein erheblicher Verlust trifft. Die Zahl der katholisch getrauten Mischehen muß bedeutend unter 50% bleiben. Auf die ganze Diözese Breslau (bezw. den preußischen Anteil derselben) muß sich die Rechnung noch viel ungünstiger stellen. Denn hier fällt Berlin mit seinen 200000 Katholiken ins Gewicht, wo weitaus die meisten verheirateten Katholiken in Mischehen leben, von denen nur ein kleiner Teil katholisch getraut ist. Die Frage nach der Ursache dieser ungünstigen Verhältnisse verdient untersucht zu werden, und es wäre falsch, allein die Großstadt dafür verantwortlich zu machen. Vielfach trägt auch die unter den Katholiken herrschende Unkenntnis ihrer Religion die Schuld. Die aus Oberschlesien stammende Frau eines wohlhabenden protestantischen Zimmermeisters, einer guten kleinbürgerlichen Familie entsprossen, wurde gefragt, ob sie ihre beiden Kinder nicht taufen lassen wolle. Sie erwiderte, auch ihr Mann habe sie daran erinnert und ihr freigestellt, in welcher Konfession sie dieselben taufen lassen wolle. Allein sie glaube doch, ihrem Manne Freude zu machen, wenn sie dieselben zu Weihnachten evangelisch taufen lasse, das sei ja alles ganz egal. Auf die weitere Frage, ob sie sich denn aus ihrem Glauben nicht viel mache, erwiderte sie: o ja, sie sei eine sehr eifrige Katholikin, sie lasse sich immer Lichter weihen, die sie vor einer Muttergottes-Statue anzünde. Zur Kirche gehe sie auch. Beides erwies sich als richtig, trotzdem hat die Frau thatsächlich ohne jede Nötigung ihre Kinder evangelisch taufen lassen. Noch drastischer liegt ein Fall bei einer ebenfalls aus Schlesien stammenden Frau, deren Zimmer fast den Eindruck eines Kramladens von Devotionalien macht. Besonders fällt die große Zahl geweihter Rosenkränze auf. Diese Frau hat einen orthodox gerichteten protestantischen Mann, mit dem sie allsonntäglich die prote-

stantische St. M—kirche besucht. Ihre fünf Kinder werden alle protestantisch erzogen. Sie betet zu Hause aus katholischen Gebetbüchern und glaubt ebenfalls, eine „gute Katholikin" zu sein. Der Schreiber dieser Zeilen muß sich versagen, auf die Gründe dieses so oft hervortretenden Mangels an religiösen Kenntnissen näher einzugehen. Zum Teil wirkt im Osten jedenfalls die Sprachenfrage sehr zu unsern Ungunsten. Die meisten Katholiken im Osten sind polnischer Zunge und Abstammung. Den Schulunterricht erhalten sie in einer ihnen unverständlichen Sprache, und wer das pädagogisch unrichtig findet, macht sich der Reichsfeindschaft verdächtig. So bleiben die religiösen Kenntnisse wie die ganze allgemeine Bildung auf einem sehr niedrigen Niveau. Nur dadurch kann man sich zu erklären versuchen, daß eine katholische Frau recht zu handeln glaubt, wenn sie ihre Kinder protestantisch taufen läßt, falls sie nur durch den Besitz geweihter Kerzen sich als fromme Katholikin bewährt oder legitimiert. Wir würden diese Fälle aus dem Leben nicht besprochen haben, am wenigsten an dieser Stelle, wenn sie als Kuriositäten, als die Launen weiblicher Sonderlinge sich darstellten. Das ist aber leider nicht so, das Schlimme ist, daß sie für eine größere Zahl von Katholiken aus den weniger gebildeten Ständen fast typisch erscheinen. Damit soll nicht gesagt sein, daß das überall so kraß hervorzutreten braucht. Wir sehen aber oft ein übertriebenes Hängen an äußern Formen, das den Geist der Religion erstickt. (!) Eine Bürgschaft für die Bewahrung des Glaubens wird ja, wie Figura zeigt, dadurch doch nicht geleistet. Es ist eine Thatsache, daß man hier oft Jungfrauen und Jünglinge polnischer Abstammung trifft, die in den von ihnen besuchten deutschen Schulen so gut wie nichts gelernt haben, weder Religion noch irgend etwas anderes. Nun ist es klar, daß diesen Personen die Formen katholischen Gottesdienstes im Gedächtnisse geblieben sind: Rosenkränze, geweihte Kerzen ꝛc., alles, was sie besehen und befühlen konnten, das kennen sie. Und wenn sie sich ein Zimmer einrichten, darf auch das Kruzifix und Muttergottesbild nicht fehlen. Hiermit sind aber oft in vielen Fällen ihre religiösen Kenntnisse und — Bedürfnisse schon erschöpft, und so was nennt sich dann „katholisch". Eine Besserung thut hier dringend not."

Wie stellt sich nun aber die katholische Presse zu ihren Gegnern und welche hält sie für ihre Hauptgegner? In der „Katholischen Presse Deutschlands" 1861 wurden als Hauptvertreter der feindlichen Presse genannt: „Litteraturjuden, die mit Ideen schachern, Freimaurer als ecclesia diaboli (Gemeinde des Teufels), Gothaner (Nationalliberale) und christusfeindliche Professoren." „Das Professorentum an den deutschen Universitäten steht der Kirche zu neun Zehnteilen feindlich gegenüber. Sie halten viel auf hohen Sold und gemütliche Weltverdauung. Sie verderben unser deutsches Volk und wollen die Menschheit in die alte Finsternis zurückstoßen." In demselben Sinn nannte der bekannte Domkapitular Moufang auf der Generalversammlung zu Aachen Schlosser und Sybel „Geschichtsfabrikanten", was auch, wenn man gar nicht die liberalen Anschauungen dieser Männer teilt, doch ein viel zu scharfes Urteil ist, nannte weiter

die Gegner der katholischen Presse „einfache Krakehler und Schwindler", was denn doch eine ungeheure Anmaßung in sich schließt.

Ueber den Einfluß der Centrumspresse auf das Volk schreibt G. v. Petersdorff, ein entschieden konservativer Mann: „Im allgemeinen ist der Einfluß der Centrumspresse wenig segensreich, insbesondere weil die nationalen Regungen, die bei einem Teil der katholischen Bevölkerung in hohem Maße zu finden sind, in der Parteipresse mit bewundernswerter Geschicklichkeit niedergehalten werden. Am stärksten sind die nationalen Impulse in Schlesien. Soziales Verständnis besitzt die Centrumspresse dagegen mehr. Der Moral wird nicht Hohn gesprochen wie in der liberalen Presse und das Geschäftsprinzip tritt hier ziemlich in den Hintergrund."

Einen ungeheuern Vorsprung hat bei den Massen des Volks die Centrumspresse gegenüber den meisten mittelparteilichen Blättern: sie tritt entschieden für die Sozialreform auf allen Gebieten ein. Das muß man auch beim Feinde ehren, und darin sollte man auch vom Feinde lernen.

Neben der Centrumspresse steht die katholische Broschürenlitteratur. Auch sie, und sie noch einseitiger als die Presse, kämpft verzweifelt den Kampf gegen den Geist der modernen Zeit in den eignen Reihen und gegen den Protestantismus. Auf den ganzen liberalen Katholizismus, wie er nicht bloß mit Döllingers und Froschhammers Philosophie und Geschichtskenntnis, sondern auch mit einem freisinnig verwalteten Staat und mit dem Rechte der Völker zusammenhängt, haben ein Gregor XVI. und Pius IX. ihren Fluch gelegt. So muß denn alles verfolgt werden, was irgendwie nach Freisinn, nach eignem Nachdenken und Forschen aussieht. Der Geist der katholischen Broschürenlitteratur kann kein andrer sein als der in Encyklika und Syllabus vom 5. Dezember 1864 gegebene: „Die katholische Religion als allein berechtigte Staatsreligion, vollkommene Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, in Kollisionsfällen das Vorrecht ihrer Gesetze, die Zwangsgewalt der Kirche und ihre Herrschaft über Wissenschaft, Litteratur und Schulen aller Art, Verdammtsein endlich des Irrtums, daß der Papst sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und der neuen Civilisation versöhnen könne und solle." Dieses Verzeichnis von 50 Irrtümern der Zeit ist im Profoßhaus der Jesuiten zusammengestellt, und die schwarze Garde des Papstes hat denn auch in erster Linie jene Anschauungen verfochten. Wir nennen von berühmten katholischen Broschürenschreibern und ihren Schriften: Louis Veuillot, Le parfum de Rome 1862 und anderes, N. Wisemann, Rom und der katholische Episkopat, Köln 1872, Clemens Schrader, Der Papst und die modernen Ideen, Wien 1865, Moufang, Rom und der katholische Glaube 1862, Flor. Rieß, Die Encyklika Pius IX. Freiburg 1866, J. V. Görres, Die Wallfahrt von Trier, Regensburg 1845 und Bischof Korum, Ueber die neueste Wallfahrt, Thissen, Janssen und Haffner, die seit 1845 nach dem Muster des belgischen Broschürenvereins jährlich zehn volksmäßige Schriften als „Frankfurter Komitee" herausgaben, und aus neuester Zeit (regelmäßig vom

1. Januar 1891 ab) die „Katholischen Flugschriften zur Wehr und Lehr", die am 1. und 15. jedes Monats regelmäßig im Verlag der Germania erscheinen und halbjährig (12 Nummern, zum Preise von 1,25 Mk.) durch die Post zu beziehen sind. In Nr. 1 dieser Flugschriften wird ein „Offener Brief an das hessische Oberkonsistorium zu Darmstadt" wiedergegeben, das sich gegen das Mainzer Journal und seine Verunglimpfung von Luthers Stellung zur Ehe gewandt hatte. Diese Verunglimpfung wird aufrecht erhalten. Nr. 2 behandelt den „Offenen Brief des Evangelischen Bundes an die katholischen Bischöfe" und macht zum Schluß den Vorschlag, statt „Evangelischer Bund" „Krakehlischer Bund" zu sagen. Nr. 3 heißt: „Das Christusbild im St. Petersdom" und sucht die Behauptung zu widerlegen, daß in der St. Peterskirche zu Rom nur eine Darstellung Christi sei, nämlich das Bild des toten Christus auf dem Schoße seiner Mutter. Nr. 4 betitelt sich: „Die Segnungen der Reformation" und sucht in der bekannten Art nachzuweisen, daß die religiösen und sittlichen Zustände Deutschlands durch die Reformation nicht besser, sondern schlechter geworden seien. Nr. 5 „Rom und die soziale Frage" giebt eine Polemik zwischen Dr. Brüll und mir, sowie Professor Tschackert und Dr. Uhlhorn. In Nr. 6 wird „Luthers Freiheit eines Christenmenschen" behandelt und gründlich falsch verstanden und mißdeutet, wie nicht anders zu erwarten war. Nr. 7 behandelt Ignatius und Luther, um der protestantischen „Freiheit" gegenüber die katholische an dem Stifter des Jesuitenordens nachzuweisen. „Der Katholik fügt sich willig in die Bande, welche ihm Gottes Oberherrschaft und Gottes Liebe im Evangelium anlegt." Thun wir Protestanten das etwa nicht? „Gern erträgt er den Druck der göttlichen Gebote und des von Christus(?) eingesetzten Kirchenregiments. Er erblickt darin ein süßes Joch und eine leichte Bürde." Von „Druck" der göttlichen Gebote weiß der evangelische Christ nichts, weil er mit Johannes sagt: „Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer." Aber den „Druck" eines nicht von Christo eingesetzten Kirchenregiments will der Protestant sich nicht aufladen lassen, weil er Pauli Mahnung beherzigt: „Werdet nicht der Menschen Knechte!" und weil er durch den Herrn Jesus sich die Quelle eigenen freien sittlichen Erkennens hat aufschließen lassen, sodaß auch sein sittlicher Gehorsam ein freier ist. Joh. 8, 32. 44. 7, 38f. 15, 15. Treffend sagt Kögel zu ersterer Stelle: „Verstündet ihr unter Reformation einen Umsturz aller Autorität — gröber könntet ihr nicht irren. Luther bezeugt mit Paulus: Wie? heben wir denn das Gesetz auf? Das sei ferne, sondern wir richten es auf. Römer 3, 31. Versteht ihr unter der Reformation Rückkehr zu Jesu Wort, vorbei an Konzilien und Kardinälen, an Massenversammlungen und einzelnen Tyrannen — versteht ihr darunter den Gehorsam des Glaubens, so habt ihr das Rechte getroffen." „Die evangelische Kirche versteht unter Befreiung des Gewissens die Annahme des Evangeliums, die Erlösung in der Zusage: sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben, dein Glaube hat dir geholfen! So wichtig dem Staat die durch den Protestantismus zur

Pflicht gewordene, öffentlich anerkannte Gewissensfreiheit ist, so unentbehrlich ist der Kirche die Gebundenheit durch Wahrheit, die Befreiung durch Erlösung, das Wort Jesu Christi als Mittel der Begnadigung." Nr. 8 der Flugschriften behandelt „Sozialdemokraten und Jesuiten." Ein Wort Hermann von Mallinckrodts aus der Kulturkampfzeit und ein Wort des Reichsboten aus dem Februar 1891 bilden die Mottos. Dann wird behandelt: I. Die Sozialdemokratie und ihr Recht. II. Die Ungerechtigkeit des Jesuitengesetzes. Zu I. wird behauptet, daß die Sozialdemokratie mit den letzten sozialistischen und politischen Zielen ihres Programms Recht habe, „wenn ihre Grundlage, welche sie der ungläubigen Wissenschaft entnommen, berechtigt ist". Da wird denn die ungläubige Wissenschaft, die moderne Staatsschule und der Liberalismus vorgenommen und hier manches Treffende gesagt. Die Antwort einer sozialdemokratischen Stimme an Treitschke aus dem Jahre 1875 wird citiert: „Gerade in dieser Frage (der Gottlosigkeit) treten wir ganz und voll nur das Erbe des Liberalismus an; wir thun nichts davon und nichts dazu. Wir sind Freidenker, wie Sie, wie die ungeheure Mehrzahl aller Führer des Liberalismus . . . . Sie erkennen nur dem Geldbeutel das Recht zu, sich von kirchlichen Dingen loszusagen." Dem gegenüber heißt es von der Stellung des Christen zur sozialen Frage: „Er sieht die schreienden Ungerechtigkeiten dieses Lebens, den entarteten Luxus der Römerzeit auf der einen, den bleichen Hunger und die bittere Not auf der andern Seite; er weiß, daß Gott das alles im Jenseits ausgleichen wird, wo jeder empfangen wird nach seinen Werken, wo auch dem Armen und Darbenden für die wenigen Jahre des Darbens und der Not reichlich, überreichlich vergolten wird." Aber wo lehrt die Schrift, daß für Darben und Not als solche „vergolten wird"? Der Fromme empfängt einen Gnadenlohn, aber doch nicht jeder Darbende! Die Ungerechtigkeit des Jesuitengesetzes wird dann vom Standpunkt der Parität und des Rechtes nachzuweisen versucht. Aber räumen denn etwa die Jesuiten dem Protestantismus „Parität" und „Recht" ein? „Sie (die Jesuiten) sind vertrieben worden" — so heißt es in schwerster Anklage gegen das Reich — „mit Verletzung der natürlichen Menschenrechte, des göttlichen Rechtes der Religion und der Kirche, des preußischen und deutschen Vereinsgesetzes; mit Ueberschreitung der völkerrechtlich vertragsmäßig umschriebenen Kompetenz der Reichsgesetzgebung und Verwaltung und infolgedessen unter Herabwürdigung der Autorität der Gesetze und der Staatsgewalt überhaupt. Wie können Autorität, Gesetz und Staatsgewalt von ihren Feinden respektiert werden, wenn die Träger derselben Autorität, Recht und Gesetz mißachten?" Das ist ultramontaner Respekt vor deutschen Reichsgesetzen. Und damit will man die Sozialdemokratie bekämpfen!! Nr. 9 behandelt: „Was kann uns helfen? Kirchenregiment oder evangelische Freiheit?" Hier wird natürlich das „sichtbare Kirchenregiment" verherrlicht, „welches in ununterbrochener geschichtlicher Abfolge von den Aposteln, von Christus, von Gott herrührt." Aber wir Protestanten glauben mit völliger Gewißheit an das „unsichtbare" Kirchenregiment dessen, der gesprochen hat: „Ich will bauen

meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Treffend sagt Kögel: „Nirgends steht geschrieben, daß Petrus und nicht Christus der Eckstein sein soll, nirgends daß die Mauergründe des neuen Jerusalem nur Petri Namen zeigen und nicht in gleicher Klarheit die Namen der mitverbundenen Apostel, nirgends, daß Petrus ein Bischof und Fürst von Rom gewesen, geschweige daß sein Geist und Glaube auf alle Bischöfe und Fürsten von Rom übergehen sollte." Nr. 10. behandelt Das „wallende Blut" zur „Wahrung der protestantischen Interessen." Hier werden die sog. „Märtyrer von Gorkum" behandelt und dann die Gesetzesbestimmungen und Gewaltmaßregeln gegen Irrgläubige im Mittelalter und in der Reformationszeit nach der bekannten Manier verteidigt, daß in den Sekten des Mittelalters „Unbotmäßigkeit verbunden mit Wollust und Grausamkeit" herrschte (etwa bei den Waldensern und Hussiten??) und daß im Reformationszeitalter „die Bestimmungen der Staatsgesetzbücher katholischerseits durchweg nur angewendet wurden, wenn mit dem Bekenntnis der neuen Lehre Propaganda, Seelenfängerei unter Durchbrechung der bestehenden Rechtsvorschriften verbunden waren." Das ist nicht richtig. Man hat Ketzer als Ketzer verbrannt, wenn sie nur im Besitz evangelischer Schriften waren und den Inhalt derselben nicht abschwören wollten. Sehr menschenfreundlich wird dann gesagt: „Die Religion, deren Uebung und Beförderung Jesus Christus seiner Kirche anvertraut hat, ist die Religion der Milde und Barmherzigkeit. Und darum giebt es keine Katholiken (?), welche nicht von Herzen wünschten, man hätte, wenn immer möglich, Nachsicht anstatt Gerechtigkeit (?) walten lassen. Aber wie gesagt, man übersehe nicht die Natur und Tragweite der damals auftauchenden Irrtümer, und man wird über das Vorgehen der Katholiken in damaliger Zeit ein gelindes Urteil fällen." Nein, das werden wir nicht, sondern wir werden dabei bleiben zu sagen, daß es im völligen Widerspruch mit dem Evangelium war, Ketzer zu verbrennen. Wir sagen das freilich auch gegen Calvin in Sachen Servets. Luthers Wort bleibt völlige und alleinige Wahrheit: „Ueber die Seelen kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein." Nr. 11 behandelt „Die Sozialdemokratie bei Licht besehen. Von B. v. Hammerstein." Das eherne Lohn-Gesetz, kapitalistische Produktion, Produktiv-Genossenschaften und Klassen-Staat oder Volks-Staat sind der Inhalt dieses Heftes das ziemlich trivial aber volkstümlich abgefaßt ist. In Nr. 12 werden „Die Jesuiten nach unparteiischen Zeugnissen" behandelt. Nun, daß die Jesuiten auch einzelnes Gute gehabt haben, bestreitet kein Mensch. Aber damit wird weder ihre Grundtendenz noch der ganze Geist ihres Wirkens gerechtfertigt. Und jene französischen Parlamente, die schließlich durch einen Parlamentsbeschluß (1594) die Jesuiten aus ganz Frankreich verbannten, werden doch wohl ihre Gründe gehabt haben. Auch das Volk von Paris, das noch 1607 die Jesuiten „verachtete" und „beschimpfte", wird schwerlich nur aus reiner Willkür so gehandelt haben. Was Friedrich II., der die Jesuiten innerhalb seines Landes in guter Zucht hielt, und Katharina II. über sie dachten, kann

auch nicht entscheidend sein, am allerwenigsten aber, was Ludwig XIV., der an ihnen bequeme Beichtväter hatte, über sie dachte und schrieb. Auch die angeführten Aeußerungen von H. Grotius, Baco, Bayle, d'Alembert, Rousseau, Voltaire, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, H. Heine, Macaulay, Joh. v. Müller, Wolfg. Menzel, v. Gerlach, Döllinger und Paulsen machen auf uns nicht den allergeringsten Eindruck. Nr. 13, „Im Dom zu Köln" setzt sich mit einem baltischen Protestanten auseinander, welcher behauptet hatte, daß der Katholizismus nur die Seele berausche, ohne dem Gewissen zu genügen, daß er dem Worte Gottes seinen richtenden Ernst genommen habe, daß er das erreichbare Ideal christlicher Vollkommenheit zu einem Werke oder Verdienste des Menschen mache und in der Erfüllung kirchlicher Pflichten aufgehen lasse, hiermit der Gnade Gottes, als der alleinwirkenden, ihr Recht beeinträchtige und so unterlasse, Gott zu geben, was Gottes ist. Nr. 14 behandelt „Die Karthäuser von London." Von der Inquisition wird hier zugegeben, daß Protestanten von ihr „eine Art jener harten Strafe erdulden mußten, welche die damalige Justizpflege gegen Vergehen verschiedenster Art anwendete." Wie kann man (aber) uns Kinder der Gegenwart für Vorgänge verantwortlich machen, welche auf Voraussetzungen beruhen, die längstverflossener Vergangenheit angehören?" Um nun den Protestanten einen Bußspiegel vorzuhalten, wird die Hinrichtung von Karthäusern unter Heinrich VIII. geschildert. Nr. 15 behandelt „Die Moral der Jesuiten und ihrer Angreifer." Hier setzt man sich so gut man kann mit den Darstellungen über Jesuitenmoral von Eisele, Gräber, Burggraf, Bloch (Metz) und Päscal auseinander. Das billige Diktum Windthorst's steht mit an der Spitze, daß „der ganze Troß der mittelmäßigen Geister" in der Regel die Jesuiten anfechte, weil man nach einer gewöhnlichen Erscheinung gescheideren Menschen nicht traue, da man nicht fähig sei, sie zu begreifen!! In Nr. 16 wird die „katholische Missionsthätigkeit in Afrika" behandelt im Anschluß an die bekannten für uns Protestanten tief verletzenden Aeußerungen des Herrn v. Wißmann. Nr. 17 behandelt den „Darwinismus." Die Darstellung ist populär. Nr. 18 bespricht die Frage: „Kann ein Katholik Sozialdemokrat sein?" Auch dies Heft ist nicht übel. Nr. 19 spricht von der „Leugnung der Gottheit Christi" als einem „Frevel am deutschen Volke." Hier werden sozialdemokratische Volkskatechismen und Volksschriften von Lemmel, Völkel u. a. in derber Weise abgetrumpft, aber auch der neuere liberale Protestantismus. Nr. 20 behandelt die „protestantische Agitation gegen die Jesuiten" und Nr. 21 „die Protestkirche zu Speyer und die Protestation von 1529." Im Schluß des letztern Heftes wird natürlich die Reformation als „Auflehnung und Empörung" gegen die Kaiser, als Eckstein, an welchem Deutschland für Jahrhunderte in sich befehdende Lager auseinanderging, als Anfang der Sozialdemokratie, in welcher der Gedanke der Reformation zu seiner vollen Entwicklung gelangt sei, dargestellt. Ueber hundert solcher Hefte in mehreren Hunderttausenden von Exemplaren sollen schon erschienen sein, teils religiös, teils sozial.

Neben einer dermaligen Flugschriften-Litteratur ist von Bedeutung die Kalender-Litteratur. Da erscheint z. B. im Verlag der Germania seit 1863 der St. Bonifazius-Kalender, der sowohl aus der ältern Geschichte der Mark Brandenburg und der Einführung der Reformation in der Mark, wie aus der Entwicklung und dem Verlauf des Kulturkampfs vieles nach seiner Art zusammenstellt. Andere Kalender sind der „Sonntags-Kalender. Kalender für Zeit und Ewigkeit. Freiburg, Herder", früher von Alban Stolz herausgegeben; der Einsiedler Kalender von Benziger & Komp.; der Regensburger Marien-Kalender von F. Pustet; das katholische Hausbuch von Woerl, Würzburg.

Für die Jugend schreibt ein Pater Jo. Spillmann kleine illustrirte Jugendschriften: „Aus fernen Landen", so „die Sklaven des Sultans, die Marien-Kinder" u. a.; derselbe schrieb: „In der neuen Welt."

In Aschendorffs Verlag in Münster erscheint der „Jugendschatz, ein neues Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung". Die Legende hat für die Kinder P. Hattler behandelt.

An Erbauungslitteratur nennen wir für das Volk Goffine's Handpostille, die in einer stattlichen Reihe von Ausgaben mit vielen Auflagen im Verlag von Bachem, Benziger, Herder erschienen ist; ferner Dr. Herm. Rollfus Kirchengeschichte oder Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, von seiner Grundlegung bis auf unsre Tage (Freiburg, Herder); für Dienstboten „Martha zu den Füßen Jesu" von Pfarrer A. Stöck in dem bekannten pädagogischen Verlag von Auer in Donauwörth; die Legendengeschichten finden sich in dem „christlichen Sternenhimmel" von Alban Stolz mit Holzschnitten von Ludw. Seitz. Für Gebildete ist zu nennen Hettinger's „Apologie des Christentums" (7. Aufl.) und „Aus Welt und Kirche" (3. Aufl.); P. A. M. Weiß (Dominikaner) „Lebensweisheit in der Tasche" (4. Aufl.) und „Christliche Lebensweisheit" von P. Tilman Pesch, dem Jesuiten; ferner H. J. Fugger-Gletts „Kreuzfahrerblätter" und Bougauds „Christentum und Gegenwart" (F. Kirchheim, Mainz).

Die Welt- und Vaterlandsgeschichte haben im katholischen Geist behandelt Professor Weiß, Dr. S. Widmann (Geschichte des deutschen Volks und Neubearbeitung des Baumüller'schen Lehrbuchs der Weltgeschichte), J. Janssen, fortgesetzt von L. Pastor; von letzterem auch die Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters.

Aus allen Gebieten des Wissens bringen für Gebildete Aufsätze in umfassender Form die von den Jesuiten herausgegebenen „Stimmen aus Maria Laach" (Freiburg, Herder), welche über Sozialwissenschaft, Kunst, Geschichte, Litteratur, Musik, Naturgeschichte u. s. w. unterrichten, auch eingehende Bücherbesprechungen, Miscellen u. s. w. bieten. Ein Jahrbuch der Naturwissenschaften giebt schon zum 10. mal Dr. Max Wildermann bei Herder in Freiburg heraus, gemeinverständlich für Gebildete. Und von höchster Bedeutung für die katholische Sache ist weiter das im Auftrag der Görresgesellschaft von Dr. K. Bruder herausgegebene Staatslexikon, von dem soeben mit der 38. Lieferung der 4. Band

sein Ende gefunden hat. Es fehlt nur noch der 5. Band mit 8 Lieferungen (Freiburg, Herder). Dem entspricht als Kirchenlexikon das Wetzer und Welte'sche, das in der neuen von Professor Kaulen besorgten Auflage der Vollendung rasch entgegenschreitet.

Ich nenne von neuern Biographieen noch die von Gregor dem Großen von Dr. C. Wolfsgruber (XIV u. 610 S. 8°. 6 Mk.) und von demselben die des Kardinals Migazzi, Fürstbischofs von Wien (XX u. 908 S. gr. 8°. 15 Mk.), ein Lebensbild aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zugleich eine Geschichte des Josephinismus. Echt römisch ist das Buch von L. Riedt: Lebenserfahrungen eines Konvertiten aus dem Volke (sämtlich im Verlag von H. Kitz in Ravensburg, Württemberg).

Kommen wir zur Erzählungs-Litteratur. Da sind die bekanntesten Namen Philipp Laicus („Feder, Schwert und Fackel" — „Die Zerstörung Magdeburgs im dreißigjährigen Krieg"), K. von Bolanden (Karl der Große), A. Achleichtner (Der Lawinenpfarrer), Malade von Java (Rosa Marina), E. von Dincklage (Diedriks Weib). In hervorragender Weise ist für die Verbreitung katholischer Unterhaltungslitteratur die Firma J. P. Bachem in Köln thätig, wie anliegende Anzeige derselben beweist:

„Als ein hübsches Weihnachts-Geschenk empfiehlt der unterzeichnete Verlag die bis jetzt erschienenen drei Jahrgänge des Werkes:

> Für Mußestunden. Allerlei aus Welt und Leben. Auswahl von Aufsätzen und Erzählungen aus der Sonntags-Beilage der Kölnischen Volkszeitung. 400 Seiten. gr. 8°. In rotem Original-Einband.

Inhalt des dritten Jahrganges: 15 Erzählungen, Novelletten: Hetty's Roman. Frei nach dem Englischen von August Urbani. — Zum Ball. Skizze von Dr. Otto. — Das Salzfäßchen. Novellette von Heinrich Keiter. — Die Folgen eines mutwilligen Streiches. Erzählung von M. Mirbach. — Osman der Bektschi. Eine türkische Erzählung von J. Dukas-Theodassos. — Eine vornehme Bekanntschaft. Vogelgeschichte von M. Herbert. — Diedrik's Weib. Hinterlassene Erzählung von E. v. Dincklage. — Zwölf und einen halben Cents Schulden. Erzählung von Aug. Urbani. — Großmütterchen. Novellette von Caroline Häusser. — Nach fünfundzwanzig Jahren. Novellette von A. Treue. — Ungebetene Gäste. Humoreske nach dem Holländischen von M. Martin. — Ein ungewöhnlicher Heiraths-Vermittler. Skizze von Dr. L. R. — Die Geschichte eines Bartes. Aus dem Tagebuch einer jungen Frau von Arpad Berczik. — Das Weißhäubchen. Erzählung von z. Leidi. — Die Bärenjagd. Erzählung von Feodor Saburin.

6 Schilderungen aus deutschredenden Ländern: Der Rhein im Eise. — Davos im Winter. — Das Nordsee-Bad Borkum. — Die Entstehung der Loreley-Sage. — Aus dem niedersächsischen Volksleben. — Ueber die Ober-Alp. (Aus der Schweiz.)

15 Schilderungen aus dem Ausland: Am Zambesi. (Aus Ricico bei Zumbo.) — Das moderne Rom. — Von der Insel Trinidad. (Aus Britisch-Westindien.) — Ein Preß-Trip in Amerika. (Aus New-York, zur Zeit der Chicagoer Welt-Ausstellung.) — Die Wüste Gobi. (Aus der südlichen Mongolei.) — Von Colombo (Ceylon) nach Cochin. (Aus Vorder-Indien.) — Eine deutsche Ansiedelung in Texas. (Aus Windthorst.) — Von der Unglücks-Insel (Ischia). — Samarang und Mittel-Java. (Aus dem malayischen Archipel.) — Ein Eisenbahn-Kunstbau in Süd-Amerika. — Der Muz-Tach-Paß. — Vom Rio Paraguay bis zum Rhein. — Chinesische Gasthöfe. (Aus Inner-China.) — Von Lima über Panama nach St. Thomas. (Von den Antillen.) — Affenjagd in Süd-Brasilien. (Aus Porto Alegre.)

12 Kulturgeschichtliches: Der Humor im deutschen Recht. — Neujahr in Annam. (Aus dem Königreich Annam.) — Begegnung mit einem „lebenden Buddha". — Aus dem Lande der Gauchos. (Vom La Plata.) — Wie die Siamesen ihre Todten bestatten. (Aus Bangkok.) — Die russischen Mädchen-Gymnasien. — Die Schulen in den Vereinigten Staaten. (Aus New-York.) — Russische Beamte. — Wohlthätigkeit und gewerbliches Bettlerthum in London. — Neujahr im Mittelalter. — Die Eheverhältnisse in Japan. (Aus Yokohama.) — Presse und Censur in der Türkei.

8 Religionsgeschichtliches, Missionen: Primiz-Feier in Altbaiern. — Echternach und die Spring-Procession. — Ceremonien bei Kardinalsernennungen. — Ein Pariser Waisenhaus. — Katholisches Leben in englischen Großstädten. — Die Feier des lichtblauen Knopfes. (Aus Puoly, China.) — Ein Pariser Zufluchtshaus. — Der Campo Santo dei Tedeschi. (Aus Rom.)

11 Naturgeschichtliches: Die erwachende Natur. — Palmen. — Die besten Heimstätten der Vögel. — Auf blühender Wiese. — Ein berüchtigter Räuber unter den Singvögeln. — Unsre Nachtsänger. — Frühling im Alpenlande. — April-Freuden. — Maien-Zeit. — Eine Freundin des Landmannes. — Im reifenden Korn.

8 Verschiedenes: Das Tabakrauchen. (Beleuchtet von einem Nichtraucher.) — Eine Nacht in englischen Zeitungs-Druckereien. (Aus London.) — Geburtstage. — Auf dem Monte Oliveto Maggiore. — Nächtliche Abenteuer an der Themse. (Aus London.) — Die „Knupperten". — Schützenfeste. — Nächtliche Wanderungen in London."

Mit Stolz kann derselbe Verlag seine Zeitung folgendermaßen anzeigen:

„Kölnische Volkszeitung und Handelsblatt, größte und reichhaltigste katholische Zeitung Deutschlands. (Morgen- und Abend-Ausgabe.) Wöchentlich 14 Voll-Ausgaben und 6 Ergänzungsblätter. Ansehen, Einfluß und Verbreitung der Zeitung wachsen stetig. Wertvolle Leitartikel und politische Uebersicht vom Tage. Großer Kreis hervorragender Mitarbeiter. Ausgedehnter Drahtbericht-Dienst. Eigene Berliner Vertretung. Vorzügliche Verbindungen in der Centrums-Fraktion im Reichstag und Landtag. Die Zeitung zeichnet sich durch frischen Ton und große Reichhaltigkeit aus und trägt dem Unterhaltungsbedürfnis der Leser weitgehende Rechnung. Fesselndes tägliches Eigen-Feuilleton (Romane und Novellen) von großem Ruf. Besondere Feuilleton-Abteilung Welt und Wissen (Kunst, Litteratur, Wissenschaften, Entdeckungen, Reisen). Besondere Litterarische Beilage. Eigene unterhaltende Sonntags- und Montags-Beilage mit gewähltem, jedesmal abgeschlossenem Inhalt. Zahlreiche Beiträge aus überseeischen Ländern. Vollständiger Handelsteil und Coursberichte. Eigene Werthpapier-Verloosungs-Beilage. Eigene Beilage: Landwirthschaft und Gartenbau jede Woche. Bezugspreis bei allen deutschen Postanstalten vierteljährlich Mk. 6.75; für die zwei letzten Quartal-Monate Mk. 4.50; für den letzten Monat jedes Vierteljahres Mk. 2.25. Billigste große Zeitung in Westdeutschland."

Aber andre „Volkszeitungen" eifern der Kölnischen nach. So kann die „Niederrheinische" in Crefeld folgendermaßen angezeigt werden:

„Niederrheinische Volkszeitung. Größtes und meistverbreitetes Centrums-Organ am Niederrhein. Mittags-Ausgabe. Abend-Ausgabe. Wöchentlich 13 Ausgaben. Monatlich die Gratis-Beilage Büchermarkt. Postbezugspreis 4 Mark vierteljährlich. Ausgedehnter Depeschen-Dienst. Orientierende Artikel über alle wichtigen politischen, kirchenpolitischen und socialen Tagesfragen. Reichhaltige und gutgewählte politische, provinzielle, vermischte und lokale Nachrichten. Parlaments-Berichte und parlamentarische Nachrichten. Sorgsame Pflege der Rubriken „Schulfrage", „Volkswirthschaftliches und Sociales", „Handwerkerfrage", „Weberfrage", „Gartenbau und Landwirthschaft", „Für's Haus" 2c. Gute Feuilletons und reicher Stoff zur Unterhaltung und Belehrung, Pflege von Kunst und Wissenschaft. Zuverlässiger Führer auf dem Gebiete der volksthümlichen Litteratur. Handels-Teil. Tägliche Depeschen über die Course an den Berliner Werthpapier- und Produkten-Börsen. Täglich gutgeordnete Berichte über Produkten- und Viehmärkte aus den verschiedensten Gegenden. Tägliche Berichte über den Stand der Preise von Getreide, Mehl, Hülsenfrüchten, Säe-Saaten, Spiritus, Petroleum. Oel, Fettwaaren, Speck, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Wolle, Seide, Metall 2c. Alle allgemein wichtigen Handels-Nachrichten. Vollständige Ziehungslisten der preußischen Klassenlotterie."

Endlich nenne ich kurz noch einige katholische Dichter, um meinen Streifzug hiermit abzuschließen. Zuerst ist da zu nennen F. W. Weber („Dreizehnlinden", „Gedichte" und „Herbstblätter, nachgelassene Gedichte"), der Mann von Ernst, Gedankenfülle und Tiefe, von fein poetischem Empfinden und von Schönheit, Klarheit und Knappheit der Form; weiter, der Jesuit P. Kreiten, der manches hübsche, sinnige Lied gedichtet hat,

Felicitas vom Berge (Aus Welt und Kloster), Mirbach (Aus stiller Welt), Levita (Seelenfrühling) u. a.

Daß auch die Litteraturgeschichte jetzt streng katholisch behandelt wird, dafür sorgt der Jesuit Baumgarten u. a. Ich bin am Ende. Es ist nicht zu leugnen, daß der Katholizimus in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Thatkraft und eine geschickte, weltkluge Mache auf allen Gebieten des Geisteslebens entfaltet hat. Mögen wir Protestanten in vieler Beziehung von ihm lernen, aber nie die Reinheit und Lauterkeit des Evangeliums verleugnen.

14.

Die soziale Ueberlegenheit des Protestantismus.

Von Pfarrer **Julius Werner** in Beckendorf.

Als erster Punkt steht die soziale Frage auf der Tagesordnung im Völkerparlament. Soziale Kämpfe bewegen den kulturellen Erdball. Indes die geistige Entscheidungsschlacht wird in Deutschland geschlagen werden. Dies gestehen Freund und Feind, Staatsmänner und Umsturzmänner, Landsleute und Ausländer zu. Natürlich knüpft man an diese unbestreitbare, weltgeschichtliche Aufgabe Deutschlands je nach dem politischen und konfessionellen Standpunkte die verschiedenartigsten Folgerungen und Hoffnungen. Wir meinen: das Deutschland, welches den andern Völkern im sozialen Kampfe die Sturmfahne vorausträgt und nach den Stürmen der Gegenwart zum Siege und sozialen Frieden führen wird, ist das evangelische Deutschland. Mit andern Worten: aller geistige Fortschritt sowie alle wahrhaft segensvollen Errungenschaften im Einzel- und Volksleben müssen an den Geist der immer noch fortwirkenden Reformation anknüpfen. Der glaubensstarke Protestantismus bildet die einzige Bürgschaft für eine Ueberwindung der sozialistischen Umsturzgewalten, und in dieser Thatsache beruht seine unerreichbare Ueberlegenheit auch auf sozialem Gebiet.

Die letztere Behauptung bestreiten mit gleicher Leidenschaftlichkeit ultramontane Jesuiten und internationale Sozialdemokraten. Daß die Sozialdemokratie die sozialen Wirren der Gegenwart nicht lösen und eine glücklichere Zukunft nicht heraufführen wird, bedarf in diesem Zusammenhange keines detaillierten Beweises. Nur der Vollständigkeit wegen sei auf einige Momente hingewiesen. Mag die Socialdemokratie in ihrem offiziellen Programm über einige diskutabele Forderungen verfügen, so werden dieselben doch niemals zu einer beglückenden Wirklichkeit werden. Und zwar deshalb nicht, weil die geistige Grundlage der Sozialdemokratie nichts weiter ist, als eine Philosophie der Unmöglichkeit. Die offizielle Sozialdemokratie bekämpft ja selber die ethischen Lebensfaktoren: Vaterlandsliebe und Religion, ohne welche man niemals zu dauernden sozialen und staatlichen Gebilden gelangen kann. Eher kann man einen Staat in die Luft bauen, als ein gesellschaftliches Gemeinwesen auf Religionslosigkeit. Wenn die Agitatoren auch die Religion schlauerweise als Privatsache erklären, um einer unangenehmen Diskussion auszuweichen, sie selber beweisen, daß die Religionsfeindschaft Parteisache ist. Sollte daher das sozialdemokratische Staatsschiff nicht schon vorher an der Scylla der Vaterlandslosigkeit scheitern, so wird es sicherlich an der Charybdis der Religionslosigkeit zerschellen. Bessere Zustände kommen nur von bessern Menschen, und um solche zu bilden, fehlt es der Sozialdemokratie an den Erziehungs- und geistigen Machtmitteln. Oder soll etwa in der Schule des Klassenhasses die Bruderliebe und bei der Institution des privilegierten Konkubinats eine höhere Moral erworben werden? Gewiß haften an der bestehenden Gesellschaft tausenderlei Sünden und Versäumnisse, allein eine Kritik, die bloß Schadenfreude und Rachsucht atmet, kann die Schäden wohl grell beleuchten, aber nicht heilen. Wie kann eine Partei, die den Begriff der Sünde sowohl als der persönlichen Verantwortung leugnet, mit Erfolg gegen Sünde und Unrecht ankämpfen? Das ist eine sittliche Unmöglichkeit.

Wie steht es nun mit dem internationalen Jesuitismus? Eignet ihm die Macht einer sozialen Neuschöpfung? Es wird behauptet und nach der bekannten Manier jener Ertrinkenden, welche den Strohhalm für einen rettenden Balken ansehen, werden die Jesuitenpatres als die sozialen Schlangenbeschwörer, als die approbierten Sozialistentöter angepriesen. Im Grunde glaubt wohl kein Mensch an diese Sorte von Vaterlandsrettern. Gleichwohl hat der Reichstag am 12. April 1894 den Antrag Hompesch auf Zurückberufung der Jesuiten angenommen. Das Centrum stimmte dafür aus politischer Ueberzeugung; der Freisinn aus unverbesserlichem Doktrinarismus, und die Sozialdemokratie? Sie stimmte dafür, wie ihr Sprecher sagte, „aus Gerechtigkeitsgefühl“; thatsächlich aber aus Bosheit und Schadenfreude und im Gefühl, daß keine jesuitische Umsturzkrähe einer sozialistischen ein Auge aushackt. Die Geistesverwandtschaft zwischen Sozialdemokratie und Jesuitentum hat ja auch der Abgeordnete Bloos damit bekundet, daß er den jesuitischen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, als unvermeidlich anerkannte. Dieser bezeichnende parlamentarische Vorgang genügt eigentlich, um allen Naiven und politischen Romantikern die Augen zu öffnen und ihnen die Wirklichkeit in realistischer Drastik zu zeigen; denn die Parteinahme der Sozialdemokratie für Jesuitentum ist nicht etwas Zufälliges, sondern etwas ganz Natürliches und Folgerichtiges. Leider giebt es immer noch genug opportunistische Staatsmänner, denen es an tieferem Verständnis für die Macht der Ideen gebricht und die darum der Versuchung kaum widerstehen können, die Hilfe daher zu nehmen, von wo sie ihnen am marktschreierischsten angeboten wird. Gegenüber solchen Zuständen und Stimmungen erscheint es als eine religiöse und nationale Pflicht, die Scheingründe zu zerreißen, welche man sich als Beweis für die „staatserhaltende“ Thätigkeit der Jesuiten anphilosophiert. Die Sozialdemokratie durch den Jesuitenorden überwinden wollen, heißt den be-

kannten aussichtslosen Versuch wiederholen, die Teufel durch den Teufelobersten auszutreiben. Die Jesuitenpraxis ist keine „bessere Gerechtigkeit“, sondern sie gleicht in vieler Hinsicht der Jesuitentaktik wie ein Ei dem andern. Die größte sittliche Gefahr, welche vom sozialdemokratischen Kommunismus droht, ist die Ertötung der Individualität, die Auflösung und Zerstörung aller familienhaften Zusammengehörigkeit. Der Effekt aber der Jesuitendisziplin ist ganz der gleiche. Graf Hoensbroech hat in seinen Veröffentlichungen mit unzweifelhafter Klarheit nachgewiesen, daß „die Tagesordnung für den Jesuiten-Novizen während zweier Jahre nichts anders sei, als ein täglich sich mit derselben Energie wiederholender Angriff auf die selbständige Entwicklung des Menschen“. Gewiß fordert jede Vereinigung mit höheren Zwecken, auch Vaterland und Religion, Opfer der Selbsthingabe und der Selbstverleugnung. Allein diese sittliche Selbstverleugnung widerspricht nicht dem Mannesgefühl, während dieser Kadavergehorsam einem Akt der Selbstvernichtung gleichkommt. Etwas andres ist es, das Leben für die Pflicht hingeben, etwas anders ist der Selbstmord und das letztere ist ins moralische und geistige übersetzt die schleichende Wirkung der Jesuitenmoral. Die Jesuitensubordination kommt auf dasselbe wie die sozialdemokratische Parteidisziplin hinaus; die jesuitische Zwangsjacke würde die beste Uniform für die sozialdemokratische Gesellschaftsuniformität abgeben und die Jesuitenpatres, weit entfernt, die Beschwörer der Sozialdemokratie zu sein, würden, wenn man ihnen die heißerstrebte Freiheit gewährt, vielmehr nur die freiwilligen Drillmeister für die sozialdemokratischen Rekruten sein. Wenn die Getreuen um Singer und Bebel für die Jünger Loyolas eintreten, so thun sie es in dem scheinheilig verborgenen Bewußtsein, daß durch den Orden das geistige Leben noch mehr zerrüttet wird. Ist ja doch dies der mephistophelische Zug in der verjudeten Sozialdemokratie, alles das zu unterstützen, was die innere Zersetzung unsers Volkslebens zu fördern sich wirksam erzeigt. — Der Jesuitismus aber hat auch dem protestantischen und nationalen Haß unsrer Hohenzollerndynastie den Hannibalschwur der Vernichtung geschworen. Eine soziale Reform hat aber nur Aussicht auf Segen und Erfolg, wenn sie sich auf den nationalen Geist unsers Volkslebens und auf die Macht der starken Hohenzollernmonarchie stützt. Da der Jesuitismus nach seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung und seiner prinzipiellen Begründung aber das Gegenteil hiervon thut, so kann von ihm eine ersprießliche Mitwirkung an den sozialreformatorischen Aufgaben der Gegenwart nicht erwartet werden. Aber liegt nicht im gläubigen und machtvollen Katholizismus eine große sozialversöhnende Macht? Gewiß, ein Katholikentum, welches sich von den jesuitischen Umklammerungen noch frei zu halten vermag, hat für die Behandlung sozialer Fragen manch wertvolle Anregung gegeben. Selbst in dem Rundschreiben des gegenwärtigen Papstes vom 17. Mai 1891 über die Arbeiterfrage finden sich nicht wenige Auslassungen, denen auch ein bewußter Protestant zustimmen könnte. Ebenso verhält es sich mit manchen Ansichten des Bischofs von Ketteler, welcher im Jahre 1848 mitten in gärungsvoller Zeit Predigten über die großen sozialen Fragen gehalten hat; auch der frühere Kaplan, jetzige Professor Hitze

hat in seinem sozialen Reformprogramm eine Anzahl auch für uns Protestanten annehmbarer Sätze. Und wie in der Theorie, so berühren sich auf sozialem Gebiete auch praktisch Protestanten und Katholiken. Aber die Möglichkeit einer solchen relativen Uebereinstimmung und Annäherung beweist eben nur, daß wie alle wahre Wissenschaft, so auch die Sozialethik sich trotz jesuitischer Gegenwirkung dem überlegenen Einfluß des protestantischen Geistes nicht gänzlich zu entziehen vermag. Aber ist denn der Protestantismus wirklich auf sozialem Gebiete überlegen, oder verdankt er nur die günstigere Position dem Vergleich mit dem römischen Jesuitismus? Liegen nicht im Protestantismus Gebrechen, die ihn zur Bekämpfung der sozialen Gefahr geradezu unfähig machen? Es würde ein Zeichen moralischer Schwäche sein, wollten wir die Fehler im eignen Lager verschweigen.

Auch vom Protestantismus gilt das Wort, welches der Franzose vom Menschen sagt: „Chacun a les défauts de ses vertues“ Wo Licht, da ist auch Schatten. Die Vorzüge des protestantischen Geistes sind wie alles wahrhaft Große dem Mißbrauch ausgesetzt. Der Mißbrauch protestantischer Freiheit liegt in der Verflüchtigung feststehender Glaubensthatsachen, in einer Geringachtung äußerer Lebensformen. Wenn der Protestantismus als die dem deutschen Wesen entsprechende Religionsweise gilt, so hat er neben den hervorragenden Naturgaben unsers Volkes auch dessen bedauerliche Schattenseiten. Wie der Mangel an nationalem Bewußtsein und ein hochgesteigerter Sondertrieb den Grund zur Tragik in der deutschen Geschichte bildet, so fehlt es vielen Protestanten, die ein persönliches Glaubensleben führen, doch an dem Gefühl des äußern Zusammenhaltens. Dem mangelnden Nationalgefühl entspricht auf religiösem Gebiet ein unzulängliches Kirchenbewußtsein. Der erwähnte deutsche Sondertrieb, verbunden mit der protestantischen Selbständigkeit, erschwert ungemein ein einheitliches, machtvolles Auftreten und Handeln auch gegenüber den sozialen Gefahren. Nun beneiden wir Evangelische gewiß nicht Rom um seine politische Weltmachtstellung; auch kann weder die vielgerühmte römische Einheit, deren zweifelhafter Vorzug meist nur in der geschickten Vertuschung innern Zwiespaltes beruht, noch auch jener Gehorsam, dem die überzeugungsfreudige Willigkeit fehlt, unser Ideal sein. Wir wissen vielmehr, daß in der Mannigfaltigkeit das Leben liegt; ja in der Mannigfaltigkeit, aber nicht in der Zersplitterung!

Wenn eine Baumkrone sich verzweigt, so ist damit die Möglichkeit reicher Fruchtbildung gegeben, nicht aber, wenn der Stamm gespalten wird. Ohne Gleichnis geredet: die Subjektivität, dies fruchtbare Lebensprinzip unsrer Kirche, vom zentrifugalen Sondergeist und von rationalistischem Wissensdünkel krankhaft gesteigert, kann sich leicht zum Todeskeim entwickeln. Führt schon in der Politik der Fraktionsgeist, die sogenannte „itio in partes“, zum Ruin, wievielmehr in der Kirche! Die Erkenntnis dieser protestantischen Schwäche macht es uns zur Pflicht, der herrschenden Zerfahrenheit, durch welche so viele Kräfte unnütz verloren gehen, mit allem Nachdruck entgegenzuwirken. Nun kann man freilich tiefer reichende Unterschiede nicht mit einer politischen oder kirchenpolitischen Konkordienformel

beschwören; man soll auch nicht Schwarz und Weiß in Grau mischen; aber man soll doch über dem Trennenden das Gemeinsame nicht vergessen. Und gewiß ist, daß, aus wirklich christlicher Perspektive betrachtet, manche Gegensätze im Protestantismus auf ihr natürliches Maß zurückgehen. Die wahre Liebe zu Jesus Christus, dem göttlichen Haupte unsrer Kirche, der gesunde Selbsterhaltungstrieb, sowie der praktische Menschenverstand können und sollen verhüten, daß sich die Unterschiede im eignen Lager zu selbstmörderischen Gegensätzen gestalten. Aber angenommen es gelänge, diese protestantische Erbsünde eines krankhaft gesteigerten Selbstgefühls zu überwinden, würden dann nicht noch immer in der Geschichte und der Natur des Protestantismus große Hindernisse für eine sozialreformierende Thätigkeit liegen? Mit andern Worten: sind das, was wir oben als Abirrungen und einseitige Auswüchse bezeichnet haben, nicht doch nur die naturnotwendigen Folgerungen aus der Theorie und Praxis der Reformation Luthers? Diese Frage wird vielfach bejaht und zwar unter Hinweis auf angeblich historische Thatsachen. Man behauptet zunächst allgemein: die religiöse Reformation muß naturgemäß zur politischen Revolution führen. Denn wenn die kirchliche Autorität erschüttert ist, dann ist auch die weltliche nicht mehr zu halten. Allein dieser Einwand gleicht einem vergifteten Pfeil, der den ultramontanen Schützen selber trifft. Hat denn die Reformation die kirchliche Autorität ohne weiteres aufgehoben? Sie hat nur in Gewissens- und Glaubenssachen den Gottesgehorsam ganz bibelgemäß über den sklavischen Menschengehorsam gestellt. Sodann hat Luther gar nicht zuerst die Autorität des Papstes angegriffen; das haben vor ihm im ausgehenden Mittelalter Humanisten und Staatsmänner gethan und zwar in viel gehässigerer Weise. Machiavelli z. B., der italienische Staatspolitiker urteilt über Rom: „Durch das schlechte Beispiel des römischen Hofes hat Italien alle Frömmigkeit verloren, was unendliche Uebel und Ausartungen mit sich bringt.“ „Das also haben wir dem Papst zu verdanken, daß wir entartet und gottlos geworden sind.“ Aber noch viel weniger schont der florentinische Dichter Dante die Autorität der frevelhaften Päpste. In seiner „göttlichen Komödie“ macht der Dichter im Geiste eine Wanderung durch die Hölle. Da trifft er neben den Kupplern und Amtsverkäufern drei Päpste, welche am Ausgang des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts regiert haben. Und von diesen Päpsten, die z. T. seine Zeitgenossen waren, sagt der mittelalterliche Dichter:

> „Ihr habt aus Gold und Silber Gott gemacht,
> Und worin seid ihr anders als die Heiden,
> Als daß den Abgott ihr verhundertfacht?“

Man sieht also, nicht der „abtrünnige Mönch von Wittenberg“, sondern treue Söhne der römischen Kirche haben schon vorher die Sünden der Päpste gegeißelt. Wenn es Luther mit der Gewalt eines Propheten gethan hat, so folgt daraus noch keineswegs, daß die Angriffe auf den Papst auch dem König die Krone vom Haupt gestoßen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Luther hat die Monarchie, von der wir schon bemerkten,

daß sie bei Lösung der sozialen Probleme nicht minder hervorragend als bei Begründung der nationalen Einheit beteiligt sei, auf ihren göttlichen Rechtsboden gestellt und mit hohen Pflichten umgeben. Luther hat so energisch wie kein Zweiter das Gottes-Gnadentum der Fürsten betont. Ihm ist die christliche Obrigkeit die irdische Repräsentation des göttlichen Willens über dem Volke. Daraus folgt zweierlei: 1. die Pflicht der Fürsten, ihre von Gott ihnen verliehene Gewalt nur zum Heil und Segen der Unterthanen und nicht zu selbstherrlicher Willkür zu benutzen, denn auch Fürsten sind „Unterpersonen eines Oberherren, dem sie Rechenschaft schuldig sind“. 2. Die Pflicht des unbedingten Unterthanengehorsams in allen Dingen, welche nicht Glauben und Gewissen berühren. Wie Luther den Mißbrauch der Fürstengewalt in Tyrannei und Staatsstreich aufs schärfste verurteilt, so nicht minder scharf die Gehorsamsverweigerung der Unterthanen in Form des aktiven Widerstandes und der Empörung. — In einer Zeit, wo eine zur Zügellosigkeit ausartende öffentliche Freiheit alle obrigkeitlichen Autoritäten zu erschüttern sucht, wird man die politische und soziale Tragweite der angeführten reformatorischen Grundsätze wohl zu würdigen wissen. Und diese Würdigung stellt sich im Vergleich zu der römischen Theorie und Praxis als eine politisch-moralische Ueberlegenheit dar. Wohl giebt es zahllose königstreue Katholiken; allein diese Personen sind eben tausendmal besser als das römisch-jesuitische System. Nach der päpstlichen Auffassung ist nicht Gotteswille, sondern der Volkswille die Quelle der königlichen Macht. Die Jesuitenlogik hat aus diesem verkehrten Staatsrechtsgrundsatz eine gefährliche politische Moral abgeleitet. Wenn nicht die Monarchie stark und pflichtbewußt die widerstreitenden Wirtschafts- und Standesinteressen leitet und ausgleicht, etwa wie der vernünftige Wille die Begierden im Menschen zügelt, dann kann die Monarchie nicht Träger sozialer Reformen werden. Ein solches mit Initiative und Exekutive ausgerüstetes Königtum ist aber undenkbar bei dem römischen System, worin die Krone sich auf den schwankenden Volkswillen aufbaut. Bei dieser im Grunde urdemokratischen Auffassung erscheint der König als Mandatar der jeweilig herrschenden Klasse. Wo aber Volkssouveränität das Ausschlaggebende ist, da muß im Konfliktsfalle die Empörung als das Naturgemäße gelten. Denn das Volk, welches jure humano die Königsgewalt verleiht, kann sie, wenn dieselbe den Wünschen der Majorität nicht mehr entspricht, wieder nehmen. Eine weitere Konsequenz aus dieser Anschauung zieht der Jesuit Mariana, wenn er den Tyrannenmord durch folgendes Räsonnement rechtfertigt: Fehlen dem Volke die geordneten Organe, dem König die mißliebig gewordene Macht zu entziehen („si publici conventus facultas est sublata“), so erwächst für den Einzelnen das Recht des Tyrannenmordes. Denn durch das Fehlen der öffentlichen Absetzungsorgane ist die Befugnis der privaten Fürstenbeseitigung keineswegs aufgehoben. Und ein religiöser Orden, ein moralisches System mit solchen Grundanschauungen soll den Thron in der Zeiten Flut stützen? Das glaube, wer dazu die Kurage der Dummheit besitzt! Wie gar anders klingt, was Luther lehrt, der auch Gehorsam gegen wunderliche und gewalt-

thätige Herrn fordert, sofern sie nur nichts gegen das Gewissen verlangen. Was der Christ in der Bedrängnis thun soll, ist das: „Gott um Hilfe anrufen, in dessen Hand der Könige Herzen und die Veränderungen der Königreiche liegen.“ Während der römische Absolutismus einer- und die demokratische Souveränität des Volkswillens andrerseits zu einem Dualismus führt, an dem alle großgedachten Socialreformen scheitern, bietet die reformatorisch-biblische Lehre von Regentenpflicht und Unterthanentreue die Grundlage für ein gesundes Staatssystem.

Die beiden sozialen Grundübel der Gegenwart und der nächsten Zukunft sind: ein extremer Individualismus und ein radikaler Sozialismus. Für beide verherende Strömungen soll die Reformation mit ihrer „Subjektivität“ und dem „allgemeinen Priestertum“ die Doppelquelle bilden. Was ist hieran wahr? Nichts. Wohl hat die Reformation ein stark individuelles Gepräge; aber es ist der ethische Subjektivismus, die persönliche Verantwortung, ohne welche keine wahre Moralität möglich ist; und die persönliche Aneignung des Heils im Glauben ohne institutionelle Zwischeninstanzen; und ohne diese Subjektivität giebt's keine wahre Religiosität und keine kraftvolle Individualität, welche eine notwendige Korrektur zum Sozialismus bildet. Aber das, was an der Subjektivität verwerflich und gefährlich ist, das sehen wir in der römischen Kirche. Oder kann man sich in der Religion eine bedenklichere Individualität denken als den unfehlbaren Papst und in der Moral eine heillosere Subjektivität als den Probabilismus, d. h. die Art nicht nach der biblischen Wahrheit, sondern nach der eignen und Andrer persönlichen Meinung zu urteilen und zu verurteilen? Und was am Sozialismus verkehrt ist, die Erdrückung der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit, gerade das bildet die stehende Begleiterscheinung vieler religiös-kommunistischer Orden und Einrichtungen in der römischen Kirche. Andrerseits bringt der Begriff des „allgemeinen Priestertums“ in seiner politischen Ausgestaltung das, was am Sozialismus wahr und berechtigt ist, zur Geltung. Aus dem allgemeinen Priestertum folgt nicht die politische Egalité, eine Gleichheit, die zur Revolution drängt. Diese beiden Erscheinungen sind vielmehr gerade in katholischen Ländern heimatsberechtigt. Indem das „allgemeine Priestertum“ die künstliche Scheidewand zwischen Klerus und Laien beseitigt, hebt es nicht die geordneten Berufsstände und die historischen und natürlichen Unterschiede in der Gesellschaft auf. Denn die Gesellschaft ist ein Organismus, dessen Lebensfähigkeit gerade von der Differenzierung der Glieder abhängt. Aber über diesen zeitlichen Unterschieden und Gesellschaftszuständen giebt es noch eine höhere Einheit und Gleichheit vor Gott und dem Recht. Und diese Solidarität, ohne welche ein Gemeinwesen in widerstreitende Interessengruppen als isolierte Atome auseinanderfällt, muß als die edelste Frucht am Baume reformatorischer Erkenntnis bezeichnet werden. Von dieser sozialversöhnenden Solidarität hat der echte Romanismus sehr wenig. In seinen Stammlanden fällt die Bevölkerung geistig und sozial in zwei unvereinbare Hälften auseinander. Zu dem verhängnisvollen Dualismus, der das ganze römisch-jesuitische System durchzieht, gehören die in katholischen Ländern

besonders gesteigerten Gegensätze von abergläubischer Bigotterie und frivoler Freigeisterei, von kapitalistischem Magnatentum und verkümmertem Proletariat.

Wenn nun in Deutschland der Katholizismus an den groben Verirrungen, denen wir in seinen romanischen Stammlanden begegnen, keinen oder einen nur geringern Anteil hat, so ist das eben ein Zeichen von der mittelbaren, aber nachhaltigen heilsamen Einwirkung des Protestantismus. Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß bis zu einem gewissen Grade die moralische Existenz der katholischen Kirche von der reformatorischen Lebenskraft abhängt. Auf jeden Fall können die religiös-sozialen Umsturzgewalten, wie oben dargethan, nicht ohne die evangelischen Geistesmächte überwunden werden. In dieser Behauptung, daß die evangelische Lebensauffassung für Politik und Sozialreform, für Recht und Sitte von der einschneidendsten Bedeutung ist, stimmen hervorragende Denker der allerverschiedensten Richtung überein. Im Jahre 1853 veröffentlichte der hochkonservative Julius Stahl eine Schrift, deren Titel: „Der Protestantismus als politisches Prinzip“ ein ganzes System in einem Satze enthält. Und der linksliberale Rudolf Gneist bekundet im Eingang des Buches, das seinen Ruhm begründet, in dem Buch über „Staatsverfassung und Selbstverwaltung“, daß unsre Nation verpflichtet sei, das Erbteil der Reformatoren auch in politischen Dingen hochzuhalten. Das deutsche Volk habe als Volk der Reformation vor andern Nationen den Beruf, selbst in politischen Aufgaben der Macht der Ideen in stärkerem Maße zu vertrauen. Selbst der vom Glauben seiner Kirche abgefallene David Strauß erkennt doch den geistigen Zusammenhang zwischen der Reformation Luthers und dem kulturellen Deutschtum, wenn er in der Einleitung zu seinem „Leben Jesu“ wörtlich sagt: „So gewiß es die Reformation ist, die, aus der tiefsten Eigentümlichkeit unsres Volkes entsprungen, demselben für alle Zeiten ihr Gepräge aufgedrückt hat, so gewiß kann diesem nichts gelingen, was nicht an sie anknüpft, nicht auf dem Boden innerer Geistes- und Herzensbildung gewachsen ist.“

Verpflanzen wir das schöne Wort von der „Pflege des reformatorischen Erbes“ aus der Sphäre der glänzenden Redensart auf den fruchtbaren Boden der Wirklichkeit, so heißt es soviel als: wir müssen den welterneuernden, staatgestaltenden, volksbildenden Glauben unsrer Väter wie einen Lebensodem in die privaten und öffentlichen Zustände hineintragen. Und hierbei kann man vom Gegner lernen. Was man unter „konsequent katholisch“ versteht, hat der Nachfolger Windthorsts Dr. Lieber auf dem Würzburger Katholikentag dahin erklärt: „Es heißt glauben und bekennen, nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Ratsstube, im Hause, in der Versammlung, im Parlament“. Uebersetzen wir das ins Evangelische! Suchen wir öffentliche Meinung, gesellschaftliche Sitten, soziale Reformen unter den bestimmenden Einfluß des Evangeliums zu bringen, dann wird auch in der Praxis bald die soziale Ueberlegenheit des deutschen Protestantismus zum Heil des deutschen Volkes und der gesamten Kulturwelt sich bethätigen.

15.

Christentum oder Surrogat?!

Wider falsche Religionsbünde gilt's den Bund aufs Evangelium.

Von Diakonus Dr. Franz Költzsch in Dresden.

Nach den Surrogaten könnte man unser Zeitalter benennen. Der Stuck verdrängt den Marmor. Die Kunstbutter speist schon die Massen. Und Schwärmer sehen die goldene Zeit bereits nahe, wo man direkt aus Holzfasern den Traubenzucker und aus Steinen das Brot herstellt. Vorangegangen ist dieser Surrogatwirtschaft jene Arbeit der Wissenschaft, die die Stoffe in ihre Bestandteile zerlegt und auf die Urstoffe zurückführt — eine im eigentlichen Sinn des Wortes „kritische“ Arbeit.

Nach der Kritik hat man unser Zeitalter oft genannt. Man hat damit seinen ganzen unheimlichen Ernst, seine tiefsten Bewegungen und Erregungen genannt. An alles hat sich die Kritik gewagt, ans Heiligste und Festeste. Alles erklärte sie für überwunden, die ganze Welt des alten Glaubens. Bereis vor fünfzig Jahren stand sie mit diesem „Viktoria“ auf der Höhe. Sie konnte nicht höher und weiter. 1835 „erwies“ David Friedrich Strauß das Leben Jesu als Legende, 1840 das ganze Christentum als unhaltbar. Die folgenden Jahre brachten eine Sturmflut von Broschüren, fliegenden Blättern und Büchern, die wütendste Bekämpfung des christlichen Glaubens zum Teil im unflätigsten Ton — aber doch nichts wesentlich Neues in der Kritik. Eine andre Arbeit begann. Ueber den Trümmern des Zerstörten fühlte man das Bedürfnis nach einem Neubau, nach positivem Schaffen. Strauß schloß sein „Leben Jesu“ mit dem Versprechen: als ewige Idee philosophisch wiederherzustellen, was durch die historische Kritik gestürzt sei. Ein Versuch löste seitdem den andern ab. Was sollte alles Ersatz für das Alte bieten! Ja, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist das Zeitalter der Surrogate. Heute ist's die Frage: Christentum oder Surrogat?

Eine Auseinandersetzung ist unvermeidlich. Das Surrogat will das Christentum nicht nur abthun, sondern ersetzen, und ist so die denkbar schärfste Kritik des letztern, schärfer als es die bloße Negation überhaupt sein kann. Mehr noch! Am festen Krystallisationskern will es Strahlen ansetzen. Es will Bekenner werben, sammeln, festhalten, Gemeinschaft bilden, Christen und Ungläubige, am liebsten die ganze Menschheit zu einem Bund verbinden. Wie? fordert das nicht zwingend einen andern Bund? den Bund aufs Evangelium?! Ruft's nicht auf die Wacht und in die Waffen?

1.

Gegen wen und was gilt's zu stehen?

Soll ein neues Evangelium uns gereicht werden, so begehren wir, vor allem seine Apostel kennen zu lernen. Wir verbinden mit dem Namen Apostel die Erinnerung an jene hehren Gestalten, an jene teuern Männer, vor deren Namen wir auch als Evangelische gern das „Sankt“ noch setzen. Stehen neben ihnen ebenbürtig die, welche sie ablösen wollen? Sind sie uns ehrwürdig und vertrauenswert, daß wir sie als Führer zu Heil und Glück erklären möchten?! Wir wollen gerecht sein, aber gerecht nach jeder Seite: das Lobenswerte loben, aber das Tadelnswerte nicht verschweigen.

Wir heben gern aus dem Schwarm einen Ludwig Feuerbach, den Verkündiger des Atheismus, heraus. Große Bescheidenheit und Herzensgüte war ihm eigen. Sein Charakter und Leben waren durchaus ehrbar. Für die Not hatte er eine offene Hand. Und dabei hatte er selbst fort und fort mit Not und Mangel zu kämpfen. Niemals gelang es ihm, eine Professur zu erlangen. Unter ärmlichen Verhältnissen heiratete er ein armes Mädchen. Das wenige, was die Frau besaß, ging später noch völlig verloren — und damit die Heimat, die Feuerbach besessen. An einen andern Ort mußte er übersiedeln, wo ihm nicht einmal die nötigen heizbaren Räume zur Verfügung waren. Die Not seines Alters, besonders drückend durch viel Krankheit, wurde nur durch eine öffentliche Sammlung für ihn gemildert. Wir beklagen diese Tragik. Wir schlagen es hoch an, daß er trotzdem seinen Ueberzeugungen unwandelbar treu blieb. Ob seine Persönlichkeit im stande war, wirklich tief zu begeistern und nachhaltig zu fesseln? Im tollen Revolutionsjahr 1848 hatte ihn die studierende Jugend von Heidelberg im Triumph herbeigeholt, damit er Vorlesungen hielte. Er begann diese mit den hochtrabendsten Worten: er wolle die Menschen aus Theologen zu Anthropologen, aus Theophilen zu Philanthropen machen, aus Gläubigen zu Denkern, aus Betern zu Arbeitern, aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie zu freien Bürgern der Erde, aus Christen, die ihrem eignen Bekenntnis zufolge halb Engel, halb Menschen sind, zu Menschen, zu ganzen Menschen. Kein Hörsaal war in Heidelberg groß genug für die Menge der Hörenden. Der Rathaussaal mußte genommen werden. Und dann verschwanden die Hörer doch rasch einer nach dem andern. Feuerbach blieb nichts weiter übrig, als auch zu gehen. — Wie klingt's so ganz anders aus der Apostelgeschichte, wo man die Apostel bittet, auch „zwischen Sabbats“ zu predigen, und wo am Sabbat „fast die ganze Stadt zusammenkommt“. Und wie herrlich, daß heute noch des Sonntags und die Woche über die Millionen sich um jene alten Apostel scharen!

Wir unterscheiden auch gern von vielen, die ihn vielleicht aufdringlich als „ihren Mann“ in die Arme schließen, David Friedrich Strauß. Sein Biograph, Eduard Zeller, ward sein unbedingter Lobredner. Viele, vor allem die Männer der frühern „Gartenlaube“, haben ihn vergöttert als den Helden und Märtyrer seiner Ueberzeugung, als Charakter und „Ganzen“ — so, als ob sein Gegner sein und keinen Charakter haben fast eins wäre! Ist's darum erlaubt, auch auf seine Schwächen einmal hinzuweisen? Ueber seine beständigen Zerwürfnisse mit seinem Vater sei

nichts gesagt. Die Hauptschuld an der Trennung seiner Ehe mag seine Frau getragen haben, die frühere Sängerin. Bedenklich aber war's, daß er das jährliche Ruhegehalt von tausend Francs annahm, mit dem ihn die Regierung von Zürich abfand, als seine Berufung an die dortige Universität vor der Erregung des Volkes sich nicht halten ließ. Das Glaubenscomité, das sich damals gebildet hatte und hinter dem das Volk stand, gab zu der Pension als bittre Pille mit, was es vor dem Volk erläuterte: „Wenn mancher redliche Arbeiter unter euch fragt: wofür sollen wir nun einen Mann, der dem Lande nicht allein nichts geleistet, sondern Schaden und Zwietracht gebracht hat, alle Jahre tausend Francs zahlen, so bitten wir euch zu bedenken, daß dies Opfer nach der Ansicht des hohen Großen Rats für des Landes Ruhe nötig war und daß wir diese Ansicht als gute Bürger ehren sollen, und fügen bei, daß, wenn Herr Strauß dieses Geld annimmt, er sich dadurch vor aller Welt als einen unehrenhaften und habsüchtigen Mann darstellt, von dessen Sittlichkeit u. s. w. dann wohl niemand mehr viel zu rühmen wagen wird; dem dafür dann vielmehr die Verachtung jedes Biedermanns zu teil werden und um so sicherer jedes Wirken als Lehrer abgeschnitten sein wird." Nicht besser wurde die Sache, als die Erregung in Zürich sich fortsetzte und die Sturmglocken durch den Kanton heulten und vor dem Rathaus in Zürich Blut floß. — Es war um dieselbe Zeit fast, daß Strauß in einer neuen Auflage des „Lebens Jesu" und in andern Schriften auf einmal sehr bedeutsame Zugeständnisse gegen früher machte. Er nahm sie später zurück und erklärte sie aus krankhafter Stimmung. Die Vermutung wenigstens liegt sehr nahe, daß sie in der Hoffnung auf Staatsanstellung gemacht waren. — Aber wenn er von da ab konsequent seinen Unglauben und seine „Philosophie" predigte, tritt sein Leben für seine Lehre ein? Hat er für den Glauben des Christen die „innere Heiterkeit des Weisen" gewonnen? Bemitleiden mag man den Mann, der bis zu seinem Ende ruhelos von Ort zu Ort zieht — bemitleiden um seines Endes willen. Mit seinem letzten Buche: „Der alte und der neue Glaube" glaubte er dem ganzen Volke aus dem Herzen gesprochen zu haben. Nun begegnete er einem fast allgemeinen Widerspruch. Er war tief gekränkt und tief unglücklich. Man darf sagen, daß ihm über diesem letzten Mißerfolg das Herz brach. — Wäre er der Apostel des Jahrhunderts?!

Wären es andere? Bei andern, die sich dafür gehalten, ist die vollendete Charakterlosigkeit nachzuweisen. Der Nachtreter von Strauß (und als solcher hier genannt!), doch mit dem Ehrgeiz, den Vorgänger in allem zu überbieten, und so dessen widerliche Karikatur ist — Bruno Bauer. Die Studenten in Bonn besuchen seine Vorlesungen nur „wegen des Skandals darin". Nach seiner Absetzung eröffnet er einen Buchhandel mit dem fragwürdigsten Verlag. 1848 buhlt er um die Gunst der Massen. Aber seine wechselvolle Laufbahn beschließt er als Mitarbeiter der — Kreuzzeitung. Und dieser Mann, niemals im Besitz tieferer theologischer Bildung, verfährt mit den Reden Jesu, mit den Schriften des Paulus und Johannes, wie der Lehrer nicht schlimmer mit den Heften

des stümperhaftesten Sextaners verfahren kann! — Ungefähr wert, mit ihm zusammengenannt zu werden, ist der Philosoph des Pessimismus, Arthur Schopenhauer. In dem Augenblicke, wo die Freiheitskämpfer in den heiligen Kampf gegen Bonaparte ziehen, setzt er sich hin, um seine Doktor-Dissertation zu schreiben, überzeugt, „daß er nicht dazu geboren sei, der Menschheit mit der Faust zu dienen, sondern mit dem Kopf und daß sein Vaterland größer sei als Deutschland". Den Selbstmord rühmt er als das letzte Heil des Menschen, den Tod als Erlösung von elendem Dasein. Er selbst flieht feige vor der Cholera aus Berlin. Zwischen ihm und seiner Mutter kommt es zum vollendeten Bruch und zum häßlichen Schauspiel vor der Welt. Mit keinem Menschen kann er sich vertragen, in keinen sich fügen: das Gesicht seines Pudels ist ihm lieber als ein Menschengesicht. Getränkt von Eitelkeit, geknechtet von Begierde und Leidenschaften, von maßloser Eitelkeit, sein halbes Leben lang ohne Familie, ohne Beruf, ohne Verkehr — maßt er sich an, der Lehrer der Menschheit zu sein. — Und darf man nun wenigstens in etwas die Ausgeber wirklicher Gedanken mit verantwortlich machen für die, die sich an ihre Sohlen heften, die Makler und Zwischenhändler, die die große Münze fürs Volk umwechseln in kleine, die Breittreter und Claqueurs! Es sind besonders die Dichter des „Jungen Deutschland". Was für Geister! Heinrich Heine beschreibt sich und seine Genossen: Selten habt ihr mich verstanden, selten auch verstand ich euch; nur wenn wir im Kot uns fanden, da verstanden wir uns gleich. Gutzkow, in Dresden im Denkmal vor der Kreuzschule mit Theodor Körner und dem Komponisten des „treuen deutschen Herzens" Julius Otto in eine Reihe gestellt, sucht sein zerfahrenes Leben mit Selbstmord zu enden. Die öffentliche Mildthätigkeit muß ihm beispringen. Vorher hat er verkündet: „Hätte die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein". Vom Chloral betäubt, reißt er das Licht auf sein Bette und kommt so in den Flammen um. Will man alles Unschöne in seinem Leben und Charakter aus physischer Krankheit erklären, gut, dann soll er wenigstens von niemandem ernst genommen werden. „Apostel" und „Reformatoren" muß man mit strengem Maßstab messen.

Auf den Charakter werfen wir hier schon den leichten Sinn, mit dem sie etwa ans Werk gehen. In Köthen saßen die „protestantischen Lichtfreunde", geführt von den Uhlich und Wislicenus und Ruge, beim Bier und bei der langen Pfeife und stürzten das Alte, was so vielen doch heiligste Herzenssache war, und bauten ihre neuen Tempel. Was damals in Halle ein Tholuck, der seinen Glauben sich nur in heißer Gebetsarbeit und mit den schwersten Erschütterungen Leibes und der Seele erkauft, erbettelt, erstritten hatte, gegen jene predigte, trifft das Herz: „Wenn man sie sieht mit dem leichten Herzen, mit dem lachenden Angesicht, mit den Pokalen in der Hand — o wahrlich, ihr seid es nicht, bei denen ein wahrhaft sehnsüchtiges und lichtdürstendes Herz die Befriedigung findet! Nein, das ist die Art nicht, wie sonst neue Religionen und Glaubensweisen gestiftet worden sind. O daß man wenigstens nur etwas von dem heiligen Ernst, mit dem die besten unter den Heiden des Altertums um

die hohe Wahrheit gerungen haben, diesen satten trägen Geistern mitteilen könnte." — Ja, was mit dem Leichtsinn aufs engste zusammenhängt, fällt ebenso auf den Charakter: die Ignoranz, der Mangel der nötigen Kenntnisse. Wie viele stehen damit unter Anklage: Bruno Bauer und der Schneidergeselle Wilhelm Weitling mit seinem Buch „Evangelium eines armen Sünders", das „junge Deutschland" und Arnold Ruge, bis auf die Männer des „Einigen Christentums" und der „Ethischen Gesellschaft", Oberstlieutenant von Egidy und die ihn sekundierenden Militärs a. D. Es ist erstaunlich, mit welcher Unwissenheit Egidy seine „Ernsten Gedanken" schreibt. Es ist noch erstaunlicher, wie er auch nachher nicht den geringsten Versuch macht, die bodenlose Leere auszufüllen. Das ist nicht mehr Naivetät. Das ist ein Fehler des Charakters. — Und an den Charakter hängen wir endlich, was so oft nur ein Ausfluß des Leichtsinns und der Ignoranz ist und sicher das Herz spiegelt: die rohe unflätige Sprache. Wie die Herren mit einander um die Palme ringen! Bruno Bauer giebt den Ton an! Von den Abschiedsreden Jesu bei Johannes urteilt er: „Es verlohnt sich nicht der Mühe, sie in ihrer Inhaltlosigkeit, ihren Tautologien, Inkonvenienzen herauszustellen". Für den Theologen giebt's nach ihm keine Sprache, kein Gesetz, keinen Zusammenhang, keiner Widerspruch; für ihn giebt es nichts als das Nichts seines Selbstbewußtseins, in welchem alle Bestimmtheit verschwinde, nichts als seine schmutzige Angst. Gutzkow rast, wenn er von den Aposteln und ihrem „bornierten Verstand" redet und von den Theologen mit den „scheinheiligen Augenwimpern". Wilhelm Weitling läßt den Herrn Jesus mit Freudenmädchen im Lande umherziehen. Max Stirner ruft's: „Eine freie Grisette gegen tausend in der Tugend grau gewordene Jungfern!" Was hat sich der Philosoph der Bestialität geleistet, Friedrich Nietzsche, der, von vielen als definitiver Weltreformator schon gefeiert, jetzt in der Nacht des Irrsinns vegetiert! Was haben so manche Verkündiger der Affentheorie und Herolde „freier" Wissenschaft auf dem Gewissen — geflügelte Worte, auch flegelige Worte! Was ward gehört im Sprechsaal der Presse und in den Hallen der Volksversammlung! Was haben die Christen sich bieten lassen! Nun sei's genug. Den Proletarier in der Vogelwelt, den Sperling, erkennt man schon an seinem häßlichen Geschrei, den Gassenjungen an dem Lied, das er pfeift. Aber „Apostel" und „Reformatoren" wollten wir haben, Bildner und Meister der Menschheit. Wohl geben wir zu, daß gerade in neuerer Zeit drüben im andern Lager recht tiefe Geister auch auferstanden, Professoren, im Durchschnitt vielleicht mit mehr Bescheidenheit erwünscht, aber doch ehrbar und ehrlich. Indessen zur Vorsicht sind wir berechtigt. Es ist manche schmutzige Hand, die uns fürs alte Christentum den „Ersatz" reicht. Es ist mancher unsaubere Mund, der das neue Evangelium verkündet.

Doch wir wollen gerecht und objektiv prüfen — eben auch dies neue Evangelium. Welches ist's?

Es ist nicht leicht, durch den Wirrwarr der Systeme und Theorieen sich hindurchzufinden. Der Tag gebar immer neue. Aber Kronos suchte seine Kinder zu verschlingen. Man weiß nicht, was er verschont und

wieder ausgespieen hat, was noch lebt oder doch gelebt hat. Dennoch — wenn man an die Hauptgedanken sich halten darf, kommt's auf einen vierfachen Vorschlag hinaus. Das Christentum soll ersetzt werden durch die Religion des Schönen oder des Gedankens oder der Moral oder des Volkstums.

Schönheitsreligion! Der alte Schiller lebt wieder auf: Nur durch das Morgenthor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land. Das Theater sei die Erziehungsstätte der Menschen. Ueberraschend ähnlich Strauß. Der lebendige Gott ist entthront. In der Welt ist er untergegangen. Aber ans Universum geben wir uns hin. Nicht, daß wir in stummer Resignation uns vor der rohen Uebermacht der Natur beugten! Im Universum ist Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte. Wir können Vertrauen zu dieser Güte haben. Die großen Dichter und Komponisten werden dem Volke Priester und Propheten. Sie erschließen den Sinn für das Schöne in der Welt. Sie erbauen und sättigen. Die Stammgäste der Oper ließen sich das gefallen. Als der König im Reich der Töne zu Bayreuth begraben ward, trug einer von den Kränzen die Aufschrift: Schlummere sanft, du Gott! Manchem in unsern Tagen ist Parsifal Religion, die Religion — manchem das Theater die Kirche.

Die Religion des Gedankens! In einem großen Gedanken soll der Geist, der Verstand ausruhen, feiern. Wohlan, „so gebt uns einen großen Gedanken, daß wir davon leben." Als ein doppelter wird er uns gereicht: der Mensch oder die Welt. — — Der Erfinder oder Neuentdecker des ersteren ist Ludwig Feuerbach. Von Haus aus Theolog, beschreibt er selbst seine Entwicklung: Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein letzter. Sein Bruder Friedrich, übrigens sonst ganz unbekannt und unberühmt geblieben, ersetzt ausdrücklich mit diesem Gedanken das Christentum. Humanismus ist ihm „die Religion der Zukunft". Der beständige Refrain in seiner so betitelten Schrift ist: Kein Heil außer dem Menschen! Die Summa ist: Der Mensch allein ist und sei unser Gott, unser Vater, unser Richter, unser Erlöser, unsre wahre Heimat, unser Gesetz und Maß, das A und O unsers staatsbürgerlichen und sittlichen, unsers öffentlichen und häuslichen Lebens und Strebens. Die Nutzanwendung: also liebe den Menschen, das menschliche Wesen in dir und in andern — und glaube an den Menschen, an seine Zukunft. Kein Heil außer dem Menschen! — Aber der Mensch ist selbst doch nur ein Ausschnitt aus der Welt. Die Welt soll den befreienden Gedanken liefern. Die doppelte Möglichkeit besteht, daß man rückwärts oder vorwärts schaut: was die Welt treibt, wohin sie treibt. Dort ist's die Frage nach dem Grund der Welt, hier nach ihrem Ziel. Jene Frage klopft an die Innenwelt des Menschen an, an Verstand und Gemüt. Was den Menschen selber treibt? Der Philosoph sagt: Das Gerechtigkeitsgefühl als das erste und letzte aller Gefühle. Wir könnten's vielleicht nennen: das Gewissen. Dies redet dem Menschen von dem Walten einer unbedingten Gerechtigkeit, die den Weltverlauf bestimmt und durchdringt. Auf sie gilt's zu vertrauen. — Eine andre Idee wieder gewinnt man

vom andern Pole aus, im Blick auf das Ziel der Welt. Auf dies weist hin der Weltprozeß, der Weltverlauf. Man muß ihn beobachten nach Darwins Weise. Aus unvollkommenen Formen giebt's einen rastlosen Fortschritt zu vollkommenen, aus dem Dunkel zum Licht, aus dem Chaos zum Kosmos. Abwege und Irrwege, Gräber und Winterfröste, Leid und Weh halten nicht auf. Der Mensch steht selber, so wie er jetzt ist, ein Wegweiser nach vorn und oben. Hier wird Meister Darwin überboten. Im Nebel noch liegt das ferne letzte Ziel. Aber der Gedanke an dies Ziel hebt den Menschen über sich und die Erde hinaus. — Und dann schlägt der so immer höher geführte Turm der Gedanken und Systeme plötzlich um. Der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, stürzt ihn mit vollem Bewußtsein. In die Bewußtlosigkeit, aus der sich die Welt erhoben, muß sie wieder zurücksinken. Alles ist in Zersetzung. Das Christentum voran. Auf seinem Dünger erhebt sich die Gewißheit vom Ende der Welt, von der letzen Nacht und dem letzten großen Nichts, nach Hartmann die „Religion der Zukunft“. Es ist der Gedanke, von dem wir zu leben haben.

Die *Moral* tritt an die Stelle der Religion. Lessing mit seinem Nathan dem Weisen wirkt noch immer nach: Handle recht und gut — so bist du angenehm vor Gott und den Menschen; so beweisest du vor der Welt, daß dein Ring der echte ist. Ob Jude, Türke oder Christ, bleibt sich ganz gleich — oder doch nicht ganz gleich. Dem Christen fällt es schwerer als andern, edel und gut zu sein. Aber die Christen eben zuerst hat nun in unsern Tagen Oberstlieutenant von Egidy tapfer führen wollen. Nicht zu Schwertgeklirr. Den Säbel hatte er selbst ja weggelegt, Hammer und Kelle genommen. Den großen einigenden Dom wollte er über den alten Kirchen und Kapellen bauen. Als er seine „Ernsten Gedanken“ schrieb, hatte er noch nicht einmal den Riß für seinen Dom — nur die Ueberschrift für das Portal: Gott ist die Liebe. Wie doch dann die Männer der „Ethischen Gesellschaft“ herzutraten, deutsche Freireligiöse und amerikanische Unitarier, Christen und Juden, ein echt Lessing'scher Ring — verschwand jene Ueberschrift mehr und mehr unter der allgemeinen Tünche: Handle gut; in deinem Handeln bist du glücklich.

Deutschreligion soll endlich das Zauberwort unsrer Zeit sein, der Gedanke des Volkstums das Christentum ersetzen. Der Gedanke scheint erst recht möglich geworden zu sein, seitdem wir ein einiges deutsches Vaterland haben. Dühring rührte ihn zuerst an, als er das Christentum für infiziert mit semitischem Wesen erklärte. Paul de Lagarde führte ihn in seinen „Deutschen Schriften“, besonders in der Abhandlung von der „Religion der Zukunft“ weiter. Vom jüdischen Gift will er das Christentum, sogar das Gemeinwesen des Volkes Israel reinigen. Das alte Israel ist nichts weniger als semitischen Ursprungs. Das semitische Element kam erst später dazu und verdarb das Volk. Jesus ist eine Nachblüte des alten Israel, also nicht semitischen Geblüts. Von den germanischen Völkern verlangt er, daß sie die Religion mit ihrer Nationalität in Beziehung setzen. Frei soll im Volke der einzelne sich entfalten. Deutschtum

ist für Lagarde die „Religion der Zukunft“. Großmütig will er in sie das Germanische aus dem Christentum mit aufnehmen. Aehnlich, nur noch radikaler der geistvolle Herausgeber der „Täglichen Rundschau“ Dr. Friedrich Lange in seinem „Reinen Deutschtum!“ Das Deutschtum muß ganz an die Stelle des Christentums treten, wie es Luthers Verdienst ist, daß er die Kirche nicht christlicher, sondern deutscher machte. Nicht als ob er das Christentum abschaffen wollte! Das letzte halbe Jahrhundert hält doch eine gewichtige Lektion. Friedrich Feuerbach gab nur zu, daß „sich der Abschaffung des Christentums allerdings einige Schwierigkeiten entgegenstellen“ würden. Lange meint, solch ein eingewachsener Organismus könne höchstens absterben. Er hat nichts dagegen, wenn der Christenglaube im Volke fortlebt wie jetzt der alte germanische Götterglaube im Aberglauben, in Märchen und Sagen. Für die freien, starken Geister ist die Deutschreligion da — die Offenbarung Gottes in den deutschen Idealen.

Das etwa dürften die Gedanken des neuesten Datums sein. Was der morgende Tag bringt, weiß man nicht. Aber die Tafel ist jetzt schon überreich besetzt. Agitation und Reklame empfehlen ein jedes der Gerichte. Welches soll man wählen?! Oder wählen wir nicht?!

2.

Wie stehen wir gegen den Christentumsersatz?

Christentum oder Surrogat, das alte oder ein neues Evangelium, das ist die Frage. In unsern Tagen hat das alte Evangelium einen Bund gebildet, seinen Bund. Für die Heiligtümer des Evangeliums tritt er ein, wo immer diese bedroht sind. Steht die eine Front gegen Rom, so steht die andre gegen die Welt. Gegen jene Religionsbünde ist dieser Bund unerläßlich notwendig — gegen jene Bünde aus allen Landen dieser Bund auch aus allen Landen, soweit die evangelische Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt — gegen den organisierten Unglauben die Organisation des Glaubens. Im Evangelischen Bund wollen wir uns einander wecken und warnen, wollen wir die Waffen schärfen und austauschen, wollen wir die Reihen und die Schultern zusammenschließen, eine treue und feste Macht, wollen wir des Gegners Blöße erspähen, Bresche legen, in den Riß dringen, neu die Fundamente der evangelischen Kirche sichern. Was thun und sagen wir gegen jenes vielgestaltige neue „Evangelium?“

Das *Surrogat* erweisen wir als *Falsifikat*. „Religion“ soll dargeboten werden. Der Name soll ködern. „Religion“ ist das neue Präparat nicht. Aufs kürzeste und magerste definiert ist Religion etwa das Verhältnis des Menschen zu Gott. Und wenn dem Atheisten zu gefallen zunächst einmal Gott gestrichen wird, bleiben muß doch jedenfalls eine objektive Macht über dem Menschen. Aber nicht einmal den Menschen kennt man in jenem Lager recht. Mögen die Philosophen sich viel darauf zu gute thun, daß sie das Jenseits lassen und das Diesseits studieren, mögen sie mit jedem dritten Wort den Menschen im Munde

führen und preisen — sie nehmen ihn doch durchweg nur einseitig. Von seinen drei geistigen Vermögen betonen sie immer nur eines. Für dies eine bieten sie die Speise dar. Hier soll der Drang nach Erkenntnis, dort das ästhetische Bedürfen, dort Thatenlust und Willenskraft ein Saat- und Erntefeld finden. Aber Religion soll den ganzen Menschen durchdringen, sättigen, beseligen — oder der ganze Mensch ist im Ernstfall verraten und verkauft. Was fragt der Sterbende nach Melodien und Gedankenblitzen? Was thut der Schwerverwundete mit Bildern und Blumen, wie sie ihm etwa nach Strauß'schem Rezept zu reichen wären? Strauß ward an seinem Ende durch alle schönen Künste nicht getröstet. Heine, sicher auf seinem Sterbebett nicht ohne fromme Anwandlungen, suchte die Luft der Krankenstube zu bannen durch den Gestank erhöhter Frivolität. Ja, jene Weisen denken überhaupt nicht zu sehr an den vollen Ernst des Lebens. Sie nehmen den Menschen gern einseitig nur von der Seite seiner Kraft und Herrlichkeit. Selber starke stolze Geister, mögen sie hinter Folianten und Retorten ihre Welt sich bauen und darüber die übrige Welt auf Zeit vergessen. Aber so angelegt sind nur die wenigsten. Nicht alle Vögel unter dem Himmel sind Adler. Und wenn jene Geistesfürsten es verraten, daß es ihnen gar nicht unlieb ist, so in stolzer Höhe über den andern zu thronen, so haben sie ihre Sache schon verraten und verspielt. Was sie wollen, ist das alte Heidentum in neuer Auflage, das mit schönen Philosophien sich an eine kleine Geistesaristokratie wandte und nach dem „gemeinen Volk" nichts fragte. Religion ist das nicht. Wie den ganzen Menschen muß sie für sich fordern auch die ganze Menschheit. Und das bedenklichste ist, daß man die eine Seite im Menschen übersieht, jene eine Thatsache, von der die Opferflammen der Jahrtausende und die tiefsten Seufzer der edelsten Menschen reden — die Thatsache unsrer Ohnmacht und Schwachheit, unsrer Sünde und Schuld. Jene Herren spotten fast einstimmig über Adams Apfelbiß. Mit Spott kommt man über das Ernsteste nicht hinweg. Der Spott verrät vielleicht auch hier nur, was in der Tiefe des Herzens sich regt. Es ist bedeutsam, daß der sicher bedeutendste Philosoph unter jenen Geistern, Eduard von Hartmann, so viel redet von dem Erlösungsbedürfnis im Menschen. Es ist bezeichnend, daß ihm dies Bedürfnis nur der Wegweiser zum großen letzten Nichts wird: das Bedürfnis muß nach ihm ewig Bedürfnis bleiben. Armer Mann, der nicht die Erlösung und den Erlöser kennt! Mit der Erkenntnis, die ihn auszeichnet, steht er doch allein unter seinesgleichen. Nein! Man kennt dort drüben nicht den Menschen!

Kennete man Gott?! Oder was hat man an seine Stelle gesetzt? Gott?! Ein lebendiger, persönlicher Gott?! In den Moleschott'schen Kreisen hat man ihn nur der Blasphemie noch wert gehalten, nicht der Widerlegung: „sofern Gott Weisheit und Allgegenwart zugeschrieben werde, müsse Gott ein gasartiges Wirbeltier sein;" denn nur ein Wirbeltier kann denken und nur ein gasartiger Körper kann sich durch die weite Welt verbreiten. Was ist's doch für ein schwindsüchtiges armes Ding, womit man Gott je und je ersetzen wollte. Man mag erschrecken, wenn man die

Geschichte des Geisteslebens unsers Jahrhunderts studiert. Welch rasender Niedergang von Stufe zu Stufe! Rationalismus, Pantheismus, Materialismus, Pessimismus, Nihilismus! Und was sind's für wallende Nebel und Schatten — die Gedanken, denen ich mich vertrauend (!) hingeben soll! Hier das Menschentum, dort das Universum, der Weltverlauf, der Weltgrund, der Gedanke des Fortschritts, der Gedanke der Auflösung! Proteus wandelt fort und fort seine Gestalt. Wer wagt da noch, von einer „objektiven höhern Macht" zu reden! Gespenster steigen aus des Menschen eigner Brust. Seine „Götter" sind sein eignes Fleisch und Blut und sind nicht über ihm, sondern in ihm. Der Begriff „Religion" ist auch damit aufgehoben. Auch das blankeste Messing wird niemals Gold, die schönste Margarine niemals Butter. Das Surrogat ist ein Falsifikat.

Dürfen wir eine Art chemischer Analyse uns nun erlauben und die schädlichen, bedenklichen, unerlaubten Bestandteile im Surrogat aufzeigen? — Wir machen auf die endlos vielen Hypothesen aufmerksam, die als reinste „Wissenschaft" ausgegeben werden. Als Laplace vor Napoleon Bonaparte seine Weltentstehungstheorie entwickelte und dieser fragte, wo dann Gott bleibe, antwortete der Gelehrte kaltblütig: Ich habe diese Hypothese nicht nötig. Sicher ist's das nette Zugeständnis, wie der Gelehrte mit Hypothesen zu arbeiten gewöhnt war, wie die Wissenschaft sich mit ihnen behilft. Das soll nie vergessen werden. Die Theorie von der Anziehungskraft, auf der die ganze Astronomie ruht, die Theorie von einem Weltäther, den die neuere Astronomie zur Erklärung der Anziehungskraft annimmt, ist eine Hypothese. Noch niemand hat ein Atom gesehen, niemand wird eins sehen. Die „sieben Welträtsel", von denen der Berliner Professor, berühmt durch sein ehrliches Ignorabimus, geschrieben, sind heute noch nicht gelöst. Können Hypothesen mir die für alles genügende Religion bieten? Der ganze Darwinismus ist eine solche Hypothese. Nun soll gerade dieser, und zwar der über Darwin selbst hinausgeführte, mich trösten und beseligen für Leben und Sterben, — der Gedanke, daß die Menschheit rastlos dem herrlichsten Fortschritt zustrebt, daß ich, der einzelne, zu diesem Fortschritt mithelfe, daß mein vergehendes Leben wenigstens der Dünger ist, aus dem schöneres Leben wieder sprießt! Bis jetzt sprechen doch alle Thatsachen nur gegen die Annahme, daß der Mensch aus sich heraus allzugroßer Entwicklung fähig sei. Die Summe der Kenntnisse und Fertigkeiten ist natürlich beständig gestiegen. Ein Geschlecht trat auf die Schultern des andern. Der Mensch als solcher ist in nichts vorwärtsgekommen. Noch heute studieren wir die hellenischen Meister. Was die alten Aegypter als Weber, Färber, Juweliere geleistet, ist heute noch nicht wieder erreicht. Ein Feldherr wie Hannibal kam auch noch nicht wieder. Cäsar mit seinem Riesengedächtnis soll heute erst gesucht werden. Immer mißlang der Versuch, in einer Familie von Vater zu Sohn, zu Enkel, zu Urenkel ein Exemplar von besondrer Güte heraufzuzüchten: der Urenkel eines Fürsten der Wissenschaft ist vielleicht ein Nichts. Wie nun? Bricht die Hypothese, welche Religion sein soll, was bleibt

übrig?! — Und wir machen aufmerksam auf die große Unsicherheit und die Widersprüche wie der Hypothesen im allgemeinen so jener modernen Religionsgedanken im besondern. Wenn die „unfehlbare" Wissenschaft doch bescheidener sein wollte! Helmholtz' Gesetz von der Erhaltung der Energie wird von der „Wissenschaft" als „phantastische Spekulation" zuerst verspottet, Kochs Tuberkulin als unerhörter Triumph des menschlichen Geistes gepriesen. In buntem Wechsel schreiten die modernen Religionsverkündiger einher, im Auftreten so stolz — und dann? „Wo sind sie, die vom breiten Stein nicht wankten und nicht wichen?" Einer wird dem andern zum Totengräber. Ehe sie — es ist fast die Regel — in ihren Büchern an den eignen Gedankenhausbau gehen, thun sie erst die andern ab. Nun steht oft schroff Gedanke gegen Gedanke. Hier soll alles im Fortschritt, dort alles in der Zersetzung sein. Hier ist das gute Handeln die einzige Religion, dort ist man „jenseit von gut und böse." Wohin greifen? Wohin hören? Wie lange warten auf die endgültige Wahrheit?! — Und wir decken die Trugschlüsse auf, aus denen sich die modernen Religionen mitherstellen müssen. Mit welchen Taschenspielerkünsten disputiert man Gott und Geist weg. Immer wieder verwechselt man Gehirn und Geist. Immer wieder macht man das Unmögliche möglich und springt federleicht, der scharfsinnige Kritiker Strauß voran — welch ein „Todessprung!" — vom „Atom" zum Bewußtsein im Atom. Immer wieder vermengt man, je nach Bedürfnis, Sinnliches und Uebersinnliches, Physik und Metaphysik. Der ganze Materialismus fällt unter dies Gericht. Er fällt durch dies Eine Gericht schon. Sollten wir auf ihn und seine Verwandten hereinfallen?! — Wir protestieren endlich gegen die Entstellungen der Wahrheit, die das Fundament für die neuen Religionen abgeben müssen. Sie treffen und beleidigen Kirche und Christentum. Sind's an sich nicht immer die tiefsten und gelehrtesten Geister, die am aufdringlichsten als Reformatoren sich spreizen, nirgends ist doch die Ignoranz größer als in den Wahrheiten der Bibel und des Katechismus. Es wäre ein immerhin dankbares Geschäft, aus der ganzen großen gehässigen gegnerischen Litteratur die falsch citierten, aus dem Zusammenhang gerissenen, ganz unmöglich ausgelegten Bibelstellen zu sammeln. Die „Christliche Welt" bringt von Zeit zu Zeit eine Blütenlese. Die berühmtesten Professoren und gelesensten Zeitungen liefern dazu Beiträge. Es ist die alte Geschichte: weil jeder in der Schule einst seinen Katechismus aufgesagt und die Bibel in der Hand gehabt, hat jeder auch das Recht, ohne im spätern Leben nur einmal wieder die Bibel zu öffnen, doch sein ganzes Leben lang über alle religiösen und kirchlichen Fragen mitzureden. Fast muß man die Hoffnung aufgeben, daß die feinern Unterscheidungen gelernt werden, die zwischen Christentum und Kirche und Theologie. Aber ist die Kirche nur das Haus für das Christentum, sich bauend, streitend, nach der Vollendung ringend, und fertigt die Theologie für die christlichen Gedanken nur die Formen, so ist es schnödes Unrecht, für Mängel der Kirche und Schwächen der Theologie das Christentum verantwortlich zu machen. Willkommen jeder, der mithilft, die Wahrheit immer klarer herauszubilden! Drüben in jenem Lager

ist sie gewiß nicht. Hypothesen, Widersprüche, Trugschlüsse, Entstellungen ergeben nur — Surrogat.

Es beweist sich als solches in seiner Wirkung, d. h. in seiner Wirkungslosigkeit. Was wäre auch im letzten halben Jahrhundert mit aller Arbeit von jener Seite erreicht?! erreicht in positiven Resultaten?! Auf diese war es ja abgesehen mit den „Religionen", die auf die kritische Arbeit folgten. Irre gemacht sind Hunderttausende! Das ist es ja eben: der Kritik und Negation jubeln die Massen zu. Nur zu gern regt sich im Menschen der Widerspruchsgeist. Darauf aber kommt es an, den Angefachten und Entflammten festzuhalten. Strauß erregte mit seinem „Leben Jesu" die Welt. Zu den Füßen der Musen wollten nur wenige mit ihm niedersitzen. Vereinsamt starb er. Die „Ernsten Gedanken" Egidys hatten einen buchhändlerischen Erfolg, wie er nur ganz selten ist. Als der Bau begann, erlahmte das Interesse. Heute mag man den Mann bemitleiden, der seine Versammlungen einberuft und dann leere Säle betritt. Ist's zum Verwundern? In Stürmen und im Lauf der Zeiten bewährt sich's, was am Hause Marmor ist und was Imitation. Am Krankenbett schlägt die Chinarinde den Chinaersatz. Fürs ernste Leben und noch ernstere Sterben ist not die ganze volle Wahrheit, nicht ihre Verwässerung. Da ist's keine Frage: ob Christentum oder Surrogat?

Aber vom Surrogat reklamieren wir die wirklich gute Beithat. Das oft so arg verklagte Christentum klagt selber an — mit dem siebenten Gebot: Du sollst nicht stehlen. Die schönsten Federn, mit denen die modernen Religionen sich schmücken, sind dem Christentum geraubt — die besten Gedanken dort drüben sind christliche Gedanken: der Gedanke der Liebe, der der Gerechtigkeit und auch der nationale Gedanke. Egidy beweist nur seinen großen Dilettantismus, wenn er das Christentum für aufgehoben erklärt und den Neubau mit dem Satz anhebt: Gott ist die Liebe. Wie kommt er zu dem Satz? Fiele dergleichen aus blauem Himmel? Uns scheint der Satz einfach und natürlich, weil wir ihn seit zwei Jahrhunderten als sicheres Eigentum besitzen, die Summa des Neuen Testaments. Wenn das Meer rast und die Blitze zucken und die Lawinen donnern, vernimmt der natürliche Mensch nichts von Gottes Liebe. Aber der Christ bleibt auch in Katastrophen unbeirrt, weil die Liebe Gottes unwiderleglich und unaustilgbar ihm aufging in Christo Jesu. Und ebenso lernt man erst unter dem Kreuz die Wunderwege Gottes verstehen. Erst von da aus findet man sich zurecht auf den verworrenen Pfaden der Weltgeschichte. Die Welt predigt nicht ohne weiteres die Gerechtigkeit Gottes. Sie ist eine Welt des Unrechtes, und der Kampf ums Dasein wird geführt von der brutalen Gewalt. Und endlich: woher haben wir die deutschen Ideale? Was bleibt übrig, wenn das Christliche aus der deutschen Geschichte gestrichen wird?! Was wäre aus der Ahnentugend geworden, hätte sie mit dem christlichen Geist sich nicht so innig vermählt?! Gewiß, es giebt eine „Ethik des Patriotismus", aber sie ist christlich. Das reine Volkstum, das Deutschtum kann sicher nicht sein die Religion, von der man's doch erwartet, daß sie den Volksgenossen über sein Volk emporhebt. Wir freuen

uns, daß herrliche, uns teure Gedanken auch bei Gegnern guten Klang haben. Hier knüpfen wir an. Hier bieten wir die Hand zur Versöhnung. Hier bitten wir: nehmt die volle Wahrheit, nicht die Wahrheit im Surrogat, sondern das Christentum selber.

Als ein Bund aufs alte Evangelium laßt uns stehen, frei und fest und stolz vor der Welt. Die Zeit sei für immer vorbei, wo wir mit gesenktem Haupt und Auge Spott und Hohn der Gegner trugen. Aus dem Ernst der Zeit erstand der Evangelische Bund — wahrlich, ein Zeuge von der unverwüstlichen Kraft des Christentums. Vor fünfzig Jahren schien dessen Ende nahe. Nun wuchs ihm dieser Sohn — ein reisiger Kämpe. Und wie der hinaustritt auf den offnen Plan, zwingt er die Blicke der vielen auf seinen Herrn und Meister. Auch der Kampf gegen Christus ist zuletzt eine erhebende Geschichte. Friedrich Feuerbach 1843 in seiner Schrift von „der Religion der Zukunft" thut Jesu nicht einmal die Ehre, daß er ihn erwähnt. Jesus ist ihm, seit Strauß aufgetreten, ein toter Mann. Heute kommt niemand mehr an Jesu Person und Leben vorüber. Alle müssen sich mit ihm befassen. Der Sozialistenführer in Holland schreibt seine Biographie. Der Semitenfeind sucht ihn aus der Hand der Juden zu retten. Jesus lebt! Auch was man ihm Leids thun wollte, mußte ihm dienen. Es ist auch eine Apologie, was man erfahren kann, wenn man durch Wust und Schmutz einer vielleicht gegen ihn schäumenden Litteratur sich hindurchgearbeitet: dann weht in seiner Nähe die Luft doppelt erquickend und rein. Und hinter Stürmen und Wolken arbeitete klarer und schöner sein Bild sich durch. Um ihn schart sich der Evangelische Bund. Mit seinem Namen weist dieser auf den Boden, in dem die Wurzeln der Kraft des Volkes liegen. Vielleicht sagen's die Bewegungen der letzten fünfzig Jahre, daß, wie ein neuer Reformator ersehnt wird, ein solcher schon vor der Thür steht. Nicht müßig wollen wir warten. Jetzt schon stehen wir unter der Fahne des Evangeliums, alle für einen, einer für alle. Das kommende Jahrhundert gilt's heraufzuführen — nach Kritik und Surrogat ein christliches im besondern Sinn. Die Religion großer Vergangenheit ist die einzige Religion der Zukunft.

16.

Unsre Heiligtümer.

Von Pfarrer **Albrecht Jungck** in Carwesee bei Fehrbellin.

Sowohl der einzelne Mensch als ein ganzes Volk schätzt den vollen Wert eines idealen oder materiellen Gutes sehr häufig erst dann recht, wenn solches Gut bedroht ist oder die Gefahr seines Verlustes vorliegt. So haben wir vor fünfundzwanzig Jahren, als Frankreich plötzlich uns

den Krieg erklärte, es erfahren, wie teuer uns das Vaterland ist, und wir setzten mit Begeisterung Gut und Blut ein für die Freiheit und Einheit des Vaterlands. Wollte Gott, daß diese heilige Begeisterung für des deutschen Vaterlands Herrlichkeit niemals erlöschte unter den mancherlei Sorgen und Nöten der Gegenwart, möchten die Jubelfeste, die wir jetzt feiern durften, die Flammen der Begeisterung in jedes Deutschen Herz neu angefacht haben. Mit unserm Vaterlande aber war 1870 noch ein andres höchstes Gut in Gefahr; wir Evangelische wissen es, daß die Kriegserklärung am 19. Juli 1870 der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes am 18. Juli folgte. Hier besteht ein innerer geheimer Zusammenhang. Ein Sieg Frankreichs, wo der Jesuitismus eine Macht war, hätte dem deutschen Protestantismus und dem deutschen Vaterlande eine zweifache Knechtschaft gebracht, und die römisch-jesuitische wäre noch schlimmer als die politische gewesen. Der ultramontane Jesuitismus und die atheistische Sozialdemokratie haben keine Freude an der Gründung des einigen deutschen Reichs gehabt, und ihr Widerspruch ist nicht verstummt. Seien wir wachsam, unsre höchsten Güter, das sind unsre Heiligtümer, gegen offene und heimliche Feinde zu schützen. Es handelt sich um ideale Güter, durch welche unser Volk stark und groß geworden ist, weil in ihnen die treibenden Lebenskräfte ruhen. Diese preisgeben, heißt die Zukunft des Vaterlands preisgeben, denn ohne die ewigen, lautern Kräfte echter Religion und wahrer Sittlichkeit kann kein Volk bestehen.

Unsre Heiligtümer sind: 1. die evangelische Kirche als die treue Hüterin und selbstlose Vermittlerin des göttlichen Wortes und des lebendigen Glaubens, als die gewissenhafte Erzieherin zur wahren Sittlichkeit. 2. der moderne protestantisch-christliche Staat als der gerechte und tolerante Hüter und Pfleger des Rechtes, der Familie, der Schule, der Wissenschaft und Kunst wie jeder Kulturarbeit. Das sind unsre großen und kleinen Heiligtümer, heiliger und wirksamer als die sogenannten Heiligtümer zweifelhaftester Herkunft in Trier und Aachen. Wo unsre evangelischen Heiligtümer in ihrem Wert erkannt und gebraucht werden, da kommt Wohlfahrt für die Gesamtheit und für den einzelnen, ja da kommt das Reich Gottes, da werden wir tüchtiger für unsern irdischen und himmlischen Beruf. Durch das Evangelium ist Preußen und Deutschland groß geworden, daher kein Wunder, daß die Feinde des Einen die Feinde des Andern sind. Zwei Feinde haben wir genannt, die unermüdlich bald offen, bald versteckt, hier mit Gewalt, dort unter der Maske brüderlichen Wohlwollens unsre Heiligtümer zu verderben trachten, die beide als international nach Alleinherrschaft strebend, zwar in innerster Seele sich selbst todfeind, aber einig sind in der Bekämpfung des Evangeliums und unsers Vaterlands. Beide Feinde verfolgen das gleiche Endziel: Vernichtung des modernen protestantisch-christlichen Staates und der evangelischen Kirche, beide mit geistigen und materiellen Mitteln auf die Massen einwirkend, ohne Kampfmittel zu verschmähen, die für ein evangelisches Gewissen verwerflich erscheinen. Fürwahr, gewaltige Feinde sind es. Beide

die Welt über alles liebend, der eine mehr auf den gedankenlosen Aberglauben der Massen, der andre mehr auf den rohen Unglauben der Massen sich gründend, beide aber unbedingten Gehorsam von ihren „Gläubigen" fordernd, verachten sie in ihren Gläubigen die freie sittliche Persönlichkeit.

Wohlan denn, lasset uns angesichts solcher Feinde unsre Heiligtümer in ihrem Werte recht erkennen und lieben und Freude haben an ihrem Besitz, falschen Freunden aber und offenen Feinden wollen wir mutig mit christlichen Waffen des Geistes entgegentreten. Hier an diesem Orte haben wir uns nur mit einem Feinde auseinanderzusetzen, dem jesuitischen Ultramontanismus, der in Rom sein seit dem 18. Juli 1870 unfehlbares Oberhaupt hat. Der andre Feind bedarf einer besondern Beleuchtung. Das Evangelium ist unser größtes Heiligtum, wie es im Worte Gottes dargeboten wird, hier ist die Quelle und der Grund unsers Glaubens, hier fließen die Ströme des Lebens für unsre Religion und Sittlichkeit. Luther sagt im großen Katechismus: „Das Wort Gottes ist das Heiligtum über alles Heiligtum, ja das Einzige, das wir Christen haben müssen und haben. Denn ob wir gleich aller Heiligen Gebeine oder heilige Kleider auf einem Haufen hätten, so wäre uns doch nichts damit geholfen, denn es ist alles tot Ding. Aber Gottes Wort ist der Schatz, der alle Dinge heilig macht, dadurch sie selbst, die Heiligen alle, sind geheiligt worden."

An Gottes Wort können und sollen sich laben Gesunde und Kranke, Arme und Reiche, die an Geist und Macht Starken und Schwachen. Innerhalb der evangelischen Kirche ist Fürsorge getroffen, daß jedermann, auch der Aermste, sein Gotteswort, die heilige Schrift, bei sich haben kann, und zum selbständigen Lesen und Forschen werden wir in Kirche und Schule angeleitet. Wir bedürfen nicht der Bevormundung eines Priesters, der sich selbst und einen ganzen mehr oder minder mechanisch und magisch wirkenden Apparat von Heiligen, Ablässen, Rosenkränzen, Skapulieren, Lourdeswasser und Wallfahrten ꝛc. ins Mittel stellt, um die nach Sündenvergebung und Trost verlangende Menschenseele mit Gott zu versöhnen. Besser und wirksamer lernen wir von unserm Heiland selbst und seinen Aposteln geradenwegs mit den Glaubenshänden Gott erfassen und rufen: Herr erbarme dich meiner, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Der evangelische Glaube ist eine sittliche That, Anerkennung der eignen Hilflosigkeit und volles Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, und solcher Glaube ruht nicht träge aus, die Liebe zu dem sündenvergebenden Gott ist erwacht, und diese Liebe muß dem Gebot Christi gemäß an andern Menschen und im eignen Beruf nach außen sich wirksam zeigen in rechten Glaubens- und Liebeswerken. Darum sagt Luther, „der Glaube ist grundguter Wille; es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, also, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken."

Wer wollte für diesen sittliches Leben wirkenden Glauben den der römischen Kirche eintauschen, wonach die Unterordnung des eignen Verstandes und Willens unter den Willen der Kirche (d. h. nach 1870 unter

den Willen des Papstes) unbedingt gefordert wird? Ueberzeugung, Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit sind Tugenden, die der protestantische Glaube zur notwendigen Folge hat, bei den römischen Christen leiteten der Papst und seine Priester die Gläubigen und ihr Gewissen. Nur eine Tugend zunächst hat der römische Christ zu lernen: Gehorsam. Hierzu kommt allerhand Ceremoniendienst, wobei es aufs Geldzahlen nicht zum geringsten ankommt. Dem römischen, d. h. jesuitischen Glauben gemäß wird der Mensch als Gläubiger eine sittliche Null. Die sogenannte Kirche denkt und handelt für ihn und verbürgt ihm sein ewiges Heil. Sein Lebelang bleibt er ein unmündiges Kind, das am Gängelbande im Beichtstuhl durch den Priester nach dem Willen des römischen Oberhauptes ohne eignen Willen geführt und mit speziellen Anweisungen versehen wird, nicht bloß für das engere persönliche und religiöse Gebiet, sondern auch für alle öffentlichen Fragen und Angelegenheiten in Staat und Gemeinde, Amt und Geschäft. Der Erzbischof Roos muß es doch wissen, da er erklärt: „Der verdienstliche Glaube besteht darin, daß man den Verstand der Autorität Gottes in der Offenbarung und der Autorität der Kirche in der Verkündigung der Heilswahrheit demütig unterwirft". — Da nun die Urkunde der Offenbarung, die hl. Schrift, dem Laien zu lesen verboten ist, so muß dieser sich von der Kirche d. h. einem Priester des unfehlbaren Papstes über alles, was mit den Sachen des Glaubens und der Moral zusammenhängt, gehorsamst belehren lassen. Folgerichtig lehrt daher Beckedorff: „Wenn jemand auch alle Lehren der Kirche für wahr hielte, und wenn er ihre Vorschriften befolgte, thäte dieses aber alles nicht aus aufrichtigem Gehorsam gegen die Kirche, sondern, weil er sich durch Nachdenken und Forschung überzeugt zu haben meinte, jene Lehren und Vorschriften seien wahr und weise, der wäre nicht katholisch. Wer aber den festen Willen hat, im Glauben, Bekenntnis und Werk eins zu sein mit der Kirche und ihr als der untrüglichen Lehrerin, Meisterin und Mutter ohne allen Vorbehalt rücksichtslos zu gehorchen, der ist katholisch". So erzieht die Kirche zur Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, und wir stimmen dem Urteil K. Hase's zu: Die Gleichgültigkeit gegen die erkannte Wahrheit als religiöse Pflicht ist eine der widerwärtigsten Erscheinungen des modernen Katholizismus. Es ist leider wahr, die jesuitisch-römische Kirche fordert von ihren Gläubigen nur eine Tugend, den willenlosen Gehorsam perinde ac cadaver. Kardinal Melchers hat demgemäß die katholischen Bonner Professoren — unter ihnen Reinkens —, die als wahrheitsliebende undr ehrenhafte Männer Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit blieben und mehn Charakterstärke bewiesen als alle deutschen Bischöfe, mit den kirchlichen Censuren belegt; und als einer von ihnen in persönlicher Unterredung um Rücksicht auf sein Gewissen bat, entgegnete lächelnd der Kardinal: „Ein katholischer Priester darf sich seinem Bischof gegenüber nicht auf sein Gewissen berufen, sein Gewissen ist der Bischof." So der Kardinal!

Der Priester aber ist der Herr über das Gewissen der Laien, und im Beichtstuhl übt die Kirche durch ihre Priester eine Macht aus, nicht immer zum Segen der Beichtkinder, durch den Beichtstuhl ist die Kirche

im stande, den Willen des Papstes den willenlosen Gläubigen aufzudrängen.

Luther hat uns aus dieser unwürdigen Sklaverei erlöst, und die Reformation hat das Gewissen von falscher Autorität befreit! Vor eigenmächtiger Willkür und Zügellosigkeit aber schützt uns die Gewissenhaftigkeit, welche mit der Gewissensfreiheit verbunden sein muß und alle Gedanken und Thaten an Gottes Wort mißt. Eine durch Gottes Wort geheiligte Persönlichkeit wird in allen Lagen des Lebens das Sittlichgute und darum das Sittlichnotwendige finden, ohne fremde Gewissensräte zu fragen. Für eine Moral Liguoris ist kein Platz in dem Heiligtum unsrer Kirche, und wenn sie noch so sehr vom Papst Leo XIII. (1879) empfohlen wird „als eine in der ganzen Welt berühmte und als eine den Gewissensräten ganz sichere Norm darbietende." Ich besitze einen Auszug solcher Moral. Dort stehen auch die Fragen, welche diese Gewissensräte als Beichtväter Männern und Ehefrauen und jungen Mädchen vorlegen sollen. — Liguori sagt hierbei ausdrücklich, der Beichtvater sei nicht zu peinlich beim Fragen. — Ich muß ehrlich bekennen, von solchem Schmutz habe ich nirgends je gehört, von solchen Ekel erregenden Lastern weiß und hört man, so hoffe ich, im deutschen Volk nur ausnahmsweise etwas, jedenfalls ist es durchaus unanständig und unstatthaft, wenn vor jungen Theologen derartiges doziert wird, und es erschreckt mich der Gedanke, daß im deutschen Vaterlande im Beichtstuhl so unerhört schmutzige Dinge zwischen einem Manne und einer Frau oder Jungfrau je könnten beredet werden, und der Fragende noch dazu ein eheloser Priester ist. Welch ein Abgrund sittlicher Gefahren öffnet sich hier für Beichtvater und Beichtkind. Es müßten Engel sein, sollten sie hierbei nicht an ihrer Seele Schaden nehmen; schon diese Fragen allein müssen eine bisher reine Phantasie beflecken. Unser Zeitgenosse Pater Chiniqui, der 50 Jahre in der römischen Kirche Nordamerikas gelebt und 25 Jahre hochgeachteter Priester und Beichtvater gewesen ist, weiß uns furchtbare Dinge zu berichten in seinen Büchern („Fünfzig Jahre in der römischen Kirche" und „Der Priester, die Frau und die Ohrenbeichte", bei Wiemann in Barmen erschienen). Ausdrücklich entschuldigt er die zu Falle gekommenen Priester und deren Opfer; aber anzuklagen ist die Institution, die Menschen zwangsweise in solche Versuchungen hineinführt. Wer diese Bücher Chiniquis, der zum evangelischen Glauben übergetreten ist und für jedes Wort einsteht, liest, gleichviel ob Protestant oder Katholik, als ehrlicher Christ und Deutscher muß er sagen: Hinweg mit solcher Institution des Beichtstuhls, die das Heiligtum des Hauses, der Ehe und des Herzens zerstört, die Sittlichkeit der Jugend untergräbt und auf alle Fälle das zarte Empfinden und Gewissen für Sittliches und Unsittliches abstumpft. Wer je in solchen römisch-jesuitischen Moralbüchern hat lesen müssen, dem ist, als ob ein giftiger Hauch der Verwesung uns daraus anwehte; und wir atmen frei und fröhlich auf, wenn wir wieder die reine, lebensfrische Luft evangelisch-christlicher Ethik atmen, wo aus Christi Worten jedem Christen ohne Beihilfe von jesuitischen Gewissensräten klar und einfach

vorgehalten wird: Heilige dein Herz, erneuere deinen Sinn, so wirst du reden und handeln, wie es vor Gott recht ist. Du selbst bist verantwortlich für jedes Wort, für jede That; kein Priester und kein Papst kann die Verantwortlichkeit von dir nehmen. Zu einer durch Gottes Wort und Geist geheiligten Persönlichkeit sucht uns unsre Kirche zu erziehen. Nur so können wir die Welt in uns und außer uns überwinden. Darum Weltüberwindung und nicht Weltflucht ist unsre Losung. Eine höhere sittliche Vollkommenheit der Mönche und Nonnen und des Priesterstandes erkennen wir niemals an.

Während die evangelische Kirche und Schule als höchstes Ziel der Erziehung sich setzt, freie christliche Persönlichkeiten zu bilden, die mehr und mehr des menschlichen Erziehers entbehren sollen, um zur vollen, freien Selbstbestimmung und Verantwortlichkeit fortzuschreiten, immer sich an Gottes und Christi Wort und Willen gewissenhaft prüfend, hat die römisch-jesuitische Erziehungskunst bei oft vorzüglicher Gewöhnung an Weltformen und Weltwissen doch nur die Absicht, den einzelnen Menschen in dauernder kirchlicher Abhängigkeit, richtiger gesagt, in geistiger und geistlicher Knechtschaft zu erhalten, da nur so die einzelnen Personen und Völker wirksame, wenn auch charakterlose Schachfiguren in der Hand des obersten Welt-Politikers und Weltherrn in Rom sind. Hier liegt der Grund, weshalb ein selbständiges, gesundes Staatswesen oder Gemeinwesen in seinen höchsten leitenden Aemtern keinen überzeugungsstarren Jesuiten und Ultramontanen gebrauchen kann. Ein solcher Beamter, obschon durch den Eid gebunden, müßte wohl oder übel den Vorteil und das Heil der römischen Kirche und den Willen des Papstes den Interessen seines profanen Gemeinwesens überordnen. Gott Lob und Dank, es hat auch zu jeder Zeit tüchtige katholische Staatsbeamte gegeben, deren Vaterlandsliebe und Treue größer war als ihr Papstgehorsam; aber je treuer sie ihrem Staate dienten, desto leichter gerieten sie in einen Gegensatz mit ihrer Kirche. Auffallend war kürzlich eine Zeitungsnachricht, wonach viele hohe katholische Staatsbeamte, auch im katholischen Frankreich, mit protestantischen Frauen verheiratet wären. Ich vermute, diese klugen Leute kennen ihre Mutterkirche zu gut und wollen ihr Amt und Haus nicht durch den Beichtstuhl schädigen.

Es sei ausdrücklich hier ausgesprochen, kein hartes Wort oder Urteil soll gegen fromme, treue, patriotische Katholiken geredet sein, mit ihnen wollen wir als Brüder friedlich zusammen arbeiten und einander lieb und wert schätzen, und der „Germania" widersprechen wir, wenn sie behauptet: Ein Unterschied zwischen Ultramontanismus, Jesuitismus und Katholizismus existiert nicht; jeder Katholik muß Romanist, Jesuit und Ultramontaner sein.

Absichtlich soll hier von der Jesuitenmoral nicht weiter geredet werden. Hinlänglich bekannt ist ihre verderbliche Gewissensleitung, ihre Kasuistik und ihr Probabilismus, ihre Lehre vom erlaubten Fürstenmord, Meineid und Revolution. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß dieses Zerrbild einer gesunden christlichen Sittenlehre noch heute in vollem Umfang in der römischen Kirche zu Recht besteht; Graf Paul von Hoensbroech in seinem

„Moderner Jesuitismus" und seinem „Der Jesuitenantrag des Centrums", (in Berlin bei Walther erschienen), redet davon als Sachkenner, als Augen- und Ohrenzeuge. Dieser deutsche Mann gehört zu den wenigen, bei denen das deutsche christliche Gewissen und der wahre Patriotismus nicht erstickt werden konnten durch die Exercitien des vaterlands- und religionsfeindlichen Jesuitismus, und darum hat er diesem Orden samt seiner Kirche den Rücken zugekehrt. Auch wir müssen sagen, wehe dem Lande, wo die Jesuiten und Ultramontanen offen oder heimlich die Leitung an sich reißen, ein solches Gemeinwesen geht physisch und moralisch unter, weil die wichtigsten Bürgertugenden: Wahrhaftigkeit, Zuverlässigkeit, Treue in Beruf und Ehe und Aufopferung für Fürst und Vaterland durch eine Jesuitenmoral keine unbedingte Stütze finden. Wo solche Lehren ins Volk dringen, muß die Heiligkeit des Eides, der Ehe, die Treue gegen Fürst und Vaterland die Barmherzigkeit, die Duldsamkeit gegen Nicht-Katholiken ins Wanken kommen. Es waren römische Länder und Staaten, wo Fürstenmord und Revolutionen einander ablösten, wo dem Jesuitismus der Atheismus folgte. Hüten wir unsre Heiligtümer vor diesem Uebel, sie wären sonst dem Untergang geweiht.

Daß uns Luther die Kirche gereinigt und wieder aufs Gotteswort gestellt, können wir ihm, dem gewaltigsten Volksmann, dem populärsten Charakter, den Deutschland je besessen, — so nennt ihn der katholische Döllinger — nie genug danken. An dieser durch Luther gereinigten Kirche haben wir ein Heiligtum, sie ist eine selbstlose Vermittlerin des Heiles in Christo, eine gewissenhafte Erzieherin zur wahren Sittlichkeit; dabei wissen wir sehr wohl, daß diese uns teure Kirche mit ihren zeitlichen Einrichtungen und Lehren und Lehrern nicht unfehlbar und vollkommen ist; aber ihre Grundlagen sind gesund, und ihr Streben ist lauter. Gebe Gott, daß es ihr zu keiner Zeit an sittlicher Kraft und Weisheit fehle, erkannte Irrtümer und Mängel abzustoßen. Die römische Kirche, die sich unfehlbar dünkende, hat noch niemals Buße gethan für Sünden, welche sie als Kirche durch ihre Päpste und Priester begangen hat. Weil ihr die Thatsachen der Geschichte peinlich sind, soll das Dogma die Geschichte überwinden. Ohne Geschichtsfälschung hat die ultramontane Kirche keinen Bestand. Aber die evangelische Kirche kennt Buße und übt Selbstzucht, darum ist sie uns ein Heiligtum, wie die Römischen keins haben; und Luther selbst — wo hätte, um mit Hase zu reden, die katholische Kirche Deutschlands einen Volksheiligen wie diesen, der kein Heiliger gewesen ist?

Jeder edle Mensch hat sein Vaterland lieb, und wir Deutschen wissen, was wir an unserm Vaterlande mit seiner großen Geschichte haben. Aber wir Evangelischen wissen auch das, erst durch das Evangelium ist unser Vaterland frei und groß geworden, während es immer uneinig und schwach und armselig nach innen und außen dastand, so lange es direkt oder indirekt Rom gefällig oder von Rom abhängig war.

Kein von Rom abhängiger Staat ist in der Neuzeit ein Segen für die Völker geworden und wenn ein Staat mit römisch-katholischer Leitung vorwärts in der Kultur geschritten ist, so konnte er es auch nur im Gegensatz

zu Rom. Das jesuitische Rom ist und muß staatsfeindlich sein, weil nach Gregor VII. die Begründung des Staats dem Teufel zugeschrieben wird. Aber für uns ist unser Vaterland Deutschland wie Preußen, und zwar das geschichtlich gewordene, ein Heiligtum mit derselben Einschränkung, wie ich oben unsre evangelische Kirche ein Heiligtum nannte.

Worin lag Preußens Stärke? Man sagt mit Recht: in seiner Armee und seiner tüchtigen Staatsleitung. Aber wir fragen nach den treibenden Kräften; durch den Protestantismus ist Preußen groß geworden. Aus dem Evangelium stammten die Geisteskräfte und Tugenden, welche die edlen Hohenzollernfürsten und das Preußenvolk befähigten, aus der armen, verachteten Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches den festen Staatskörper zu fügen, der trotz der vielen äußern Feinde, zumal trotz des Widerspruchs von Rom stark genug war, eine Königskrone zu erwerben und zu verteidigen, um dann nach einer Ruhmesgeschichte sondergleichen, ohne den Papst um seinen Segen zu bitten, das vornehmste und stärkste Glied im geeinten deutschen Kaiserreiche zu werden. Gern bekennen wir, es ist uns leicht gemacht, in unserm Staat eine heilige Gottesordnung zu sehen, der Kirche völlig ebenbürtig; es ist der Staat die andre Hand, womit wir Menschen Gottes Reich bauen sollen; dasselbe müßten wir aber auch bekennen, wenn der Staat sich geschichtlich anders vielleicht zu Ungunsten der evangelischen Kirche entwickelt hätte. Dieses unser Vaterland ist ein Hort des Friedens; es ist stark genug, den Feinden Trutz, den Freunden Schutz zu bieten. Die Regierungen bemühen sich, volle Toleranz zu üben, so schwer es ihnen von dem Dritteil römischer Katholiken bisher gemacht wurde. Ueber Intoleranz und Imparität aber werden die Ultramontanen so lange Klage führen, so lange sie nicht die Macht und Herrschaft über die zwei Drittel Protestanten in ihren Händen haben. Daß der Träger der deutschen Kaiserkrone ein Preuße und ein Protestant ist, das ist den Jesuiten ein Aergernis. Majunke, dazumal Reichstagsabgeordneter, wagte zu schreiben: „Warum hat man denn gerade die Hohenzollern zu Trägern des Kaisertums ersehen? Lagen die Habsburger nicht näher?" Oder wir hören in den „Weckstimmen fürs deutsche Volk": „Der mit der Pickelhaube (1866) fiel über den andern mit dem Czako her und schlug ihn halb tot. Das Unglück dabei ist, daß jene Pickelhaube ein Haupt trägt, das Protestant und Freimaurer ist." Noch gehässiger redete 1888 der „Burggräfler", ein katholisches Blatt in Meran: „Ist doch Kaiser Friedrich gleich seinem Vater Freimaurer; und ein richtiger Freimaurer, ein treuer Anhänger jener geheimen Sekte, die ihr Werk damit krönen will, mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König aufzuhängen, verdient in seinen Versprechungen von seiten der Katholiken kein Vertrauen."

Man lese nur bei Graf von Hoensbroech nach, es ist unglaublich, wie vaterlandsverräterisch deutsche einflußreiche Jesuiten gesinnt sind, wenn dort einer sagt, ein glaubensloses atheistisches Volk (wie die Franzosen) sei ihm lieber als ein evangelisches (wie das deutsche) — oder: für den evangelischen deutschen Kaiser und König zu beten sei ihm unmöglich —

oder wenn einer ausruft: wenn doch das lutherische Preußen zertrümmert würde! Dort beschimpft ein Ferdinand Knie aus dem Eichsfeld den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen, nennt sie Reichsverräter und meineidige Subjekte; den Herzog Albrecht von Preußen nennt er einen Schandfleck der deutschen Geschichte. Und wenn sie den Stolz des deutschen Volkes, unsern Bismarck, bitter hassen und ihn Massenmörder von Königgrätz und Alkoholist und Morphiumfresser schelten, sind sie eben in Wahrheit keine Deutschen, sondern Ultramontane; sie gehören zu jenen litterarischen Schmierfinken, die ihre Feder in die Gosse tauchen.

Gegenüber solchen Roheiten verschwinden die für uns immerhin lehrreichen Zornesausbrüche des päpstlichen Nuntius Meglia in München, der nach der Schlacht bei Königgrätz ausrief: „Uns kann nur die Revolution helfen“, oder des Antonelli: „casca il mondo!“ Wir wundern uns nicht über die Gehässigkeiten jener römischen Priester oder jenes Erzbischofs, die sich weigerten, beim Tode unsers edlen Kaisers Friedrich III. Trauergottesdienst zu halten und die Glocken läuten zu lassen. Ueberall bricht der Haß gegen Preußen durch, das ein Hort des Protestantismus ist. Dieses Preußen zu stürzen und schwach zu machen, ist das mehr oder minder versteckte Ziel des jesuitischen Ultramontanismus. Leider zu spät, nachdem schon zu viel Geld und Liebesmühe verschwendet war, hat unser Altreichskanzler 1885 es ausgesprochen: „Ich habe das gelernt in den letzten Jahren, daß mit den Grundsätzen der Politik des Centrums weder das deutsche Reich noch der preußische Staat auf die Dauer existieren kann; ohne die Existenzbedingungen der preußischen Monarchie aufzugeben, ist kein Bund mit diesen Herren zu flechten.“ Ja, diese Herren ruhen nicht, bis von Staatswegen die Jesuiten ihre Arbeit im Reiche verrichten und gegen die Widerstrebenden „jene heilsame Einrichtung mit welterlösender Wirksamkeit“ anwenden; denn nach der „Germania“ muß man gefährliche Ketzer aus dem Wege räumen.

Danken wir es unserm Fürstenhause, daß in Preußen zuerst gegen Andersgläubige eine wahre evangelische Toleranz geübt wurde, erst von Preußen haben andere, auch katholische, Staaten es gelernt. Danken wir es unserm Staate, daß er auf die Eheschließung und auf die Schule seine Hand gelegt hat. Sie wird sich als eine schützende und heilsame erweisen; denn durch die Schule zumal möchten die Ultramontanen ihre Macht vergrößern und uns schaden. Die Losung ist von Rom ausgegeben: Durchdringung des modernen Lebens mit den Prinzipien des katholischen Glaubens und der katholischen Sitte. Davor aber wolle uns Gott bewahren, daß unsre preußische Volksschule, dieses Kleinod Hohenzollernscher Staatsweisheit, so recht entsprossen aus reformatorischen evangelischen Anschauungen, von diesem Geiste durchdrungen würde. Ein Schulgesetz, dem die Ultramontanen zustimmen, ist von vornherein verdächtig und birgt in sich ganz gewiß große Gefahren fürs Vaterland. Den Wünschen der Ultramontanen überall entsprechen bedeutet, als Staat sich selbst preisgeben oder dem bürgerlichen Unfrieden und der Revolution die Wege ebnen. Belgien, Spanien, Italien, Südamerika waren hinlänglich von den Prinzipien des

katholischen Glaubens und der katholischen Sitte durchdrungen, aber überall sehen wir dieselben Früchte, eine Revolution löst die andre ab. Und die französische Revolution mit ihrem Fürstenmord ist, nach Prof. Beyschlags treffendem Ausspruch, aus den Orgien des vom Blute der Bartholomäusnacht trunkenen Papalismus geboren. Nirgends liegt wahre Religion und Sittlichkeit, Schule, Wissenschaft und Familienleben, Achtung vor der Arbeit und friedliches soziales Zusammenleben so im Argen wie in diesen, vom römischen Geist durchdrungenen Ländern.

Wenn nun in unserm Staatswesen noch viele Fragen der Lösung harren und vieles besser werden kann und muß, eins muß uns trösten: wo anders ist's nicht besser. Wir sehen unsern Kaiser und seine Regierung pflichttreu und fleißig an der Arbeit mit dem Volke, die Wohlfahrt des Einzelnen und des Ganzen herbeizuführen, trotz vielen Widerstandes, und die Geschichte wird den Sozialdemokraten und Ultramontanen unter schlimmerem auch den Vorwurf machen, daß sie viel Gutes verhindert, viel edle Kraft tüchtiger Staatsmänner aufgerieben und als rechte Friedensstörer vielen Deutschen die Freude am Vaterlande genommen haben. Als evangelische Christen müssen wir umso treuer zu Kaiser und Reich stehen und zwar zu diesem Reich, wie es durch Gottes Führung und die Tüchtigkeit der Hohenzollern und der übrigen deutschen Fürsten und des deutschen Volks geworden ist.

Wenn das mehr als naive Adelsblatt 1886 zum Heile Europas für das nächste Jahrhundert orakelt: „Das einzig natürliche europäische Bündnis ist das der Hohenzollern mit dem Papsttum, weil beide zur Zeit und für lange hinaus die einzigen Träger wirklicher Autorität sind“, so werden sich die Feinde unsers Vaterlands freuen. So lange die Hohenzoller-Könige und -Kaiser Protestanten sind und der Papst unfehlbar seinen Traditionen folgt, giebt es kein solches Bündnis zwischen ihnen. Das beneficium Polyphemi wäre nach des Großen Kurfürsten Wort doch das Ende dieses Lügenbundes, Preußen d. i. Deutschland würde gnädiglich zuletzt von Rom gefressen werden.

Wo wäre der Hohenzoller, der sich und seinen Staat dem Papste zu Füßen legte? der in allen Staats- und Kirchenangelegenheiten, auch den militärischen und finanziellen, der römischen Kirche erlaubte mitzureden? der über die Rechtmäßigkeit und Erlaubtheit eines Krieges der römischen Kirche, dem Papste die Entscheidung überließe, einer Kirche, die nach den Lehren des deutschen Jesuiten von Hammerstein sich erdreistet, den katholischen Unterthanen und Soldaten die Beteiligung an einem Kriege zu verbieten, wenn diese sogenannte Kirche die Erlaubnis dazu verweigert? Mit einer Institution, die jede Autorität untergräbt, kann kein preußischer König und Kaiser, kein Hohenzoller zum Heil seines Landes ein Bündnis schließen. Diese Zumutung ist doch zu sehr aufs Katholischwerden angelegt, dieser Plan vergißt die Hohenzollerntreue und -Weisheit auch in Glaubenssachen. Es war am 18. Januar des Jubiläumsjahres, wo unser willensstarke und glaubenstreue Kaiser in einem weihevollen Augenblicke vor feierlicher Versammlung eine preußische Fahne ergriff und

die Worte wie ein Gelübde sprach: Ein Reich, Ein Volk, Ein Gott. Diese Worte sind uns eine Bürgschaft für die Zukunft. Die Hohenzollern und das Evangelium gehören zusammen; die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit und die lautere Nächstenliebe, die nicht auf das Ihre sieht, sollen in unserm Deutschen Reiche von unserm Volke geübt werden.

Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter! so lautete die Losung unsers Kaisers. Vertrauensvoll scharen wir Deutsche uns um unsern obersten Kriegsherrn, der in Preußen auch Schirmherr unsrer evangelischen Kirche ist. Um aber allen Feinden und Gefahren von Osten und Westen, von innen und außen siegreich begegnen zu können, bedarf es zu der äußern Kriegsrüstung einer geistigen, welche das Evangelium darbietet; das beste Mittel physisch und geistig stark zu bleiben ist — wie zu der Zeit der Väter — die religiöse und sittliche Erneuerung auf Grund des lautern Gotteswortes. Darum fort mit aller Trägheit und Gleichgültigkeit in religiösen und sittlichen Dingen, die Gleichgültigen waren immer Bundesgenossen der Feinde.

Eine köstliche Erinnerung bleibt mir, daß ich mit vielen begeisterten Kameraden 1870 freiwillig fürs Vaterland des Königs Rock tragen und den siegreichen Fahnen des frommen Heldenkaisers Wilhelm I. folgen durfte. Mit derselben Begeisterung, ihr lieben deutschen Brüder und Schwestern, lasset uns im großen Jubiläumsjahr unsers Vaterlandes einmütig — mit Zurücksetzung aller kleinlichen Parteirücksichten — zu Hunderttausenden uns scharen um das Banner des Evangelischen Bundes zum Schutz und Trutz unsrer evangelischen Kirche und unsers teuern Vaterlandes. Der Evangelische Bund ein rechtes ideales Freikorps, in dem jeder einzelne stark in dem Herrn und in der Macht Seiner Stärke ausgerüstet ist mit dem Panzer der Gerechtigkeit und dem Schild des Glaubens, dem Helm des Heiles und dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes — soll sein und bleiben ein Schutz unsrer Heiligtümer! Das walte Gott! —

17.

Die Reformation eine Gewissensthat.

Von Pastor **Karl Storch** in Magdeburg.

Vortrag an Luthers Geburtstag im Magdeburger Zweigverein des Evangelischen Bundes.

Kaiser Karl V. war auf dem Augsburger Reichstage oft sehr ungnädiger Laune. Ihn zu erheitern, baten einige fahrende Schüler um „den Vergunst, vor Kaiserlicher Majestät nach der Tafel eine comedia muta, ein stummes Schauspiel aufführen zu dürfen.“

Kaiserliche Majestät gestatteten es.

Da trat ein Vermummter in den Saal, warf ein Bündel krummer Stäbe auf den Boden, und ging schweigend davon. Dann trat ein

Doktor auf, bald darauf ein Professor: beide versuchten, die Stäbe gerade zu biegen, und wie's ihnen nicht gelingt, gehen sie achselzuckend von dannen.

Jetzt tritt ein Mönch in den Saal. Er besieht sich den Holzhaufen, und kurz entschlossen steckt er ihn in Brand. Dann geht er seines Wegs.

Hell auf schlägt die Flamme; da kommt eiligen Schrittes ein Mann mit einer zwiefachen Krone auf dem Haupte, und wie er das Feuer auflodern sieht, fährt er mit dem blanken Schwerte dazwischen: o weh, statt es zu mindern, hat er's gemehrt und ratlos zieht er von dannen.

Ein andrer zeigt sich auf dem Schauplatz: ein Mann in wallendem Gewande, die dreifache Krone auf dem Haupte, der wird des Feuers Meister werden. Von zwei Gefäßen, die dort stehen, ergreift er das eine und schüttet es über die Feuerlohe. Aber in seiner Hast und Angst hat er statt des Wasserkruges die Oelkanne ergriffen, und höher und höher schlagen die Flammen, kaum daß er sich selbst in Sicherheit bringen kann . . . . . .

Und als nun Kaiser Karl die stummen Komödianten vor sich bescheiden will, um sich des Spieles Sinn deuten zu lassen, da sind sie verschwunden.

Kaiserliche Majestät aber sollen gar eigne Gedanken bei dieser comedia muta gehabt haben . . . .

Wir haben's nicht nötig, die stummen Schauspieler nach ihrer Komödie Sinn zu fragen, weiß doch jedes evangelisches Kind, was die Flammen bedeuten, die vor den Männern mit dem Doktorhute und Professorenbarette, mit der Kaiser- und Papstkrone aufloderten. Die That Martin Luthers ist es, die sich im Bewußtsein der Zeitgenossen als ein zehrendes Feuer darstellte, das weder Krummstab noch Kaiserschwert zu mindern vermochte.

Also wäre das Mönchlein, dem wir Feste feiern, ein Brandstifter gewesen?

Und seine That eine Brandstiftung?

Wir kennen den Vorwurf, den ultramontane Geschichtsforschung fort und fort erhebt:

wie Luther nicht mit Hilfe der anerkannten kirchlichen Gewalten auf gesetzlichem Wege, sondern auf eigne Faust eine Abstellung seiner Beschwerden gesucht,

wie er eine durch ein Jahrtausend ehrwürdige Tradition nicht nur für unverbindlich, sondern für verwerflich erklärt,

wie er an ihre Stelle ein revolutionäres Prinzip gesetzt, indem er die Religion allein auf die persönliche Ueberzeugung gegründet habe, auf einen Glauben, der durch selbständige Forschung in der Quelle des Christentums gewonnen wird,

wie er die Askese, das Sittlichkeitsideal des Mittelalters, verworfen,

wie er das mittelalterliche Staatsideal zerstört habe, und damit der Vater der modernen Umsturzmänner geworden sei, ...

Wir kennen diese Anklagen und trotzdem lassen wir es uns nicht nehmen, diesen „Brandstifter“ zu feiern.

Ich komme zu jener Scene aus der stummen Komödie im Kaisersaal zurück und frage:

wozu mochten die krummen Stäbe, die auf dem Boden verstreut lagen, noch nütze sein?

waren sie noch zu verwenden zu einem Bau, in dem der Allmächtige im Geist und in der Wahrheit angebetet werden konnte? War

das krumme Holz des Ablasses,
das knorrige Holz der Gewissensknechtung,
das vielästige Holz des Aberglaubens,
das morsche Holz des päpstlichen Stuhles,
das dürre Holz des Mönchtums,
das abgegriffene Holz eines veräußerlichten Kultus, — war das noch Bauholz?

Das war im besten Falle nur Brennholz und nur ein gewissenloser Baumeister hätte diese krummen Hölzer in einen zweifelhaften Bau einfügen dürfen.

Aber Martin Luther, der „brandstiftende" Mönch hatte in Gewissen, und weil ihm sein Gewissen brannte, darum übergab er das Krumme, Faule, Mißwachsene und Morsche dem Feuer.

Seine That war eine Gewissensthat.

Es hat von jeher zu den Kunststückchen ultramontaner Taktik gehört, die Reformation so darzustellen, als ob sie nichts weiter gewesen wäre, als eine Trennung des nördlichen Europa vom Papste, oder als ob sie nichts weiter zu bedeuten gehabt hätte, als eine Spaltung des bis dahin in Glaubenssachen äußerlich geeinten deutschen Volkes. Faßt man die Reformation so rein äußerlich auf, dann hat man nicht lange nach ihren Wurzeln zu suchen: Gewissensernst ist dann ihre Wurzel nicht, und Rom kommt es ja darauf an, Luther und Gewissensernst von einander fern zu halten.

Gewiß trägt jeder ernste Patriot schwer daran, daß zwei Geister um unser deutsches Volk streiten, und gewiß kann's niemand heißer als wir wünschen, daß einmal die Mainlinie von der Religionskarte Deutschlands verschwinden möge, . . . aber die Reformation nur von diesem Standpunkte darstellen, heißt, sie doch äußerlich und unwahrhaftig darstellen. Der Effekt der Reformation ist doch nicht, daß sich deutsche Fürsten und Völker von einem Joche frei machten, das Jahrhunderte lang drückend und entwürdigend auf ihren Schultern gelegen hatte, der Effekt der Reformation ist vielmehr, daß Fürsten und Völker zu dem lebendigen Gott zurückkehrten und daß sie mit dem, der Gottes Geheimnisse zu offenbaren auf Erden gekommen war, ernst machten.

Gewissensernst ist das Leitmotiv in der großen Reformationssinfonie.

Man hat gesagt, daß es auch ohne Martin Luther zu dieser Sinfonie hätte kommen müssen. Wer will's entscheiden! Eins steht unzweifelhaft fest: ohne Luthers Gewissensernst würden die politischen oder selbstischen Motive im Vordergrunde gewesen sein. Diese mögen ja gewiß sehr bedeutungsvoll für den Zusammenklang sein, aber zu göttlicher Harmonie

führen sie doch nicht. Das hat jener ritterliche, edel und frei denkende Kaiser Max, dessen Seele zwei Fragen vor allen bewegten: die Loslösung Deutschlands von der Bevormundung Roms und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, unumwunden anerkannt, als er an seinem Lebensabend mit stiller Wehmut seufzte: „Wo Gott der Herr selbst für seine arme Christenheit nicht besser sorget, als ich armer Jäger und der trunkene Julius, so wird es schlecht bestellt sein!"

Die deutsche Reformation ist aus dem Gewissensernste Luthers herausgeboren. So fern lag dem bleichen Mönche der Gedanke einer Lostrennung von Rom, daß er, als er in Erfurt eine Schrift von Hus, dem „Erzketzer" fand, nicht den Mut gewann, auch nur flüchtig hineinzusehen, „sein Name war ja so greulich verdammt, daß ich dachte, die Wände würden schwarz und die Sonne den Schein verlieren, wer des Namen Hus wohl gedächte — da schlug ich das Buch zu und ging mit verwundetem Herzen davon." So sehr waren ihm seine Wittenberger Thesen Gewissenssache, daß er nicht einmal ahnte, wie er mit diesen Thesen in die Pauke des römischen Systems ein Loch geschlagen habe. „Hätte ich in der erste," so sagt er später, „da ich anfing, zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen, den Papst und schier alle Menschen anzugreifen. Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichen Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt, wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind." Und so sehr ist ihm seine Sache Gewissenssache, daß er bei allem Kampf und Streit mit Fürsten und Gewaltigen, ja mit den bösen Geistern unter dem Himmel immer wieder auf den einen Kardinalpunkt hindrängt: „Das ist der Christen Hauptlehre und Verstand, daß sie des gewiß sind und erkennen, daß der Mann Christus wahrhaftig und eigentlich in Gott ist und Gott in ihm; und danach, daß derselbe, so in Gott ist und Gott in ihm, auch sei in uns und wir in ihm. Wer das hat und weiß, der hat es gar." In Christo hatte er sein Gewissen gefunden, und sein Volk zu diesem Gewissen in Christo zu führen: das war seines Herzens Sehnen und seines Lebens Kampf.

Ein harter Kampf, denn Rom hatte die Gewissen in unerhörter Weise geknechtet.

Von Island bis nach Syrakus, von Jerusalem bis zum Ebro galt nur ein Wille: der Wille des Papstes, herrschte nur ein Interesse: das Interesse des Papstes. Ob deutscher Kaiser, ob französischer König, ob englische Verfassung, ob deutscher Reichstag: alle Macht auf Erden war in der Hand dessen, der sich den Statthalter Christi auf Erden nannte. Ihm waren Leiber und Seelen unterthan, und wo sich ein Geist wider dieses schmähliche Joch empörte, da fuhr die römische Geißel sausend hernieder. Es war so, wie Luther an den Adel der deutschen Nation schrieb:

„Wir haben des Reichs Namen, aber der Papst hat unser Gut, Ehre, Leib, Leben, Seele und alles, was wir haben. So soll man die Deutschen täuschen und mit Tauschen täuschen! Das haben die Päpste gesucht, daß sie gern Kaiser gewesen wären; und da sie das nicht haben

beschicken können, haben sie sich doch über den Kaiser gesetzt. . . . . Also sind wir Deutsche hübsch deutsch gelehrt: da wir vermeinet, Herren zu werden, haben den Namen, Titel und Wappen des Kaisertums, aber den Schatz, Gewalt, Recht und Freiheit desselben hat der Papst. So frißt der Papst den Kern, und wir spielen mit den ledigen Schalen."

Wohl haben ehrliche Deutsche unter diesem Joche geseufzt, haben grollend zusehen müssen, wie Zehnten, Türkensteuern, Ablässe, Bestätigungsgelder der Bischöfe, Abgaben bei Vakanzen geistlicher Stellen von dem unersättlichen Abgrund in Rom verschlungen wurden, haben auch mit Ingrimm an den Ketten gerüttelt . . . . umsonst . , . umsonst! . . .

Erst der Gewissensernst Martin Luthers hat die Ketten gesprengt!

Wir lesen, und wir staunen, wenn wir's lesen, daß die Wittenberger Thesen in einer Zeit, die nicht mit Telegraph und Telephon operierte, in vierzehn Tagen in ganz Deutschland bekannt waren. Als ob Engel die Botenläufer gewesen wären, hatten die 95 Sätze in vier Wochen die ganze Christenheit durchflogen. Wir dürfen billig fragen:

Was war denn das bis dahin Unerhörte, das in den Thesen proklamiert wurde?

Waren's neue Wahrheiten, die sie offenbarten?

Führten sie etwa die Sprache des Aufruhrs, der Empörung?

Brachten sie staunenswerte Enthüllungen über den Papst oder über die Kirche?

Und wir müssen ehrlich bekennen:

Nicht Enthüllungen, nicht neue Offenbarungen, auch nicht etwa ein Programm für die ganze Reformations-Arbeit, und nicht die Sprache des Spottes oder des Aufruhrs.

Das alles nicht . . . .

Aber eins sprach aus diesen Thesen, sprach mit einem bis dahin unerhörten Ernste: ein Christen- und ein Mannesgewissen! das sprach mit allem, was darin gärte und stürmte, schwankte und feststand, sprach mit seinen Schmerzen und seinem jubelnden Empfinden, mit seinem Zorn und seiner Liebe, mit seinen Zweifeln und seinen Aengsten, mit seinem Glauben und seinem Frieden . . und

dieser ungebleichte Gewissensernst war es, aus dem die Reformation erwuchs.

Man geht fehl, wenn man meint: Luther sei der erste gewesen, der die damalige römische Praxis angegriffen habe. Der erste war er nicht.

Ich denke an Erasmus, an den „kleinen, blonden Mann mit den blauen, halbgeschlossenen Augen, die so fein beobachten konnten" — wie hat er mit so beißendem Spott und blutiger Ironie das Verderben der Papstkirche gegeißelt! Er hat im Jahre 1508 ein Büchlein geschrieben, das noch zu seinen Lebzeiten in 29 Auflagen gedruckt ist, die geistvolle Satire: vom Lobe der Narrheit. Wie sitzt er darin über die Theologen, Philosophen und Dialektiker seiner Zeit zu Gerichte, und wie zieht er die Unsittlichkeit, die Unwissenheit, die Unreinlichkeit, die Lächerlichkeit der

Mönche und der Priester an den Tag! Wer heute etwas Derartiges in deutschen Landen drucken lassen wollte!

„Narren nennt Erasmus im „Lobe der Narrheit" die, deren höchste Freude es ist, abenteuerliche Lügen anzuhören, und dieser Sorte steht eine andere Gattung drolliger Käuze ganz nahe, die an einem zwar thörichten, aber beseligenden Aberglauben hängen. Wenn sie das Glück gehabt haben, einer Holzstatue oder sonst eine Abbildung ihres Polyphem oder des Christophorus zu sehen, glauben sie, an jenem Tage vor dem Tode sicher zu sein, oder wenn ein Soldat das vorgeschriebene Gebet vor dem Bilde der heiligen Barbara verrichtet hat, so hofft er, unversehrt aus der Schlacht heimzukehren. Auch einen zweiten Hippolyt haben sie sich erdacht, dessen Pferd sie in frommem Eifer mit Zaumzeug und Klingeln ausschmücken, — es fehlt nur, daß sie es anbeten; . . . andere träumen schwärmerisch von eingebildeten Erlassungen ihrer Sünden und messen wie mit der Uhr die Zeiträume des Fegefeuers aus und zählen ohne Furcht vor einem Rechenfehler die Jahrhunderte, die Jahre, die Monate, die Tage und Stunden ab! . . . wieder andere erhoffen eine vollkommene Seligkeit und verlassen sich dabei nur auf ein paar kleine Gebete und einige geringe äußere Zeichen von Andacht . . . sie rechnen bestimmt auf Reichtümer, Ehrenstellen, Genuß, herrliche Mahlzeiten, stete Gesundheit, ein langes Leben und ein frisches Greisenalter; schließlich erwarten sie auch dereinst, nächst Christo, die ersten Plätze im Himmel, mit einer Bedingung versteht sich: sie wollen nämlich erst so spät als irgend möglich zu den Seligen eingehen. Und wann ist dies? Wenn alle lieblichen Reize, an denen sie mit ganzer Seele hängen, hier auf Erden sie zu ihrem großen Kummer endlich doch verlassen haben, dann mögen die unfaßbaren Wonnen des Himmels folgen. Während seines Lebens aber meint jeder, wenn er nur ein kleines Geldstück in die Büchse wirft, sämtliche . . Meineide, alle Unlauterkeiten, alle Schlemmereien, jeden Streit, jeden Mord, jeden Betrug, jede Treulosigkeit vertragsmäßig gesühnt, und zwar so gut gesühnt zu haben, daß er sich sogleich wieder berechtigt glaubt, eine neue Reihe von Verbrechen zu beginnen. . . . . Giebt es wohl thörichtere, aber zugleich glücklichere Menschen als jene frommen, die durch tägliches Herbeten sieben bestimmter Psalmenverse das Reich Gottes unfehlbar zu erlangen hoffen? . . . . Und gehört es nicht in dieselbe Kategorie, daß jedes Land seinen besondern Heiligen hat? Der eine heilt Zahnschmerzen, der andere bringt Gestohlenes zurück, jener rettet aus den Gefahren des Schiffbruches, dieser sorgt für die Sicherheit der Herden . . und die Mutter Gottes besitzt in den Augen des Volkes eine fast noch höhere Gewalt als ihr Sohn . . . Wenn einer auftreten und ermahnen wollte: „Lebet in echt christlichem Sinne, und euer Ende wird ein gesegnetes sein; sühnet euer Vergehen, aber spendet nicht nur ein geringes Geldstück, sondern lasset auch wahrhaft das Böse, jammert, wachet, betet, fastet und ändert überhaupt euren ganzen Wandel, folget im Leben dem Beispiele eures Heiligen, und ihr werdet euch seine Gunst erwerben" — wenn ein Weiser also predigte, so würde er — fügt Erasmus ironisch

zu — alsbald die Sterblichen aus einem glücklichen Zustande in einen kummervollen versetzen."

Und nun frage ich:

Hat Erasmus nicht mit diesen Ausführungen dasselbe gegeißelt und zwar heftiger gegeißelt, als Luther es in den Thesen gethan? Das eingebildete Heiligsein, das abscheuliche Ablaßwesen, das jammervolle Formenchristentum? Und stellt er nicht ebenso wie Luther die Buße, die Aenderung des Sinnes und der gesamten Lebensführung als den Anfang des Christentums dar?

Und trotzdem ist Erasmus kein Reformator geworden!

Er konnte es nicht werden, weil ihm bei aller seiner Verstandesschärfe, bei allem Witz, bei aller Gelehrsamkeit das eine fehlte, was unsern Luther an die Thür der Schloßkirche trieb: der Gewissensernst! Charakteristisch für ihn sind zwei Aeußerungen: die eine, wo er schreibt: „Mags gehen, wie es will, nur keine Unruhen! Besser, gottvergessene Fürsten dulden, als das Uebel durch Neuerungen größer machen!" und die andere: „Mögen andere ein Märtyrertum suchen, ich bin dieser Ehre nicht wert."

Wie anders Martin Luther, wo er sagt:

„Ich meine es von Herzen treulich mit euch und dem ganzen deutschen Land; wollten doch, die mich verachten, das ansehen, daß ich nicht das Meine, sondern allein des ganzen deutschen Landes Glück und Heil suche."

Das ist die Sprache des Gewissens! . . . . .

Wir sahen, wie es vor Luther an Angriffen auf den Papst und die römische Kirchenpraxis nicht gefehlt hat, und wir denken dabei auch an Ulrich von Hutten. Es ist hier nicht der Ort, den Anteil, den der streitbare Ritter an dem ersten Teile der im Jahre 1514 erschienenen „Briefe von Dunkelmännern" gehabt hat, zu untersuchen, aber schon damals ahnte man, was sich bei dem zweiten Teile nachweisen läßt, daß seiner Feder vor allem die in ihrer Art unübertroffene Satire auf den Dummstolz und die vollendete Geistlosigkeit der damaligen Kirchenmänner entflossen sei. In diesen Briefen wird nicht nur der Trierische Rock schon drastisch verspottet, sondern auch der Ablaßkram. „Denn, heißt es, nichts ist mit dem Evangelium zu vergleichen, und wer recht handelt, wird selig. Wenn einer hundertmal jenen Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt, und der Ablaß hilft ihm nichts."

Das ist dieselbe Wahrheit, die in Luthers 95 Thesen wieder und wieder proklamiert wird — und doch ist Hutten nicht zum Reformator geworden!

Wuchtigere Hiebe als die, welche Hutten mit seinem „Vadiscus oder die römische Dreieinigkeit" dem Papsttum versetzt hat, hat auch Luther nicht ausgeteilt. Darin heißt es:

„Drei Dinge erhalten Rom bei seinen Würden: das Ansehen des Papstes, die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram.

„Drei Dinge sind aus Rom verbannt: Lauterkeit, Mäßigkeit, Frömmigkeit.

„Drei Dinge begehrt jedermann zu Rom: kurze Messen, alt Gold und ein lustig Leben.

„Drei Dinge macht Rom zu nichte: das gute Gewissen, die Andacht, den Eid.

„Drei Dinge pflegen die Pilger aus Rom mitzubringen: unreine Gewissen, böse Mägen, leere Beutel.

„Drei Dinge haben bisher Deutschland nicht klug werden lassen: der Stumpfsinn der Fürsten, der Verfall der Wissenschaft, der Aberglaube des Volks.

„Drei Dinge fürchten sie in Rom am meisten: daß die Fürsten einig werden, daß dem Volke die Augen aufgehen und daß ihre Betrügereien an den Tag kommen."

„Drei Dinge hört man in Rom nicht gern: von einem allgemeinen Concil, von Reformation des geistlichen Standes, und daß die Deutschen anfangen, klug zu werden."

So schlägt Hutten mit Keulen drein. Aber — merkwürdig — seine Keulenschläge haben nicht ein so nachhaltiges Echo hervorgerufen, als es die Wittenberger Hammerschläge gethan haben. Und woran lag's?

Es war wohl ein Protestant, ein Reformator war er nicht. Luthers Ritterlichkeit imponierte ihm, aber für das tief Innerliche in Luthers Wesen hatte er doch kein Verständnis. Huttens erster Gedanke war, Deutschland von Rom zu befreien, sein zweiter, Deutschland einig und groß zu machen, und alles, was er denkt, schreibt und thut, bewegt sich um diese beiden Gedanken. „Unsere Vorfahren brachen das Joch der kriegsmächtigen Römer, und wir sollten Sklaven dieses marklosen Gesindels bleiben?" Damit ruft er allewege zum Kampfe auf!

Ganz anders Luther. Auch er ruft: Wach auf, du Christenvolk, und erkenne, wohin du dich hast führen lassen — bis zum Ablaß, bis zur Sündenvergebung um Geld, bis zur Knechtung der Gewissen! auch er donnert an die Engelsburg in Rom: Statthalter Christi, was hast du aus der Kirche des Herrn gemacht! ein Kaufhaus, einen Kramladen! auch er fordert in nationaler Begeisterung: „Laßt den deutschen Kaiser recht und frei Kaiser sein und sein Schwert nicht niederdrücken durch solch blind Vorgeben päpstlicher Heuchler" — aber, wo man auch Luther begegnet, in seinen Streitschriften oder in seinen Predigten, im öffentlichen Leben oder in seinem Trostkämmerlein: fort und fort ist das Thema seiner Kämpfe das eine, welches er als erste seiner Thesen proklamiert hat: „Da unser Herr und Meister spricht: Thut Buße, hat er gewollt, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine immerwährende Reue und Buße sein soll" — mit andern Worten: es kommt Martin Luther in erster Linie nicht darauf an, den Papst zu stürzen und die jämmerliche Kirchenpraxis des Mittelalters zu vernichten — im Vordergrunde steht ihm immer das eine: die Erneuerung des religiösen Lebens, die Weckung und Stärkung des christlichen Gewissens, die Zurückeroberung der germanischen Welt für Christentum und sein Heil. Er wendete sich nicht wie der geistreiche Erasmus an den Witz der Gebildeten, er appellierte nicht wie Hutten an

die politischen Leidenschaften seines Volkes: er packte die deutsche Christenheit an der Stelle, wo sie sich immer noch packen läßt, wenn in der rechten Weise zugegriffen wird: an ihrem Gewissen. Und er konnte es, weil ihm seine Sache Gewissenssache war.

Und wie sehr auch Rom das Gewissen unsers Volkes abgestumpft hatte, so feinfühlig war es doch noch, daß es merkte: Dieser Augustiner meint's gut mit dir! Der sucht nicht sein eigen Teil! Der Mann ist das verkörperte deutsche Gewissen —

darum verfielen sie alle der Macht seiner gottgeheiligten Persönlichkeit,
darum fanden seine Thesen, darum fand hernach jedes Flugblatt
aus seiner Hand offene Häuser und offene Herzen:
das christliche Gewissen hatte sich von Luthers Gewissensernst wecken lassen.

Nur so finden wir es in der Ordnung und nur natürlich, wenn der eisgraue Prior im Kloster Steinlausig, der schon lange keine Messe mehr gelesen hatte, ohne jemand den wahren Grund anzugeben, bei der flüchtigen Lektüre von Luthers Thesen wie elektrisiert auf seine Füße springt und jubelnd und drohend zugleich ausruft: „Ho, ho! der wird's thun, er kommt, auf den wir so lange gewartet haben; er wird's euch zeigen!" Nur so können wir es verstehen, „wenn, wie ein Zeitgenosse schreibt, viele, die sich mit dem Beten und Fasten schier zu Tode gemartert hätten, nun dem lieben Gott dankten, daß sie den Schwan, von dem der ehrliche Hus geweissagt, singen hörten."

Die Reformation eine Gewissensthat, so lautet unser Thema. —

Sie war es einmal, sie muß es fortan sein! Wir dürfen Luther, seine That, seine Mitarbeiter nicht feiern, ohne daß wir selbst den Ernst der reformatorischen Gedanken und Thaten in uns durchkämpfen.

Gewissensernst thut uns not!

Die Reformation hat die Wahrheit zur persönlichen Gewissenssache für den Einzelnen gemacht.

Gewiß ist es etwas Großes und Schönes um eine große und mächtige Kirche, vor der auch weltliche Mächte Respekt haben müssen, — aber die Kirche kann doch für mich keine Verantwortung übernehmen, die Kirche kann doch meine Sache vor Gott nicht führen. Wir wissen seit der Reformation: wir, wir allein sind Gott Rechenschaft schuldig; mir gilt das Wort: thue Rechnung von deinem Haushalten; mea res agitur, meine Sache wird verhandelt. —

Darum wendet sich die evangelische Predigt an den Gewissensernst des einzelnen: du bist der Mann! Darum begnügen wir uns nicht mit kirchlichen Handlungen am Altare, mit stillen Messen und alle dem, was der katholische Ritus zur Entsündigung vorschreibt, darum begnügen wir uns nicht mit dem Gesange der Priester, sondern singen selbst: ich habe nun den Grund gefunden — ich singe dir mit Herz und Mund — ich weiß, an wen ich glaube — ich will dich lieben, meine Stärke: so wird die Wahrheit zur Gewissenssache des einzelnen gemacht und wer sich der reformatorischen Güter wirklich freuen will, der muß mit Ernst für sie eintreten.

Und mit Treue!

Das ist das Große an Luther, daß er nicht etwa in einzelnen Stunden der Begeisterung aus sich heraustritt, sondern daß er fort und fort Treue hält!

Und Gewissenstreue thut uns not!

Es war gewiß ein bedeutsames Lebenszeichen der evangelischen Gewissen, daß sie durch den Uebertritt der deutschen Fürstentochter zur russischen Kirche bis in das Innerste getroffen fühlten, und es war aus der Tiefe der evangelischen Gewissen heraus gesprochen, was in diesen Tagen ein hoch gestellter evangelischer Geistlicher ausrief: „Wenn ihr nicht Gott die Treue haltet, wie dürft ihr dann erwarten, daß man euch die Treue halte?"

Laßt uns Treue halten auch im kleinen.

Ich las von der Praxis der Russen, die in ihren Stuben einen Altar mit einem Heiligenbilde haben. Da verrichten sie ihre täglichen Andachten, da zünden sie am Festtage Lichter an. Will aber der Russe einmal nach Herzenslust dem Wutki huldigen, dann verhängt er das Bild mit einem Vorhang, damit ihn der Heilige nicht beobachte.

Wir lächeln über solche dummschlaue Frömmigkeit. Und doch! Wie oft hüllen wir unser Gewissen ein, gerade da, wo es uns mit großen Augen ins Angesicht sehen will!

Viele in unsrer Zeit sind verzagt und geben schon alles verloren! Mit Unrecht! Nicht dem Kleinglauben gehört die Zukunft, sie gehört allein der christlichen Freudigkeit, die aus Gewissensernst und Gewissenstreue erwächst.

Heraus darum, ihr Protestanten, aus der alten Gleichgiltigkeit und Lauheit! Seid entweder kalt oder warm, ganz oder gar nichts, aber nicht lau und halb. Halbheit ist Charakterlosigkeit. Dürfen wir noch länger unthätig zur Seite stehen oder gar weiter schlafen, während der Feind eine Festung nach der andern erstürmt? Nein, wir wollen uns die Hand reichen zur gemeinsamen Abwehr des geistigen Erbfeindes und geschlossen einstehen für die Güter, welche unsere Väter in schwerem, heißem Kampfe errungen haben. Laßt uns diesen Kampf führen für die protestantische Gewissensfreiheit, welche Rom ein Greuel ist, für die Wahrheit der der christlichen Religion, für unser deutsches Vaterland und Volkstum! Laßt uns in diesem Kampfe die Treue halten, die wir als evangelische Christen unsrer Kirche, unserm Vaterlande und unserm Gewissen schuldig sind. Es gilt, nur nicht mutlos oder träge zu werden, sondern sich auszurüsten mit dem Helden- und Siegesmute Luthers und festzustehen in diesem Kampf und Strauß. Der Gott, der einst unsern Luther für seine Gewissensthat gestärkt und hindurch geholfen hat, er wolle auch uns stärken und fördern; ja, das Werk unsrer Hände wolle er fördern!

18.

Luther und sein Werk im Lichte unsrer Zeit.

Von **A. Trümpelmann**, Superintendenten von Magdeburg.

„Luther und sein Werk im Lichte unsrer Zeit", das ist der Gegenstand dieses Vortrages. Luther und immer wieder Luther! Kaum wird ein Name in unsrer Zeit neben den Namen der Männer, die unsrer Zeit Geschichte gemacht haben, so oft genannt, als der Name Luthers; und zwar nicht erst infolge des großen Jubiläums im Jahre 1883. Schon vor diesem und ohne Rücksicht auf dieses wurde der Name genannt und mit den großen Ereignissen von 1866 an bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches und Kaisertums verbunden. Was Wunder auch, wenn Luther wieder durch die deutschen Lande schreitet und sein Name sich auf aller Zungen legt, nun — da der Genius des deutschen Volkes wieder mit stärkerem Flügelschlage sich regt? Und wenn, wie unser Altreichskanzler in einer seiner Kulturkampfreden sagte, der Wiederaufbau des deutschen Reiches der zweite Akt des Reformationsdramas ist, so kann es wirklich nicht Wunder nehmen, wenn der wieder auf den Plan tritt, der den ersten Akt heraufgeführt und durchgeführt hat, um zu schauen, ob die Weiterentwicklung sich auch auf rechter Bahn bewege. —

Freilich nicht von allen Zungen in unserm Vaterlande wird der Name Luthers mit gleicher Freude und mit gleichem Stolze genannt. Mit Grauen hört ihn das arme Mütterchen im badischen Seekreise, das man in dem Reformator den Wehrwolf des deutschen Volkes zu sehen gelehrt hat. Mit Zorn und Abscheu nennt ihn der römische Priester, und mit um so größerem Abscheu, je jünger der Mann ist. Denn es gab ja allerdings eine Zeit, in der unsre katholischen Brüder vor diesem Namen nicht zurückschraken, vielmehr ihn mit einer gewissen Verehrung nannten, als den Namen des Mannes, der luftreinigend in ihrem Vaterlande gewirkt hätte und dem darum auch sie in gewissem Sinne zum Danke sich verbunden fühlten, aber — diese Zeit ist längst dahin. Die Presse der römischen Kirche hat bald in populärer, bald in scheinbar wissenschaftlicher Form, bald in Romanen, bald in Abhandlungen seit Jahrzehnten alles gethan, Luthers Namen und Wort herabzuziehen und in den Augen der Katholiken verächtlich und schändlich erscheinen zu lassen; fand diese Presse doch in den Kundgebungen der Kurie immer wieder den alten Rückhalt und neue Anregung. Erlaubte sich der Unfehlbare im Jahre 1883 unsern Luther den Häresiarchen, d. h. den Ketzer aller Ketzer und einen ruchlosen Apostaten zu nennen, so wird's begreiflich, wenn dann die ultramontane Presse unsre Lutherfeier einen Lutherkankan und Luther selbst einen Trunkenbold und Wollüstling nennen konnte. — Und zu den Römlingen gesellen sich die radikalen Sozialisten und vernunfttrunkene Liberale und Journalisten. Aus der Hand jener empfingen wir eine Geschichte des Bauernkrieges und aus der Hand dieser eine

deutsche Kultur- und Sittengeschichte, in denen, wie in den ultramontanen Machwerken, Person und Werk Luthers beschmutzt und entstellt werden. Aus dem Buche über den Bauernkrieg erfahren wir, daß Luther eine Knechtsseele, ein Feigling, ein Fürstenknecht gewesen und sein Werk die Knechtung des armen Mannes und die Erziehung zum Hundegehorsam gewesen sei. — Luther ein Mann ohne Mut, Luther — ein Fürstenknecht! Luther, der dem Kaiser, als dieser sich Schirmer und Schützer des christlichen Glaubens genannt hatte, zu Gemüte führte, daß dies das unverschämte Rühmen eines armen Madensackes sei, der seines Lebens keinen Augenblick sicher sei. Der Glaube brauche nicht den Schutz von einem Kinde des Todes. Luther ein Fürstenknecht, der sich nicht scheute zu schreiben: „Ihr sollt wissen, daß von Anbeginn der Welt gar ein seltner Vogel ist um einen klugen Fürsten, noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten; sie sind gemeiniglich die größten Narren und die ärgsten Buben auf Erden. Gerät ein Fürst, daß er klug, fromm oder ein Christ ist, das ist der großen Wunder eins und das allerteuerste Zeichen göttlicher Gnade über dasselbige Land." — Das Buch aber über Deutschlands Kultur- und Sittengeschichte — nebenbei ein Buch, das man sogar in Volksbibliotheken finden kann — läßt in Hutten, dem Pamphletisten und Journalisten jener Zeit, sich den Haupthelden der Reformationszeit erheben! Mut, das wird zugestanden, habe Luther bewiesen, aber er sei ein zu beschränkter Kopf gewesen und sei deshalb schuldig, daß die theologische Reform sich nicht zur sozialen und politischen Revolution ausgewirkt habe, d. h. es wird ihm zur Last gelegt, daß er ein Reformator und ein Prophet Gottes gewesen und geblieben ist. Zwei Thaten vornehmlich von nachhaltigen Folgen, so schwatzt man weiter, habe er gethan, und das seien seine Verheiratung und die Bibelübersetzung gewesen, aber die Bibelübersetzung habe wieder neben der Förderung unsrer Sprache doch auch viel Unheil im Gefolge gehabt, denn die Ein- und Durchbibelung unsers Volkes sei ihm zur Verjudung geworden, und unser Volk müsse darum wieder entbibelt oder entjudet werden, wenn es zu seiner wahren Höhe sich erheben solle. — Es liegt wohl klar zu Tage, daß in solchen Urteilen unser großer Reformator noch im Tode die Schmach Christi zu tragen hat. Es ist der Gegensatz gegen das Christentum, der hier zum Gegensatz gegen Luther und sein Werk wird. —

Indes auch in Kreisen, denen man den Gegensatz gegen das Christentum nicht nachsagen kann, begegnen wir nicht selten einer schiefen Beurteilung der Person Luthers und einer mangelhaften Wertschätzung seines Werkes. Es steigt in meiner Erinnerung eine Anekdote auf, die ich aus dem Munde Tholucks habe. Zu dem damaligen preußischen Botschafter in London, zu **Bunsen**, spricht bei einem Festmahl ein Lord seine Bewunderung darüber aus, wie doch Gott so oft aus dem Unscheinbarsten und Kleinsten das Größeste und Wirkungsvollste hervorgehen lasse, und seine Lordschaft führt als Beispiel die Reformation an. Sie wäre ein solches Werk, das — von den tiefstgehenden Folgen — doch von einem der Beschränktesten unter den Menschenkindern vollbracht worden wäre. — Bunsen

widerspricht nicht, sondern fordert in aller Ruhe den Sprecher auf, sich einmal zu überlegen, wie die Welt, nachdem sie doch schon die tiefste Wandlung erfahren habe, obgleich sich Gott nur eines dummen Deutschen bedient habe, erst dann sich wandeln und umgestalten werde, wenn Gott sich einmal eines klugen Deutschen bedienen werde. Und an diese Erinnerung schließe ich noch eine andre. Ein fein gebildeter und wohlunterrichteter Rittergutsbesitzer äußerte sich ganz erstaunt darüber, daß ich in der Vorrede zu meinem Lutherfestspiel „Luther und seine Zeit" die Worte gebraucht hätte: „Möge mein Buch dazu mithelfen, dem deutschen Volke den größesten Mann, den es je hervorgebracht hat, wieder näher zu rücken und Luthers That immer klarer als die eigentliche Großthat unsers Volkes erscheinen zu lassen." Diese Bedeutung meinte er, hätte weder Luthers Person noch Luthers Werk, und ich glaube, er würde wohl jenem katholischen Schulrate zugestimmt haben, der bei der Visitation eines evangelischen Lehrerinnenseminars die Antwort einer Schülerin, die neue Zeit beginne mit der Reformation, ärgerlich mit der Berichtigung zurückwies: „Ach was! die neue Zeit datiert von der Entdeckung Amerikas an!" Solchen verkehrten und beschränkten Urteilen gegenüber wollen wir unter den Schutz des Genius flüchten, des großen Malers, Kaulbach. Auf seinem gewaltigen Bilde „das Zeitalter der Reformation" ist Luther das Centrum und Gottes Wort in Luthers Hand die Sonne. An der That und durch die That Luthers beleben sich Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft. Und so ist es; das ist die Wahrheit. Wir lassen uns unsern Luther nicht nehmen, weder von den Rotten Roms noch von journalistischen Flachköpfen und sozialistischen Revolutionären. Gerade, weil wir auf die Zeitdauer von fast vier Jahrhunderten zurückblicken, seitdem er mit dem Thesenanschlag sein Werk begonnen, gerade deshalb sind wir wohl im stande, uns ein festes und auch das richtige Urteil über dies Werk zu bilden. — Dies Urteil zu geben, sollen die nachfolgenden Ausführungen dienen. —

Was war also Luthers Werk? Was wollte er? — Indes — dürfen wir wohl so fragen? Mögen sich für Tausende, wie für uns, diese Fragen decken, für Luther nicht. Luthers Werk ist die Reformation, die Reformation bis in ihre äußersten Konsequenzen, bis zu den leisesten Wellenschlägen ihrer peripherischen Kreise, diese weltwandelnde, weltumspannende That, das aber, was Luther ursprünglich gewollt hat, beschränkt sich, streng genommen, auf den Umkreis seines Herzens. Gewollt hat er nichts andres, als Frieden der Seele in der Gewißheit der Gnade Gottes. Das zu finden, ging er ins Kloster; darum hat er dort gefastet, sich zergeißelt und auf den Knieen im Gebet gerungen. In der Frage nach dem persönlichen Heil war ihm die Welt versunken vor den Augen; aus dieser Frage stammte sein jahrelanges Ringen mit Gott und um Gott. Es giebt ein dreibändiges Buch über das Leben Luthers, das mit dem Jahre 1517 abschließt und schon am Schlusse des Jahres 1510 die Bemerkung hat, daß nunmehr geschlossen werden könne, denn nun habe Luther den Frieden gefunden, und damit sei auch das Werk der Reformation vollendet.

Nein, das Werk der Reformation gewiß nicht, aber allerdings das, was Luther gewollt hatte. — Gefunden hatte er, als er über das Wort: „der Gerechte wird seines Glaubens leben", zur innern Klarheit gekommen war, und er würde sich, wie er selbst sagt, in und mit seinem Heilsbesitz beruhigt haben, wenn nicht der große Clamant Tetzel sein Gewissen herausgefordert und ihn gezwungen hätte, auf Grund seines Heilsbesitzes gegen das schamlose Ablaßtreiben zu protestieren. — In den fünfundneunzig Thesen pulsiert ja evangelischer Geist, aber nach Luthers Willen sollten sie, wie die Thesen 5 und 20 beweisen, doch auch dem Papste dienen, und erst, als der Papst sich offen zum Schirmherrn des Frevels machte, trat ihm neben Tetzel der Papst selbst in die Reihe seiner Feinde, dem er nun auch um seines Gewissens willen nicht weichen durfte. Dies bekunden seine drei großen reformatorischen Schriften, die Schrift an den Adel der deutschen Nation von des christlichen Standes Besserung, die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche und endlich auch die Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen, ja auch sie. Dies bekundet dann seine Rede auf dem Reichstage zu Worms. Und in dieser Entwicklung kommt nun auch das Bewußtsein, mit der Reformation zugleich ein nationales Werk zu thun, zu Kraft und Ausdruck. Treten dann im weitern Verlaufe der reformatorischen Bewegung immer klarer die drei Grundprinzipien heraus: „Die freie Forschung in der Schrift, die Gerechtigkeit aus dem Glauben und das allgemeine Priestertum der Gläubigen", so sind diese es wieder, welche den Boden für unser modernes Staatsleben und seine Freiheiten schaffen sollten und schufen. So wächst aus Luthers innerstem Seelenleben, seinem Ringen um sein persönliches Heil ein nationales, ja ein Weltwerk hervor, und es bewahrheitet sich an diesem Werke das Wort des Herrn: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles, die Welt, die ganze Welt, zufallen." Allein, wenn nun auch Luthers Werk in seinen Wirkungen weit über das hinausgeht, was Luther ursprünglich gewollt hatte, so liegen doch bis auf unsre Zeit, ja für alle Zeiten die Wurzeln seines Werkes wieder in dem, was er für sich gewollt hat, und alle weitere Entfaltung und Ausgestaltung dieses Werkes in unserm Volksleben muß sich wurzelecht erweisen; wird darum auch nur in dem Grade kräftig und zielvoll und auch siegreich sein, als sie ihren Lebenssaft aus diesen Wurzeln zieht.

Die nationale Seite an Luthers Werk kommt also schon ebenso in Luthers Schriften und Reden bestimmt und klar zum Ausdruck, wie Luthers Zeitgenossen kräftigst zum Bewußtsein. Redet in Worms noch immer Luther, der Reformator, auch wenn er sein Werk den schuldigen Dienst nennt, den er der hochberühmten, deutschen Nation zu leisten habe, so redet offenbar Luther, der Patriot, wenn er spricht: „Wir Deutsche müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben, ob man uns gleich im Mörser zerstieße". — Und daß Luthers Werk eine deutsch-nationale Sache sei, wird gleich oft in Flugschriften, wie auf den Reichstagen bekundet. Selbst die Gegner des Werkes sehen in ihm eine deutsch-nationale

Bewegung. Als Hadrian II. (1523) sein Breve an den Reichstag in Nürnberg sandte, wandte er sich an „die Deutschen, die große, freie Nation, die sich durch ein einziges Brüderlein verführen lasse, das sie, wie Mohammed, mit fleischlicher Freiheit, ködere" — und die Antwort des Reichstages lautete, „daß gerade durch Luthers Schriften alle Stände deutscher Nation über die drückenden Mißbräuche unterrichtet worden wären"; — so daß also die Mißbräuche hauptsächlich auf Deutschland zu lasten und das deutsche Volk mit Knechtschaft und Gebundenheit zu bedrücken scheinen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es auch verständlich, warum die deutschen Stände von einem Reformkonzil auf anderm, als deutschem Boden durchaus nichts wissen wollten. Eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war doch auch für die andern Länder, welche Rom umspannte, eine Lebensfrage; warum hätte das Reformkonzil also nicht auch in einem der andern Länder tagen können? Aber nein: „Die Reformation ist eine deutsche Sache" — die Reichstagsabschiede von Nürnberg 1522 und 1524 bezeugen es, und darum gesellt sich zu der Forderung, daß das Reformkonzil auf deutschem Boden abgehalten werde, noch die andre, daß es „die Versammlung der deutschen Nation" sein müsse, auf der Luthers Anhänger nicht bloß beratende, sondern beschließende Stimmen haben müßten. — „Ganz Deutschland ist evangelisch", sagte der venetianische Gesandte Contarini zu seinem Dogen, als er diesem im Jahre 1556 über Deutschland zu berichten hatte, und so liefert denn auch die sogenannte Gegenreformation den allerstärksten Beweis für den deutsch-nationalen Charakter der reformatorischen Bewegung. Diese Gegenreformation ist keine Reaktion des deutschen Geistes gegen eine Verirrung, die in seinem Leben hervorgetreten wäre, sondern sie ist eine Gewaltthat, die vom Auslande auf deutschen Boden übertragen worden ist, eine Gewaltthat des romanischen Geistes. — Daß dann freilich diese romanischen Eroberer in Deutschland ihre Knechte und Handlanger fanden, ist ja leider eine Erscheinung, die schon Hermann der Cherusker, in seiner eignen Familie zu beklagen gehabt hat, als er sein Vaterland von der römischen Gewaltherrschaft befreite. —

Indes so klar sich auch immer die deutschen Stände über die nationale Seite von Luthers Werk waren und dies bekundeten, das konnten sie ja doch nicht vor Augen haben, was uns vor Augen liegt, die wir unter dem Segen des Bewirkten stehen und rückschauend die Nachwirkungen und die Mannigfaltigkeit dieser Nachwirkungen überblicken können. — Von neuem erinnere ich an Kaulbachs großes Gemälde. Ja, das Werk Luthers war eine Befreiung und mit der Befreiung zugleich eine Kräftigung des deutschen Geisteslebens überhaupt. Die Erwägung, daß Rom Glaubensgehorsam fordert, Luther aber zur Glaubensüberzeugung führte, wird es uns deutlich werden lassen. Aus dem Werke Luthers erhebt sich unsre Persönlichkeit in neuer Energie und Freiheit. An dieser Befreiung und Steigerung des deutschen Geisteslebens haben auch die Katholiken in unserm Vaterlande teil. Das sind die Segnungen, welche die Reformation auch ihnen gebracht hat; das die Segnungen, die ihnen auch ihre Kirche, aller

ihrer Feindseligkeit und Unduldsamkeit zum Trotz, nicht hat rauben können. Ich nenne Allbekanntes, wenn ich in erster Linie auf unsre Sprache hinweise, denn sie ist das Gewand, das Luther unserm Geistesleben gewebt hat. Lange genug haben sich die der römischen Kirche verbliebenen oder ihr zurückeroberten Strecken unsers Vaterlandes — bis in den Anfang unsers Jahrhunderts hinein — gegen das Eindringen der Luthersprache gewehrt, jetzt schreiben auch die ultramontanen Hetzblätter ihre Schmähartikel gegen Luther und uns im Lutherdeutsch. Unser Goethe erzählt uns, daß er jedesmal, wenn er wieder eine neue größere Dichtung in Angriff genommen habe, zuvor die Bibel aufgeschlagen und sich an ihrer Sprache gekräftigt und belebt habe. — Es giebt eben kein Gebiet des Geistes, dem nicht Anregung und Förderung und Kraft zur höchsten Entfaltung aus der reformatorischen Bewegung erwachsen wäre. Das gilt für das Gebiet der Kunst, wie der Wissenschaft; könnten wir zweifeln, so würden es uns unsre Feinde bestätigen, denn alle die Hauptwerke unsrer klassischen Dichtung und Philosophie hat Rom auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Und wie die Hauptwerke unsrer Dichtung, so sind auch die größesten Tonwerke unsers Volkes aus evangelischem Geiste geboren. — Ja die Versuche, einer andern Strömung wieder Raum zu schaffen, wie's in der Schule der Romantiker geschehen, haben nur dazu gedient, der protestantischen Strömung neue Kraft zu geben, eine Kraft, in der sie die Gegenströmung hinweggespült hat. Und diese siegreiche Kraft, mit welcher das Werk Luthers im Laufe der Geschichte unsers Volkes allen, auch den furchtbarsten Angriffen Trotz geboten hat, läßt uns aufatmen unter den mannigfachen Mißständen der Gegenwart. Und solche Mißstände haben wir allerdings zu beklagen.

Selbst wenn wir das im Anfange unsrer Besprechung angeführte Wort unsers Altreichskanzlers nicht hätten, so würden wir dennoch die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches unter einem protestantischen Kaiser die Verwirklichung des Hutten-Sickingenschen Gedankens, also den zweiten Akt des Reformationsdramas nennen, und diese Wiederaufrichtung, in der wir eine gottgewollte Konsequenz unsrer Geschichte zu sehen haben, ist unsre Freude und unser Stolz. Aber gerade deshalb, weil wir uns dieser Wiederaufrichtung freuen können, gereicht sie dem Jesuitismus, der gegenwärtig die römische Kirche beherrscht, nicht zur Freude. Er nennt das neue deutsche Reich unter dem protestantischen Kaiser eine Parodie auf das alte heilige römische Reich deutscher Nation, und wie er immer unversöhnlich mit Preußen gewesen ist, selbst wenn er auf preußischem Boden die Duldung fand, die andere Staaten versagten, so wird er auch unversöhnlich sein und bleiben mit unserm Reich, das aus dem protestantischen Preußen herausgewachsen ist. — Sein Bestreben kann nur sein, das Reich in den Zustand zurückzubilden, den es vor der Zeit der Reformation hatte. Und die äußern Erfolge, die er bis jetzt errungen, können ihn hoffen lassen, daß er zum Ziele kommen werde. Denn ist nicht das eben ein Mißstand und eine Parodie auf den Ursprung und die innerste Lebenskraft unsers Reiches, daß sich die Centrumspartei bilden und nach und

nach an der Seite der offenkundigen Reichsfeinde fremder Nationalität die parlamentarische Herrschaft an sich reißen konnte? Die Parodie aber der Parodieen liegt in der Thatsache, daß unsre Politiker selbst auf Kosten unsrer nationalen Ehre das Wohlmeinen des Papstes zu erwerben suchen, um mit Papstes Hilfe die Macht des Centrums zu brechen oder doch in Schranken zu halten. Als ob der Papst einem andern Geiste folgen dürfte, als dem Geiste, der der Geist des Centrums ist! Und dieser Geist hat sich offen genug durch den Antrag auf Zurückberufung der Jesuiten, der Väter der Gegenreformation, unsrer Todfeinde, als den Geist des Jesuitismus gekennzeichnet. — So wird uns Evangelischen allerdings die Freude an der Gegenwart getrübt, und wir könnten recht mißmutig werden, läge nicht die große Thatsache vor, daß Luthers Werk auch den dreißigjährigen Krieg überdauert hat, und daß unter die Folgen dieses Krieges auch das Aufsteigen und Erstarken Brandenburg-Preußens zu rechnen ist. So wird denn auch die parlamentarische Machtfülle des Centrums und die dem Papsttum von unsern Politikern zugeführte Erstarkung nicht dazu dienen, das Werk Luthers aus dem Centrum des geistigen Lebens unsers Volkes zu rücken. — Es wird dies um so weniger geschehen, als Centrum und Papsttum sich auch bei uns, wie überall, dem modernen Staate, d. h. dem Staate eingefügt haben, der für jeden, der sehen kann und will, sich als ein Erzeugnis der reformatorischen Bewegung darstellt, weil er sich auf dem Boden der drei reformatorischen Grundprinzipien, wie wir bereits ausgesprochen haben, erhebt. — „Ich möchte mich schier rühmen," sagt Luther, „daß seit der Apostel Zeit das weltliche Schwert und Obrigkeit nie so klärlich beschrieben und herrlich gepreiset ist, wie auch meine Feinde müssen bekennen, als durch mich." Luther hat Recht. In seinen mannigfachen Aussprüchen und Ausführungen über Obrigkeit und weltlich Regiment tritt es deutlich zu Tage, wie auch für diese Frage der Geist der Apostel, das lautere Evangelium, in ihm wirksam geworden ist. Luthers Verdienst ist es, dem Staate seine Würde gegeben zu haben, eben so sehr dadurch, daß er ihn „als von Gottes Willen und Ordnung in der Welt" neben die Kirche stellte, als dadurch, daß er ihn zu seinem und der Kirche Wohle von unwürdigen Dienstleistungen für die Kirche löste. „Ketzerei kann man nimmermehr mit Gewalt wehren; es gehört ein andrer Geist dazu. Gottes Wort soll hier streiten; wenn's das nicht ausrichtet, so wird's wohl unausgerichtet bleiben von weltlicher Gewalt, ob sie gleich die Welt mit Blut füllte. Ketzerei ist ein geistlich Ding; das kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen, mit keinem Wasser ertränken", schreibt unser Luther, und wenn er den Dienst des Büttels „Gottesdienst" nennt, wie den Gebetsdienst in der Kirche, so ist auch der Staat und die Rechtsordnung des Staates nicht bloß weltliches Wesen, sondern auch eine Erscheinung des göttlichen Reiches auf Erden, und zwar in sich und durch sich selbst, nicht erst als Abglanz von der Kirche. Gerade dadurch, daß er die bis dahin so unlautere Mischung der weltlichen und geistlichen Gewalt löste, bahnte er die Bildung des modernen Staates an. — Hiermit greife ich auf früher Gesagtes zurück. —

Die Grundrechte, oder, wenn man lieber will, die Grundfreiheiten, die das Wesen des modernen Staates dem Staate mittelalterlicher Gebundenheit gegenüber bilden, sind wohl zweifellos die Gewissensfreiheit, die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und die Rechtsgleichheit aller Bürger. Diese Freiheiten sind die Quellen der so reichen Entfaltung des geistigen und wirtschaftlichen Lebens unsrer Tage. Denn daß z. B. die Freiheiten auf dem Gebiete des Verkehrslebens die Anerkennung der Rechtsgleichheit aller Bürger zur Voraussetzung haben und mit dieser auf das engste zusammenhängen, bedarf wohl nur der Erwähnung, aber nicht des Beweises. Aber auch die Anerkennung der Gewissensfreiheit deckt sich uns selbst bei nur kurzem Nachdenken als eine solche Quelle auf; denn diese Anerkennung giebt der Einzelpersönlichkeit erst ihre Würde und steigert sie in bisher nicht gekanntem Maße. Hebt sie so die Bewegungskraft des Einzelnen, so muß sie auch der Kraft die Bewegungsfreiheit — zuletzt auf allen Gebieten des Lebens — erringen helfen. Und sie thut dies. In der That: Gewissensfreiheit und Bewegungsfreiheit des Einzelnen sind blutsverwandt. Gewissensfreiheit nur auf dem Boden der Passivität ist wertlos. Gewissensfreiheit fordert Bethätigung, hat also Bewegungsfreiheit zur Folge, diese aber wieder die Gewissensfreiheit zur Bedingung, d. h. sie würde nicht sein, was sie ist, wenn jene nicht errungen worden wäre. Der Anteil endlich der freien Forschung an der Entfaltung unsers modernen Lebens liegt für jeden zu Tage. —

Nun wurzeln aber wieder diese drei Grundfreiheiten des modernen Staates in den drei schon genannten Grundprinzipien der reformatorischen Bewegung, der Rechtfertigung aus dem Glauben, der freien Forschung in der Schrift und dem allgemeinen Priestertume der Gläubigen. Beginnen wir, um diesen Ausspruch auf seine Wahrheit hin zu prüfen, mit dem letzten. Das allgemeine Priestertum der Gläubigen demokratisierte — scheuen wir den Ausdruck nicht! — die Kirche; und der Umschwung, den dieses Prinzip in Lehre und Leben und im Aufbau der Kirche bewirkte, mußte sich auch andern Lebensgebieten mitteilen. Das allgemeine Priestertum der Gläubigen ist für Luther ein so grundlegender Gedanke, daß er fast in keiner seiner bedeutenderen reformatorischen Schriften ganz fehlt; in irgend einer Form kommt er immer wieder zur Geltung. Heißt es in dem Buche an den christlichen Adel (1520), daß alle Christen durch Taufe, Evangelium und Glauben wahrhaft geistlichen Standes und von Christo alle zu Priestern gemacht worden seien, und in der Schrift über die Winkelmesse und Pfaffenweihe (1533), daß alle getauften, durch Christi Blut geheiligten und durch seinen Geist geweihten Christen Priester seien und daß aus solchen geborenen Pfaffen zum geistlichen Amte berufen werden, die — als Mund der Gemeinde — von Allerwegen solch Amt auszurichten haben, so finden sich solche und ähnliche Aussprüche Luthers immer wieder, in der Schrift über die babylonische Gefangenschaft, in dem Sermon von der Messe, in der Schrift von der Freiheit der Christen, sowie auch in einer Reihe kleinerer Schriften und Sendschreiben. Hatte nun aber die Kirche aus der fundamentalen Scheidung zwischen Laientum und Priestertum

gefolgert, daß also auch das Priestertum der weltlichen Gewalt nicht unterworfen sein könnte, so mußte mit der Aufhebung dieses Gegensatzes, mit der priesterlichen Gleichstellung von Laien und Geistlichen, auch jener Anspruch hinfällig werden. Diese Folgerung zieht denn auch Luther ungescheut. „Man soll," sagt er, „das Amt der weltlichen Gewalt frei und unverhindert durch die ganze Christenheit gehen lassen. Sie soll es frei ausüben, auch wenn es Pfaffen, Bischöfe und Päpste(!) trifft." Damit ist das entscheidende Wort für die Rechtsgleichheit aller oder die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze gesprochen. — In gleicher Weise stellt sich uns die reformatorische Forderung der freien Forschung in der heiligen Schrift als die Wurzel unsrer modernen Forschungsfreiheit dar. — Von dem Augenblicke an, wo die Kirche die freie Forschung in der Schrift nicht mehr hindern oder auch nur beschränken darf, weder durch eigne Gewaltmaßregeln, noch auch durch Heranziehung der Gewaltmittel des Staates, und zwar auch dann nicht, wenn diese Forschung sie in ihren Lehren, ihren Kultusformen und ihrer Verfassung in Widerspruch mit der Schrift setzt, so ist die freie Forschung überhaupt gewährt. Denn welchem Objekt sich auch die Forschung zuwenden möge, sie bewegt sich prinzipiell nicht mehr am Gängelbande der Kirche, und der Staat als solcher hat kein Interesse daran, ihr Schranken zu setzen. — Es ist nur nötig, den einen oder andern Ausspruch Luthers, der von der Schriftforschung handelt, herauszugreifen, um uns von der Wahrheit des eben Gesagten zu überzeugen. — Das Grundprinzip aller freien Forschung, die Dinge sagen zu lassen, was sie sagen können und wollen, kommt zur Geltung in der Forderung, „daß niemand die Schrift anders auslegen dürfe, als in ihrem Geiste, und daß der Geist, in dem sie geschrieben sei und der in ihr wirke, durch sie selbst in ihr Verständnis führe." — Nicht also solle man mit Voraussetzungen an die Auslegung gehen, die nur zum Unterlegen, aber nicht zum Auslegen führen können. Und mit dem Worte: „Der heilige Geist ist der allereinfachste Schreiber, der im Himmel und auf Erden ist, darum auch seine Worte nicht mehr als den allereinfachsten Sinn haben können" befreit er die Auslegung ebensowohl aus dem Flattergewande phantastischer Willkür, wie aus der Zwangsjacke kirchlicher Autorität. Denn mit diesem Ausspruche warf er die Lehre von dem sogenannten doppelten Schriftsinne, dem buchstäblichen und dem geistlichen, zu Boden, eine Lehre, die ja immer zuletzt die freie Forschung der geistlichen Autorität, die allein den geistlichen Sinn der Schrift mit Sicherheit herauszustellen vermöge, unterwerfen mußte und muß. — War aber auf diesem, dem höchsten Gebiete, die Freiheit errungen, wie hätte sie nun noch auf andern Gebieten beschränkt und vorenthalten werden können? — Rom sieht natürlich nach wie vor mit Schrecken auf diese Freiheit und weist uns auf die Ergebnisse der freien Forschung hin, die sich nun auch von der biblischen, nicht bloß von der kirchlichen Autorität gelöst habe. Aber das kann uns nicht schrecken. Auch die freie Forschung in der Schrift, die immer bestimmter Luthers Forschungsprinzip zur Geltung bringt, sich also auch dem Inspirationsdogma nicht von vornherein beugt, vielmehr die Sprach-

formen und Zeit und Ort der Abfassung laut werden läßt, kann doch nur, wenn sie wirklich die Wahrheit sucht, dazu dienen, gerade das, was der Schrift ihren unvergleichlichen Wert giebt, immer lichter und herrlicher aus der Zeitschale heraustreten zu lassen. Und die freie Forschung außerhalb der Schrift, z. B. die naturwissenschaftliche Forschung kann doch auch zuletzt kein anderes Ergebnis haben, als der religiösen Wahrheit, also der Schrift zu dienen. Ergebnisse dieser freien Forschung aber, die den Heilsgedanken der Schrift zerstören oder doch in unlösbaren Widerspruch mit ihm treten, sind nicht wirkliche Ergebnisse der Forschung, sondern Folgen dessen, daß sich die Forscher von dem Grundgesetz der freien Forschung, die Dinge nur sagen zu lassen, was sie sagen wollen und können, verirrt haben und die Forschung auch auf diesem Gebiete in das Flattergewand phantastischer Willkür gekleidet haben. — Ein großer und starker Glaube an Gott, der ein Gott der Wahrheit ist, fürchtet nicht nur die freie Forschung nicht, sondern er fordert sie vielmehr, weil er sie gar nicht entbehren kann. — Eng, es ist klar, ist die Forderung und Anerkennung der freien Forschung mit der Forderung und Anerkennung der Gewissensfreiheit verbunden; ja die freie Forschung ist die Bewegungsfreiheit des Gewissens selbst. — Sie selbst aber, die Gewissensfreiheit, wurzelt in dem dritten Grundprinzip der Reformation, der Rechtfertigung aus dem Glauben; und es ist geradezu, damit darüber gar kein Zweifel aufkommen könne, mit Nachdruck hervorzuheben, daß nie und nimmer der Menschheit die volle Gewissensfreiheit als ihr höchstes und unveräußerliches Recht gewonnen worden wäre, wenn nicht die Rechtfertigung aus dem Glauben in Uebereinstimmung mit der Lehre der Schrift zur Grundlehre der evangelischen Kirche geworden wäre. Sie, diese Quelle der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, ist die Quelle aller wahren Freiheit überhaupt. — Das Christentum selbst ist uns ja der beste Beweis dafür, daß eine geistige Bewegung eine weltgeschichtliche Macht werden kann, ohne daß sie in allen Einzelpersönlichkeiten der verschiedenen Zeitalter stets zu voller Klarheit gekommen und zur vollen Wahrheit geworden zu sein braucht. — Die Rechtfertigung aus dem Glauben aber ist der Kern des Christentums; also gilt von ihr auch, was von diesem gilt. Das wird uns sogleich an Folgendem klar werden. — „Das Dogma von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein — so recht geschaffen zur Bemäntelung der Sünden — wird", so lesen wir in einer Laienbroschüre des Titels: Zurück zu Christo! — „ob auch die Kirche es mit immer neuen Worten hervorhebt, jedem geradsinnigen Menschen widerstrebend bleiben; denn wie naturgemäß aus einer gesunden Wurzel sich Blätter und Blüten entwickeln, so entspringen mit Notwendigkeit einem frommen Sinne edle Thaten; dagegen kann das Glauben und Bekennen aller möglichen Dogmen nicht eine einzige schlechte Handlung rechtfertigen", aber neben diesem Unverstand lesen wir bald wieder das verständige Wort: „Der Lebensnerv des Protestantismus liegt in der religiös selbständigen Persönlichkeit." — Was dieser Laienkopf sich wohl aus der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein gemacht haben mag?! aus der Lehre, die selbst wieder — natürlich als

Heilserfahrung — „der Lebensnerv der religiös selbständigen Persönlichkeit ist?“ — Dieser Laienkopf, der wieder an einem andern Orte wie Luther selbst sagt: „Erfahrung macht den Christen?!“ — Und doch ist jenes unverständige Wort nicht ganz Unverstand. So bestreiten wir z. B. die Sätze, daß einem frommen Sinne edle Thaten entspringen müssen, und daß ein Glauben und Bekennen aller möglichen Dogmen keine einzige schlechte Handlung rechtfertigen könne, durchaus nicht, wohl aber bestreiten wir ernstlichst die Behauptung, daß die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben so recht zur Bemäntelung der Sünde geschaffen sei. Mag uns Luther zu Hilfe kommen, der die Sache doch wohl verstehen muß. Er sagt: „Der Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neugebiert aus Gott; machet uns ganz andere Menschen von Herzen, Mut und Kräften; o es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, das unmöglich ist, daß es nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken; solche Zuversicht zur Gnade macht fröhlich, daher man ohne Zwang willig und lustig wird, jedermann Gutes zu thun, zu dienen und zu leiden, Gott zu Lieb und Lob, der einem solche Gnade erzeiget hat, also daß unmöglich ist, Werke vom Glauben scheiden, ja so unmöglich, als brennen und leuchten vom Feuer mag geschieden werden; wer nicht solche Werke thut, weiß weder was Glaube noch was gute Werke sind.“ — Wahrlich eine Herrlichkeitserscheinung solch' eine christliche Persönlichkeit, und Quelle und Kraft dieser Herrlichkeitserscheinung ist der rechtfertigende Glaube; denn diesen und keinen andern meint Luther, da er ihn eine Zuversicht zur Gnade nennt. — Die Rechtfertigung aus dem Glauben setzt die tiefste Selbsterkenntnis des Menschen und die schmerzvollste Erkenntnis der Macht der Sünde voraus; und sie wirkt nicht einen Seelenfrieden, der die Ruhe des Grabes ist, sondern der segenerfüllte Fruchtboden religiös-sittlicher Kräfte von einer Spannung und Nachhaltigkeit ohne gleichen. — Aus der Gewissensnot geboren, giebt diese Lehre eine Gewissensberuhigung, aus der die Gewissensfreudigkeit quillt, die sich im Leben dann als Gewissenskraft bethätigt. — Wir bewegen uns ganz und gar auf dem Boden des Gewissens. — Daß Luthers Werk ein Gewissenswerk gewesen, bekundet er selbst unzählige Male in seinen Schriften; vor aller Welt aber hat er's bekundet, als er in Worms gesprochen: „Widerrufen kann ich nichts und will ich nichts, dieweil wider das Gewissen zu handeln, unsicher und gefährlich ist.“ Sein Gewissen war ihm gefangen in Gottes Wort, aber in dieser Gebundenheit frei geworden vom Papst und den Konzilien, frei von aller Autorität, die außer ihm lag, denn auch seine Gefangenschaft in Gottes Wort ist nichts anderes als das Selbsterlebnis der göttlichen Wahrheit. „Ein jeglicher muß darum,“ sagt Luther, „dem Evangelium glauben, daß es Gottes Wort ist, daß er innerlich befunden, daß es Wahrheit sei.“ — Insofern ist die heilige Schrift Autorität, als sie sich als Wort der Wahrheit, also als Gottes Wort unmittelbar erweist. Damit aber wird sie uns zu einer innern, zur Gewissensautorität. Die tiefste Selbsterkenntnis und die schmerzlichste Erfahrung der Macht der Sünde setzt die Lehre von der

Rechtfertigung aus dem Glauben, sagten wir, in uns voraus. Den Beweis dafür liefert jedem Artikel 2 der Apologie der Augsburgischen Konfession. — Wie kann ich sühnen? und wie werde ich gerecht vor Gott? das sind die Fragen, die zur Rechtfertigung aus dem Glauben führen; jene, die erste, gestellt im Blick auf unsre Schuld vor Gott, diese, die zweite, gestellt im Blick auf das sittliche Ideal. Wie mache ich gut? wie werde ich gut? — Die Schrift antwortet auf die erste Frage: „Er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“, und auf die zweite: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe es ist alles neu worden“, beides wieder einigend in dem Worte: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu.“ — Darin zeigt sich die Tiefe unsrer Selbsterkenntnis, daß wir nicht bloß unsern sittlichen Mangel sehen und unsre Uebertretungen bekennen, sondern auch in der Klarheit darüber, daß keine nachfolgende Gesetzeserfüllung vorhergegangene Uebertretungen gut machen kann, sondern daß wir so lange unter der Schuld bleiben müssen, als sie uns von dem nicht abgenommen wird, gegen den wir gesündigt haben. So ist also der Glaube nichts als das Erfassen der Gnadenhand Gottes, die er uns in Christo, seinem Sohne, entgegenstreckt. Vergebung — Leben — Seligkeit! Und so ist die Rechtfertigung aus dem Glauben Gewissensentlastung. —

Die römische Kirche antwortet nicht, wie wir es thun, mit der Schrift auf die Fragen: wie kann ich sühnen? und wie werde ich gerecht vor Gott?, sondern sie antwortet im Widerspruch mit der Schrift: „mache gut!“ — und zwar namentlich neben der nachfolgenden Gesetzeserfüllung durch die Uebernahme besondrer kirchlicher Leistungen. Indem sie in ihnen die Genugthuung für die Uebertretungen des göttlichen Gesetzes bewirkt werden läßt, bindet sie die schuldbeladenen Gewissen an ihre Satzung und treibt sie von einer Bußleistung ruhelos zur andern. — Das Wort: „So wissen wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, nicht durch des Gesetzes Werke, sondern allein durch den Glauben“ ist die Lösung aus dieser Gebundenheit, und so ergiebt sich von neuem, daß thatsächlich in der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben die Gewissensfreiheit beschlossen liegt. In der höchsten Frage des Lebens steht und fällt jeder seinem Gott und sich, und es giebt auf dem weiten Erdenrund keine Autorität, die für ihn eintreten könnte. Und darum ist denn auch die Selbstentscheidung des Menschen in den höchsten Fragen des Lebens, aller Zwangs- und Gewalteinwirkung von außen entrückt, von jedem als das eigentliche Heiligtum der menschlichen Persönlichkeit hochzuhalten. Das aber ist die weltliche Auswirkung der Gewissensfreiheit auf dem Gebiete des religiösen Lebens oder die Gewissensfreiheit des modernen Staates. — Aus dem Boden des religiösen Lebens sind also die Grundfreiheiten des modernen Lebens hervorgewachsen und die Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses, d. h. der Untergang der evangelischen Kirche würde auch der Untergang des modernen Staates sein. Er würde sich entweder in

fruchtlosen Kämpfen mit Rom verbluten oder sich und seine Freiheiten wieder an Rom ausliefern. Keine dieser Freiheiten vermag sich als bloße Negation unter Roms Druck auf die Dauer zu halten. —

Ja welch' ein Werk, das Werk Luthers!

Mit Recht lassen unsre Geschichtswerke die neueste Zeit mit der Reformation beginnen. Und doch hat sich die ganze weltgeschichtliche Bedeutung dieses Werkes noch nicht enthüllt. Wir müssen, um den rechten Blick zu gewinnen, noch höher steigen; werden aber auch von diesem höhern Standpunkte aus nur um so deutlicher erkennen, wie innig alle weltgeschichtliche Entwicklung mit der Entwicklung des Reiches Gottes verbunden ist. „Zu uns komme Dein Reich!" und „Dein Wille geschehe auch auf Erden!" lehrt uns unser Herr und Meister beten. —

Man kann dem Gedanken des katholischen königlich-preußischen Provinzialschulrates, der, wie ich bereits erzählte, in einem evangelischen Lehrerinnenseminar die neueste Zeit mit der Entdeckung Amerikas beginnen zu lassen gebot, insofern Rechnung tragen, als man zu der Reformation noch ein andres Ereignis hinzutreten läßt, das, ursprünglich in seiner Tragweite nicht erkannt, als nebensächlich hinter Luthers Werk zurücktrat, das aber je mehr und mehr mitbestimmend hervorgetreten ist und gegenwärtig die wissenschaftliche Bewegung geradezu beherrscht, ich meine die Entstehung der kopernikanischen Weltanschauung mit ihrem das All für uns wandelnden Gedanken, daß die Erde nicht steht, sondern geht. —

Als Luther in der Klosterzelle zu Erfurt im Jahre 1506 mit dem Rufe: „meine Sünde! meine Sünde!" nach der Gerechtigkeit rang, die vor Gott gilt, nach Frieden, faßte Kopernikus, der Kanonikus von Frauenstadt, den ersten Gedanken seines Weltsystems. Als dann Luther im Jahre 1517 seine 95 Thesen an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, legte Kopernikus, wie er einem Freunde berichtete, die Grundzüge seines Systems fest, und als die Evangelischen das Werk Luthers durch die Uebergabe der Augsburgischen Konfession an den Kaiser und die Stände zu einem festen Abschluß brachten, hatte auch das Weltsystem des Kopernikus seinen Abschluß erhalten. Es lag seit 1530 fertig ausgearbeitet da, wenn es auch erst im Todesjahre des Kopernikus dem Drucke übergeben worden ist. — Die Entscheidungsjahre also für das Werk Luthers sind auch die Entscheidungsjahre für die Grundlegung und Entstehung der modernen Weltanschauung. Wir sehen den Finger Gottes in der Geschichte. — Luthers Werk und des Kopernikus Weltsystem gehören zusammen, und mit Recht hat man den motor terrae, solis coelique stator, den Beweger der Erde und den Festleger der Sonne und des Himmels, den Luther der Astronomie genannt. Beide Thaten, die Geistesthat Luthers und die Geistesthat des Kopernikus erbauten und bauen die neue Welt. In dem Grade nun, als die kopernikanische — oder wie wir von nun ab sagen wollen, die moderne Weltanschauung der Menschheit zu lebendigem Bewußtsein kommt, in demselben Grade erhöht und vertieft sich die Bedeutung der Geistesthat Luthers. Luthers Auftreten sollte dem Worte Jesu Christi: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte

vergehen nicht" die erste Erfüllung geben. Himmel und Erde, wie sie in der Anschauung der ersten Zeugen, der Apostel, gestanden haben, sind vergangen; sie vergingen, als Kopernikus die Erde aus dem Mittelpunkte des Alls rückte und den Himmel über uns öffnete. Himmel und Erde, die antike Weltanschauung sind vergangen; ein neuer Himmel und eine neue Erde, die moderne Weltanschauung haben sich erhoben; des Herrn Wort ist aber nicht nur nicht vergangen, sondern als das Wort ewiger Wahrheit durch Luther von neuem gehoben und auf den Leuchter gestellt worden. — Daß Kopernikus ein treuer Sohn seiner Kirche gewesen, und daß er sein weltwandelndes Werk dem Papste Paul III. gewidmet hat, und daß Luther mit dem Gedanken des Kopernikus nichts anzufangen gewußt und ihn absprechend beiseite geschoben hat, kann uns nichts verschlagen. Beider Geistesthaten gehören trotzdem zusammen; eine ergänzt die andre, und jede ist für sich so groß, daß unmöglich beide zugleich von einem Kopfe erfaßt und durchgedacht werden konnten. Es sei mir gestattet, noch folgendes auszuführen: Luther zerstörte die mittelalterliche Heilsanschauung, Kopernikus die mittelalterliche Weltanschauung. Mit der Zerstörung des Himmels über uns, denn es begann sich die Unendlichkeit des Raumes aufzuthun, zerstörte Kopernikus aber auch den Himmel des Glaubens; denn der Himmel des mittelalterlichen Glaubens war nur das idealisierte Diesseits. Alles war örtlich, körperlich umschrieben und umschränkt. Ueber dem Himmel und auf dem Himmel über uns erhob sich der Thron der Herrlichkeit Gottes, und die schwärmende Phantasie gab der Sehnsucht der Frommen strahlende Bilder von den Sternenthoren und den Gold- und Silberstraßen des himmlischen Jerusalems und von den Bewohnern der heiligen Stadt in weißen Kleidern. Dieser Himmel sank dahin — und also auch — Gottes Thron? — Allerdings sagt ein Prophet des Unglaubens, Gott sei infolge der Ausbildung der modernen Weltanschauung in Wohnungsnot geraten, allein gerade die moderne Weltanschauung setzt uns, meiner Ueberzeugung nach, erst in den Stand, ahnungsvoll das Wort des Herrn zu fassen: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Aber freilich nicht alle fassen's, und es ist fast zum Dogma unsrer Zeit geworden, daß unser Christenglaube mit der modernen Weltanschauung unvereinbar sei und an ihr zergehen müsse, oder aber sie an ihm. Nein, es ist nicht wahr, daß wir jetzt, nachdem wir in die Unendlichkeit der irdischen Welt unsre Blicke senken, nur in einen dunklen Abgrund und eine Oede schauen, in der nur tote Stoffmassen sich bewegen. Gott selbst hat das Nein darauf in unser Herz gerufen, als er in wunderbarer Fügung unter dem Werden der modernen Weltanschauung auch die evangelische Heilswahrheit neu sich entfalten ließ. Luther fand die Bibel und in der Bibel Christi Wort und in diesem Worte Christum selbst, und indem er den lebendigen Christus mit seinem lebendigen Worte der Christenheit zurückgab, rettete er das Christentum und die Religion überhaupt. Als der Himmel über uns in Weltäther sich auflöste, rettete Luther den Himmel in uns. Ich wiederhole hier das schon angeführte Wort Luthers, denn auch hierher paßt es:

„Ein jeglicher muß darum dem Evangelium glauben, daß es Gottes Wort ist und daß er innerlich befinde, daß es Wahrheit sei.“ —

Immer deutlicher zeigt der Verlauf der religiösen Entwicklung, daß die Menschen je mehr und mehr der äußern Stützen der Religion, des Bildwerkes, der Symbole und Formeln entraten lernen sollen, und daß das Grundgesetz: „ihr sollt euch kein Bildwerk machen“ bis zu dem Grade zur Wahrheit werde, daß auch das Anschauungsbild aus der Vorstellung schwinde, damit der Gott, der Geist ist, nur um so überzeugungsvoller von uns bekannt und sein Leben nur um so kräftiger in uns empfunden werde. Diesem Ziele uns entgegenzuführen, Gott zu haben, indem wir ihn fühlen, und weil wir in ihm leben, weben und sind, dazu reicht uns die moderne Weltanschauung hilfreich die Hand. So ist es nun aber auch die Aufgabe aller Predigt oder aller theologisch-wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart und der Zukunft, die christlichen Wahrheiten, diese Klänge der Ewigkeit, die aus ihr in die Zeit hineintönen, mit der modernen Weltanschauung zusammenzuschließen und organisch mit ihr zu vereinen, und in dem Werke Luthers liegt die Möglichkeit, das Ziel wirklich zu erreichen. Nur um das aus dem deutschen Geiste Luthers heraus neugeborne, gereinigte Evangelium kann es sich handeln, das heißt um die Centralfragen des Heils. Die römische Kirche steht heute noch mit Kultus und Lehre durchaus auf dem Boden der antiken Weltanschauung, und sie hegt und pflegt um ihrer Herrschaft willen die mittelalterliche Phantasiewelt. Auf dem Gebiete der evangelischen Kirche hat die Lösung von der antiken Weltanschauung schon begonnen —, und darum kann auch nur auf diesem Boden die Vereinigung mit der modernen Weltanschauung gelingen; und zwar die organische Vereinigung, denn das ist keine Vereinigung, wenn die religiöse Vorstellungswelt fremd neben der modernen Weltanschauung und diese wieder kühl neben der religiösen Vorstellungswelt steht, so daß der Auseinanderfall doch nur wieder eine Frage der Zeit ist. Je ernster wir es nun mit dem Geiste und den treibenden Kräften der reformatorischen Bewegung nehmen, desto sicherer werden wir die organische Vereinigung schaffen. Gott wolle es uns gelingen lassen! Von der Erreichung dieses Zieles hängt die Zukunft unsres Volkes, ja die Zukunft der Menschheit ab. Und Gott wird es thun. Er hat in unserm Volke angefangen das gute Werk; er wird es in unserm Volke und durch unser Volk auch vollenden.

So stellt sich uns also das Werk Luthers im Lichte unsrer Zeit dar. Hervorgegangen aus einer um ihr Heil bangenden Menschenseele, hat es sich entfaltet zu einem nationalen und zu einem internationalen, und wird sich noch immer weiter entfalten und die Menschheit zur höchsten Stufe religiöser Erkenntnis emporheben und so das Heilandswort sich bethätigen lassen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“

19.

Unsre evangelische Kirche eine feste Burg.

Von **Friedrich Meyer**, Superintendent in Zwickau.

Der Ernst der Zeit mit der Schwere ihrer Aufgaben, wie nichts andres ein Geschenk der göttlichen Gnade, die uns von neuem über die Unentbehrlichkeit und Unerschöpflichkeit des Evangeliums orientieren und gewiß machen will, fordert streng und gebieterisch den Zusammenschluß der Protestanten, daß sie im Sturm der Geister vor den vielen wirren Bauplänen der Gegenwart das Haus unsrer Kirche, das uns unsre Väter mit so großen Opfern errichtet haben, nicht bloß schützen und erhalten, sondern auch zu einem wohnlichen Heim für den ins Weite ringenden Geist einer neuen Zeit bereichert, kommenden Geschlechtern vererben. Es wird uns vergönnt, etwas von dem frischen Hauch, welcher die Tage der Reformation durchweht, an uns zu spüren, mag er auch wie ein scharfer Luftzug manche verzärtelte und erschlaffte Gemüter berühren, die nicht gern aus der gewohnten und bequemen Ruhe zur Entscheidung über die tiefsten Fragen der Menschheit aufgeweckt sein wollen. Ohne Auseinandersetzung zwischen dem in neue Rüstung sich legenden antiken, heidnischen Sinn und zwischen dem himmelsgebornen ewigen Evangelium giebt es keinen Fortschritt hienieden; unter dem Kampfe der Gegensätze entwickelt sich die Menschheit aus dem Staube zum Reiche Gottes.

Und es ist hierbei eine Ehre der evangelischen Kirche, daß auf sie immer die heftigsten und erbittertsten Streiche von denen fallen, welche die Menschheit zuoberst zur Domäne irdischer Zwecke machen und so zur Wüste der Herzensarmut veröden wollen. Schon dies zeigt uns in der evangelischen Kirche eine den Gegnern unbequeme Burg des Christentums. Wer richtete nicht bei den feindseligen Angriffen auf sie sein Auge unwillkürlich zu dem Worte des Herrn an seine Jünger: Haben sie mich gehasset, sie werden euch auch hassen. Gewaltige Sturmkolonnen unter dem Banner der schwarzen wie der roten Internationale rücken auf uns los. Auf dem Felsen Petri steht die mittelalterliche Zwingburg, welche mit der Waffenrüstung einer vergangenen Zeit die ganze moderne Kultur unter ihre Botmäßigkeit bringen möchte und die dazu genug Streiter mit offenem und geschlossenem Visier aussendet. Vor diesen Scharen, welche das Papsttum des Romanismus wie das des Materialismus wider uns ausrüstet, vor dem Feind, der uns in einer abergläubigen oder ungläubigen Weltanschauung gegenübersteht, lernen wir unserem Luther das Wort nachfühlen:

Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist.

Aber wir erschrecken nicht über das gewaltige Aufgebot gegnerischer Streitkräfte, nicht über den wilden Troß, dem — zur Schande der Römischen sei es gesagt — auch nicht die Leichenräuber und Leichenschänder fehlen, welche den großen Toten unsers Volkes, obenan unserm Luther, die Ehre ausziehen möchten, die sie mit ihrem Leben auf den Schlacht-

feldern des Geistes sich erstritten haben; wir erschrecken darüber nicht, wir erkennen vielmehr daraus, daß das höhnische Wort der Schwarzen wie der Roten, die Kirche der Reformation sei eine zerfallende Hütte, schwerlich der Wirklichkeit abgelauscht ist; wäre sie dies, wozu brauchte man zu ihrer Eroberung und Zerstörung den Aufwand so vieler Mittel, die Anwerbung solcher Massen? Aus den Heersäulen, die wider uns anmarschieren, schließen wir mit Recht: Unsre evangelische Kirche ist eine feste Burg.

Zu zwei Burgen wandert gern das liebende Gedächtnis des protestantischen Volks. Auf der sagenumwobenen, grünumkränzten Wartburg sitzt der Mann von Worms; Luther hat die Mönchskutte mit dem Ritterkleid vertauscht, nachdem er vor Kaiser und Reich sein Bekenntnis abgelegt hatte: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen überwunden und überweiset werde, und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Mit diesem Bekenntnis empfing er den Ritterschlag des freien, nur an das Evangelium gebundenen Geistes, den Ritterschlag der neuen Zeit. Für diese schmiedete und schärfte er dort auf der Wartburg die Waffen. Die Bibelübersetzung ist eine gewaltige That des Reformators. In der „freiheitatmenden Natur seiner Sprache", welche, das einzig reale Freiheitsband, unserm Volke drei Jahrhunderte lang alle andern ersetzen mußte, hat er durch die deutsche Bibel die größte Sache der Welt, die göttliche Wahrheit, mit dem Eigensten und Edelsten, was wir haben, mit unsrer Muttersprache verschmolzen. Wie hat er es vermocht, mit seinem Wort das Geheimnis des Himmels in den edelsten Lauten des deutschen Herzens kund werden zu lassen! Wir stimmen dem Dichter zu, der von der deutschen Bibel begeistert singt:

Wie gerne hör' ich dir, mein Luther, zu!
Wer braucht das Wort gewaltiger als du!
Auf einer grünumwachsnen Burg versteckt
Hast du den Quell des Lebens aufgedeckt.
Die heilgen Fluten, oft von mir belauscht,
So heimisch haben sie noch nie gerauscht!
Des Heilands unverwelkliche Gestalt,
Sie schreitet heut' von deutschem Korn umwallt;
Die edle Stirn, den unbefleckten Mund
Umfließt des Nordens frischer Himmelsgrund;
Der Meister steigt in unsrer Fischer Boot
Und segnet unsern Wein und unser Brot.
Der Schöpfergeist, um blonde Häupter flammt
Er hell und weiht sie zum Apostelamt.
Und durch der Sprachen brausendes Getön
Wie klingt das Erz der deutschen Zunge schön!

So hat es Luther jedem ermöglicht, sich unmittelbar unter das Katheder der schöpferischen Perioden zu setzen, in denen Gott manchmal

und auf mancherlei Weise zu den Vätern durch die Propheten, am letzten aber in seinem Sohne redete. So durften nun die Deutschen dies volle, helle Licht der Himmelswahrheit, nicht gebrochen durch das Kathedralglas menschlicher Sätze und priesterlicher Vermittlung, in seinem ganzen reinen Glanze in sich aufnehmen. So konnte es geschehen, daß im Umgange mit der Bibel zu dem allgemeinen Priestertum Charaktere herangebildet wurden, die, wie der Mann von Worms, vor allen irdischen Gewalten zu ihrem Glauben frei und unerschüttert standen, nicht eine Linie zurückweichend, es sei denn, daß sie mit hellen, klaren Gründen der Vernunft oder mit Zeugnissen der heiligen Schrift überwunden würden. Es ist undenkbar, daß unser Volk, so lange es in der Bibel und die Bibel in ihm lebt, römischer Arglist zur Beute fallen könnte. In der Bibelübersetzung hat Luther um unsre evangelische Kirche eine starke Mauer gezogen, daß sie dasteht als eine feste Burg.

Und die andere deutsche Burg, zu der die Erinnerung der Evangelischen gern aufsteigt, ist die Feste Koburg. Hier weilte Luther während des Reichstags zu Augsburg 1530, in der That ein Moses, der hinter seinem streitenden Heere betende Hände aufhob. Die Protestanten hatten ihr Bekenntnis überreicht; die Papstpartei setzte alle Hebel in Bewegung, sie rechtlos zu machen; Karl V., Spanier und Habsburger, wurde von haßentbrannten Mönchen und römischen Theologen wider die Männer von Speier bearbeitet. Trübe schien den Evangelischen und dunkel die Zukunft; Melanchthons weiche Natur dachte öfters an Nachgeben. Aber der Held des Glaubens richtet von Koburg aus seine Freunde immer wieder auf; auf seinem granitnen Vertrauen gewannen sie sichern Stand. Aeußerungen Luthers aus jenen Tagen stellen ihn als einen apostolischen Charakter hin; er ist in der That der Fels für die Deutschen, auf den der Herr seine Gemeinde in unserm Volke bauen wollte; er ist es durch seinen gottesgewissen Glauben. An Melanchthon schreibt er: „Der Ausgang der Sache macht Euch Kreuz, weil Ihr ihn nicht begreifen könnt; aber wenn ich ihn begreifen könnte, möchte ich keinen Teil an dieser Sache haben, noch weniger ihr Urheber sein; Gott hat sie an einen Ort gesetzt, den Ihr in Eurer Rhetorik und Philosophie nicht habt; derselbe heißt Glaube und ist alles darein gesetzet, was man nicht siehet! Will einer das sichtbar und begreiflich machen wie Ihr thut, so bekommt er Sorgen und Thränen zum Lohn wie Ihr; der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen und hat Finsternis zu seinem Gezelt gemacht; wer da will, der mache es anders. Hätte Moses begreifen wollen, wie er dem Heere Pharaos entrinnen sollte, so wäre Israel heute noch in Aegypten."

Je feindlicher die Römischen auf dem Reichstage auftraten, um so froher wurde Luther, denn sein Auge senkte sich in den zweiten Psalm; nach diesem war es ihm ein gutes Vorzeichen, wenn die Könige, Herren und Leute wider Gottes Gesalbten Jesus Christus toben, denn es gelte ja das Wort: der im Himmel wohnet lachet ihrer; und „ich sehe nicht ein," fügt Luther hinzu, „warum wir weinen sollten, wenn dieser unser Herr lacht."

Wie lieblich tröstet er den Kanzler Brück! „Etliche der Unsern,“ schreibt er, „sind so wehmütig, als hätte Gott unser vergessen, so er doch unser nicht vergessen kann, er müßte zuvor sein selbst vergessen. Ich habe neulich ein Wunder gesehen, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes, und sehe doch nirgends keinen Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölbe gesetzt hatte, noch fiel der Himmel nicht ein und stehet auch solch Gewölb noch fest. Nun sind etliche, die suchen solch Pfeiler und wollen sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie aus keiner andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen, wenn sie dieselbigen greifen könnten, so stünde der Himmel fest.“ Dieses siegesgewisse Vertrauen auf den Vater im Himmel hat Luther seiner Kirche eingeflößt; es wacht aus verborgener Tiefe bei jedem Protestanten auf, so oft der Adlerflug des hehren Sanges: Ein feste Burg ist unser Gott, über ihn hinrauscht. Die herrlichsten Lieder unsrer Kirche wogen majestätisch von der Zuversicht zu dem Herrn, der die Seinen nicht verlassen kann. Mitten in der größten Trübsal, die über die Erben der Reformation hereinbrach, erhob sich bei ihnen das „Halleluja in Thränen“: Der Herr wird die Gefangenen Zions erlösen. Eine lange Lichtlinie von Männern in Christo dehnt sich durch die schmerzensreiche Geschichte unsrer Kirche. Es wird auch heute schwerlich einen Protestanten geben, der, wenn er nur mit einem Tropfen vom Oel der Reformation gesalbt ist, nicht trotz aller Feinde Toben, trotz allem Heidentum der getrosten Gewißheit wäre: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Dies mächtige Vertrauen, diese gottgeborne Ueberzeugung von der Macht der evangelischen Wahrheit, das sind die unsichtbaren Pfeiler, welche das über unserm Volke ausgespannte Himmelsgewölbe unsrer Kirche mit seinen Sternen des biblischen Wortes, der Gnade, der Versöhnung, vor allem mit dem Sternbild des Kreuzes tragen. Luthers glaubensmutige Feder schreibt noch heute von der Feste Koburg tief in die Herzen der Protestanten die Zuversicht hinein: Die Kirche des Evangeliums ist eine feste Burg.

Die Römischen freilich verfahren anders; sie glauben, die Kirche stürze ein, wenn sie nicht durch die Diplomatie der Kurie, die Demagogie der Kapläne, durch die Priesterherrschaft über ein unmündiges, unselbständiges Volk, durch Haufen von Geld aus dem Reiche des Mammons, durch den prickelnden Reiz eines sinnlich berauschenden, magischen Kultus, durch Verfolgung der Ketzer, sei es auch vorläufig nur mit dem Feuer der Lüge und Verleumdung, durch das Streben nach ausschließlicher Herrschaft als Staatskirche, durch die Verdammung alles modernen Lebens nach Syllabus und Encyklika, durch die bleibende Akkommodation im Heiligendienst an eine unreife rohe Volksreligion u. dergl. gestützt würde. Sie nehmen für solchen Pfeilerbau das ganze Interesse ihrer Herde in Anspruch und lassen ihr gar keine Zeit, in das klare Blau, in die unendlichen Tiefen des Evangeliums selber hinanzuschauen. Aber wie das Auge für der Sonne Licht, so ist das Menschenherz für das Christentum geschaffen; es kann und wird nicht auf dies sein Königsrecht verzichten.

Es wird sich zu seiner Zeit von dem unnötigen, ja schädlichen Pfeilerbau abwenden, ja diesen zertrümmern. Einst schleifte das Volk zahllose Ritterburgen, weil sie die Bewohner des Landes nicht mehr zu friedlicher Arbeit schützten, sondern das Land aussaugten. Rom muß zittern vor seinen Sklaven, wenn sie die Kette brechen; es muß beben vor der Stunde, in der man die Hand an die Burgen des Romanismus legen wird, deren jesuitische Reisige immer nur den freien Verkehr des Geistes mit Gott hindern, die den Fleiß deutscher Kultur, den Anbau einer tiefen, aufrichtigen Religiosität unmöglich machen.

Ich meine, solchen verheerenden Sturm hat unsre Kirche nicht für sich zu fürchten. Sie könnte ihm wenigstens mit gutem Gewissen entgegensehen; sie hat unendlich viel für die Hebung des Volkes gethan. Es giebt kein Gebiet, auf dem nicht der klare Strom der Reformation befruchtend und belebend gewirkt hätte. Auch der große Preußenkönig, Friedrich II., hat wie selten einer, die Folgen der Reformation für die kulturgeschichtliche Entwicklung überschaut. Ich hebe seine Bemerkungen um so lieber hervor, je mehr ich hoffe, daß das Haus Hohenzollern, das wie Achilles einst vom schlauen Odysseus, so jetzt vom noch schlaueren Jesuitismus umworben wird, in Friedrichs Reden die Maxime seines Handelns behalten wird. Friedrich II. sagt: „Die christliche Religion war so entartet, daß man das ursprüngliche Wesen nicht mehr erkannte. Nichts übertraf in ihrem Ursprung die Heiligkeit ihrer Moral, aber der Hang des menschlichen Herzens zum Bösen verdarb sie gar bald. So wurde der mächtige Quell des Guten zu einer Menge von Uebeln für die Menschen. Diese Religion, welche die Demut, Liebe und Geduld lehrte, wurde mit Feuer und Schwert verbreitet. In dieser Zeit, in welcher die Priester die Leichtgläubigkeit der Menge so grob mißbrauchten, unternahm es ein bloßer Mönch, so viel Ungebührlichkeit zu reformieren. Er gab den Menschen durch sein Beispiel den Gebrauch der Vernunft zurück, der ihnen während einer Reihe von Jahrhunderten untersagt worden war, und der menschliche Geist, kühn gemacht durch die Wiedererlangung seiner Freiheit, erweitert nun nach allen Seiten hin den Kreis seiner Kenntnisse. Der Reformation hat der menschliche Geist einen großen Teil seiner Fortschritte zu verdanken. Hätte Luther auch weiter nichts gethan, als die Fürsten und Völker von der knechtischen Sklaverei, worin sie der römische Hof fesselte, befreit, so verdiente er schon, daß man ihm als Befreier des Vaterlandes Altäre errichtete.“ Ebenso aber weiß Friedrich II. die moralischen Wirkungen der Reformation zu würdigen, wenn er schreibt: „Die Protestanten zeichneten sich durch strenge Tugenden aus und zwangen dadurch die katholische Geistlichkeit auch zu mehr Sittsamkeit und Anstand. Die Wunderwerke hörten auf, es wurden weniger Heilige kanonisiert, der römische Stuhl ward nicht mehr durch den ärgerlichen Lebenswandel der Oberpriester geschändet. Die Fürsten waren vor den Bannstrahlen sicherer, die Unterthanen wurden nicht mehr ihrer Eide entbunden, und die Ablaßbriefe kamen aus der Mode.“

In der That, das religiöse, sittliche, öffentliche, häusliche Leben, Wissenschaft und Arbeit haben den mächtigen Einfluß der Reformation

erfahren; selbst die Entfaltung der Industrie war nur unter dem Fittiche des Protestantismus möglich, wie dies Uhlhorn in seiner Schrift: Katholicismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage nachwies. Im Blick auf diese segensreichen Wirkungen dürfen wir die Zuversicht hegen: Das deutsche Volk kann sich nicht von seiner evangelischen Kirche lossagen, es müßte denn sich selber aufgeben; es verdankt ihr alles, was es Großes und Gutes hat und ist.

Diesen frohen Mut uns zu erhalten, brauchen wir nur das Wesen der Reformation uns bloßzulegen. Nippold findet dies im Uebergang aus der ausschließlich religiösen in die religiös-sittliche Gestaltung des Christentums. Oder sage ich lieber: In der Reformation tritt die prophetische Auffassung der Religion in Gegensatz wider die priesterliche. Alt ist die Spannung zwischen Priester und Propheten; die Geschichte des „Alten Bundes" verläuft in ihr. Der Priester beschränkt die Pflichten gegen Gott, das religiöse Leben auf die Erfüllung religiöser Gebräuche; die Tiefe der Religion erschöpft sich im Kultus. Der Prophet fordert für Jehovah das ganze Herz, den Gottesdienst des ganzen Lebens. Der Katholicismus ist Priestertum, der Protestantismus ist der Prophet. Den Propheten gehört die Zukunft. Mit vollem Ernst vertritt der Prophet das volle Recht Gottes an den ganzen Menschen; er will für den Herrn Himmels und der Erde vom Staubgebornen nicht die geringe Abfindung frommer Uebungen, er verlangt das ganze Leben. Er stellt den Thron Gottes hinein in das alltägliche Leben. Aber er kann die Ausdehnung der Religion über das weite Gebiet des menschlichen Handelns nur fordern, wenn sie der innerste Sitz der Persönlichkeit, wenn sie das unbestrittene Eigentum des Herzens, wenn der Glaube die alles durchdringende Ueberzeugung des Einzelnen ist. Der prophetische Charakter unsrer Kirche prägt sich darin aus, daß sie als Grundlage weltverklärender Sittlichkeit die Bildung eines seiner selbst gewissen Glaubens anstrebt; weil sie darnach ringt und soweit sie dies hehre Ziel erreicht, erweist sie sich als eine feste Burg.

Wie ganz anders erscheint in diesem Punkte die katholische Kirche! Sie ist zufrieden, wenn sie Lippen und Hände ihrer Glieder hat; nur keinen Widerspruch gegen ihre Ordnungen! Schweigsame Unterwerfung, unbedingter Gehorsam — das ist ihr Ziel. Mit voller Schärfe tritt dies auf, seitdem der Katholicismus zum Jesuitismus geworden ist. Die katholische Presse, auch das sächsische Bennoblatt, das ultramontan geleitete katholische Volk erklärt sich für solidarisch mit dem Jesuitismus. Offenkundig ist diese Veränderung eingetreten seit dem vatikanischen Konzil. Im Einklang mit dem jesuitischen Geist verlangt daher schon das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes nicht direkte Zustimmung dazu; es legt nur die Auflehnung wider dasselbe unter Bann: „So jemand dieser unsrer Entscheidung, was Gott verhüte, zu widersprechen wagen sollte, der sei im Bann!" Ein klägliches Schauspiel bietet dem protestantischen Gewissen seit dem 18. Juli 1870 die katholische Welt. Die deutschen Bischöfe hatten vorher in einer gemeinsamen Erklärung ihre Herden zu beruhigen

gesucht, es sei undenkbar, daß die Lehre der Unfehlbarkeit promulgiert werde, da über sie niemals in der Kirche eine einmütige und allgemeine Uebereinstimmung vorhanden gewesen sei. 28 Mitglieder des Zollparlaments, darunter Windthorst, hatten wider das Unfehlbarkeitsdogma eine Adresse an die deutschen Bischöfe gerichtet. Peter Reichensperger hatte zu v. Schulte die Aeußerung gethan: „Regen Sie sich nicht auf, es ist unmöglich, daß man solchen Unsinn mache." Welch ein verändertes Bild nach dem Konzil! Einer nach dem andern unterwarf sich; Mannesüberzeugung galt nichts, das Wort des Papstes galt allein. v. Schulte erzählt in seiner „Geschichte des Altkatholicismus" eine Unterredung des Kölner Erzbischofs Melchers mit dem Professor Reusch. Reusch berief sich darauf, daß er nicht die Ueberzeugung habe, die Infallibilität sei ebenso gewiß eine Glaubenslehre, wie die übrigen Sätze, für die er sterben wolle. Der Bischof antwortete: „Sie sprechen überhaupt zu viel von Ueberzeugung; Sie müssen jetzt Ihrem Bischof gehorchen; ich übernehme tausendmal die Verantwortung für das, was ich von Ihnen verlange." Später schrieb er an Reusch: „Ich ermahne Sie nachdrücklichst, dem unfehlbaren Lehramte mit dem schuldigen Gehorsam des Glaubens sich zu unterwerfen."

Unterwerfen, gehorchen, ohne alle eigne Prüfung, selbst wider das eigne Gewissen, wider die innerste Ueberzeugung — das ist die Forderung Roms; der Einzelne hat einen Satz, nicht weil er wahr ist, sondern weil ihn die Kirche dafür erklärt, als wahr hinzunehmen. Wie traurig stimmt einen Protestanten die Aeußerung eines Konvertiten: „Wenn jemand auch alle Lehren der Kirche als wahr annähme, wenn er sich zu diesen Lehren bekennte, aber alles dieses nicht aus unbedingtem Gehorsam gegen die Kirche, sondern weil er sich auf andre Weise durch Nachdenken und Forschen überzeugt zu haben meint, daß jene Lehren wahr und recht seien, so würde er kein wahrer Katholik sein." Und nun betrachten wir die Kehrseite dieses Kadavergehorsams, der überhaupt nur so lange möglich ist, als der Schimmer Roms imponiert, und er kann doch nur einem religiös armen Gemüt imponieren. Mit der klugen Verdeckung und Unterdrückung der Gegensätze erzeugt die römische Kirche in ihrer mechanischen Einheit doch auch so viel geistigen Stumpfsinn, so viel unchristliche Freiheit, so viel Verleugnung der Wahrheit, so viel äußerlich zustimmende Heuchelei! Das ist Unterdrückung jedes selbständigen Geistes, Unterdrückung der Religion. Sollen wir glauben, daß dies Attentat auf das Heiligste und Größte, was der Mensch hat, auf die Dauer ungestraft bleibe? Wird nicht aus der Tiefe des nicht tot zu machenden menschlichen Gewissens über kurz oder lang wie ein Sturmwind der Protest wider die römische Veräußerlichung der Religion losbrechen? Und wenn dieser Sturm dahinbraust, wird er die vatikanische Kirche in ihren Grundfesten erschüttern; dann aber, gerade dann, wenn Rom bebt, wird unsre Kirche, die Kirche des Mannes von Worms und der Protestanten von Speier eine feste Burg sein. Am 19. April 1529 unterschrieben auf dem Reichstag zu Speier 6 evangelische Fürsten und 14 evangelische Reichsstädte die Protestationsurkunde; wie verschieden von

Roms Sinn klingen die hehren Worte der Protestanten: „In Sachen, die Gottes Ehre und unsrer Seele Seligkeit angehen, muß jeder vor Gott für sich selbst einstehn.“ Das ist das Ziel evangelischer Kirchenarbeit, daß jeder durch eignes Ringen das Evangelium von Christo zu seinem persönlichen Besitz sich erwerbe. Die Erklärung Luthers zu den drei Artikeln stellt dies an die Spitze: Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat, daß Jesus Christus sei mein Herr, daß mich der heilige Geist berufe. Die Summa der religiösen Erfahrung von Millionen und Abermillionen aus einer reichen Vergangenheit giebt unsrer Kirche in ihrer Lehre dem Einzelnen als Aufgabe für sein religiöses Leben: Strebe darnach, in dir und für dich diesen gewaltigen Schatz nutzbar zu machen. Es ist eine schwere Aufforderung: Nun lerne es, den Unwert deines Wesens und Wirkens, deines Wollens und Empfindens vor dem heiligen Gott unter dem Zittern deines Gewissens fühlen; spüre in der Erkenntnis deiner Sünde die Last deiner Schuld; werde licht für die Wahrheit, daß du durch nichts von dir selbst, und wenn du alle deine Habe und alle deine Werke und selbst in der Askese deine eigne Persönlichkeit in den Abgrund würfest, die Kluft zwischen Gott und dir auszufüllen vermagst; verstehe es, daß Gottes Gnade allein den Steg zur Verbindung mit ihm dir legen kann, sehne dich heiß darnach, daß er ihn dir lege, jubele auf, daß er durch Jesum, den Christ, die Brücke geschlagen hat, ergreife in voller Zuversicht die dir in dem Heiland angebotene Gnade, erwirb dir im Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen den Frieden mit Gott, befestige durch Forschen in der Schrift und beweise durch dein ganzes Leben, daß du ein Kind Gottes bist, das triumphieren kann: Ich bin gewiß, daß nichts mich scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, meinem Herrn! Das ist doch etwas andres als nur dem Priester folgen, an seinem Gängelbande laufen, den äußerlichen und bequemen Satzungen der Kirche nachkommen, aber es entspricht allein dem Wesen des Christentums und dem Wesen des menschlichen Geistes, der nichts ist, was er sich nicht durch eigne Freiheit erkämpft hat. Mag das protestantische Christentum schwere Anforderungen an die religiöse Mündigkeit und sittliche Selbständigkeit des Einzelnen stellen — noch immer hat es sich bewährt, daß in der Menschheit am sichersten gegründet ist, was ihr die reinsten Ideale, die höchsten Ziele vorschreibt; eine geistige Sache kann nur durch willige Zustimmung reifer und freier Herzen gehalten werden. Aus dieser allgemeinen Erfahrung schöpfen wir die Hoffnung, daß unsre evangelische Kirche, die auf diese Weise verfährt, eine feste Burg sei.

Freilich damit, daß sie von dem Einzelnen das Ringen nach dem hohen Ziele des Lebens in Gott durch die unmittelbare persönliche Gemeinschaft mit dem Erlöser verlangt, wird unsre Kirche veranlaßt, der Entwicklung der Individualitäten in ihr Zeit zu lassen und Geduld mit ihr zu haben. Es werden in ihr niemals alle Persönlichkeiten die Höhe gleicher Glaubensgewißheit erlangen, sie werden auf verschiedenen Stufen stehen, gemäß der Leiter, welche der Herr selber in den Seligpreisungen der Bergpredigt errichtet, von der untern Sprosse an: selig sind, die da

geistlich arm sind, bis zu der obersten: selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, von dem demütigen Verlangen nach dem Heil von oben im Bewußtsein des eignen Unvermögens bis hinauf zu der Erfassung des Heils in unerschüttertem Glauben, in dem man alles daranzugeben befähigt ist. Die Kirche würde den Charakter der Volkspädagogin verlieren und zur dürftigen und trocknen Sekte werden, wollte sie als Bedingung ihrer Gliedschaft von vornherein für alle die Uebereinstimmung mit ihren Lehren bis ins Einzelnste voraussetzen und festhalten; sie muß vielmehr bei der Fülle und Tiefe ihres religiösen Gehaltes der Meinung sein, daß er nicht sofort von jedem Individuum anzueignen und zu durchdringen sei. Wie die Geschichte im großen und ganzen langsam in kleinen Schritten fortschreitet, so ist auch das religiöse Wachstum des Einzelnen nur ein allmähliches. Und zudem — in den Persönlichkeiten eines Geschlechtes leben zu gleicher Zeit die Anschauungen der verschiedenen Perioden fort, durch die sich die Geschichte hindurchbewegt; wir haben heute noch in unsrer Kirche Vertreter der scholastischen Orthodoxie, des Pietismus, des Rationalismus, alles Erscheinungen einer frühern Entwicklung, welche der Protestantismus bereits hinter sich hat. Wir müssen die tragen, welche auf Grund der heiligen Schrift und in der Erlösung durch Christus um ihr Heil, um den Frieden mit Gott, um das ewige Leben kämpfen wollen; wir müssen sie tragen auf Hoffnung, daß sie von einer Klarheit zur andern noch aufsteigen werden. Unsre Kirche zeigt ihnen in ihrer Lehre den sichern Weg, das gute Mittel zu diesem Ziel: Begehet ihren Pfad, probieret ihre Mittel! Zwar man bezeichnet deswegen gern mit einem etwas souveränen aber ganz unberechtigten Lächeln eine solche Gemeinschaft des Geistes als eine Allerweltskirche; ja sie ist es in dem Sinne, daß sie das Wort Christi zu ihrer Praxis erhebt: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Sie muß jedem Zeit lassen, in ihrer Schule zu den Füßen Jesu zu lernen; je mehr sie dies beachtet, um so fester bindet sie ihre Glieder durch das höchste eigne Interesse derselben an sich, um so mehr zeigt sie sich als eine feste Burg.

Und unsre Kirche fordert ja auch Geduld und Zeit für sich selber. Sie ist eine Jüngerin Jesu, bei dem sie immer in die Lehre geht. Darum steht sie in fortgehender Entwicklung. Sie ist auch hier das Gegenbild Roms. Die katholische Kirche ist ein starrer, abgeschlossener Monumentalbau, dessen festgefügten Stil man bewundern mag, der aber nur eins noch zu erwarten hat: die Verwitterung durch die Zeit. Die evangelische Kirche ist ein lebendiger Organismus; sie hat an der Reformation, in der viel mehr Geisteskräfte entbunden wurden, als nachmals in der kirchlichen Gestaltung zum Ausdruck kamen, sie hat noch mehr in dem Rückgang auf die heilige Schrift die Möglichkeit und den Antrieb steter Verjüngung. Sie ist nach dem großen Worte der Schrift der Leib Christi. Zwar denken wir bei diesem Bild zunächst an die Gemeinschaft, zu welcher die einzelnen Christen mit Christo als ihrem Haupte verbunden sind; aber

wir dürfen nicht übersehen, daß die Kirche mit diesem Worte als das Organ hingestellt wird, durch welches Christus, das Subjekt der Kirche, die wechselsweise Beziehung mit der Welt der Erscheinungen aufrecht erhält. Ihre sichtbare Gestalt kann ebensowenig wie der Körper etwas Starres, Unveränderliches sein; auch sie setzt sich aus den wechselnden Stoffen des menschlichen Geisteslebens zusammen; sie wird nach den Jahrhunderten und nach den Völkern verschieden sein: durch sie eignet sich der Herr an, was immer für ihn verwertbar im Laufe der menschlichen Entwicklung aus der Tiefe der Seele ans Licht tritt; in diesem Sinne gilt es: Alle Dinge sind mir von meinem Vater übergeben. Die Persönlichkeit Christi ist das sich selbst Gleiche in der Kirche, nicht die Verfassung und Lehrgestalt dieser. Der Irrtum Roms ist es, daß es die Identität der Kirche nicht in ihrem Subjekt, sondern im Organe des Subjekts sieht; von solchem Organe aber die Unveränderlichkeit aussagen, das ist ebenso verkehrt, wie dies vom menschlichen Leibe behaupten wollen. Es ist ganz richtig vom römischen Standpunkte aus, Thomas Aquinas, den Hauptvertreter mittelalterlicher Scholastik, zum letzten wissenschaftlichen Wort zu machen, aber es ist unmöglich, den menschlichen Geist bei seiner rastlosen Forschungsarbeit bei jenem Punkte festzuhalten. Wir glauben an den Geist, der in alle Wahrheit leitet. Ihr Erz wird gefördert und gewonnen in fortgehender, wissenschaftlicher Thätigkeit; jedes Geschlecht trägt zu dem Schatze der Erkenntnis, der voll erst am Ende der Tage ist, seine Münzen bei. Die Theologie im engsten Bunde mit der Wissenschaft soll unsrer Kirche hierbei helfen und dienen. Jede wahre Erkenntnis der Welt muß sich und wird sich in das System der kirchlichen Erkenntnis einfügen lassen; wir brauchen nichts von der wissenschaftlichen Bewegung zu fürchten, aber können viel von ihr hoffen; auch von ihr gilt es: Von Gott, durch Gott, zu Gott sind alle Dinge, ihm sei Ehre in Ewigkeit! Nicht in hartnäckigem, unbegründetem Widerspruch gegen die freie, menschliche Geistesarbeit, sondern in steter Wechselwirkung mit ihr sichert sich unsre Kirche ihren Platz mitten in der Kultur, in dieser eine feste Burg der geoffenbarten Wahrheit.

Hier in der Beziehung zur Wissenschaft prägt sich im einzelnen das prinzipielle Verhältnis aus, welches unsre Kirche zur Welt überhaupt einnimmt. Das Irdische soll durch ihre Arbeit zum Träger des Göttlichen werden. Nach Roms priesterlicher Auffassung findet das Reich Gottes — dürftig genug! — seine Darstellung in der römischen Kirche, welche die Welt sich zu unterwerfen hat. Es genügt, dem Papste alles in die Hand zu geben, überall den Gehorsam gegen die kirchlichen Gebote und Satzungen zu leisten, und die zweite Bitte des Vaterunsers ist erfüllt. Darum hören wir bis zum Ueberdruß noch immer die Aeußerungen des Papstes: Kehret zum Schafstall zurück, unterwerft euch mir, und die Fragen der Menschheit sind gelöst; Auen des Glücks grünen auf der weiten Erde. Sind das die grünen Auen: die geistige, sittliche und politische Art der Völker, welche unter der ausschließlichen Herrschaft des Katholicismus standen oder stehen? War der ehemalige Kirchenstaat das

verwirklichte Staatsideal, der Kirchenstaat, dessen schauderhafte Zustände, wie Bunsen einst schrieb, gegen die Sprünge des römischen Fanatismus ein genügendes Gegengewicht boten? Und wenn wir heute hören, daß die Jesuiten der Arm der römischen Kirche sein sollen, mit dem sie dem modernen Staat den Stein der Sozialdemokratie aus dem Wege räumen will, so wissen wir ganz genau, was das für ein Reich Gottes sein wird, das der Romanismus anstrebt. Vernichtung aller Menschenrechte, aller Freiheit, alles Forschens, großes Schweigen, ehrfurchtsvolle Stille des Menschengeistes vor dem Orakel des Pontifex, unbedingter Gehorsam, Kirchhofsruhe — das wäre das Ende. Keine Kirche ist so unfähig in sozialer Gestaltung etwas zu leisten als der Vatikanismus. Ich weise nochmals auf die schon erwähnte Schrift Uhlhorns hin. Unsre evangelische Kirche dagegen will nicht das Reich Gottes sein; sie ist nur ein Mittel zu seiner Verwirklichung. Sie arbeitet, wie das Gleichnis vom Sauerteig es verlangt. Sie bietet allen irdischen Verhältnissen in Staat, Gemeinde, Haus, Beruf, Verkehr ihre religiös-sittlichen Gedanken und Kräfte zu segensreicher Gestaltung an. Es ist dies keine blendende, schimmernde Machtstellung, wie Rom sie anstrebt; ihr wahrer Wert wird durch das Wort ihres Meisters bestimmt: Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener. Durch nichts bindet man die Herzen der Menschen fester als durch selbstverleugnendes Dienen. Als Vorbild für ihre Arbeit und als Kraft dazu hat sie, verzichtend auf den großen Apparat der römischen Kirche an Reizmitteln, nur den Heiland selber, dessen einfaches und doch so tiefes Wort, dessen erhabene Reinheit und unendliche Liebe wie bisher, so auch in Zukunft die Menschheit fesseln und von innen heraus, wurzelhaft erneuern werden. Mag auch diese innerliche Ueberwindung der Zeit, diese innerliche Erneuerungsarbeit, ganz anders wie die mechanische Arbeit Roms, lange Zeit bis zur Erreichung ihres Zieles brauchen, sie hat dazu das lange Gefild der Geschichte bis zum Horizont des jüngsten Tages und die Verheißung Christi: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Es ist ein hohes Ideal, das unsre Kirche erstrebt, das Reich Gottes nicht in äußerlicher Priesterherrschaft über die Welt, sondern in der Umbildung aller irdischen Verhältnisse zu Trägern göttlichen Willens zu erbauen; sie erstrebt es durch hingebenden, selbstlosen Liebesdienst im Namen und Geiste Christi; durch beides sichert sie sich einen Platz im Leben der Menschheit; sie ist eine feste Burg. Wir verbergen uns nicht die Thatsache, daß noch viele mit gehaltenem Auge vor unsrer Kirche stehen. Wir klagen über den Indifferentismus unsrer Zeitgenossen. Bei vielen ist das religiöse Leben noch wie ein geschlossenes Samenkorn; sie spüren nicht, was ihnen mit seiner gehinderten Entfaltung mangelt, weil von tausend Dingen der Gegenwart ihr Gemüt zerstreut wird. Hier wird wohl nur Gottes Weckruf helfen können, Gottes Weckruf aus Wettern und Stürmen heraus. Und andre halten sich von der Kirche fern, weil sie nicht in allem und im einzelnsten die Züge hat, die sie in ihrem Antlitz wünschen und suchen. Aber Mängel des Vaterlands hindern nicht unsre Liebe zu ihm, nicht unser Wirken für dasselbe; darf nicht die

Kirche das Gleiche fordern? Und wenn nur die, welche aus einem nicht gehobenen Widerspruch gegen die Gestalt der Kirche indifferent sind, am kirchlichen Leben sich beteiligen wollten, sie würden gar bald erfahren, wie wert, ja unentbehrlich ihnen die kirchliche Gemeinschaft wird. In dieser allein kann das Innenleben des Einzelnen auswachsen; es ist von jedem unklug und leichtsinnig, den reichen Geistes- und Herzensschatz der Kirche von sich zu weisen, ohne zu prüfen, wie viel edles Metall auch für ihn zur Münzung seines Innern darinnen liege. Das ist die Gefahr des Protestantismus, daß das Subjekt über dem Recht der Eigenentwicklung, der sittlich-religiösen Selbständigkeit, das es zu beanspruchen hat, die Pflicht gegen das Ganze und den Segen des Ganzen für diese vergißt, aus dem losgelöst der Einzelne entweder zum Idioten oder zum unklaren Schwärmer oder zum armseligen Moralisten wird.

Der Ernst der Zeit drängt die Evangelischen zu engerem Anschluß an ihre Kirche. Unser Volk wird die Entscheidung nicht umgehen können, ob Ignatius von Loyola, ob D. Martin Luther, oder sage ich lieber, ob Antichristentum oder Christentum sein Führer sein soll; die Antwort darauf entscheidet über die weltgeschichtliche Stellung der Deutschen. Wir müssen uns gegen die Jesuiten erklären, die so viel Schmach und Elend kalten, grausamen Herzens in unser Vaterland schleuderten, welche die deutsche Art durch ihren Kadavergehorsam, durch ihre Moral in den Grund hinein verderben.

Evangelisches und deutsches Ehrgefühl kann keine Jesuiten dulden. Ignatius von Loyola war es, der den Gedanken zur Errichtung des Collegium Germanicum in Rom gefaßt hat. Es war dabei seine Absicht, in Rom ein Haus zur Aufnahme deutscher Jünglinge aus achtbaren Familien und hoffnungsreichen Geistes zu haben, damit sie daselbst die lautere Muttermilch einsaugen; sie sollten dort, von jedem Umgang abgeschnitten, auf keinen Fall mit Roms Bevölkerung in Berührung gebracht werden, damit sie nicht Roms Volk mit Roms Kirche verwechseln; sie sollten nur den strahlenden Glanz der römischen Kirche sehen. „Wenn solche Jünglinge," sagt Ignatius, „die den Papst im Schimmer seiner Macht und Herrlichkeit gesehen haben, nach Deutschland zurückkehren, so wird ihr Einfluß bedeutend, jedenfalls aber nicht gehindert werden, denn das Volk in Deutschland ist dumm und abergläubisch, es hängt an seinen Priestern, die unumschränkte Gewalt über die Gemüter haben, und so kann es nicht fehlen, daß, indem man den Schein offener Mittel zur Zurückführung in den Arm der Mutterkirche vermeidet, ein unvermerktes Dahinwirken den besten Erfolg haben wird." Aus dem Petitionssturm, der von den katholischen Christen neuerdings für die Rückkehr der Jesuiten nach Deutschland ausging, kann man ersehen, wie richtig Ignatius von Loyola die Deutschen beurteilt hat. Wir Protestanten aber wollen angesichts unsrer Geschichte und der jesuitischen Raubzüge in ihr durch unsre Abwehr den Jesuiten beweisen, daß wir nicht dumm sind und noch weniger derart abergläubisch, daß wir meinten, die römische Kirche bedürfe zu ihrer vollen Freiheit, unser deutsches Volk zur Lösung der sozialen Frage,

des spanischen Geistes, der grausam, hart, dürr im Jesuitenorden seinen Einfluß auf die Welt zu gewinnen sucht. Und wenn auch klug in die Zeit sich schickend, die Machthaber demütig umkriechend, die Jesuiten erst wie die Lämmlein auftreten würden, dann, wenn sie die Macht hätten, würde das Schafskleid abfallen und die Wolfskralle heraustreten, zur Bestätigung des Wortes, das der katholische Bischof Hefele am 7. Dez. 1870 schrieb: „Es fehlt wahrlich nicht am Willen der Hierarchie, wenn nicht im 19. Jahrhundert wieder Scheiterhaufen angerichtet werden."

Nicht ohne tapfern Streit werden wir die Aufdringlichkeit der römischen Kirche in ihre Schranken weisen. Sie schiebt überall ihre Posten vor; ihre Miliz sind die Orden. Als Quartiermacherinnen des Romanismus marschieren die barmherzigen Schwestern voran, denen in zahlreichen Fällen greuliche Propaganda an Krankenbetten nachgewiesen ist. Die Schriften: Die barmherzigen Schwestern im Reich und in Württemberg (Heft VII der Konfessionellen Mitteilungen aus Württemberg) und „Jesuitenkünste und Seelenfang am Krankenbett im St. Josephsstift in Bremen", bringen reichlich Belege; auch die protestantische Realencyklopädie von Herzog, 1. Aufl., bemerkt, daß sie ihren Namen gegen Nichtkatholiken nicht bewahrheiten. Sachsen hat in wenig Jahren gegen Hundert barmherzige Schwestern erhalten. Zwar hier werden sie sich zunächst vor grober Proselytenmacherei hüten; noch ist das sächsische Volk gerade dagegen empfindlich. Aber dies berechtigte Mißtrauen gegen die römische Kirche werden sie abzustumpfen suchen; sie werden die Scheu vor dem römischen Wesen bei vielen überwinden; ist das geschehen, dann können ihren sanfteren Spuren härtere Füße folgen; dann wird die wahre Gesinnung des Ordens gegen die Protestanten unverhüllt hervortreten.

Wir stehen in ernster Zeit; Rom führt seine dichten Scharen heran; wir sind angewiesen auf uns allein. Wir dürfen nicht mit der Gunst politischer Machthaber rechnen, deren freundlichste Händedrücke jetzt der römischen Kirche gelten. Die Berliner Kirchenpolitik ist seit Anfang unsers Jahrhunderts eine Kette von Fehlgriffen gewesen; es ist zu fürchten, daß auch die Gegenwart dieser langen Kette neue Glieder anschließen wird. Nicht an irdischen Thronen, sondern in unsern Gemeinden suchen wir die Hülfe. Die lebendige Mauer protestantischer Gewissen, evangelischer Herzen ist der beste und stärkste Schutz für unsre Kirche. Der Evangelische Bund will — noch zu rechter Zeit — wieder die Gemeinde um die sturmzerfetzte, aber immer sieggewohnte Fahne des Protestantismus sammeln, sammeln zum Kampfe für das Erbe unsrer Väter, ohne das das deutsche Volk längst geistig und sittlich verarmt und versumpft wäre, ohne das heute kein Kaiserthron in Berlin stünde, sammeln zum Kampfe für ein leuchtendes Ziel der Zukunft, für eine evangelische Kirche deutscher Nation. Darum ruft der Evangelische Bund den Protestanten zu: Vergeßt das Kleine, was euch trennt, besinnt euch auf das Große, was euch eint; darum will er die Schläfer ermuntern: Wacht auf aus euerm trägen Schlummer; der Feind ist da, stehet ein wie ein Mann für die bedrohte Wahrheit und Geistes-

freiheit; es gilt die allgemeine Heerespflicht; jeder reihe sich ein in das Heer, welches die Söldlinge des Papstes, ausgesandt zur Unterwerfung der Völker und ihrer Kultur unter den geistesmörderischen Syllabus, tapfer zurückschlägt. Wir nehmen getrost den uns aufgezwungenen Kampf auf; wir sind der Zuversicht, daß gerade vor der römischen Belagerung sich unsre Kirche als eine feste Burg erweisen wird. Ihre Mauer ist das Wort des Herrn; das bleibet in Ewigkeit, wenn alle irdische Herrlichkeit, auch die Roms, welket wie des Grases Blume. Ihre Mauer ist das Vertrauen auf den Vater im Himmel, der noch nicht zu gunsten eines Statthalters, einer irdischen Vorsehung für die Völker, auf sein Regiment verzichtet hat, und der noch immer allen denen, die treu zu ihm hielten, Anlaß gab zum siegesfrohen Sang: Ein' feste Burg ist unser Gott. Ihre Mauer ist die lange Reihe der mit Gott durch Christi Werk und nicht durch Priesterwort versöhnten Gewissen, die durch den seligen Frieden ihres Innern und durch die mannigfache Arbeit für Gottes Reich in der Welt es bekunden: Christus ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Ihre Mauer ist die Treue selbständiger Geister und Gemüter, die unsre Kirche entwickelt und heranzieht, daß sie hinansteigen zu der obersten Sprosse des Glaubens, auf der die um der Gerechtigkeit willen Verfolgten stehen; Tausende und Abertausende Evangelischer sind von Roms Henkern hingeschlachtet worden, aber der Opfersinn ist unter uns nicht tot, es lebt die Kraft unter uns, aus der wir es bewähren können und werden: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie haben's keinen Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben. Muß uns bleiben! Darum wird auch unsre Kirche bleiben, die feste Burg, die das Land des deutschen Geistes zu weltgeschichtlicher Arbeit für das Heil aus Gnaden durch Jesus Christus weiter schützt und sichert.

20.

Speier und Magdeburg.

Von Pastor Karl Storch in Magdeburg.

Ansprache an die Festversammlung des Evangelischen Bundes zu Speier am 23. August 1893.

„Gottes Wort mit uns in Ewigkeit!“ Das ist der Gruß, den das alte Magdeburg durch meinen Mund dem protestantischen Speier entbietet!

Speier und Magdeburg: zwei Städtenamen, bei deren Klange das deutsch-evangelische Herz höher schlägt!

Speier, die Stätte, an der das Schwert des Geistes helle Funken schlug, Magdeburg, die Veste, die um des Glaubens willen von Schwerterklang wiederhallte und trotz Blut und Thränen das Schwert des Geistes blank und schneidig hielt, —

Speier, der Hort des protestantischen Südens, der am Rhein und am Neckar herab bis zum Bodensee treue Wacht hält über den Schätzen, die einst in den Fluten versenkt, in Worms, in Speier, wie vordem in Konstanz gehoben wurden, —

Magdeburg, die Schwertträgerin des protestantischen Nordens, in dessen Berge die Wiege des Reformators gestellt war, und von dessen Tiefebenen die Wasser ausgehen sollten, daran sich die kranke deutsche Volksgemeinschaft gesund und jung trinken durfte, —

Speier, die Totenstadt des römischen Reiches deutscher Nation und seiner versunkenen Herrlichkeit, und in dem Augenblicke, wo der römische König Ferdinand den kläglichen Reichstag schließt, die Geburtsstätte des Protestantismus mit seinem Ziele auf ein deutsches Reich unter evangelischer Krone, —

Magdeburg, die Grabstätte erzbischöflicher Machtvollkommenheit, und in dem Augenblicke, wo der verblendete Albrecht unweit des ehrwürdigen Domes den Ablaßtisch aufstellen läßt, die Nährmutter eines kraftstrotzenden protestantischen Bürgertums, dessen Name die Lande hinab und hinauf im Schwange geht; —

Speier und Magdeburg, beide eins in ihrem helläugigen Wagemute, eins in ihrer ungebrochenen Hoffnungsfreudigkeit, eins in dem Trutze des Protestantismus, der die klare Erkenntnis in die lebendige That umsetzt: so schreitet die Erinnerung übermächtig einher, sobald der Name dieser beiden Städte in das Herz klingt.

Es ist kein Einziger unter uns, der von diesen beiden Heldenstädten nicht zu singen und zu sagen wüßte. Heißt es in dem alten Landsknechtsliedlein mit derbem Humor:

„Die Metz und die Magd
haben dem Kaiser den Tanz versagt,“

so darf Speier in weit höherem Sinne als das gegürtete Metz das Recht in Anspruch nehmen, dem ultramontanen Kaiser Hand in Hand mit Magdeburg den Tanz versagt zu haben.

Wir stehen inmitten einer Gegenwart, die dem evangelischen Protestantismus eine Kraftprobe fast ohne gleichen zugemutet. Neben dem alten bösen Feind ein neuer Feind, gekleidet in den Sturmmantel des Hasses, bewehrt mit dem Schwerte des Fanatismus.

So soll denn in diesen festlichen Tagen das Gedächtnis der alten Zeiten nicht erneuert werden, ohne daß wir uns im Aufblick zu dem, der uns auch diese Kämpfe zu unserm Besten verordnet hat, die Hände stärken, und immer mehr in den Bund hineinwachsen, der für die wirre Gegenwart nun schon eine geschichtliche Notwendigkeit geworden ist.

Speier und Magdeburg: zwei Proteststädte! Sie zeigen uns den Weg, den wir notwendig zu gehen haben.

Als ich mich zur Reise nach Speier rüstete, hörte ich jemand sagen: „Ja, da gehört ihr hin! Protestieren — große Worte gelassen oder emphatisch aussprechen — das könnt ihr schon, aber weiter könnt ihr nichts!'

Evangelische Freunde! Es wäre zum Lachen, wenn's nicht gar so betrübend wäre, daß man fort und fort den Protestantismus mit leerer Wortmacherei verwechselt. Gewiß hat Speier mit Worten protestiert, aber diese Worte waren Thaten. Und wenn sich Magdeburg wider das „schalkige" Interim verwahrt und als „unsers Herrgotts Kanzlei" Streitschrift über Streitschrift ins feindliche Lage schleudert, so waren das auch Worte, und doch mehr als Worte, denn ihrem Blitze folgte der Donner der That. Moritz von Sachsen wußte wohl, was er sagte, als er im Aufblick zu unserm Jakobikirchturm, von dem aus die Nordfront der Stadt wacker verteidigt wurde, sprach: „Der hat uns viel Dampfs gethan!" Worte können wie Dampf verfliegen, aber wo dem Worte die That folgt, da beißt der Dampf in die Augen.

Was war es denn, was den evangelischen Fürsten und jenen mannhaften Wortführern der 14 Städte den Speierer Protest auf die Lippen zwängte? Es war die Gewissensnot, in die sie durch das römische System der geistlichen Bevormundung getrieben waren. Was war es, was Magdeburg zweimal das Schwert des Protestes in die Hand drückte? Es war die Erkenntnis, daß evangelisch leben tausendmal seliger sei als römisch sterben; es war der evangelische Kampfes- und Duldermut, der um des Gewissens willen alles, selbst den Tod, auf sich nimmt. Und was war es und was ist es, was uns aus dem Norden zu Euch nach dem deutschen Süden geführt, und uns mit den Brüdern aus dem Osten und Westen im Evangelischen Bunde geeinigt hat? Ist es nicht die warme, herzliche Liebe zu unserm Volke, nicht die Herzensangst um die Zukunft unsers Vaterlandes, nicht die felsenfeste Zuversicht zu dem lebendigen Herrn unsrer Kirche gewesen, die uns Protest erheben ließ und läßt nicht bloß gegen das römische System der Gewissensknechtung, nein — auch gegen alles unevangelische Wesen, wo es immer unser Volk schädigt? Wahrlich, man soll uns ob solches Protestantismus ebensowenig schelten, als man Speier und Magdeburg ob ihres Thaten-Protestantismus verunglimpfen darf.

Aber, so sagt man, wozu hat der Protest von Speier geführt? Hat er nicht die Kinder einer Mutter unbarmherzig auseinander gerissen? Hat er nicht Deutschland, ja die ganze Welt in zwei Heerlager geschieden?

Und wohin hat Magdeburgs protestantische Starrköpfigkeit geführt? Etwa weiter, als daß die Stadt hundert Jahre und länger mit Thränen und Seufzen des zehnten Mai gedenken mußte?

Und wohin führt die Thätigkeit des Evangelischen Bundes? Reißt sie nicht Wunden auf, die längst vernarbt waren? Nährt sie nicht Zwietracht und Leidenschaft, gefährdet sie nicht die Wohlfahrt einer ganzen Nation, die sich nach äußerem wie innerem Frieden sehnt?

Evangelische Freunde! Wer also fragen kann, hat nicht bloß die Geschichte schlecht studiert, der hat sich auch niemals in jenes Wort des Heilandes vertieft, das auf alle Abwege von der Wahrheit und auf alle Trübungen der Wahrheit ein grelles Licht wirft, ich meine das Wort:

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon."

Im Herzen des Augustinermönches brannte dieses Feuer: „Ich kann nicht anders!" In dem Gewissen der Speierer Protestanten loderte diese Glut: „Wir sind nur unserm Herrn und Gott in Glaubens- und Gewissenssachen verpflichtet!" In Magdeburg schlugen diese Flammen auf: „Eh' ich die päpstliche Lig' erkenn', viel lieber in's höllische Feuer renn'!" Und wird im Evangelischen Bunde ein anderes Feuer geschürt, als dieses Feuer der Wahrheit, durch das wir alle gehen müssen, und von dem wir unserm Volke, stehe es rechts, stehe es links oder stehe es abseits, wünschen, daß es schon mitten drin stände? Gott bewahre uns vor unheiliger Leidenschaftlichkeit; wir stehen heute noch auf der Toleranz Luthers, wenn er von der Feste Koburg schreibt: „Wir gehen nach Augsburg, um zu hören, ob sie unsre Lehre billigen oder nicht; ihnen selbst stellen wir es frei, zu bleiben, wie sie sind, wir wehren ihnen nicht." Wir verlangen für das Evangelium freie Lebensluft, darum wehren wir uns gegen die Dämme, die man uns entgegenbauen will, wie sich einst Speier und Magdeburg gewehrt hat.

Und wir wehren uns nicht gegen Rom allein.

Der schlimmste Feind ist in unsern eignen Reihen: der Indifferentismus, der da, wo es sich um die höchsten Lebensinteressen handelt, mit blasiertem Lächeln frägt: „Was ist uns Hecuba?", die religiöse Gleichgültigkeit, die mit schwächlichem Achselzucken sagt: „Man lasse uns doch mit Dingen zufrieden, an denen man nichts verdienen kann!"

Teure Freunde, ist das noch Geist vom Geist der protestantischen Väter? Ist das noch etwas von dem fröhlichen Aufthun des Mundes, wie es Kaiser und Reich anno 1529 vernahm? Ach, es giebt kein kläglicheres Gewächs als diesen Indifferentismus. Ihm gilt das vernichtende Wort: „Weil du weder kalt noch warm bist, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde!" „Wäre Speier, wäre Magdeburg indifferent gewesen, dann — dann hätten sie und alle ihre Nachfahren den Tanz verloren. Laßt uns diesen Indifferentismus bis aufs Blut bekämpfen! Gelingt es uns, seinen Bannkreis zu durchbrechen, dann ist von vornherein der Jesuitismus geschlagen, dann ist auch unser Volk von dem Materialismus errettet. Es gehört Wagemut und Opfermut dazu, — aber sollte beides unter denen ausgestorben sein, die an Speier und an Magdeburg gelernt haben, was Wagemut und Opfermut vermag?

Evangelische Brüder und Schwestern! Am kurpfälzischen Hof wurde einst, als das Land arg bedroht war, bei Tafel davon gesprochen, wie sich wohl die Hofleute durch das Leben schlagen würden, wenn der Kurfürst von Land und Leuten sollte vertrieben werden. Da meinte der eine: „Ich kann fechten", ein andrer: „Ich kann die Laute schlagen", ein dritter: „Ich kann Netze stricken", ein vierter: „Ich kann Dreharbeit". Als aber die Reihe an den Junker Otto von Grünrad kam, sagte der: „Und ich kann beten!" Der Kurfürst aber entschied: „Das ist das beste Handwerk!"

Ja, ganz gewiß das beste Handwerk! Aber wir Leute vom Evangelischen Bunde wollen die andern Handwerke auch nicht verachten. Wir müssen fechten lernen, kämpfen lernen für unsern Glauben, kämpfen gegen den Gewissensdruck, aber auch gegen jede Gewissenlosigkeit, kämpfen gegen den römischen Geist der Knechtschaft, aber auch gegen den modernen Geist der Zügellosigkeit. Und die Laute schlagen, d. h. fröhlichen Mutes das Haupt erheben und in evangelischer Freudigkeit zum Siege vordringen. Und Netze stricken und sie hineinwerfen in die wilden Wasser der Gegenwart und ans rettende Ufer ziehen, was sich noch retten lassen will. Und Dreharbeit lernen, ich meine nicht die, die den Mantel nach dem Winde wendet und dreht, aber die, die den ganzen Menschen auf das alleinige Centrum, Christus, hindreht. Und dann das beste: Beten! beten!

Die Zeit ist ernst, in der wir stehen, und doch sind wir fröhlichen Mutes. Nicht finsteres Schwarzsehen kann uns vorwärts bringen, vorwärts allein das gläubige Hellsehen. Dieses gläubige Hellsehen hat Speier, hat Magdeburg in alter Zeit bewährt. So wollen auch wir es damit halten! Wohlan denn:

Noch schlagen die Herzen treu und warm
Für den Glauben der kämpfenden Väter,
Und nennt uns Rom auch bettelarm,
Wir haben noch Streiter und Beter!
Noch ist des Herren Macht nicht aus,
Noch stärkt er uns die Hände!
Gott segne deutsches Herz und Haus
Und des Deutschen Reiches Gelände!

21.

Ist Luther tot?

Von Prediger Horn in Halberstadt.

Ein deutsch-evangelisches Wort zu Luthers Todestag und am Johannistage.

I.

In grauer Vorzeit stand der Sage nach vor Thebens Thor das Standbild eines Helden, die berühmte Memnonssäule. Trafen sie die Strahlen der aufgehenden Sonne, dann sang dieselbe ein fröhliches Lied. Im Glanz der scheidenden Sonne aber trauerte sie mit klagenden Tönen. Ja, sie soll Thränen vergossen, sie soll göttliche Geheimnisse ausgesprochen haben.

Auch in der Gegenwart giebt's singende und klingende Steine. Wer Ohren hat zu hören, der hört ihre Stimme. So weiß ich ein Standbild: Scheint's in der Geschichte unsers Vaterlands und unsrer Kirche Sonnenuntergang zu sein, dann fragt's in klagendem Tone: „Ist Luther tot?“ Leuchtet's aber wie Sonnenschein über deutschen Landen, dann thut es wohl dieselbe Frage — nur daß es dabei fröhlich singt und klingt, weil für die Antwort ihm ein lautes Nein gewiß ist. Ja, wer die Augen dazu hat, der kann in trüber Zeit das Standbild weinen sehen, und wessen Ohren darnach sind, der vernimmt auch von ihm göttliche Weisheit über Glück und Unglück kommender Geschlechter.

Dies singende Gestein, ein klingendes Erz zugleich, es liegt am Rhein, im Wonnegau des Vaterlands. Fahre mit der Eisenbahn bis Worms! Dort steige aus! Gehe nach dem Lutherplatz! Da steht's, ein Denkmal voller Sang und Klang, ein Ehrenmal der deutschen Kunst. Auf großem steinernen Viereck sind schön gruppiert auf steinernen Sockeln, in Erz gegossen, der größte Sohn der deutschen Erde und um ihn seine Vor- und Mitarbeiter: Inmitten aller er selber, unser Luther, die andern überragend, und an die vier Ecken des hohen Sockels angelehnt vier Reformatoren vor der Reformation, der Franzose Waldus, der Engländer Wiklif, der Böhme Huß und der Italiener Savonarola. Nur wenig niedriger als Luther stehn an den vier äußersten Ecken des Denkmals die gelehrten Gestalten Reuchlins und Melanchthons, sowie die fürstlichen Friedrichs des Weisen und Philipps von Hessen. Die Verbindung zwischen diesen vieren aber stellen vorn ein freier Aufgang, an den andern Seiten drei sitzende Gestalten her: Frauen mit einer Städtekrone auf dem Haupt, die Sinnbilder von Speier, Augsburg und Magdeburg.

So schaut das Standbild aus ins deutsche Land. Was wird's gewahr in Staat und Kirche? Ach, ihm ist, als senkte sich des Glückes Sonne, die uns geschienen, und es fragt mit klagender Stimme: „Ist Luther tot?“ Und doch — schon leuchtet aus der Zeiten Nacht hier und dort die Sonne neu hervor, und so singt und klingt das Standbild auch jubelnd ins Herz der deutsch-evangelischen Christenheit hinein: „Ist Luther tot? Ich weiß es wohl: o nein, o nein!“ Lauschen wir seinem Jubelton! Horchen wir auf die Stimme, die uns aus Luthers Mund die Worte seines Lieblingspsalms entgegenruft: „Ich werde nicht sterben, sondern leben!“ — —

Aus unsers Volkes Liedern tönt von altersher die Kunde von dem Drachen, der das Land verödet hat und der durch eines Helden Mut getötet ist. Auch heute lauert unter uns ein Drache. Der Unglaube unsrer Tage fordert täglich seine Opfer. Aus weitem Rachen haucht dieses Untier verderbliches Gift aus: Das Gift einer falschen Freiheit, einer Zügellosigkeit, die weder göttlicher noch menschlicher Grenzen achtet, einer Zuchtlosigkeit, die in Schauspiel-, Bank- und Lusthäusern die Volksseele schon bis auf den Grund verdorben zu haben scheint. Und als Gegengift bietet der Aberglaube unsrer Zeit das Gift einer falschen Gebundenheit an, als könnte man den Teufel durch deren obersten austreiben, das Gift einer Seelenbeherrschung, das die Brüder und Schwestern der einen Mutter Germania in zwei feindliche Lager zu scheiden droht, so daß sie einander

nicht mehr kennen mögen. Fürwahr, ein doppelter Drache droht uns zu verderben!

Wer wagt den Kampf, ihn siegreich zu erlegen? In den Tagen der Reformation war Luther der Held, und er befreite seine Zeit vom Gifthauch des Un- und Aberglaubens. Aber das ist des Drachens Eigenheit: So oft des Volkes Seele sich vom Glauben wendet, so oft erhebt sich dieser Drache in erneuerter Gestalt. Wessen starker Arm befreit das Land von seiner heutigen Not, von seinem heutigen Harm?

„Die Kirche muß helfen“: hat unser Kaiser in Bezug auf den Kampf gegen die bösen Mächte dieser Tage gesagt. Wer ist denn die Kirche? Die organisierte Anstalt vom Priester aufwärts bis zum obersten derselben auf seinem Thron in Rom? Sie ist ein Staat in kirchlichem Aufputz. Die Kirche ist die Gemeinde der Christusgläubigen, die Menge christlicher, frommer und freier Persönlichkeiten. Und so sagt, wenigstens nach unsrer Auffassung, des Kaisers Wort nichts anders als: Luther muß helfen, den bösen Feind der Sittenlosigkeit und Zwietracht zu besiegen. Lauter Leute wie Luther — und uns ist gleich geholfen. Jeder gleiche ihm, der dort in Worms auf hohem Stein den Blick zum Himmel richtet und unter dem das Wort zu lesen ist, das er in jener Stadt vor Kaiser und vor Reich gesprochen hat: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“

Ein alter Weiser soll gesagt haben: „Gieb mir einen festen Punkt, auf den ich treten kann, und ich will die ganze Erde bewegen“, und kein Mensch konnte ihm den geben. Luther aber ruft: „Ich habe ihn gefunden. Gott gab ihn mir. In seiner Gnade steh' ich als sein Kind.“

Das ist der Standpunkt, auf den wir uns stellen müssen, wenn wir etwas wirken wollen zum wahren Heil des Vaterlands, wenn wir das Unheil bannen wollen, das ihm droht. Mit jeder bösen Regung unsers Herzens müssen wir immer wieder zu Gott gehen wie geständige Kinder zu ihrem lieben Vater. Müssen ihm sagen: „Ich weiß es wohl durch meinen Bruder, deinen Sohn, du hast mich lieb trotz meiner Sünde.“ Müssen ihn bitten und ihm geloben: „Sei mir gnädig! ich will dein Kind sein, an dem du Wohlgefallen hast.“ Das ist Glaube, kein totes Nachglauben vom Pastor oder Professor vorgesagter Formeln und Lehrsätze, sondern eine Gotteskraft im Herzen, ein lebendig und geschäftig Ding. Wer so fromm ist, der ist ein freier Mensch gegenüber allen Mächten dieser Erde. Gott ist sein Vormund, und niemand sonst darf ihn bevormunden, auch kein Volksverführer, auch kein Priester. Der stehet vor den Leuten da und, an seinen Gott gebunden, kann er nicht anders: Er thut, was sein Gewissen spricht. Er ist ein ganzer Mann. Fremd ist ihm alle Halbheit, heute so zu handeln und morgen zu sagen: „Ich kann auch anders“, den Mantel zu hängen je nach dem Winde, heute in der Kirche andächtig zu schwärmen und morgen im Theater mit Behagen einem schlüpfrigen Stücke zuzusehen, heute in den Verein für Volkswohl zu gehen und morgen sich um so vornehmer in seinem Kreise abzuschließen, heute einen Beitrag in die Sammelliste einzuzeichnen und morgen einen

armen Menschen kalt und herzlos, sogar ohne ein freundliches Wort zu entlassen. Nur keine Halbheit! Ein Mann aus einem Guß war unser Luther, und so schwieg er nicht, wo er reden mußte, so saß er nicht müßig, wo's zu handeln galt. Vertrauensvoll sprach er: „Gott helfe mir!“ und wagte den Kampf mit dem Lindwurm seiner Zeit, des göttlichen Beistandes und glücklichen Sieges gewiß. Ein Kind Gottes, im Gewissen gebunden und voll unerschütterlicher Hoffnung, so hat Luther das Große vollbracht, und Gott selbst hat zu seinem Werke das Amen gesprochen. „Amen, das heißt ja, ja, es soll also geschehen.“ So dürfen alle sagen, die der Stimme ihres Gewissens folgend ans Werk gehen und in den Kampf der Zeit treten. Gott hilft ihnen frühe. Er ist ihre Zuversicht und Stärke.

Ist Luther tot? Mit nichten. Gott sei Dank, wir haben noch Männer unter uns, die nicht müde werden zu warnen und zu mahnen, dem treuen Ekkard gleich, und deren Worten und Werken der Erfolg nicht fehlt, weil sie christliche Persönlichkeiten sind. Aber Tausende und Abertausende in unsrer Kirche sind heutzutage wie ein Rohr, das vom Winde hin- und hergeweht wird. Ach, daß sie sich bitten ließen, ach, daß wir uns entschlössen, aus Gott, in Gott, für Gott in allen unsern Beziehungen zu leben und zu wirken! Ach, daß jeder an Gotteskindschaft, Gewissenhaftigkeit und Hoffnungsfreudigkeit ein andrer Luther würde! Dann wären wir eine Gemeinde, eine Kirche, die in den Nöten der Zeit zu helfen im Stande ist. — —

Aber gerade das Wort Kirche deutet an, was noch vonnöten ist, wenn der verderbenspeiende Drache des Un- und Aberglaubens den Todesstoß empfangen soll. Die Kirche ist die Gemeinde der Gläubigen, und bei gemeinsamer Not und Gefahr muß auch der Kampf gemeinsam sein. Was richtet da der Einzelne aus? Das ganze Volk muß zu den Waffen. Dann haben die Feinde Achtung und die Freunde Stärkung durch einander. Aber ist es nicht die Krankheit dieses Geschlechts, daß jeder seinen Weg für sich geht? Thut drum der Evangelische Bund nicht recht, wenn er den Heroldsruf erhebt: „An die Gewehre Mann für Mann, damit ihr dem Feinde eine Achtung gebietende Phalanx seid und untereinander Mut und Kräfte mehret!“ Stellen wir uns zusammen! Vergessen wir alle kleinen Unterschiede in Lehr- und Kultusformen! Eintracht trägt ein. Einigkeit macht stark. Die drei weiblichen Gestalten am Wormser Stein, sie seien uns ein Sinnbild unsrer Kirche, unsrer evangelischen Gemeinschaft.

Da sitzt zunächst das Bild von Speier, die Mauerkrone auf dem Haupt, auf dem Schoß die offene Bibel. Die Linke zeigt darauf, während die Rechte eine abwehrende Bewegung macht. Sie erinnert uns an den Protest von Speier 1529 und gemahnt uns, zu bedenken, daß wir Protestanten sind. Wohlan! Wilde Horden sammeln sich unter der Fahne der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Einmütig protestieren wir gegen den Sinn, den sie damit verbinden, denn er ist wider die Schrift.

Roms Ideal war und blieb jenes Bild, das uns den Deutschen Kaiser im Büßergewand am Hofbrunnen zu Canossa zeigt. Herrschen

will's auch in Dingen, die nicht das Seelenheil betreffen, und wenn es in diesen Tagen den Kampf um die Schule angefacht hat, wähnend, von Berlin werde man in Rom noch anfragen, ob das Empfangszimmer in Canossa geheizt sei, — wir, deutsch-evangelische Volksgenossen, protestieren aus einem Mund: Ein Hohenzoller, ein Brandenburger Kind verirrt sich nach Canossa nicht. Geistliche Macht ist nicht über weltliche, und solche Unterscheidung ist ein Gedicht und eitel Gleißnerei, denn die Schrift weiß nichts davon.

Im Jahre 1891 hat Rom die gläubige Menge aufs neue zu den durchlöcherten Stoffteilen des Trierer Rockes geladen. Wir protestieren gegen die Anbetung einer solchen Reliquie, weil wir nur Eine verehrungswürdige Reliquie kennen, die heilige Schrift. Wir protestieren gegen die Wallfahrt, die wir sahen; denn der Herr hat gesagt: „Wenn du betest, geh' in dein Kämmerlein!" Wir protestieren gegen den Handel um Sündenerlaß, wie er auch dort getrieben ist und noch überall von Rom getrieben wird, denn die Schrift lehrt: Vergebung ist nicht zu erkaufen, aus Gnaden giebt Gott Ablaß. Und wäre jener Rock auch echt, wir protestieren doch, denn wir halten uns an das Wort: „Die Gott anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten."

Noch immer unterscheidet Rom zwischen den Herren Geistlichen und den Laien (und mancher Evangelische spricht's nach, ohne zu wissen, was er damit thut). Noch immer redet Rom von einer höhern und niedern Sittlichkeit. Wir aber protestieren, denn die Schrift zeigt uns, daß wir alle ohne Unterschied im wahren Christentum noch Laien, unmündiges Volk sind und geistlich erst noch werden müssen. Wir protestieren, indem wir sagen: Das Dienstmädchen, das so gewissenhaft ist, auch unter den Teppichen zu fegen, die Hausfrau, der Hausvater, die treulich ihrem Hauswesen vorstehn, der Beamte, der eifrig und redlich seine Pflicht thut, sind nicht schlechter als Priester, Mönche und Nonnen, ja sie werden, wenn sie bessere Christen sind, in Gottes Augen sogar größer denn diese dastehn.

Aber man meine nicht, wir könnten nur Nein sagen. Man soll von uns auch ein lautes, kräftiges tausend- und doch einstimmiges Ja hören. Soviel wir uns Protestanten nennen, soviel wollen wir uns auch den Namen Evangelische verdienen. Das Standbild von Augsburg an jenem Wormser Denkmal, — feste und bestimmte Züge in seinem Angesicht, und in seiner Linken die Schriftrolle des Augsburger Glaubensbekenntnisses — es finde in uns seine lebendige Verkörperung. Müssen wir in der einen Hand das Schwert halten, mit der andern wollen wir die Kelle führen, um zu bauen an einem echten evangelischen Gemeindeleben.

Das Bekenntnis unsrer Väter sei uns heilig, nicht also, daß wir's wie einen papiernen Papst verehren, auf jeden Buchstaben schwörend, sondern also, daß wir, seinem Geiste treu, wie Spener nicht aufhören zu forschen, wieweit es mit der heiligen Schrift übereinstimmt. Christus ist unser Papst, der allein Unfehlbare, und so sei sie selbst, die Schrift, uns heilig, indem wir Christum darin suchen: all das, was, in uns aufgenommen, unsern inwendigen Menschen göttlich reinigt und belebt. Dann

wird unser Leben mehr und mehr dem entsprechen, was wir als unsern Glauben ausgeben. Des ganzen Evangeliums Kern, die Summa unsers Glaubens sei, daß Jesus Christus unser Herr ist. Bauen wir als fromme Kinder einer freien Kirche ihm den Thron in Herz und Haus! Lassen wir seinen Geist herrschen über alle Beziehungen unsers Lebens, daß aus dem Glauben die Liebe fließe, — die Liebe, die sich auch zu den Brüdern bekennt durch fleißigen Kirchenbesuch, durch rege Teilnahme an allen Gemeindeangelegenheiten, ja auch durch Unterstützung des Predigers in der Seelsorge an Kranken, Betrübten, Verirrten, Gefallenen. Dann bauen wir an der evangelischen Gemeinde. Dann wird, was heute noch entzweit ist, vereint sein in wahrer Gleichheit und Brüderlichkeit. Dann legen wir ein gutes Bekenntnis vor der Welt ab, und die evangelische Kirche wird etwas Anziehendes und Verlockendes haben für alle, die mit der eignen Kirche innerlich zerfallen, heute noch es wenig reizvoll finden, zu uns herüberzukommen. Unsre Kirche sei ein Augsburg, das Gott wohlgefällt: Nicht wahr, wir alle wollen dazu helfen?

Und „wessen Wege dem Herrn wohlgefallen, mit dem macht er auch seine Feinde zufrieden." Sollt's aber sein, daß unsre Feinde von uns die Probe unsrer Bekenntnistreue fordern, sollt's Gott beschlossen haben, daß wir die Herrlichkeit unsers Glaubens erst noch im Leiden beweisen müssen, ehe derselbe das ganze Volk erobert, — nun, dann sei Magdeburg unser Abbild. Dort am Denkmal zu Worms sitzt es im Trauerkleid, das zerbrochene Schwert zur Erde senkend, von den Greueln des dreißigjährigen Krieges uns erzählend. Wir aber preisen Magdeburgs Treue, und wird man uns für gleiche Treue nicht mehr den Leib, Kind und Weib nehmen, weil die Zeiten andre geworden sind, an Gut, an Ehr' muß man noch heute oftmals etwas fahren lassen, wenn man seiner Ueberzeugung treu bleibt.

Ist Luther tot? Schon regt sich's in mancher Gemeinde: Dank dem eifrigen Wirken vieler Prediger, dank der treuen Hilfe manchen Gemeindekirchenrats und sonstiger Gemeindeglieder, dank mancher evangelischen Vereinsbestrebung. Luther hat in Speier, Augsburg, Magdeburg vielfache Auflagen erlebt. Er soll sie noch heute erleben in jeder Stadt, im ganzen Land durch solche evangelische Gemeinden, in denen einer sich zum andern hält in Glauben, Lieb' und Treue. Dann wird dem Drachen des Un- und Aberglaubens dieser Zeit die Stunde seines Endes sicher schlagen. — —

Wen hat der Gifthauch dieses Untiers getroffen? Ach, nicht bloß die untern Volksschichten! Täuschen wir uns nicht! Unser Glaube hat seine Verächter auch unter den Gebildeten unsrer Nation in großer Menge. Wen trifft die Schuld? Die Bildungselemente unsrer Tage? Sie nicht allein. Die Kirche ist wohl mindestens in gleicher Verdammnis. Hat sie nicht oftmals ängstlich Thor und Thür verschlossen, als wäre ihr Haus ein Klosterraum? Sie kam nicht heraus, und niemand durfte herein, der nicht genau dasselbe Gewand wie sie trug. Und so verstand sie nicht die, die draußen standen, und diese lernten sie verkennen.

Wie anders war es doch in den Tagen der Reformation! Jener singende und klingende Stein am Rhein erzählt von einem Bund der kirchlichen und weltlichen Gelehrsamkeit, ohne welchen die Reformation niemals das ganze Volk ergriffen hätte. Hier Reuchlin, der erste der Humanisten, einer der gelehrtesten und aufgeklärtesten Männer jener Zeit, der würdigste Vertreter der Bildungsmächte jener Tage, Luthers Vorarbeiter im besondern für das Verständnis der Grundsprache des alten Testaments, und dort Melanchthon, von Reuchlin der Universität Wittenberg empfohlen, ein feiner und gelehrter Mann, Professor der Sprache des neuen Testaments, würdig „der Lehrer Deutschlands" zu heißen, der beste und treueste Freund und Kampfgenosse Luthers, unzertrennlich mit ihm verknüpft zur notwendigen Ergänzung der volkstümlichen Gaben und Kräfte des Reformators. O kommt, ihr beiden Waffenschmiede der Reformation! Tretet in unsre gebildeten Kreise! Bezeugt es ihnen: Es giebt keine wahre Bildung ohne Religion! Aber sagt auch der Kirche: Verachte nicht die Bildung, sondern lebe mit mir in innigem, aufrichtigen Bunde! Fragt sie: Ist Luther tot?, der Luther, der von den Weisen seiner Zeit alles dankbar hinnimmt, alles, was nicht wider das ewige Heil ist, alles, was die ewige Wahrheit verherrlichen kann. Und der Stein, auf dem ihr dort in Worms steht, der gebe euch Bescheid: Luther lebt! Die evangelische Kirche fordert kein Opfer der Vernunft. Sie vertraut, daß die Wahrheit jede, auch die schärfste Prüfung bestehe. Sie sagt: Das wahrhaft Christliche muß auch das wahrhaft Vernünftige sein. Wer sich zu des Heilands Sinn bekennt, den heißt sie willkommen, dem stehen ihre Pforten offen. Luther lebt und wird nie wieder begraben werden im Sarg einer einseitigen, stillstehenden Kirchenlehre. Glauben und Wissen versöhnen sich je länger je mehr. Die Heilswahrheit wird mit aller echten Weltweisheit, mit allen guten Bildungselementen des Volkes in immer schönern Einklang gebracht: Dank unsern Universitäten! Dank allen frommen Männern der Wissenschaft! Dank der wissenschaftlichen deutschen Theologie! — —

Wer aber sichert unsrer Kirche solch' eine freie Bewegung und Uebung ihrer Kräfte? Unsre Blicke lenken sich noch einmal auf den Stein am Rhein. Ruhig hebt dort Friedrich der Weise das Reichsschwert empor, mit dem er Luther schützte, wie in Worms und auf der Wartburg, so in Wittenberg, ein Mann der Toleranz. Fest stützt sich Philipp von Hessen auf seines Degens Knauf, er, der bedeutendste und thatkräftigste unter allen deutschen Fürsten jener Zeit, der großmütige Stifter des Evangelischen Bundes von Schmalkalden, in welchem alle evangelischen Mächte Deutschlands sich vereinen sollten, für Luthers Sache auch mit den Waffen einzustehen, der eifrigste Betreiber der Protestation zu Speier und dabei der unermüdliche Träger des Unionsgedankens, wie ihn das Religionsgespräch von Marburg kennzeichnet! Diese beiden, sie schauen hin zu dem, in dessen Hand die Vorsehung des Reiches Szepter gab, zu unserm Wilhelm. Sie grüßen ihn und segnen das Gedächtnis seiner Ahnen, die dem sächsischen und hessischen Fürsten gleich die Anwälte

Luthers gewesen sind, ja deren Urahn, Kurfürst Friedrich der Erste, schon vor ihnen auf dem Konzil zu Kostnitz dem Kaiser dringlich abriet, daß Huß verbrannt würde, und der damit den Prolog sprach zu den großen Thaten, die seine Nachkommen für Duldsamkeit und Glaubensfreiheit vollbringen würden. Sie segnen das Gedächtnis des großen Kurfürsten, der, noch ein Knabe, an Gustav Adolfs, seines Oheims, Leiche stand und betete: „Gott sei mir gnädig, daß ich werde, was ich werden möchte!", des Großen, der neben seinen andern hohen Verdiensten als Gustav Adolfs geistiges Kind ein Schutzherr des Evangeliums und verfolgter Glaubensgenossen geworden ist, des Großen, der in protestantischem Ehrgefühl lieber eine zeitliche Krone ausschlug, als daß er seinen Glauben preisgab, des Großen, der für sich und seine Brandenburger erklärte: „Wir sind protestantisch bis auf die Knochen." Jene beiden Schirmherren der Reformation am Wormser Denkmal, sie segnen das Gedächnis des großen Königs, des alten Fritz, der bei all seiner Duldsamkeit es für die Bestimmung der Hohenzollern erklärte, die protestantische Religion in Deutschland und Europa allüberall zu fördern. Sie segnen das Gedächtnis des großen Kaisers, der dem ersten „Unfehlbaren" Pio Nono erwiderte, er könne in seinem Verhältnis zu Gott keinen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anerkennen, und von dem wir das geflügelte Wort haben: „Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben." Sie segnen das Gedächnis des leidenden Kaisers, der, als er noch Kronprinz war, wie zu einer Ergänzung dieses Kaiserwortes im Lutherjahr an Luthers Grab daran erinnert hat, die Kraft und das Wesen des Protestantismus beruhe nicht im Buchstaben und nicht in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demütigen Streben nach der Erkenntnis christlicher Wahrheit. Jene beiden Schirmherren der Reformation am Wormser Denkmal, sie segnen den Enkel Kaiser Wilhelms und Sohn Kaiser Friedrichs, der am denkwürdigen 31. Oktober 1892 an Luthers Grab in Glaubensgemeinschaft mit den evangelischen Fürsten in heißem Gebet Gott angerufen hat, unserm Volke die Segnungen der Reformation zu bewahren. Er kann es nicht gethan haben, ohne zugleich gelobt zu haben, als Gottes Knecht das Seine dazu beitragen zu wollen. Sie segnen ihn für die echt evangelische Mahnung, welche er daselbst den Dienern unsrer Kirche zugerufen hat: nach der Richtschnur des Wortes Gottes im Sinne und Geist des durch die Reformation wiedergewonnenen reinen Christenglaubens ihres Amtes zu warten, im Sinn und Geist des Glaubens, der nicht Zwang sei, sondern eine freie Ueberzeugung des Herzens. So singt's und klingt's vom Wormser Standbild her: „Ist Luther tot?", und während wir bitten, Gott wolle auf unsern Kaiser die guten Geister seiner Väter, die guten Geister eines Friedrichs des Weisen und Philipps von Hessen je länger je mehr als segnende Engel herabsenden, wird's uns, als spräche Jung-Wilhelm, den Traditionen seines Hauses treu, unsrer Kirche seinen Schutz aufs neue zusagend: „Luther wird nicht sterben, sondern leben."

O, möchte unter dem Schutz des deutsch-evangelischen Kaisers unsre Kirche wachsen zu einem lieblichen Gottesgarten, in welchem alles Volk

sich gern ergeht! Möchte da, wo ihr Bau zerfallen ist, aus den Ruinen neues Leben blühn! Möchte, wie ein Phönix aus der Asche neu verjüngt ersteht, so weit und breit in deutscher Christenheit aus dieser Zeiten Not der Luther wiederauferstehn, der als ein Held dem seelverderbenden Ungeheuer des Un- und Aberglaubens den sichern Todesstoß versetzt, der Luther, der dem ganzen teuern Vaterland eine neue Zeit heraufführt!

Sehnsüchtig schauen nicht allein wir Evangelische nach solchen Tagen aus. Jene Gestalten am Denkmal zu Worms, die vor Luther weissagend und vorbereitend auf ihn ihr Auge gerichtet haben, ohne ihn zu kennen, — Waldus, Wiklif, Huß, Savonarola — sie sind uns ein Abbild von nicht wenigen in der andern Kirche, die unter dem priesterlichen Drucke seufzen, die das Unhaltbare der heutigen Lage fühlen, und die für sich und ihre Kinder vom Himmel einen befreienden Retter erflehen. Im Namen dieser klingt's noch einmal uns vom Rheine her: „Ist Luther tot?"

Was sagt die Frage uns? Wachet auf! ruft uns die Stimme. Sie ist ein Hahnenschrei für Fürst und Volk: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, Geist Luthers, wach auf!

II.

Wir besteigen in Gedanken ein nordisches Schiff und landen im Hafen der dänischen Hauptstadt. Wir gehen zur Frauenkirche, der Hauptkirche in Kopenhagen. Unscheinbar ist ihr äußerer Eindruck. Aber das Innere birgt die religiösen Kunstwerke des großen dänischen Bildhauers, deren eines schon jedes Kind gesehen hat — oder wem wäre der segnende (richtiger: der rufende) Christus von Thorwaldsen nicht bekannt? Wir treten in die Vorhalle der Kirche. Unser Auge wird durch eine Gruppe von Figuren gebannt: in der Mitte der Mann, welcher dem Heilande den Weg bereitete, und ihm zur Rechten und Linken Leute aus allem Volk, die ihm zuhören und deren Antlitz den verschiedenen Eindruck der Johannespredigt wiederspiegelt. Wir besehen uns die mittelste Gestalt. Unter dem weiten Mantel ein rauhes härenes Gewand. Um das ernste Gesicht langes, halb ungepflegtes Haar. Fürwahr, der Mann hat eine rauhe Schale! Aber die rauhe Schale birgt einen guten Kern. Johannes hat sich aus einer verderbten Welt in die Einöde geflüchtet. Zöllner, Soldaten, verlorene Dirnen, selbst Pharisäer, auch tiefangelegte Menschen sind ihm hierhin gefolgt, und mit zum Himmel erhobener Rechten predigt er ihnen: „Thut Buße (bekehret euch), denn das Himmelreich ist nahe." Er nimmt kein Blatt vor den Mund. Er sagt einem jeden die Wahrheit. Und seine Jünger lauschen ihm, bis ins Innerste ergriffen. Denn dieser Johannes ist kein windgefügtes schwankendes Rohr. Er ist ein Charakter durch und durch. Er thut auch, was er sagt. Er lebt auch, wie er lehrt. Er wandelt auch den Weg, den er weist. Das ist's, was seinen Worten solche Wirkung giebt. Die große Menge freilich belächelt ihn. Sie verschließt sich der Wahrheit. Mit hörenden Ohren hört sie nicht. Hier Gleichgültigkeit, dort Haß; und dem Haß muß endlich das Haupt des Edlen fallen. Welches ist aber die Gedächtnisrede, die der Heiland

diesem seinem Herold schon vor dessen Tod gehalten hat? Sie lautet: Johannes war ein Prophet, ja mehr noch als ein Prophet. Er war ein Engel Gottes, — einer der starken Helden, die Gottes Befehle ausrichten, — ein auserwähltes Rüstzeug des Vaters im Himmel, um Christus und in Christus dem Reiche Gottes den Weg zu bereiten.

Als die Not am größten war, da war Gottes Hilfe am nächsten. Da erkor sich Gott den Täufer, um durch ihn sich und seinem Sohn auf Erden Bahn zu machen. Was damals geschah, hat sich je und je auf Erden wiederholt. Immer wieder fand des Höchsten Weisheit ihren Mann, der der göttlichen Wahrheit die Bahn brach, wenn man derselben die Wege versperrt hatte. Freilich mußte solch ein Mann auch immer wieder das Los des Johannes teilen, von vielen verkannt oder gar verhaßt, von wenigen verstanden oder gar geehrt, und eigentlich nur vom Herrn selber recht gekannt zu sein. Wo sind solche Johannesgestalten?

Laßt uns vom dänischen Strand an den deutschen Strom nach Worms eilen, auf den Lutherplatz an das Denkmal, welches 400 Jahre der Weltgeschichte vor Augen stellt! Dies Denkmal zeigt uns einen reichen französischen Kaufmann: nicht nach der Mode gekleidet, sondern johannesähnlich mit einem groben Hirtenmantel angethan, mit schweren Wanderschuhen an den Füßen, einen kräftigen Wanderstab in der Hand und eine Reisetasche an der Seite. Wir fragen: Wie heißest du und wovon ruhst du aus auf deinem Sitz von Stein? Er erwidert: Ich bin Petrus Waldus, ein Kind jener mittelalterlichen Tage, in denen das Papsttum auf der Höhe seiner Macht stand, und das ist nun mehr als 700 Jahre her. Lyon heißt meine Vaterstadt und viele Güter nannt' ich mein. Ich suchte gute Perlen, da fand ich eine köstliche und verkaufte alles, was ich hatte, und kaufte diese. Seht hier in meiner Hand die heilige Schrift, die meines Lebens Licht geworden ist! Ich habe mit Freuden mein Gold dahingegeben, damit ich Abschnitte aus ihr übersetzt erhielt und Abschriften von diesem unter das Volk verteilen konnte. Ich habe mein Vermögen den Armen gegeben und, was mir das Herz hingenommen, das habe ich gepredigt hin und her, und „die armen Leute von Lyon" sind meine Jünger geworden. Ich wollte dem Herrn den Weg bereiten in die Herzen meiner Mitchristen, aber der Erzbischof verbot mir das Liebeswerk, und der Papst sprach seinen Fluch über mich. Da haben meine Freunde und ich uns losgesagt von Rom, da es der Wahrheit die Wege hindern wollte, und sind auf die Berge und in die Thäler der Alpen geflüchtet und sind umhergereist mit dem Worte Gottes wie geschäftige Kaufleute, die köstliche Ware anzubieten allen, die wir fanden. Dann hab' ich im fernen Ungarland den Pilgerstab niedergesetzt, auszuruhen von dieser Wanderschaft. Bei meinen Lebzeiten haben die Feinde mein Haupt nicht gefunden, aber in meinen Gliedern haben sie meine Leiche noch enthauptet. Die Blutströme der Waldenser schreien zum Himmel wie weiland des Johannes Haupt auf der Schüssel der Tochter des Herodes. Doch — ob man den Leib auch tötet, mit dem Geiste glückt es nicht. Wer's nicht glauben mag, sehe an diesem Denkmal auf meinen Nachbar hin!

Wir treten zu ihm. Wen finden wir? Einen Mann mit verklärtem Angesicht, weil seine Augen auf die heilige Schrift gerichtet sind. Wir möchten ihn nicht stören. Aber wir müssen wissen, wer er ist und woher ihm dieses Buch bekannt geworden. Horcht, was er sagt! — Ich bin aus Wiklif und heiße darum Wiklif, weiland Professor der englischen Universität. Vor mehr als 500 Jahren war Oxford die berühmteste Hochschule der ganzen Welt. Mitunter studierten 30000 dort. Unter diesen bin ich einhergegangen wie Johannes mit nackenden Füßen in einem Rock von gröbstem Tuch, und sie haben mich den „evangelischen Doktor" genannt. Denn ich kannte Stücke der heiligen Schrift durch Genossen der Waldenser, die auch nach England gekommen sind. Laßt euch berichten, wozu diese Kenntnis mich getrieben hat! Wenn ihr heute nach England geht, dann findet ihr auf mancher Pfarrei einen Mann, der knapp das liebe Brot zu essen hat, und doch hat die Pfarrei gar reiche Einkünfte. Aber ihr Besitzer ist ein jüngerer Sohn vom Adel. Dieser bezieht die großen Summen und setzt an seiner Statt einen Vikar mit kärglichem Gehalt. Fragt ihr jedoch, woher der Mißstand stammt, so sage ich euch: Aus meiner Zeit. Damals besaßen die Klöster und großen Prälaten, was nun in Adelshänden liegt, und was heute die englischen Adelssöhne thun, das haben jene damals womöglich noch schlimmer gemacht. Sie setzten einen Mönch in die Pfarrei und gaben kaum des Lebens Notdurft ihm zum Lohn. Da habe ich im Namen der Wahrheit den habsüchtigen Klöstern und hohen Herren gesagt: „Das geistliche Amt ist kein Dominium, sondern ein Ministerium (das heißt nicht zum Herrenspielen, sondern zum Dienersein). Der Ueberfluß eurer reichen Einkünfte wird jetzt besser auf erziehliche und barmherzige Institute verwendet." Als aber ein römischer Gesandter nach England kam, um die sogenannten „päpstlichen Gebühren" einzutreiben und dadurch mein Vaterland zu plündern, bot ich dem päpstlichen Gesandten, wie Johannes dem Herodes, die Stirn: „Es ist nicht recht, daß du solches gethan hast." Das machte freilich böses Blut, und ich mußte von Oxford in meine bescheidene Pfarrei flüchten wie euer Luther auf die Wartburg. Aber hier in der Stille gerade habe ich vollbracht, was mein Leben krönt. Hier habe ich mit meinen Freunden meinem Volk denselben Dienst geleistet, den ihr euerm Luther verdankt, nämlich die Bibel in des Volkes Sprache übertragen. Hier habe ich auch die „armen Priester" erzogen, die den wahren Geist des Evangeliums ins Volk getragen haben. Und weil ich fühlte, meines Lebens Grenze sei nicht fern, darum habe ich alle meine Kräfte aufgeboten, um schriftlich meinem Volk zu hinterlassen, was es aus meinem Munde nicht mehr hören konnte. Ich habe wie Johannes die Glocken zur Buße geläutet und geschrieben: „Die erzwungene Ehelosigkeit der Priester ist wider das Evangelium, seine Ratschläge zur Vollkommenheit gelten jedem Menschen gleichermaßen." „Der Papst mit allen seinen Bullen und Kardinälen ist nicht im stande, einen Menschen heilstüchtig oder -untüchtig zu machen. Jeder ist für sein Seelenheil eigens verantwortlich, sodaß des Papstes Bann ohne Bedeutung ist, solange man sich nicht selbst das Zeugnis geben muß, man habe sich von der Kirche ausgeschlossen." „Der Klerus ist nicht die Kirche, und die Laien haben die kirchlichen Einrichtungen nur unter der Bedingung heilig zu halten, daß dieselben mit sauberen Händen verwaltet werden. Sie haben jetzt die Bibel in der Hand, — mögen sie vergleichen, wie die Kirche ist, mit dem, wie sie sein soll. Der Vergleich wird darthun, daß ich kein Ketzer bin, sondern so kirchlich wie ein Mann im Lande." — Und er ist doch ein Ketzer! sprachen die Bischöfe mit stampfendem Fuß, als Wiklif am Sylvestertag des Jahres 1384 plötzlich die Augen schloß. Drum haben sie den Wiklifiten Galgen errichtet und Scheiterhaufen angezündet. Drum haben sie auch Wiklifs eigne Gebeine nicht ruhen lassen, sondern nach dreißig Jahren aus dem Grab geholt und ihre Asche in den „hurtigen" Fluß gestreut.

Im Jahre 1415 loderte vor Konstanz Thoren des Scheiterhaufens Flamme auf, damit sie den verzehre, der es Wiklif verdankte, daß er die christliche Wahrheit fand und andern verkündete. Warum mußte Johannes Huß aus Hussinez sein Leben lassen? Weil er als ein andrer Johannes der Täufer die verderbten Zustände seiner Zeit gegeißelt und zur Buße und Umkehr aufgefordert hat. Huß war Professor in Prag. Dorthin kamen Schüler jenes Oxforder Gelehrten, und durch sie lernte Huß Wiklifs Lehren kennen. Er, der wie Luther durch Erfüllung aller kirchlichen Vorschriften, ja selbst durch Ablaßkauf nach dem Frieden seines Herzens gerungen hatte, hatte ihn doch nicht gefunden. Nun fand er ihn in der liebenden Hingabe seines Herzens an den Gekreuzigten. Deshalb zeigt ihn das Lutherdenkmal in Worms mit dem Kruzifix in den Händen. Und wie der Professor Luther in Wittenberg zugleich Prediger war, so bot sich für den Professor Huß die Gelegenheit, in der kleinen Bethlehemskirche zu Prag seinem böhmischen Volke zu predigen. Mit wie unerschrockener Wahrheitsliebe dieser Johannes die Krone des Papstes, die fetten Bäuche der Mönche, das stolze, üppige, sittenlose Leben der Geistlichen gebrandmarkt hat, das beweist folgendes Stück einer Predigt: „Was würde der Herr von euch zu sagen haben, wenn er in eure Mitte träte? Würde er euch nicht sagen müssen: Ich bin in Windeln gewickelt gewesen, der Klerus aber stolziert in scharlachenen Kleidern einher. Ich verbringe die Nacht in Schmach und Elend, sie in Saus und Braus und Trunkenheit. Mich schleift man matt zum Tode hin, zum weichen Lager wanken trunken sie. Ans Kreuz geheftet schreie ich, sie schnarchen auf ihren Pfühlen. Ich gebe in großer Liebe mein Leben für sie hin, doch sie wollen nichts von Opfer wissen noch vom Gebot: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, und deinen Nächsten wie dich selbst. O lasset euch heilen von dem, der für alle Wunden die rettende Arznei euch bietet!" Die Folgen solchen Freimuts ließen nicht auf sich warten. Huß mußte in ein nur halb freiwilliges Gefängnis, auf die ritterliche Burg eines seiner adligen Freunde gehen, wie Luther auf die Wartburg. Aber diese Zeit heimlichen Aufenthaltes hat auch in seinem Leben die reichsten Früchte gezeitigt. Da hat er die böhmische Bibelübersetzung einer genauen Durch-

sicht unterworfen. Da hat er sein bestes Werk verfaßt, ein Buch von der Kirche. Uns ist, als wäre es Luthers Feder schon, wenn Huß hier im ersten Abschnitt schreibt: „Man darf nicht glauben, daß jeder, der in der Kirche ist, und wenn er der Papst selber wäre, auch wirklich zu ihr gehört. Dazu gehört nur, wer den rechten Glauben hat nach dem Sinn der heiligen Schrift.“ Und im zweiten Abschnitt: „In der Kirche sind alle Glieder gleichberechtigt. Es gilt der Grundsatz des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen, und es giebt nach dem Evangelium keinen bevorzugten Priesterstand, dem die Herrschaft der Kirche mit unumschränkter Machtvollkommenheit oder gar mit Unfehlbarkeit übertragen wäre.“ Die Menschen zu Christus zu weisen und ihnen zur Wahrheit zu helfen, das war das Ziel aller seiner Handlungen, und das hat er an seinem Geburtstag 1415 mit dem Märtyrertod gebüßt. So ward ihm dieser Tag ein Geburtstag zum höhern Leben. Er ist aber auch für die Wahrheit ein Geburtstag geworden. Der Traum, den Huß vor seinem Tode hatte, ist in Erfüllung gegangen. Ihm träumte, er habe in der Bethlehemskirche ein Bild von Christo gemalt. Das würde ausgelöscht, dann aber durch viele andre Maler noch viel herrlicher wiederhergestellt. — Kam es nicht also? In der ersten Hälfte des Jahrhunderts töteten sie den böhmischen Herold Jesu Christi, und schon in der zweiten Hälfte desselben sah die Welt in Italien eine neue, für die Wahrheit das Leben wagende Johannesgestalt.

Auch sie ist am Lutherdenkmal zu schauen: in der Mönchskutte, mit tiefer Erregung in ihren Mienen, die Rechte drohend erhoben, als kündige sie dem sittenlosen Volk, der verweltlichten Kirche, dem morschen Staat das nahende Gericht an. So hat Savonarola in der Klosterkirche von San Marco vor dem Volk von Florenz eine allgemeine Erneuerung gefordert. „Das Ziel, auf das alle Anstrengung sich richten muß, ist die Liebe Christi. Die diese Liebe nicht kennen, — was auch immer ihre Rechtgläubigkeit sei — sind nicht die wahren Jünger Christi.“ „In der alten Kirche waren die Kreuze von Holz, die Prälaten goldeswert. Jetzt umgekehrt: goldene Kreuze, hölzerne Priester.“ „O Priester, o Mönche, durch euer böses Beispiel habt ihr das Volk ins Grab der Zeremonien gelegt. Ich sage euch, es gilt dies Grab zu sprengen, weil Christus will, daß seine Kirche zum geistlichen Leben erwache.“ Sind nicht seine Worte ein Hagelschlag, ein Wirbelwind, ein zweischneidiges Schwert, ein Echo der Täuferworte: „Ihr Otterngezücht! Wer hat euch denn gesagt, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet? Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt!“ Die Kanzel von San Marco reichte nicht mehr aus. Der glühende Bußprediger bestieg die Kanzel des Doms. Man baute Gerüste in den weiten Hallen, um Platz zu schaffen. Immer höher stieg Savonarolas Ansehen und Einfluß, und so kam jener Karnevalstag, an dem Florenz alle Kunst- und Luxusgegenstände zu einer Pyramide zusammentrug und diese „Eitelkeit der Eitelkeiten“ unter dem Schall der Glocken und dem Schmettern der Trompeten jauchzend in Flammen aufgehen ließ. Doch diese Flammen waren die Vorboten des Scheiterhaufens

unsers Helden. Der Papst sprach: „Sterben muß er, und wenn er Johannes der Täufer wäre.“ Savonarola wurde durchs Schaffot mundtot gemacht. Daß aber die Wahrheit verstummte, ließ Gott nicht zu.

Schon war die deutsche Johannesgestalt zu einem fünfzehnjährigen Knaben gereift, und ihr sollte es gelingen, die Welt aus ihren Angeln zu heben und dem Heiland in den Herzen unsrer Väter Bahn zu brechen. Hoch über dem Denkmal zu Worms ragt sie empor, die Faust auf Gottes Wort gelegt und den Blick zum Himmel gewendet, die Gestalt unseres Luther. Aus diesem Gotteswort hat Luther allen die Wahrheit gesagt, dem Kaiser wie dem Papst, dem Adel deutsch-christlicher Nation wie dem aufständischen Bauern und Bilderstürmer. Aus diesem Gotteswort stammt Luthers Johannesmut, am 31. Oktober 1517 den Hammer zu schwingen und an die Schloßkirche zu Wittenberg das Wort zu heften: „Wenn unser Meister und Herr Jesus Christus spricht: Thut Buße, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete, unaufhörliche Buße sein soll.“ Auf diesem Wort beruht die ganze Reformation. In diesem Wort liegt unser und aller Menschen zeitliches und ewiges Heil, und darum ruft es Luther auch heute noch in unser Gewissen hinein.

Oder sehen und hören wir ihn nicht? Ist Luther tot? Er lebt! Wir hören ihn fragen: Kann ich, der größte Sohn der deutschen Erde, euch wirklich meine Brüder und Schwestern nennen? Nehmt ihr wie ich es mit der Sünde ernst? Seid ihr wie ich der Wahrheit hold? Redet, handelt ihr wie ich nicht anders, als ihr denkt? Wer den Mantel nach dem Winde trägt, wer den Leuten zu Gefallen spricht, wer nicht tapfer mit der Sünde streitet, wem das Evangelium nicht seines Lebens Stern in jeder Lage ist, der nenne sich nur nicht lutherisch oder evangelisch! Der thue Buße, das heißt, er ändere sich, auf daß er würdig sei des Namens, den er trägt! — Ist Luther tot? Er lebt! Der Evangelische Bund will wie Johannes die Glocken zur Buße läuten, wo und wann es nötig ist. Er ruft in die deutschen Lande: Ihr Schläfer, wachet auf! Die Burg evangelischen Glaubenslebens ist in Gefahr. Besetzt die Thore! Steht auf der Zinne! Wehret mit blankem Geistesschwert dem römischen Feind nicht minder wie den verräterischen oder aufruhrlustigen Genossen in der eignen Mitte! — Ist Luther tot? Er lebt! Wir sehen ihn jeden Sonntag unter uns, wenn wir die evangelische Predigt hören. Ach, daß so viele die Predigt des göttlichen Wortes verachten! Dieselbe ist eine Anregung des inwendigen Menschen, daß er in sich gehe, daß er Buße thue, d. h. sich bessere und fortschreite auf dem Wege der Heiligung. — Ist Luther tot? Er lebt! Im kleinen Katechismus ist er täglich unter uns und weist uns auf die Taufe, die wir empfangen haben, und spricht: „Was bedeutet denn solches Wassertaufen? Es bedeutet, daß der alte Adam, der alte Mensch in uns, durch tägliche Reue und Buße soll ersäufet werden.“ Das ist wohl zu bedenken. Nur Eines bringt uns unserm Heiland immer näher, nur Eines führt uns in die Wahrheit ein, nur Eines thut das Thor des Himmelreichs uns auf: das ist die tägliche Erneuerung, die tägliche Arbeit an uns selber, das

tägliche Sichbessern. Drum müssen wir an jedem Tage die Predigt des Johannes hören: „Thut Buße! Verbessert euer Herz und euer Leben!" Das heißt evangelisch sein, wie Kaiser Friedrich gesagt hat: „Das Wesen des Protestantismus beruht in dem zugleich lebendigen und demütigen Sterben nach der Erkenntnis christlicher Wahrheit," und wie Doktor Luther sagt: „Der Christ ist stets im Werden und nie im Wordensein!" —

22.

Luther lebt!

Von Pastor Franz Blanckmeister in Dresden.
Vortrag zu Luthers Geburtstag 1893 im Dresdner Zweigverein des Evangelischen Bundes.

„Es war im Morgengrauen des 27. Februar 1537, so berichten die Biographen Luthers und die Geschichtsschreiber der Reformation, daß von der Gothaer Straße her ein Bote in freudiger Hast durch das Städtlein Schmalkalden lief. Als er bei der Wohnung des päpstlichen Legaten vorüberkam, erhob er seine Stimme und rief mit aller Macht: Luther lebt! Luther lebt! Tags zuvor war Luther todkrank von dem Konvente zu Schmalkalden abgereist. Vom Wagen aus hatte er bei seinem Abschied die Zurückbleibenden gesegnet und sie für ihre Beratungen mit ernsten Mahnungen entlassen; sie hielten ihn für einen Sterbenden, niemand wagte für sein Leben zu hoffen. Luthers einziger Wunsch war noch gewesen, auf heimischem, kursächsischem Boden zu sterben. Aber Gott fügte es anders. In der Nacht nach seiner Abreise trat eine unerwartete und entscheidende Wendung zum Bessern ein — sein Leben war gerettet. Nun flog die Freudenbotschaft von Ort zu Ort, zu den Freunden in Schmalkalden, zu dem treuen, besorgten Kurfürsten, zu den Familiengliedern und Genossen in Wittenberg: Luther lebt! Luther lebt!"

Luther lebt! das ist in einem andern, höhern Sinne der Jubel- und Freudenton, der durch die ganze evangelische Christenheit hindurchklingt, zumal bei einer Lutherfeier, wo wir des Tages gedenken, da in dem schlichten Hause zu Eisleben der Bergmannssohn zum erstenmal seine hellen Augen aufschlug. Freilich ist auch ihm einmal sein Sterbetag gekommen, am 18. Februar 1546 hat er in seiner Geburtsstadt die treuen, müden Augen geschlossen; aber wenn er auch, dem unabänderlichen Gesetze der Natur gehorchend, gestorben ist und längst dem Leibe nach in der Schloßkirche dort zu Wittenberg schlummert — er ist dennoch kein toter Mann, er lebt und stirbt nimmer.

Luther lebt! Die römische Kirche hat ihn zwar manchmal totzuschlagen gemeint, aber umsonst. Anno 1522 geschah's, daß in dem Städtchen Altenberg droben an der böhmischen Grenze fanatisierte römisch gesinnte Bergleute eine angeputzte Holzpuppe, die Luther darstellte, auf einem Scheiterhaufen von 28 Fuder Holz feierlich verbrannten. Das schöne Holz! Luther lachte, als er dies erfuhr und sprach: „Wohlan, weil sie's aus Unverstand gethan und ihr papistisch Feuer mir und meiner Lehre nicht geschadet, so sei's vergessen in Gottes Namen!" — Noch bei Lebzeiten Luthers gab ein Italiener eine Schrift heraus, in welcher erzählt war, wie Luther im Tode vom Teufel geholt worden sei. Luther lachte wieder und ließ die Schrift 1545 mit einer Vorrede zu Wittenberg im Druck erscheinen. — Es ist noch nicht lange her, daß der römische Priester und königlich preußische Schulinspektor Majunke aus jesuitischem Hanf einen Strick gedreht, ihn dem Reformator um den Hals geworfen und höhnisch gerufen hat: „Da hängt er, der Selbstmörder Martin Luther!" Aber Luther lacht zum drittenmale und spricht: „Hier stehe ich, Rom, schau her und sag', ob ich tot bin." Auf einem Lutherdenkmal steht das Psalmwort zu lesen: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen." Ein trefflich gewählter Bibelspruch! Luther hat gelebt und lebt heute noch und wird niemals sterben und vergessen werden.

I.

Inwiefern lebt er? Es hat große Geister gegeben, die bei Lebzeiten in aller Munde waren, Lykurg, Solon, Cäsar, Ludwig XIV., Karl XII., Napoleon. Wenige Jahrzehnte oder Jahrhunderte nach ihrem Tode waren sie vergessen, und andre Helden traten in dem Gedächtnis und in der Gunst der Nachwelt an ihre Stelle. Wer denkt heute noch an Cäsar oder Ludwig XIV.! Mit Luther ist es anders. Er ist ein religiöser Genius, er hat etwas von der Art der Propheten und Apostel, die allezeit kräftig und lebendig in der Welt und Weltgeschichte fortwirken. Er ist nach den Aposteln der größte Gottesmann von allen, die je auf Erden wandelten, der deutsche Paulus, wie man ihn genannt hat, der Mann, der wie Christoph Kolumbus eine neue Welt entdeckt hat, die Welt der Wahrheit, die in dem einen Namen gipfelt: Jesus Christus. Er ist ein Moses gewesen, der sein Volk aus dem Diensthause Aegypten geführt hat. Er ist ein Elias, der mit Prophetenzorn für die Ehre seines Gottes und Heilandes eingetreten. Er ist ein David, der dem Riesen Goliath das Haupt vom Rumpfe trennte. Er hat die Welt des Aberglaubens in Trümmer geschlagen und uns den Glauben wieder aufgebaut auf dem Grunde, außer welchem kein andrer gelegt werden kann. Im Großen und im Kleinen weist alles in unsrer Kirche auf Luther hin; im Großen: denn unserm ganzen religiösen Leben hat er die Richtung gegeben, im Kleinen: denn unsre Bibel, unser Kirchenlied, unser Katechismus, unsre Predigt, unser Gottesdienst, unser evangelisches Pfarrhaus, das alles stammt von ihm.

Und ist es denn nur etwa das Religiöse, durch das er fortlebt und fortwirkt im deutschen evangelischen Volk? Wer hat uns die Sprache geschaffen, die wir sprechen? War er es nicht? Wie sein Wirken weltumgestaltend, so war sein Schreiben und Dichten sprachumgestaltend. Unsre Sprache, wir verdanken sie ihm. Was unsre Dichter singen, was unsre

Denker schreiben, was unsre Parlamentarier in Reichs- und Landtag reden, — sie haben's von Luther. Er ist der Mann, der uns die Gefäße gegeben, in denen wir unsre Geistesspeise bereiten und weitergeben. Jedes deutsche Buch, das wir lesen, und sei es Janssens deutsche Geschichte, jedes Zeitungsblatt, das wir zur Hand nehmen, und sei es eine Nummer der Berliner „Germania", das wäre in dieser Form nicht denkbar ohne Luther; sie haben's von ihm. In der von ihm geschaffenen Sprache müssen selbst seine Gegner schreiben und sprechen!

Ja noch mehr! Mit der Sprache verdanken wir ihm auch das, was wir in der Hülle der Sprache besitzen, unsre geistige Kultur. Er gab uns nicht bloß die silbernen Schalen, sondern auch die goldnen Aepfel darauf. Wo wäre unsre Wissenschaft, unsre Theologie, unsre Philosophie, unsre Dichtkunst, wenn es keinen Luther gegeben hätte! Auf Kaulbachs gewaltigem Bilde des Reformationszeitalters steht in der Mitte jener Wolke von Künstlern, Philosophen und Staatsmännern groß und hehr, die aufgeschlagene Bibel hoch über dem Haupte erhoben, Martin Luther — und Kaulbach malte nicht als Theolog, sondern rein als Künstler. Was er gemalt, ist wahr. Alle Wissenschaft, alle Kultur der Neuzeit, sie geht auf Luther zurück, der das Prinzip der Wissenschaftlichkeit ans Licht gebracht hat; die Kant und Goethe, die Lessing und Schleiermacher, sie stehen auf seinen Schultern.

Und weiter. Wem haben wir das deutsche Schulwesen der Neuzeit zu verdanken? Wer hat das köstlichste, bis heute unerreichte und zu allen Zeiten unerreichbare Schulbuch in deutscher Sprache verfaßt? Wer hat den Stand der Lehrer herausgehoben aus der Botmäßigkeit des Klerus und ihn hoch zu Ehren gebracht? War's nicht Luther, neben dem praeceptor der doctor und professor Germaniae?

Schließlich aber, und das ist keineswegs für uns von letzter Bedeutung, ist es unverkennbar, daß es der Geist der lutherischen Reformation ist, der Geist der treuen Pflichterfüllung, der Selbstverantwortung und Gewissenhaftigkeit, der unser ganzes staatliches und soziales Leben trägt und zusammenhält. Das mächtigste Reich auf Erden ist eine protestantische Macht, der mächtigste Fürst ein evangelischer Christ, der größte Staatsmann, unser Bismarck, ein Lutheraner. Protestantische Staatsprinzipien, Preßfreiheit, Volksvertretung in den Parlamenten, allgemeine Wehrpflicht, religiöse Duldung und anderes mehr, sie sind fast überall durchgedrungen in den Staaten der gebildeten Welt, auch in denen römischen Bekenntnisses, sie gehören zum Inventar unsrer Verfassungen, zum eisernen Bestand im heutigen Völkerleben. Wohin wir blicken, überall finden wir Früchte oder wenigstens Spuren von Luther und der durch ihn hervorgerufenen Bewegung der Geister.

Luther lebt! Wer das nicht sieht, muß blind sein. Und es ist kein Wunder, daß er lebt.

II.

Worin liegt das Geheimnis der wunderbaren Lebenskraft und fortdauernden Wirksamkeit unsers Luther? Ich denke: in einem

vierfachen. Luther war ohne Frage ein Genie, wie es wenige in der Welt gegeben hat. Es ist das Wesen des Talentes, an Vorhandenes sich anzulehnen und ihm neue Formen zu geben, es geschickt zu benutzen und zu verarbeiten. In diesem Sinne dürfen wir die Professoren, die zu Luthers Zeit in Wittenberg lehrten, hervorragende Talente nennen. Aber es ist das Wesen des Genies, nicht nur neue Formen, sondern neuen Stoff zu produzieren, neue Bahnen einzuschlagen und ganzen Zeiträumen den Stempel seines Geistes aufzuprägen. Trifft das nicht auf Luther zu? Von ihm datiert eine neue Periode der Weltgeschichte. Was Shakespeare auf dem Gebiete der Poesie, was Kant auf dem Gebiete der Philosophie, was unser gewaltiger Bismarck auf dem Gebiete der Politik sind, das ist Luther auf dem Gesamtgebiet der geistigen Kultur gewesen. Selbst die Römischen erkennen das offen an, indem sie genau wie wir Evangelischen in der Reformation einen neuen Abschnitt der Geschichte erblicken und mit den Hammerschlägen an die Schloßkirche zu Wittenberg einen neuen Zeitraum beginnen. Talente sind nur von beschränkter Lebensdauer, Genies wirken fort.

Aber Luther ist auch ein Original gewesen, ein Mann, der sich nur mit sich selbst vergleichen läßt. Der geistreiche französisch-protestantische Theolog Alexander Vinet sagte einmal: wir werden wohl alle als Originale geboren, aber wir sterben als Kopien. Ein Mann wie Luther ist als Original geboren worden und ist Original geblieben sein Leben lang, und was für ein Original! Es hat viele Professoren gegeben, aber nur einen Luther, es hat viele Prediger gegeben, aber nur einen Luther, es wimmelt von Dichtern und Schriftstellern, aber es giebt nur einen Luther. Kopien wandern zuletzt in die Rumpelkammer, aber Originale bleiben bestehen als die Vorbilder, an denen sich andere bilden.

Vor allem aber ist Luther ein Deutscher gewesen, ein Deutscher durch und durch, der vollendete Typus eines kerndeutschen Mannes, eines Mannes von deutschem Denken, deutschem Wollen und deutschem Empfinden. Mit allen Fasern seines Wesens wurzelt er im deutschen Volkstum. In ihm ist keine Ader, kein Blutstropfen romanischen oder semitischen Geistes und Wesens, er ist eine rein deutsche Gestalt vom Wirbel bis zur Sohle. Darum haben ihn die Römlinge so blutig gehaßt. In seinem Familienleben, in seinem öffentlichen Auftreten, in seinem Wort, in seiner That, überall offenbart sich sein deutsches Wesen. Die Feinde Luthers können es nicht begreifen, wie dieser Mann weder seinem Kurfürsten noch dem Kaiser, noch dem Papst und seinen Prälaten gegenüber sich ein Blatt vor den Mund nahm; aber das ist der deutsche Freimut. Sie zürnen, daß in seinen Schriften so mancher Ausdruck sich findet, der über das Maß des Erlaubten hinausgehe; aber das ist die deutsche Grobheit. Sie spötteln, daß er jenen Brief an sein Hänschen schreiben und am Sarge seines Magdalenchens so bitterlich weinen konnte; aber das ist das deutsche Gemüt. Sie rümpfen die Nase, daß er in den ernstesten Situationen noch zu scherzen vermochte; aber das ist der deutsche Humor. Ein Mann, in dem sich alle Saiten des deutschen Wesens so köstlich vereinen, mußte als Verkörperung des Deutschtums allezeit lebendig fortwirken.

Schließlich aber dürfen wir nicht vergessen, daß in Luther die beiden Kräfte leben, auf deren Harmonie alles Bestehende beruht; Gebundenheit und Freiheit. Würde Luther ein freisinniger Stürmer und Dränger gewesen sein, so wäre er nichts gewesen; und wäre er ein Reaktionär gewesen, so wäre es gleichfalls nichts mit ihm. Aber in ihm haben Pietät und Kritik, Konservatismus und Liberalismus eine glückliche Einigung gefunden, und das macht seine Größe aus. Hat irgend einer das Quieta non movere in Sachen des Glaubens heilig gehalten, so war er es: Jesus Christus, Gottes Sohn, war ihm unantastbar; das war sein Konservatismus. War aber irgend einer dem wahren Fortschritt hold in Sachen des Lebens, so war er es; weg mit allem Faulen und Unhaltbaren, hieß seine Losung. Und das war sein Liberalismus.

III.

Dies und vieles andre noch löst uns das Rätsel, warum Martin Luther fortgewirkt hat bis diese Stunde. Wohlan, wie er bis heute lebte, so soll er auch in Zukunft unter uns fortleben!

Wo soll er fortleben? Ich sage zunächst: in unsrer evangelischen Kirche. Luther hat stets in dieser Kirche fortgelebt trotz des Wechsels ihrer Formen und des Fortschritts ihrer Entwickelung. Etwas von Luthers Geiste war's, was in den alten lutherischen Streittheologen lebte, Luthers Geist hat die Pietisten erfüllt ebenso wie ihre Gegner, in der Theologie der Aufklärung kam wieder eine andere Seite Luthers zur Entfaltung und Auswirkung. Und wenn wir heute das Leben und Streben der evangelischen Kirche anschauen, so erkennen wir sein Bild und seine Wirksamkeit. Und dabei ist es durchaus nicht etwa die „lutherische" Kirche allein, die sich rühmen darf, den lebendigen Luther zu besitzen; überall wo evangelische Christen wohnen, ist sein Andenken wach und wirksam. Möge das immer so bleiben! Möge die evangelische Kirche in Wissenschaft und Leben, so weit dies überhaupt möglich ist, die Losung ausgeben: Zurück zu Luther! Möge insonderheit der Evangelische Bund auch fernerhin sich zur Aufgabe machen, das Andenken Luthers zu pflegen und das Bild des Reformators allezeit lebendig zu erhalten. Er darf es, denn der Evangelische Bund will ganz dasselbe, wofür Luther dreißig Jahre lang wie ein Löwe gekämpft hat. Er muß es, denn leider thut die offizielle Kirche zu wenig, um Luthers Gedächtnis zu pflegen. Nun wohlan, so wollen wir's thun, wie wir es zeither gethan, da wir uns zur Lutherfeier am 10. November zusammenfanden.

Luther soll fortleben in unsrer Kirche, aber auch in unserm Vaterland. Im Jahre 1883 sowohl als auch 1892 sind die Hohenzollern an Luthers Grabe erschienen und haben vor aller Augen Luther geehrt. Ich bin weit entfernt, diese Lutherfeiern zu überschätzen, namentlich die letzte, deren Wert mir im Licht der goldnen Dose für Ledochowski und andrer Freundlichkeiten, die man Rom erweist, recht zweifelhaft erscheint; aber das muß ich denn doch sagen: Huldigungen für den Reformator sind es doch gewesen, und die Hohenzollern wissen wohl, warum sie Luthern huldigen müssen, denn der Protestantismus hat die Hohenzollern und Deutschland groß gemacht. Nicht immer hat Preußen dies beherzigt, aber in Zukunft soll es dies beherzigen, und wenn es nicht ein vergeblicher Wunsch wäre, so wollte ich Rom gegenüber dem Grafen Caprivi ein Fünkchen wünschen von Luthers Geist. — Aber wir sind nicht nur Deutsche, wir sind Sachsen. In Sachsen zumal soll Luther fortleben. Längst sind die Zeiten vorbei, da Sachsens Fürsten einem Luther huldigten. Aber wenn sie es nicht mehr thun, so muß das Volk der Sachsen es doppelt thun. An der Brust sächsischer Fürsten, eines Friedrich des Weisen, eines Johann und Johann Friedrich, eines Heinrich und Moritz, hat sich die Reformation entwickelt. Sachsen war die Wiege des Evangeliums, und Sachsen soll der Hort des Evangeliums bleiben. Wie die sächsischen Städte Leipzig, Grimma, Borna, Leisnig, Zwickau, Meißen, Dresden, wie das ganze Land mit der Geschichte der Reformation unauflöslich verbunden ist, so soll das ganze Land seine Ehre darein setzen, Luthers Lehre und Luthers Geist treu zu bewahren und den Charakter des ganzen Volkes als eines evangelischen zu erhalten. Daß dies dringend nötig ist, brauche ich nicht erst zu beweisen. Die Ueberflutung Sachsens mit römischen Elementen geht gewaltig vorwärts, um 50 % haben sich die Römischen in den letzten zehn Jahren in Sachsen vermehrt, überall wachsen neue Kirchen empor, die römische Propaganda ist in energischer Thätigkeit.

Sorgt dafür, daß Luther fortlebe im Sachsenlande, daß er fortlebe in Dresden. Unsre Stadt hat den Reformator mehrmals in ihren Mauern sehen dürfen. Er ist dreimal in Dresden gewesen, 1516, 17 und 18. Drüben in Neustadt, wo die Klostergasse noch an das Augustinerkloster erinnert, hat er gewohnt. Wenn er heute wiederkäme, gewiß, er würde sich freuen, daß die evangelische Kirche in Dresden blüht, daß in einem halben Hundert Kirchen, Kapellen und Betsälen Gottes Wort verkündet, daß seine Bibel von Dresden aus rege verbreitet wird, daß von hier aus an den Evangelischen in der Zerstreuung, an den Heiden in der Ferne, an den Elenden in der Nähe treue Helferdienste gethan werden, daß auch hier ein Häuflein von Männern sich zusammengethan hat zur Wahrung der deutsch-evangelischen Interessen, daß in der Schule schon seine Lehre fleißig getrieben wird von einem treu-evangelischen Lehrerstand. Aber ob er nicht auch Trauer empfinden müßte? Daß ganze Schichten der Bevölkerung oben und unten der Kirche kühl gegenüberstehen, daß so wenige noch den Bestrebungen der Kirche ihre Hand leihen, daß oben der Geist Roms wieder eingezogen ist und unten der Geist Babels, das würde sein Trauern sein. Es muß anders, es muß besser werden!

Und es wird besser werden in Dresden, wenn Luther lebt in — unsern Herzen! Man hat es oft genug ausgesprochen: Luthers Werke müßten viel fleißiger gekauft und gelesen werden. „Wer wird nicht einen Luther loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein. Er sollte weniger erhoben und fleißiger gelesen sein!" — so könnte man frei nach Lessing sprechen. Noch viel mehr aber ist zu wünschen, daß Luthers Geist in uns walte und wirke, daß wir Abbilder dieses Vorbildes werden. Schafft

uns Bekenner und Beter wie Luther, schafft uns Männer ohne Furcht und Tadel wie er, und es soll bald besser werden, und der alte böse Feind soll zittern. — Aus den Anregungen des Lutherjahres 1883 erwuchs uns in unsrer Stadt ein herrliches Lutherdenkmal. Nach dem Plane eines Dresdner Meisters ist es von der Hand eines Dresdner Meisters gegossen. In Erz gebildet steht der Reformator dort drüben auf dem Neumarkt auf hohem Postament. Wie dort in Worms hat er seine Faust bekennend auf die Bibel gelegt, als wenn er sagen wollte: Das Wort sie sollen lassen stahn. Den Blick hat er gewendet hinüber zum Königsschlosse der Wettiner, denen das Evangelium so viel Gutes, aber auch so viel Böses verdankt. Vor der Frauenkirche hält er Wacht, wie er vor der evangelischen Kirche Wache hält. Aber — soll unser Luther nur im Bilde von Erz zu finden sein in unsrer Stadt? Nein, seine Person soll fortleben in unsern Herzen, daß man es uns anmerke: Luther lebt! Er lebt in unsrer Kirche, in unserm Vaterlande, in unsrer Stadt, in unserm Haus, in unsrer Brust! Dieser Jünger stirbt nicht. Er hat getragen Christi Joch, ist gestorben und lebet noch. —

23.

Das evangelische Kirchenlied und die Reformation.

Von Pastor Karl Storch in Magdeburg.

Psalm 98, 1: Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er thut Wunder.

Es giebt in der Geschichte der Völker rettende Thaten, durch welche sich die Macht eines höhern, die Menschheit gewaltig mit sich fortreißenden Geistes offenbart. Die Reformation ist eine solche rettende That. Wer dieses Kämpfen und Ringen, dieses Streiten und Siegen sinnenden Geistes betrachtet, der begreift, wie der ritterliche Ulrich von Hutten mitten in diesem Kampfe der Geister aufjubeln mußte: „Es ist eine Lust zu leben!“ Ein Kämpfen war es und ein heiliger Krieg, und Helden waren es, welche in diesem Kriege ihr blitzendes Schwert schwangen. Wenn der tapfere Georg von Frundsberg dem unscheinbaren Mönche an der Schwelle des Wormser Kaisersaales zurief: „Mönchlein! Mönchlein! du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben!“ so beugt sich der greise Degen vor dem Eindruck des Heldenhaften, den Luther allewege macht, und wenn Herzog Erich dem furchtlosen Mönche nach der welthistorischen Wormser Reichstagssitzung einen guten Trunk zur Labe schickte, so that er dies gleichfalls unter dem überwältigenden Eindrucke von Luthers Persönlichkeit. Der ritterliche, kämpfende Luther steht nicht bloß auf den Marktplätzen der Lutherstädte, er lebt fort und fort im Herzen seines Volkes als der Heerführer in der großen Geistesschlacht, die vom 31. Oktober 1517 an bis in unsre Tage hinein gekämpft wird.

Ein mächtig Banner hat er vor seinem Feldherrnzelte in Wittenberg aufgerollt, und wohin auch dieses Banner des evangelischen Glaubens getragen wurde, da scharte man sich im evangelischen Mute und in deutscher Kampfesfröhlichkeit zusammen, um Gut und Blut an die fleckenlose Ehre dieses Banners zu wagen. Und der schnellfüßige, siegesfreudige Träger dieses Banners, der das wehende Feldzeichen bald hier, bald dort aufpflanzte und mit weithallender Stimme die Kämpfenden sammelte, die Unschlüssigen warb, die Zagenden begeisterte? Er ist heute noch derselbe, wie vor drei Jahrhunderten, ebenso siegesgewiß, ebenso kampfbewährt, ebenso ritterlich — dieser Bannerträger der Reformation ist das Luthersche Lied.

Es ist in der Naturanlage des deutschen Volkes begründet, daß das Gemüt in ihm das Vorherrschende ist, und damit ist verbunden eine Anlage und ein Zug zum Singen und Sagen. Wo immer sich Deutsche zusammenfinden, da werden sie ihre Freuden und Leiden, ihre Stimmungen und Gefühle, ihre Hoffnungen und Befürchtungen im Liede und im Gesange feiern. Gelang es dem großen Volksmann Luther, die heiligste und tief innerlichste Sehnsucht des deutschen Volkes im Volksliede zum Ausdrucke zu bringen, so war schon dadurch wesentlich der Erfolg des großen Werkes mit verbürgt. Schon vor der Reformation wünschten deutsche Männer, daß auch „die Laien in den Kirchen und nicht bloß die Pfaffen in den Chören singen möchten;“ Luther wollte daher auch dem Volke den Mund, der ihm bis dahin gestopft war, öffnen, er wollte, daß die Kräfte der Volksnatur, welche einer Heiligung fähig wären, sich frei und freudig bewegten und durch das volkstümliche geistliche Lied erfrischt und zu einem würdigen Ausdruck gebracht werden sollten. Wie er die Bibel in deutscher Sprache zum deutschen Volke reden ließ, so sollte fortan das evangelische Volk von Gottes wunderbaren Thaten in deutscher Sprache singen und sagen können. Das Banner war dem evangelischen Deutschland mit der deutschen Bibel aufgerollt: aber der Träger dieses Banners wurde das Luthersche Lied.

Welchen Anklang fanden diese gewaltigen Lieder, in denen eine ganz neue Welt- und Lebensanschauung dem deutschen Volksgeiste entgegentrat! Schon die köstlichen Sangweisen, diese Ergüsse eines aus Gott schöpfenden Seelenlebens — wie entfesselten sie den Strom der Begeisterung! Wie man in den ritterlichen Zeiten den alten Heldensagen aus dem Munde fahrender Sänger gelauscht hatte: so griff nun das Volk mit durstiger Begier jedes Lied des protestantischen Glaubens auf. Was erst der Einzelne gesungen, das pflanzte sich mit Blitzesschnelle von Mund zu Mund fort. Wanderer, Spielleute, Bettler wurden solchergestalt zu Reisepredigern des Evangeliums. Von Stadt zu Stadt wurde das fröhliche Banner getragen, und wo man es aufrollen sah, da erhob sich Freudenlaut und Siegesjubel. Das geistliche Lied ward eine zeitlang durch seine Neuheit, durch die ihm innewohnende Glut der Begeisterung, durch die ihm anhaftende Kampfeslust und seine Opposition gegen das verrottete pfäffische Wesen der aus der Seele quellende Ton der Volksstimmung.

Ein bekannter Jesuit klagte: Hymni Lutheri animos plures quam scripta et declamationes occiderunt, d. h. Luthers Lieder haben mehr Seelen gemordet als Luthers Schriften und Predigten. Und gewiß — wenn die Annahme des evangelischen Glaubens für den Römling ein Selbstmord ist, dann hat der Jesuit Recht; denn die stille Gewalt, welche durch ein seelenvolles Glaubenslied über ein Menschenherz ausgeübt wird, ist unberechenbar. Habe ich es doch erlebt, daß ein Katholik, dem ich Luthers geist- und tongewaltiges „Ein' feste Burg ist unser Gott" vorgespielt, von der ursprünglichen Gewalt dieses Liedes gepackt ausrief: „Ja, das ist ein Lied! Das ist ein Lied!" Er mochte bei dem Klange dieser Melodie wohl etwas hören, wie das Aufmarschieren einer geschlossenen, kampfdurchglühten Armee!

Es kann hier nicht die Absicht sein, Entstehung und Plan der Lutherschen Lieder durchzusprechen; es soll hier nur darauf hingewiesen werden, daß an diesen Liedern wahr geworden ist, was man einst in den Tagen der Psalmen gesagt hat: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er thut Wunder!"

Und Wunder hat das Luthersche Lied gewirkt; auf naturgemäßeste Weise trug es den Weckruf der Wittenbergischen Nachtigall weiter. Der Bürgerstand, die Handel und Gewerbe treibende Klasse vor allem war es, welche außer den Theologen und den Ordensbrüdern Luthers die wittenbergischen Weisen in allgemeiner Sangeslust und Begeisterung verbreiteten. Besonders waren es die Tuchmacher, welche von ihren Reisen im Lande auf und ab so manches Lutherlied in ihr stilles Heim brachten. Es ist bekannt, wie ein armer alter Mann, seines Handwerks ein Tuchmacher, durch die Straßen von Magdeburg zog und dabei den Bürgern das neue Lied „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" zum Verkaufe anbot. Da, wo der Kaiser Otto über den alten Markt hinwegschaut, blieb er stehen und hub mit lauter, heller Stimme Luthers männlich ernstes Lied an zu singen. Bald sammelte sich um ihn ein Haufen Neugieriger, der sich von Minute zu Minute vergrößerte. Der Alte sang frohen Mutes weiter und verteilte dabei, was er von gedruckten Liedern bei sich hatte, unter die Menge. Die Neugier wurde zur Teilnahme; der und jener stimmte ein, und zuletzt sangen alle andächtig mit. Da schickte der päpstlich gesinnte Bürgermeister, Hans Rubin, seine Häscher ab und ließ den Tuchmacher festnehmen, der es gewagt hatte, ein Lied von D. Martin Luther zu singen. Das machte in der Stadt einen gewaltigen Lärm, und ehe es sich Hans Rubin versah, stand eine vielköpfige Menge tobend und schreiend vor dem Rathause: „Gebt uns den Tuchmacher heraus!" Der Rat war in Verlegenheit, doch mußte er schließlich dem drohenden Verlangen nachgeben. Die Gemeinde von St. Ulrich und St. Johannis aber erklärten: „Der ewige Herr und Bischof Jesus Christus sei ihr Hauptmann, und bei ihm wollten sie ritterlich fechten." Das evangelische Lied hatte sie für das evangelische Banner geworben und gewonnen.

Wie lustig flattert das Banner in der Braunschweigischen Stadtkirche. Da hatte sich der katholische Rat den Neuerern zum Trotze einen

Doktor der Theologie, den D. Sprengel aus Magdeburg zu Hilfe verschrieben. Der gelehrte Doktor fing alsbald an, scharf zu predigen; vermeinte er doch, daß er mit dreien seiner Predigten alle lutherische Ketzerei in Braunschweig ausgerottet haben würde. Da will er eines Tages durch einen Spruch aus dem neuen Testamente beweisen, daß man Gott die Seligkeit wohl abverdienen könne. Aber mitten in der Rede fuhr ihm einer über den Mund, der mit lauter Stimme sagte: „Herr Doktor, ihr führt den Spruch falsch an; in der heiligen Schrift steht anders geschrieben!" Sichtlich bestürzt, antwortete der Doktor: „Guter Freund, ihr mögt vielleicht eine andere Uebersetzung haben; in meiner ist's so geschrieben." Der aber ermannte sich und hielt dem Doktor harte Widerrede. Und ehe der gelehrte Herr noch sich fassen konnte, rief ein schlichter Bürger: „Pfaffe, du läugst!" und stimmte darauf mit heller Stimme das Lutherlied an: „Ach Gott vom Himmel sieh' darein." Und wie ein Sturm brauste es alsbald durch das Gotteshaus, und ehe noch der Sturm verhallt war, da war auch der große Doktor aus Magdeburg mit verweht. Ganz Braunschweig aber wurde evangelisch.

Welch' eine lebendige Scene entwickelte sich auf dem Hallischen Marktplatz! Der Rat war eben auf dem Rathause versammelt, um über energische Maßregeln gegen die „wittenbergische Pest" zu beratschlagen, als sich Bürger, Handwerker und Halloren auf dem Marktplatz zusammenrotteten. In der Mitte des Platzes hatte man die Stadtpfeifer aufgestellt, und während noch die Herren auf dem Rathause ob des Getümmels große Augen machten, fing der oberste der Pfeifer an, den ersten Ton von einem neuen Lutherschen Liede zu spielen und die versammelte Menge stimmte ein: „Es wolle Gott uns gnädig sein!"

„Der Teufel soll euch gnädig sein!" donnerte der Ratsherr Kurbauch mit gewaltiger Stimme dazwischen und sprang auf den Altan des Rathauses. Die Menge aber sang weiter. Sobald aber eine Pause eintrat, schrie Kurbauch: „Der Teufel soll euch gnädig sein!" — aber man hörte ihn nicht, und wer ihn hörte, lachte wohl gar und sang weiter: „Es wolle Gott uns gnädig sein!"

Da war Keiner, der nicht eingestimmt hätte in den ernsten, männlichen Gesang, und als er nun verhallt war, da klang vom St. Marienturme herunter wie ein Echo das Horn des alten Turmwächters, der nun auch das Morgenrot über der guten Stadt hereinbrechen sah.

Aber der Kanonikus Hoffmann konnte sich nicht bemeistern, und in die auf- und niederwogende Menge schrie er hinein: „St. Moritz und St. Magdalena! Seid ihr vom Satan besessen? Habt ihr der Wohlthaten vergessen, so die Mutter Kirche an euch verschwendet hat? Ist das der Dank für die Gebete, die wir täglich und stündlich um euretwillen gen Himmel schicken?"

Der Kanonikus war außer sich: „So komme denn Gottes Strafgericht über euch! Draußen auf den ketzerischen Dörfern hat der Tod sein Maul aufgerissen — die Pest waltet aller Orten — und nicht lange wird's dauern, so wird man eure Gebeine verscharren müssen draußen

auf dem Hundeanger, den Raben zum leckeren Fraße! Worauf wollt ihr euch verlassen?"

Und als letzte Antwort erklangen vom Marienturme die letzten Töne des Horns: „Es wolle Gott uns gnädig sein!"

Halle wurde alsbald evangelisch.

Was wollen wir nun aber von dem König aller Lieder, von Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott" erzählen! Wir alle kennen es und stehen staunend still vor dieser gewaltigen dichterischen und musikalischen That! Und wenn Mozart in seiner C-dur-Symphonie den ganzen Olymp erschließt und den Donnerer seine Locken schütteln läßt, daß die Erde in ihren Tiefen erbebt; wenn Beethoven in seiner Neunten gigantische Tonmassen türmt, um uns einen Himmel und eine Hölle des Gemütes aufzubauen, wenn neuere Meister sich alle Mittel unterthänig machen, um sie für ihre Zwecke zu benutzen — mich dünkt, sie müßten alle verstummen, sobald Luther in die Laute greift: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Man denke sich nur in diese Tonfülle hinein! Da ist jeder Ton ein riesiger Quaderstein, jeder Uebergang ein mächtiger Bogen, jeder Ausklang ein starker Schlußstein, und es baut sich daraus ein mächtiger Dom, die feste Burg unsers Gottes. Es giebt kein Lied, das mit ursprünglicherer Gewalt seine Tonwellen rauschen läßt, kein Lied, das so heldenhaft einsetzt und so siegesgewiß schließt.

Schnell als wären die Engel Gottes selbst Boten gelaufen, verbreitete sich dieses Lied an allen Orten. Bereits im Jahre 1532 sang es die lutherisch gesinnte Gemeinde zu Schweinfurt wider den Willen ihres katholischen Pfarrers in der Kirche, und die Kinder sangen es des Nachts auf der Gasse, bis die alte Nacht vergangen und der verheißungsvolle Tag angebrochen war. Bald wurde auch dieses Lied aller frommen, verfolgten Evangelischen Trotz und Trost.

So geschah es im Jahre 1537, als der edle Fürst von Anhalt, Wolfgang, vom Kaiser Karl V. in die Acht erklärt wurde, und sein Land einem spanischen Günstling des Kaisers zufiel. Still ergeben setzte sich der Fürst auf seinem Schlosse Bernburg zu Pferde, ritt durch die bestürzte Stadt und sang zum Abschied auf dem Marktplatze noch mit heller Stimme: „Ein' feste Burg." Und als er zu den Worten kam: „Nehm'n sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib," da hätte schier die Wehmut den Gesang erstickt, hätte er nicht fest und freudig fortgesungen: „Das Reich muß uns doch bleiben." Und sein Glaube hatte ihn nicht getäuscht, selbst sein weltliches Reich sollte ihm bleiben; denn nachdem er Jahre lang in Müllerstracht in der Mühle zu Körau sich verborgen gehalten, gelangte er 1552 durch den Passauer Vertrag wieder in den Besitz seines Landes.

So geschah es in dem traurigen Jahre der Mühlberger Schlacht 1547 an drei Männern, die nach Luthers Tode die drei Hauptsäulen der evangelischen Kirche waren, an Melanchthon, Jonas und Cruziger. Denn als sie, vom Kaiser aus Wittenberg verbannt, betrübt in Weimar einzogen, hörten sie ein Mägdlein am Brunnen singen: „Und wenn die

Welt voll Teufel wär," und fühlten sich gar sehr getröstet. Melanchthon aber sprach zu der frommen Sängerin: „Singe, liebes Töchterlein, singe; du weißt nicht, was für Leute du jetzo tröstest!"

So geschah es nicht minder das Jahr darauf, daß die vom Kaiser ihres Dienstes entlassenen evangelischen Prediger in Augsburg zu dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen kamen und demselben klagten, daß ihnen der Kaiser auch das römische Reich verboten hätte. Der Kurfürst stand auf und trat weinend ans Fenster, wandte sich aber bald wieder zu ihnen und fragte: „Hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten? — „Nein!" — „Ei!" fuhr er fort, „so hat es noch keine Not, das Reich muß uns doch bleiben; so wird Gott auch ein Land finden, da ihr sein Wort könnt predigen!"

So halfen die Lutherschen Lieder im Munde des Volkes die Reformation ersingen. Es war so, als ob das deutsche Volk als ein lange Dürstender an diesen reichen Liederquell heranträte und sich an der endlich gebotenen Labe gar nicht satt trinken könnte. Es war so, als ob ein siegprangender, gütiger Feldherr vor einem zertretenen Volke sein Banner aufrollte und das Volk auf dieses Banner schwören ließ. Es war ein heiliger Krieg, der auf der ganzen Linie entbrannte, aber der Bannerträger rief sein jubelndes „Viktoria!" laut hinein in die feindlichen Scharen und sein „Friede, Friede!" in die kämpfenden Herzen! Man gehe nur dem Bannerträger des evangelischen Glaubens auf seinen reichgesegneten Pfaden nach —

> Wer zählt sie all in stiller Kammer,
> Die Herzen, arm und krank und matt,
> Die Luthers Lied in tiefem Jammer
> Getröstet und beseligt hat?
> Wer sah die Augen all, die feuchten,
> Sich dankvoll richten himmelan?
> Wer sah die nassen Blicke leuchten,
> Zu beten für den Gottesmann?

Man weise diesen Bannerträger einmal aus dem Lande — und was bliebe uns? Wohl es bliebe uns das Bibelwort und das Lutherwort: aber der Liederfrühling, welcher unser heiliges Banner umweht, müßte verblühen und verwelken. Und mit ihm wäre dahin der zarte Duft evangelischen Trostes und Dankes. Wohl ist Luthers Lied hart, wohl schreitet es „in Reiterstiefeln" einher, aber wer diesem mannhaften Bannerträger unter den Harnisch, in das Herz zu sehen vermag, der findet dort eine Treue, die in den Wechselfällen des Lebens bleibt, einen Trost, der mächtiger ist als alles Elend, einen Glauben, der fürwahr Berge zu versetzen imstande ist. Wohl weiß unsre Zeit zierlichere Reime zu schmieden, zartere Bilder zu ersinnen, aber dieser geharnischte Luther-Reim, der sich sozusagen mit Schwerteshieb den Klang erzwingt, wird seine Wirkung nimmermehr verfehlen.

Und so soll das evangelische Banner fliegen über Berg und Thal, soll auf Flügeln des Gesanges in alle evangelischen Herzen und Häuser

hineinrauschen und das deutsch-evangelische Volk soll sich um diesen seinen Bannerträger in hellen Haufen schaaren und seine Ehre hinausklingen in alle Lande, hinaussingen trotz Wall und Mauern, trotz Zeitennot und Glaubensjammer:

Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort!

24.

Luther und das deutsche Haus.*)

Von Professor D. Paul Tschackert in Göttingen.

Wenn wir Evangelische bei kirchlichen Gelegenheiten das Gedächtnis Luthers erneuern, so haben wir zu solchen Feiern guten Grund; denn mit Dank gegen Gott ehren wir in Luther den Erneuerer der Kirche, welcher den Zugang zur freien Gnade Gottes in Christo uns wieder erschlossen und uns befreit hat von der Werkgerechtigkeit, vom Priesterjoch und von der Last einer unkontrollierbaren Tradition, durch welche unsre Gewissen hätten gebunden bleiben müssen. Es ist das religiöse Erbe Luthers, von welchem wir Evangelische in deutschen Landen heute noch alle zehren. Die Kirche kann daher seiner nie vergessen. Aber auch der Staat sollte es nicht, der moderne Staat, unser Staat; denn daß es überhaupt einen modernen Staat giebt, welcher das Recht seiner Existenz nach Gottes Ordnung in sich selber trägt — der Begriff der Selbständigkeit des Staatswesens ist eine Schöpfung des Protestantismus, dessen Grundbekenntnis, die Augsburgische Konfession (im Artikel XVI) davon Zeugnis ablegt. Früher aber als Kirche und Staat war die Familie da; denn sie stammt aus Gottes ältester Ordnung, die er stiftete, als er Mann und Weib zur Ehe schuf und Kinder ihnen zum Segen geboren werden ließ. Seitdem giebt es eine Familie, d. i. die durch Abstammung verbundene Gemeinschaft von Eltern und Kindern, wo Vater und Mutter selbständig walten kraft der Autorität, welche ihnen nach göttlicher Ordnung unmittelbar innewohnt, während die Kinder ihnen Gehorsam leisten, bis sie selbständig werden, aber in Pietät ihnen verbunden bleiben bis zum Tode. Es ist die innigste natürliche Gemeinschaft; sie dehnt sich aus zur Verwandtschaft, zum Stamme und Volke und wird so die Grundlage des Staates. Der Staat ruht auf der Familie; aber auch die Kirche wird die engsten Beziehungen zur Familie unterhalten müssen; soll sie doch Kirche des Volkes sein, soll Herzen und Häuser mit Kräften des ewigen Lebens füllen.

Wenn in einem Volke die Familie erwächst, wie wir es wünschen, so bildet sich durch die Harmonie von Autorität und Pietät ein Leben voll

*) Vergl. J. Köstlin, Luther. 2. Aufl. 1882; E. Meuß, Pfarrhaus 1877; W. Baur, Pfarrhaus 1884.

Liebe und Treue, das dem Manne eine Quelle der Kraft für seine Berufsarbeit wird, der Frau dabei die Welt, welche sie durchwaltet, und den Kindern die Heimat. Die Stätte dieses Familienlebens, das „Daheim der Familie", ist das Haus. Wir verstehen darunter hier nicht nur den Bau von Stein, in welchem man wohnt, sondern dazu auch seine Insassen, die Familie: Eltern, Kinder, Gesinde und Hausgenossen.

Auf einer bestimmten Scholle erbaut, wird das Haus überall einen nationalen Charakter an sich tragen; auf deutschem Boden kann es nur ein deutsches sein, geordnet nach den Eigentümlichkeiten deutscher Sitte und durchhaucht von der Traulichkeit deutschen Gemütslebens; Unterhaltung und Erzählung, Gesang, Lektüre, Pflege der Kunst und alles was zur Bildung gehört, wird hier deutsch sein.

Bei dem Deutschen, welcher seine Heimat liebt, wird das Haus in diesem sittlich-ökonomischen Sinne in hoher Achtung stehen. Wohl wissen wir als Christen, daß wir hienieden keinen Anspruch auf eine „bleibende Statt" haben, und daß ein heiliges Heimweh uns himmelan ziehen soll; aber ausruhen dürfen wir auf diesem Wege, dürfen in der häuslichen Rast Kraft schöpfen zu neuer Arbeit in unserm Beruf und im häuslichen Frieden die Freuden genießen, welche Gott uns schenkt. Darum hat die Heimat für uns einen süßen Klang, und bedauernswert erscheint uns, wer nirgends „zu Hause" ist.

Wenn man aber jetzt unter den socialen Nöten der Gegenwart in weiten Kreisen des deutschen Volkes auf den Wert des Hauses sich besinnt, so wird es nicht unzeitgemäß sein, der Verdienste zu gedenken, welche sich Martin Luther um unser Familienleben erworben hat. Der gottbegnadigte Mann, welchem die Welt die Erneuerung des reinen Christentums verdankt, er, welcher in der öffentlichen Meinung für die Selbständigkeit des modernen Staates überhaupt erst Raum geschaffen hat, er ist auch um unser Familienleben hoch verdient; denn er hat ihm erstens die rechte Ehre erstritten, hat ihm zweitens ein evangelisches und volkstümliches Gepräge verliehen und es drittens zur Lösung hoher Kulturaufgaben befähigt.

Luther hat zuerst durch sein Auftreten gegen den erzwungenen Cölibat dem Hause die rechte Ehre erstritten. Unter diesem Gesichtspunkte betrachten wir seinen Kampf gegen die Mönchsgelübde, den er seit 1521 geführt. Als Luther auftrat, fand er in der Kirche den Cölibat des Klerus, der Priester, der Mönche und der Nonnen vor; die Ehe war ihnen verboten, ja der Verzicht auf sie galt als ein so gutes Werk, daß man dadurch nach katholischer Anschauung in den Stand der Vollkommenheit kommt. Als eine religiöse Verirrung mußte Luther daher den Cölibat bekämpfen; denn wenn der Mensch, wie Luther lehrte, aus freier Gnade Gottes zum Heile gelangt, so kann man sich eben nicht durch gute Werke selbst erlösen und vollkommen machen. War doch der Reformator auch Mönch gewesen und hatte die Vergeblichkeit eigenmächtigen Ringens nach Frieden des Gewissens schmerzvoll an sich erfahren. Darum mußte er das Streben nach eigenen Verdiensten vor Gott für einen Irrweg

erklären. Für ihn war es also Glaubenspflicht, die Gelübde der römischen Kirche und besonders das der Ehelosigkeit zu bekämpfen, und was er gegen den erzwungenen Cölibat geschrieben, gelangte zuerst zu „praktischer Durchführung." Unter Luthers Schülern heiratete schon 1521 der Propst von Kemberg Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen; von Luthers Gesinnungsgenossen aber war schon vorher Paul Speratus, Domprediger zu Würzburg, in die Ehe getreten; 1522 heiratete Justus Jonas in Wittenberg, Bugenhagen ebenfalls 1522, 1523 Wencenslaus Link; andre folgten; und aus den Klöstern traten seitdem Mönche und Nonnen ohne Zahl. Luthers Wort hatte eine mehr als tausendjährige Tradition gebrochen. Die Priesterehe ward eingeführt, und in Deutschland erstand das evangelische Pfarrhaus. Es ist ein Segen geworden für unser Volk, eine Zuflucht für hilfesuchende Glieder der Gemeinde, eine Stätte der Bildung und der guten Sitte, daher fast immer nach irgend welcher Seite dem Idealen zugewandt, von dem Gemeinen wenig berührt, und in seinen Familien von bekannter physischer Dauerhaftigkeit. Es darf stolz sein auf seine Geschichte; gehört vielleicht auch das Beste, was das evangelische Pfarrhaus leistet, zu dem, was der himmlische Vater im Verborgnen sieht, so hat es doch statistisch nachweisbar für die Kultur geleistet, was kein andres Haus aufweisen kann; hervorragende Männer der Wissenschaft aller Fakultäten sind aus ihm hervorgegangen, Gelehrte, Denker und Forscher, und die Dichtkunst hatte im Pfarrhause oft ihr Heim.

Luther hatte den Cölibat bekämpft als einen „falschen Gottesdienst", aus religiösen Gründen; das Verbot der Ehe hielt er für satanisch, und in einer geharnischten lateinischen Schrift vom Jahre 1521 (de votis monasticis) verwarf er sämtliche rechtlich bindende Gelübde des Klosterwesens. Er hat aber auch nicht versäumt, darauf hinzuweisen, daß der Cölibat, wenn wider die Natur erzwungen, zur Unnatur führt und schlimme sittliche Schäden im Gefolge hat. Er hat auch, indem er den erzwungenen Cölibat als eine teuflische Erfindung brandmarkte, dadurch zugleich dem weiblichen Geschlechte und dem Hause die ihnen gebührende Achtung verschafft. Der Pfarrstand, den Gott eingesetzt, daß er die Gemeinde mit Predigt und Sakramenten regiere, soll auch in ihr wohnen und haushalten. So erhob der Reformator die Ehe zum allerheiligsten Stande. Wie sticht diese Ansicht von der katholischen ab! Auf Rafaels Gemälde vom Sündenfall in den Loggien des Vatikans ringelt sich am Baume im Garten vor Eva und Adam die Schlange empor; sie trägt das Haupt eines Weibes; das Weib ist die Thür des Bösen, so meint man in römischer Weltanschauung. Darum soll der Priester sich nicht mit ihm beflecken; zwischen Ehe und Priesterweihe giebt es kein einigendes Band; für den Priester ist das Weib zu schlecht. Luther aber erhob das Weib zu der Ehre, die ihm durch Gottes Ordnung gebührt, Gehilfin des Mannes zu sein in jedem Stande; er hat das Odium weggehaucht, das nach katholischer Anschauung auf dem Weibe ruht; so ist

nunmehr wie sie selbst, auch die Sphäre ihres Schaffens zu höherer Würde gelangt; in jedem Hause darf die Frau ihren Einfluß geltend machen, helfend, sittigend, bildend, wie im weltlichen so im geistlichen Hause.

Eifrig hatte Luther von 1521 an in Schriften und Predigten gegen den erzwungenen Cölibat gekämpft voll Freimut und heiligem Zorn als gegen ein Menschengesetz, auf welchem der Fluch laste; da beschloß er, um alle Konsequenzen seiner Lehre auf sich zu nehmen, nun auch selbst in den Ehestand zu treten. Er heiratete 1525 die frühere Nonne Katharina von Bora, und das gerade in einer Zeit, wo er nach dem Bauernkriege wegen seiner Prinzipien aufs heftigste angefeindet wurde. Er wollte vor aller Welt beweisen, daß er sich vor den Konsequenzen seiner eignen Lehre nicht fürchte. Die Ehe war mit Kindern gesegnet; drei Söhne und zwei Töchter wurden den Eltern geschenkt; das ehemalige Augustinerkloster zu Wittenberg war nun Luthers Haus geworden. Die Ehe Luthers hat nichts Weichliches, aber auch nichts Herbes an sich; in Gottesfurcht thun die Ehegatten nüchtern ihre Schuldigkeit in ehrlicher Zuneigung und Treue; Glücksgüter standen ihnen nicht zu Gebote; aber das tägliche Brot hatten sie stets zur Genüge, so daß außer Kindern und Gesinde stets noch Hausgenossen und Gäste unter ihrem Dache Platz fanden. Wenn sich Luther in seinem alle Kräfte anspannenden Berufe müde gearbeitet hatte, war das Haus ihm die Stätte der Erholung; wir kennen das Bild, wo er im Kreise der Seinen die Laute schlägt; die älteren Kinder singen dazu, Frau Käthe sitzt dabei, das jüngste der Kinder auf dem Schoß, und von den Hausfreunden lauscht Magister Philippus. Was in diesem Hause vorging, blieb nicht verborgen; es war durchsichtig für Freund und Feind; aber es hat die Probe der Prüfung bestanden und ist in vielen Beziehungen noch heute für uns ein Musterhaus, was doch nicht von den Häusern aller deutschen Geistesheroen gesagt werden kann.

Und zwar ist Luthers Haus zunächst ein evangelisches.

Hier steht an der Spitze des Ganzen der Hausherr als Hausvater und Hauspriester. Die Persönlichkeit des Hausvaters bestimmt das Haus; er besitzt die Autorität; neben ihm waltet die Gattin als Hausfrau und Mutter; der ehrfurchterweckenden Autorität der Eltern aber entspricht auf Seiten der Kinder die Pietät, mit welcher sie sich dem Vater und der Mutter unterordnen. So ist in Luthers Hause zu allernächst das rechte evangelische Grundverhältnis vorhanden. Die Eltern stehen als Stellvertreter Gottes im Hause über Kindern, Gesinde und Hausgenossen. Das ganze Haus erbaut sich auf evangelischer religiöser Grundlage. —

Darum weiß sich Luther auch als Hauspriester: er leitet die Seinen an zum Gebet, lehrt sie den Glauben und erklärt ihnen das Wort Gottes. In der sogenannten Haustafel lehrte er sein Gesinde den Morgensegen, die Tischgebete und den Abendsegen schriftgemäß und so populär, daß ein Kind sie mit Verständnis nachsprechen kann. Er schuf seinem Hause eine evangelisch-religiöse Hausordnung; so empfing das Leben der Alltäglichkeit von vornherein eine Weihe; das Haus wußte sich in Gottes Hut, und darüber war man fröhlich und guter Dinge.

Die Hauptarbeit der Eltern im Hause ist die Erziehung der Kinder. Luther leitete sie mit Autorität, aber ohne herbe Strenge; mit Liebe, aber ohne Empfindsamkeit. Von seinen Kindern verlangte er Gehorsam; lieber wolle er einen toten als einen ungezognen Sohn; aber die Heranbildung seiner drei Knaben sollte geschehen gemäß ihrer Veranlagung; wünsche einer von ihnen Kriegsmann zu werden, so wolle er ihn dem Erbmarschall Löser zuschicken; eigne sich einer zu den Studien, so sollten ihn Justus Jonas und Philipp Melanchthon haben; „wer mit der Hand arbeiten wolle, den wolle er zu einem Bauern fertigen.“ Bei dem bewegten Leben, das Luther führen mußte, konnte er sich persönlich nicht so genau um die Erziehung der Kinder kümmern, als er wollte; aber das Ziel, welches ihm vorschwebte, die Mündigkeit, ist doch erreicht; von den Söhnen starb der mittlere früh, der älteste und der jüngste erlangten angesehene bürgerliche Stellungen, der eine als Rat eines Fürsten, der andre als Arzt. Von den Töchtern starb Magdalene im frühen Alter, während die andere, Margarethe, dank einer sittigen Studentenliebe, einen ostpreußischen Adeligen, Herrn von Kunheim, heiratete, welcher in Wittenberg studiert hatte.

Zum Hause gehört das Gesinde. Luther hielt es in einem gesunden Pietätsverhältnis und ließ ihm eine menschenwürdige Behandlung zu teil werden, verlangte aber strenge Aufsicht über die Dienstboten; denn, so singt er gelegentlich:

„Das Gesinde nimmermehr bedenkt,
Was Nutz und Schaden im Hause bringt;
Es ist ihm nichts gelegen dran,
Weil sie es nicht für eigen han.“

Zu Kindern und Dienstboten gesellte sich in Luthers Hause ein bunter Kreis von Hausgenossen. Verwandte, wie die „Muhme Lene“, welche der Hausfrau die Kinder pflegen half, Bekannte und Gesinnungsgenossen, Studierende, welche in Wittenberg durch ihn sich bilden ließen, Flüchtlinge von auswärs, die bei ihm oder durch ihn Zuflucht suchten, Personen aller Stände, vom einfachen Manne bis hinauf zur fürstlichen Frau — sie alle fanden gelegentlich auf längere oder kürzere Zeit Obdach, Nahrung und Beschäftigung bei Luther, und staunen mag man nun, wie er es bei seinem lange Zeit schmalen Einkommen eine solche Gastfreiheit hat möglich machen können. Das „Gastfrei zu sein ohne Murren“ gehört für Luther gerade so zu den evangelischen Eigenschaften des Hauses, wie die sittlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Herrschaft und Gesinde.

Evangelisch-christlich ist die eine, deutsch-volkstümlich die andre Seite an Luthers Hause. Wie der Reformator selbst auch nach dem Urteile eines der gebildetsten Gegners der Reformation als eine Personifikation des deutschen Volkscharakters erscheint, wie er seine deutsche Art in seinem öffentlichen Auftreten nie verleugnet, sondern selbst wie kein zweiter in seiner Reformationsschrift „an den christlichen Adel“ das Volksgewissen aufzurütteln verstand: so ist erst recht sein

Privatleben, sein Haus, durch und durch deutsch. Er machte ferner durch seine deutsche Bibelübersetzung Gottes Wort zum deutschen Hausschatze. Nachdem er die Propheten und Apostel „gezwungen“ hatte, deutsch zu sprechen, so lernte man jetzt in unsern Häusern an dieser Bibel die deutsche Sprache, und in die Hausbibel trug später der Hausvater die Hauschronik ein; als die Gelehrten in deutschen Landen lateinisch sprachen, und die Fürstenhöfe sich in der Nachahmung französischen Wesens gefielen, sind durch Luthers deutsche Bibel unsre Häuser und unsre Herzen deutsch geblieben. Und zur Bibel schenkte er uns den deutschen Katechismus und das deutsche Gesangbuch. So lehrte er uns in unsrer Muttersprache mit unserm Gott verkehren; in die Muttersprache aber legt ein Volk seine tiefsten Gefühle. Keiner konnte ein Bedürfnis darnach tiefer empfinden als Luther; denn willensstark und fest wie die Eiche im Sturm war er doch weich von Gemüt und den Kleinen ein sinniger Freund. Wie meisterhaft verstand er es, mit den Kindern kindlich zu verkehren und an ihren Freuden teilzunehmen! Wie herzig malt da der deutsche Kinderfreund in einem Briefe von der Koburg seinem vierjährigen Söhnchen Hans ein Paradies für Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. „Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten; da gehen viel Kinder innen, haben goldne Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen und Pflaumen, singen und springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit goldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Dann im Garten eine feine Wiese, zum Tanzen zugerichtet; da hängen eitel goldne Pfeifen, Pauken und silberne Armbrüste.“ So schreibt des Knaben lieber Vater, Martinus Luther. Sein Brief aber ist noch heute in deutschen Kinderbüchern ein vielgelesenes Blatt.

Grunddeutsch war an Luther auch der Humor, welcher unter der Form des Scherzes tiefes Gemüt offenbart. Als sein alter Diener sich einen Vogelherd anlegte, ließ Luther die Amseln, Drosseln, Finken und andern ehrbaren Vögel eine Klageschrift einreichen, daß der Diener ihnen die Freiheit nehme, in der Luft zu fliegen und Körner von der Erde aufzulesen, ja nach Leib und Leben ihnen nachstelle, während sie nichts gegen ihn verschuldet hätten. Luther möge ihn lieber anhalten, Abends ihnen Futter zu streuen und früh nicht vor acht Uhr aufzustehen. Es war die helle Freude an der Natur und am Leben der Tiere, die Luther die Feder geführt hatte. — Die Gespräche sodann, welche Luther, ein Feind der Einsamkeit, bei Tisch zu halten liebte, von denen viele durch begeisterte Tischgenossen nachträglich aufgezeichnet sind, offenbaren eine Fülle gemütlicher Aussprüche voll Lebensweisheit und Lebensfreude. Nimmt jemand Anstoß an unfeinen Ausdrücken, welche heute auffallen, so wolle man nicht vergessen, daß die damaligen Sitten rauher waren als die unsrigen; finden sich doch z. B. in den Briefen selbst der frömmsten und vornehmsten Frauen jener Zeit derbe Ausdrücke, welche heute vor dem Ohre unsrer Frauen nicht laut werden dürften. Und alle Derbheit Luthers kann man ihm verzeihen, weil sich in seinen Reden nirgends auch nur ein Anflug

von Gemeinem findet; es ist keine schlüpfrige Stelle darin. So bleibt sein Haus uns Musterstätte edler Traulichkeit.

Dies Haus, wie er es sich schuf, konnte nicht isoliert bleiben. Aus dem evangelischen Grundcharakter, den es trug, ergab sich folgerichtig, daß es sich erschloß für die Mitarbeit an den hohen Aufgaben, die des Hauses harren in der Gesellschaft, im Staate, in der Kirche und in der Pflege der allgemeinen Kultur. Schon durch die Freundschaften, die Luther pflegte, durch die Gastlichkeit, die sein Haus auszeichnete, hat es einen geselligen Charakter gewonnen. Das Haus wird ein socialer Faktor; wer in ihm ein- und ausgeht, darf sich erfrischen und erquicken; so wird es eine Quelle der Freude für einen ganzen Kreis. Das Haus im Sinne Luthers hilft Segen in der Gemeinschaft stiften; es ist der feste Ausgangspunkt aller gesunden socialen Bestrebungen in der Gemeinde.

Das Haus aber steht auf einer bestimmten Scholle im Vaterlande; die bürgerliche Gesellschaft, in die es hineinwirken soll, wächst im Vaterlande auf; das Vaterland ist unser aller Nährboden, und das Volk, das darin wohnt, unser Mutterschoß, dem wir unsre Anlagen verdanken; wir sind mit ihm verwachsen mit allen Fibern unsers Wesens. Die rechtliche Form des Volkes aber ist der Staat, und die Obrigkeit ist Hüterin der Ordnung und Schützerin aller nationalen Güter. Steht es mit dem Staate wohl, so ist jeder Bürger geborgen. Darum pflegt das Haus im Sinne Luthers vaterländische Gesinnung, Wertschätzung alles dessen, was Gott der Nation verliehen, und ehrliches Streben, das öffentliche Wohl zu fördern. Hier kann Luthers Verdienst nicht hoch genug angeschlagen werden, daß er es war, welcher dem weltlichen Berufe wieder seine volle Ehre zurückerobert hat. Nicht das Leben weltflüchtiger Heiliger zu kopieren, ist unsre Aufgabe, sondern jeder Mensch soll seinen Beruf wahrnehmen und dessen warten, was ihm befohlen ist; jeder ordentliche Dienst, auch der niedrigste, auch der des Knechtes und der Magd, wird so ein Gottesdienst, und mit gutem Gewissen kann und soll ein jeder von uns zum Aufblühen des Vaterlandes und zur Erhaltung des Staates mitwirken. Zwar hat Luther das politische Gebiet nicht berufsmäßig betreten; sein Reformationswerk war ein rein religiöses; aber in der Konsequenz seines Prinzips lag es, daß das nationale Bewußtsein durch ihn gehoben werden mußte.

Aus der Stellung, welche Luther dem Hause anweist, erwachsen diesem aber auch besondere kirchliche Pflichten. Das Haus soll die Kinder durch die Taufe in den Schoß der Kirche legen lassen und sie zum kirchlichen Glauben erziehen; es soll selbst teilnehmen am kirchlichen Gottesdienst; soll christliche und kirchliche Sitte pflegen und an den Werken der Liebe innerhalb der Gemeinde helfen, soweit seine Kraft reicht, um seinerseits mitzuwirken, daß die Kirche ihre Mission in und am Volke vollziehen könne, damit durch sie das Reich Gottes komme.

Mit diesem Begriffe steigt die Aufgabe des Hauses auf ihre letzte Höhe. Familie, Staat und Kirche sind an besondre Grenzen gebunden; die Familie ein Kreis um die Eltern, der Staat national begrenzt, die Kirche in der Gestalt von Landeskirchen; sie alle sind nur Organe zur Herausbildung des Reiches Gottes. Das umspannt alle Verhältnisse, und Gottes Wille herrscht darin als der königliche. Und nicht bloß Familie, Staat und Kirche umfaßt es, sondern soweit persönliches Leben und Wirken überhaupt sich erstreckt, über das ganze Gebiet des Wahren, des Guten wie des Schönen, über das unendliche Gebiet der Wissenschaft und der gesamten Kultur, reicht Gottes Reich. Ohne ein eigentlicher Kultur-Theoretiker zu sein, hat Luther doch für alle diese Aufgaben einen offenen Sinn gehabt, und in dem Hause, wie er es dachte, war Raum auch für die Pflege dieser höchsten Aufgaben des Menschengeistes. Von den Wissenschaften hielt er z. B. die Sprachen so hoch, daß er sagte, es stecke das Schwert des Geistes darin, und zu seinen Hausfreunden gehörte auch ein Lukas Cranach, der Maler der Reformation.

Darum, wenn wir dankbar des Reformators der Kirche gedenken, vergessen wir dabei nicht, was er für unser Haus gethan; er hat es frei, er hat es fromm und geistig reich gemacht.

25.

Von Luther — durch Gustav Adolf — zum großen Kurfürsten.

Ein Blick in die Geschichte der Grundlegung des neuen Deutschen Reiches.

Von Konsistorialrat D. Leuschner in Wanzleben,
Schriftführer des Evangelischen Bundes.

Unser Volk hat am 18. Januar den Jubeltag seiner politischen Wiedergeburt gefeiert; es hat die Helden geehrt, welche so große Siege errangen, an ihrer Spitze den herrlichsten von allen, König Wilhelm, der im Schlosse zu Versailles die deutsche Kaiserkrone empfing, — und hat Gott für seine Gnade gedankt. Aber kaum irgendwo in Festreden oder Festbetrachtungen fand sich eine Hindeutung auf den tieferen Grund, aus welchem ein so bedeutungsvolles Ereignis hervorging. Entbehrte es dieses Grundes? Ging ihm keine Geschichte, ausgenommen etwa die von 1864 und 1866 oder die von 1813 voraus? Zuweilen will es erscheinen, als wäre dem heute lebenden Geschlecht der einsichtige Blick in jede weiter zurückliegende Vergangenheit verschlossen, als wäre ihm selbst der Sinn für eine derartige Weise der Betrachtung abhanden gekommen. — Ist es die im Jahre 1806 vom Haupte der österreichischen Herrscher gesunkene Krone, welche König Wilhelm von Preußen mit

kraftvollerer Hand aufnahm, und das Hohenzollernreich die Erneuerung jenes alten, ruhmlos begrabenen „römischen Reiches deutscher Nation"? Es dürfte uns nicht verwundern, wenn bei einem so weitgehenden Mangel an Verständnis für die Entwickelung unsers Volkes es wirklich gelingen sollte, unsern Zeitgenossen auch noch diesen Glauben beizubringen. Nein, Gott Lob, diese Krone und dieses Reich sind für immer dahin. Der entscheidende Sieg Preußens über Oesterreich im Jahre 1866 hat ihre Wiedererweckung unmöglich gemacht. Aber selbst mit ihrem erhabenen Vorbilde, der Krone Karls des Großen, der sächsischen Kaiser, der Franken und Hohenstaufen hat unsre Hohenzollernkrone nichts gemein. Von Rom, von jenseit der Berge war deren Herkunft, aus des Papstes Händen mußte sie empfangen werden; und das Reich, dessen Phantom jene Herrscher nachjagten, war ein Weltreich, kein deutsches Reich. Wir thäten darum wohl, uns nicht unbedacht dem Zauber der sinnreichen Barbarossasage hinzugeben. Die Raben fliegen noch immer. Sie könnten, wenn sie leise und allmählich enger ihre Kreise ziehen, auch dieses neue Kaisertum und Volk in den Schlaf der Selbstvergessenheit versenken. Heut gilt es, wie nie zuvor, zu wachen und nüchtern zu sein, uns klar und vollbewußt zu werden, woher wir gekommen sind und woraus die Krone erwachsen ist, welche Gott an dem ewig denkwürdigen 18. Januar des Jahres 1871 in König Wilhelms Hände legte.

Hier soll versucht werden, einen Einblick in die Geschichte der Grundlegung zum neuen deutschen Reich zu geben. Sie ist eine Geschichte voll schwerer, immer neu anhebender Kämpfe, keine einfache That. Auch das will erkannt und gewürdigt sein. Sie knüpft sich an drei Heldennamen — Luthers, Gustav Adolfs und Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten von Brandenburg. Sie wurzelt aber schließlich in dem einen, der die beiden Andern trägt, in Luther, dem Anfänger der neuen Zeit.

Und so wäre dieses deutsche Reich im letzten und tiefsten Grunde ein Werk der Reformation? Es kann nur befremden, wenn auch deutsche Protestanten noch so fragen. Aber begreiflich wird es, wenn man erwägt, wie es fast zum unumstößlichen Grundsatz auch für die protestantische Geschichtsbetrachtung geworden ist, von Luther und der Reformation zwar reiche geistliche Segnungen, aber zugleich den politischen Verfall unsers Volkes, das Unglück des dreißigjährigen Krieges und seine jahrhundertelange Ohnmacht herzuleiten. Stand doch auch in einer der zur Verteilung an unsre Jugend bestimmten Festschriften des 18. Januars Folgendes zu lesen:

> „Das Geschichtsbild der neuern Zeit zeigt, wie diese Zeit so viele Verhältnisse gänzlich umgestaltet und in ihrem Schoße auch eine neue Spaltung des Volkes, die Reformation, erzeugt hat. Die Entwicklung der Einheit wird dadurch auf lange, lange Zeit unmöglich gemacht. Die Reformation (1517) unter der Regierung Kaiser Karls V. (1519—1556) veranlaßte nicht nur Spaltungen in der Kirche, sondern auch des ganzen deutschen Volkes und der Fürsten Deutschlands. Durch sie wurde das bereits gelockerte Band der deutschen Bruderstämme, sowie der deutschen Fürsten leider gänzlich zerrissen."

Das hat ein Evangelischer, ein Gebildeter, ein Doktor der Philosophie geschrieben, und es ist nichts Absonderliches. Es spiegelt sich darin eine noch gegenwärtig an höhern und niedern Schulen herrschende, in zahllosen Geschichts-Leitfäden ausgeprägte Weise der Betrachtung. Aber man kann daraus viel lernen, vor allem zur Erklärung unsrer Unfähigkeit, dem immer gefahrdrohenderen Andrängen der römischen Kirche erfolgreichen Widerstand zu leisten. Denn wir kämpfen mit gebrochenem Schwert. War das die Folge der Reformation, welcher gute Patriot mag dann ernstlich an ihren Segen glauben? Höchstens diejenigen noch werden es thun, welche in den innersten Gehalt derselben eingedrungen sind. Aber auch sie kommen in einen schweren Konflikt zwischen Religion und Vaterlandsliebe. Für die Ewigkeit soll die Reformation heilbringend gewesen sein, — aber für Zeit und Welt und vor allem für das teure Vaterland ein Verderben, welches erst jetzt, nach langer, schwerer Schädigung wieder gut gemacht wurde!?

Was ist denn nun die Wahrheit an dieser Sache? Die Wahrheit blickt durch die angeführten Sätze für den, der sehen will, klar genug hindurch. Bezeugen sie doch selber: „das Band der deutschen Bruderstämme, sowie der deutschen Fürsten war bereits gelockert!" Die Wahrheit ist, daß das Papsttum zu Rom, im Bunde mit Frankreich und mit treulosen deutschen Fürsten die kaiserliche Macht des Mittelalters brach, daß ihre Herrlichkeit schon mit dem letzten Hohenstaufen ins Grab sank, daß das dem Interregnum nachfolgende Kaisertum nur noch dem Namen nach ein deutsches Kaisertum war. Die Wahrheit ist, daß das alte Deutschland sich schon dem Untergang zuneigte, als Luther auftrat, daß aber dem Verfall noch hätte Einhalt geboten werden und ein neues Zeitalter deutscher Geschichte hätte beginnen können, wenn damals in Karl dem Fünften nicht ein ausländischer, dem deutschen Wesen im Innersten fremder Fürst auf dem Throne saß. Der Tag, an welchem Luther zu Worms vor Kaiser und Reich stand, konnte auch dem Staatsleben unsers Volkes Heil und Gesundung bringen; statt dessen ward er zum ersten verhängnisvollen Wendepunkte seiner damaligen Geschichte.

Doch noch einmal wurden wir vor die gleiche Entscheidung gestellt. Um das Jahr 1576 waren trotz Bann und Acht neun Zehntel des deutschen Volkes **einig** im Glauben an das Evangelium. Aber die Wächter schliefen, als die Stunde schlug, wo man mit vereinter Kraft zur That hätte schreiten können. Ungenutzt ging sie vorüber, und unmittelbar darnach setzte erst mit List, dann mit brutaler Gewalt jene furchtbare, von dem eben gestifteten Jesuitenorden getriebene Gegenbewegung ein, welche die religiöse Einigkeit wieder zerriß und Deutschland in den Abgrund des dreißigjährigen Krieges stürzte. Von ihr ist in unsern volkstümlichen Geschichtsbüchern kaum die Rede, und doch ist sie die wirk-

liche Ursache des Elends und der tiefen politischen Zerrüttung, welche so lange in unserm Vaterlande herrschte. Man setze in den angeführten Worten jener Festschrift überall statt „Reformation“ — „Gegenreformation“, und man hat die ganze Wahrheit.

Aber, wenn nun auch durch viel Weh und Kampf hindurch, Luthers Geist blieb doch die sieghafte Kraft, welche uns auf damals noch verborgnen Wegen dem von Gott vorbedachten Ziele zuführen sollte. Er ist auch so der Urheber des neuen deutschen Reiches geworden. Das Wort der heiligen Schrift hat sich hier aufs neue erfüllt: „Der Stein, den die Bauleute verworfen, ist zum Eckstein geworden.“

Gehen wir jetzt näher auf die nationale Bedeutung dieses wunderbaren Mannes ein, der mit vollem Rechte der größeste Sohn unsers Volkes heißt. — Es war vor allem der Christen-Glaube selbst, dessen Wiedererweckung solchen Segen nach sich zog. Noch einmal muß ich hier Bezug nehmen auf eine der Erscheinungen des jüngst gefeierten Jubeltages. Unter den Festreden, von denen die Zeitungen berichteten, verdiente eine besondere Aufmerksamkeit um eines Gedankens willen, der in solcher Weise wohl nur in ihr zum Ausdruck gelangte: „Keiner andern Nation, so hieß es, ist es beschieden gewesen, sich zum zweiten Male zu einer Weltmacht emporzuschwingen; dem deutschen Volke allein war das vergönnt . . .; uns allein ward ein Hohenstaufen-Kaisertum und fast ein Jahrtausend später ein Hohenzollern-Kaisertum gegeben.“ Damit stellte der Redner seine Hörer vor die Pforte einer überaus wichtigen Erkenntnis. Aber wunderbarer Weise führte er sie nicht in dieselbe ein. Die so nahe liegende Frage nach der Lösung des Rätsels blieb aus. Wagte er nicht derselben näher zu treten? oder meinte er, sie mit dem Hinweis auf die angeblich unerschöpfliche „Lebenskraft“ des deutschen Volkes schon erbracht zu haben? Nicht nur die Frage drängte sich auf, auch die Antwort für den, der sehen wollte und konnte. Liegt sie nicht darin, daß, ebenfalls durch fast ein Jahrtausend getrennt eine zweimalige tiefgehende religiöse Bewegung unser Volk ergriff? Zweimal hat Gott sich ihm geoffenbart, zweimal ist sein Evangelium zu ihm gekommen, das eine Mal, als es in die Geschichte der Welt eintrat, das andre Mal in der Reformation. Als im siebenten, achten und neunten Jahrhundert das Christentum mit heiliger Macht in die Herzen unsers Volkes einzog, da einten sich die deutschen Stämme zum alten deutschen Reich. Deutschland erlebte seine erste Blütezeit in Literatur und Kunst und strahlend ging über ihm die Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaisertums auf. Als aber die Kirche immer mehr entartete und kein Leben aus Gott mehr zu spenden vermochte, als unter den Hohenstaufen das edle Kaisertum der Sachsen und Franken in furchtbaren Kämpfen der päpstlichen Weltmacht erlag, und infolge davon alle jene Blüten hinwelkten — da wäre Deutschland verloren gewesen und keine Weisheit oder Kraft der Menschen hätte es aus seinem Falle wieder aufrichten können, wenn Gott nicht noch einmal in seiner Barmherzigkeit seinen Geist über uns ausgegossen und sein Wort an der Seele unsers Volkes hätte

mächtig werden lassen. Wann aber und durch wen geschah dies? Doch im 16. Jahrhundert durch Martin Luther.

Aber Luther gab uns nicht nur wieder, was verloren war. Er gab es uns in einer Reinheit, wie wir es nie besaßen und in einer Innigkeit, in einer Geist und Gemüt, wie Herz und Gewissen erschütternden und bewegenden Kraft, wie es auch damals keinem andern Volke der Welt zu teil ward. Christus gewann zum ersten Mal volle Gestalt in unserm Volke. Das Christentum ward deutsch; deutsch und evangelisch wurden eins, — und wie erschienen sie, so wunderbar vermählt, den damals Lebenden! Man wende den Blick auf Luther!

Das Größeste ist und bleibt doch der Mann selbst. Davon lassen Sie mich eine Seite hervorheben, die am wenigsten bis dahin gewertet und doch gerade überaus wichtig ist. Luther, die Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlagend — Luther, die Bannbulle vor den Thoren dieser Stadt verbrennend — Luther in Worms vor Kaiser und Reich — o wie durchzuckten diese Ereignisse unser Volk, wie gewaltig war die Bewegung, welche von ihnen ausging! Aber, was sah das deutsche Volk in dem Manne, der in ihrer Mitte stand? Nicht nur den gewaltigen Zeugen göttlicher Wahrheit, sondern zugleich den deutschen Vorkämpfer wider wälsche Macht und List, den Helden, der vollbrachte, was Kaiser, Fürsten und Reichstage vergebens erstrebt hatten: Die Befreiung der deutschen Nation von jahrhundertelangem Druck.

Deutsches Heldentum, wie erstand es in ihm doch aufs neue vor den Augen des Volkes, deutsches Heldentum, von dem man einst sagte und sang, aber dessen Anblick man schon so lange entbehrte! Das war Siegfried, der den Drachen schlug, das Dietrich von Bern, der die Riesen bezwang, das Kaiser Rotbart, nur in andrer, vergeistigter Gestalt. Von Helden und Heldenverehrung hat der Engländer Carlyle in unsrer Zeit ein großes Wort geschrieben. Ohne solch' Heldentum giebt es keine Erhebung und noch weniger ein Wiederaufstehen für ein Volk. Hier sah Deutschland es zum ersten Mal wieder in gewaltiger Geisterschlacht. Und dies Bild blieb, das ging mit unserm Volke an der Hand des evangelischen Glaubens auch durch die Zeiten der tiefsten Not. Daß doch das Geschlecht unsrer Tage es in Luther wieder erkennen möchte, daß so sein Bild unter uns wieder auflebte! Darin vor allem liegt seine nationale Bedeutung. Das hat ihn zum Eck- und Grundstein des Reiches gemacht.

Aber es kam noch ein Weiteres hinzu. Der Glaube selbst, die Wiederoffenbarung der reinen Gottesidee und Lehre, die Wiederbefreiung des göttlichen Wortes aus langer Gefangenschaft war das Erste. Diese wunderbare Verbindung zwischen Christentum und Deutschtum, welche in ihm selbst in heldenhafte Erscheinung trat, das Andre. Und das Dritte ist die Art, wie Luther den Glauben erfaßte und alle erfassen lehrte vermöge der großen, wieder entdeckten paulinischen Lehre von der

Rechtfertigung allein aus dem Glauben. — Wurde dadurch das göttliche Wort erst ganz in die Tiefen des Gewissens eingesenkt, so wirkte diese Lehre andrerseits befreiend auf den Geist und das ganze Leben des Volkes. Mit ihr sank die Schranke zwischen Priestertum und Laientum nieder; die römische Hierarchie war an der Wurzel getroffen. Durch sie gewann die Religion die ihr von Gott gewiesene Stellung wieder, bestimmt dazu, alle andern Lebensgebiete innerlich zu heiligen und zu durchdringen, aber in keiner Weise ihnen äußerlich Grenze oder Ziel zu setzen. Mit dem: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi, und Christus ist Gottes," erhob sich die Freiheit der Wissenschaft und, was uns hier vor allem angeht, in Kraft derselben Lehre stieg der **Staat** als eine von der Kirche unabhängige, unmittelbar aus Gott geborne Institution zum ersten Mal machtvoll empor.

All dies Leben nun in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst fing schon an sich zu regen und begann Blüten anzusetzen, die einen neuen, nicht fernen Frühling verkündeten. Da fiel jener Reif, da brachen die Unwetter verheerend herein, da kam die entsetzliche Zeit, welche mit dem Fortleben der evangelischen Wahrheit das Bestehen unsers Volkes zu vernichten drohte.

Der Retter in dieser äußersten Not ward **Gustav Adolf**, König von Schweden. —

Aber werden es nicht viele für eine Schmach erachten, seinen Namen zu nennen, wo von der Grundlegung des neuen deutschen Reiches die Rede ist? Ein Fremdling! sagen sie, und ein Eroberer, der in dieser Zeit allgemeiner Verwirrung gleich andern nur das Seine suchte!

Wenn er wirklich ein Fremdling war und auch das Zweite von ihm gelten sollte, so blieb er doch ein Werkzeug in Gottes Hand. Denn das steht zweifellos fest: es gäbe heute keine starke, vielleicht überhaupt keine deutsch-evangelische Kirche mehr, und niemals hätte unser Volk sich wieder erheben können, es wäre seinen raubgierigen Nachbarn rettungslos zur Beute gefallen — **ohne seine Dazwischenkunft**. Aber es verhält sich mit ihm wesentlich anders. Die Zeit, wo auch angesehenere protestantische Geschichtsschreiber diesen großen König nach dem Maßstabe kleinlicher und selbstischer Beweggründe meinten beurteilen zu können und auch die Zeit allzu enger deutsch-nationaler Gesichtspunkte ist vorüber. Alle bedeutenden Historiker unsrer Tage erkennen an, daß Gustav Adolf die Rettung des evangelischen Glaubens, dem er mit glühender Begeisterung anhing, nicht nur thatsächlich bewirkt, sondern sie auch **gewollt** hat, daß sie, gleichviel, was ihn sonst noch bestimmen mochte, sein vornehmstes, jedes andre beherrschende Motiv war. Er war **ein Held dieses Glaubens** und ist für uns **ein Märtyrer desselben geworden**. Sind aber mit solch einer Gesinnung die Leidenschaften **gemeinen** Ehrgeizes und Eigennutzes überhaupt noch verträglich? Auch darüber sind heute die Autoritäten einig, daß sich in ihm mit solchem Glaubensernst die höchste menschliche Größe verband. Die Worte unsers Schiller empfangen damit nach beiden Seiten hin Bestätigung und neue Kraft: „Eine ungekünstelte lebendige

Gottesfurcht erhöhte den Mut, der sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden der Barbaren ihren notwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, der sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigte und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelte, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glückes noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König."

Gebührt einem solchen Manne nicht die allgemeine und höchste Verehrung? Auch seine katholischen Zeitgenossen, so weit sie edel dachten, haben sie ihm nicht vorenthalten. Der päpstliche Nuntius Caraffa nennt ihn „einen König, dessengleichen Schweden keinen und Europa nur wenige gehabt hat." Wie anders die heutigen kleinen Wortführer der römischen Partei in ihrer gehässigen Verblendung! — Wir aber können bei dem Gefühl bloßer Verehrung nicht stehen bleiben. Wir schulden ihm Dank, und diese Dankespflicht ist viel größer, als es gemeinhin erkannt wird. Er hat den evangelischen Glauben nicht allein vor dem Untergang bewahrt, er hat ihn, als er auch innerlich tief darniederlag, bei Unzähligen wieder zum Leben erweckt und Geist und Gemüt unsers Volkes mit neuen großen Gedanken erfüllt. Was wir an Luther als das Höchste zu rühmen haben, das gilt auch von Gustav Adolf. Endlich sah man wieder mit Augen einen großen Zeugen und Verkündiger des Namens Jesu Christi und dieser Mann war zugleich mit allen Tugenden des Heldentums geschmückt.

Wenn von der Mitte des 17. Jahrhunders an, trotz des überall noch herrschenden Elendes, sich neue Kräfte regen, wenn die harten Gegensätze der kirchlichen Lehre sich allmählich in christlichem Leben auflösen und das starr gewordene Gold des Glaubens wieder flüssig wird, wenn das evangelische Kirchenlied seine herrlichsten Blüten treibt und der deutsche Humanismus aufs neue seine Schwingen hebt, — so wissen wir wohl, daß dies zunächst der Zucht so schwerer göttlicher Heimsuchung zu danken war. Aber die Not kann zwar den Boden bereiten, neue Frucht erzeugen kann sie nicht. Die erwächst aus dem Geist, aus der Aussaat neuer göttlicher Lebenskeime. Und es gehören allezeit große Persönlichkeiten hierzu, in denen der Geist sich verkörpert, von denen der Odem des neuen Lebens auf die Menge ausgeht. So war es in der Zeit von 1806 bis 1815 und so nicht minder in jenen Tagen. Der erste und gewaltigste aber unter Allen, die so begeisternd und neuschaffend auf unser Volk wirkten, war **Gustav Adolf**. Je tiefer man jetzt wieder in die volkstümliche Litteratur seiner Zeit eindringt, desto strahlender und geradezu überwältigend bricht der Glanz seiner alle hinreißenden edlen Persönlichkeit hervor. Gustav Freytag*) preist den Zauber derselben mit den Worten: „von Kopf zu Fuß Konsequenz, Entschlossenheit, markige Thatkraft" und er bezeugt „die **Freude des Volkes** an der **schönen Heldenkraft** des

*) Nach der durchweg lesenswerten Schrift von Dr. Fey in Halle: „Gustav Adolf im Lichte der Geschichte." Flugschriften des Ev. Bundes 100/101. Leipzig 1894. Karl Braun. S. 44/45.

protestantischen Königs." „Die öffentliche Meinung habe ihm gehuldigt, wie es seitdem nur dem großen Friedrich von Preußen" geschehen sei. Voller und tiefer aber erfaßt Professor Opel*) in der dem König Oskar von Schweden am 9. Dezember 1894 von den Abgesandten des Evangelischen Bundes überreichten Festschrift das innerste Wesen dieses wunderbaren Mannes und die Größe der von ihm ausgehenden Wirkung. Er schreibt: „Dem Eindrucke der majestätischen, ehrfurchtgebietenden und durch den Zauber persönlicher Liebenswürdigkeit und Einfachheit unwiderstehlich fesselnden Persönlichkeit konnten sich selbst seine ärgsten Feinde, die Jesuiten, nicht entziehen. Diejenigen aber, welche als seine Räte und Diener in die Kreise des Königs traten, fühlten sich über sich selbst hinausgehoben; denn dieser mächtige Gebieter verstand alle ihre besten Kräfte und ihr reinstes Wollen in einen nie geahnten Schwung zu versetzen. Ströme des Lebens ergossen sich von seiner ungeheuchelten Frömmigkeit über Tausende; an der Klarheit seines, das Fernste wie das Nächste gleich fest ins Auge fassenden Blickes schärfte seine unmittelbare Umgebung ihre Sinne für jedes ihnen obliegende Werk. Staunenswert und zu unablässiger Nacheiferung anspornend war seine unermüdliche und unerschöpfliche Thatkraft, welcher nichts zu groß und nichts zu geringfügig erschien. Und dieser König war ein Feldherr. Niemals hatte dieses Geschlecht der protestantischen Deutschen unter seinen heimischen Fürsten eine Heldengestalt erblickt, an der es mit gleichem Staunen und mit ebenso inniger und warmer Teilnahme emporblicken konnte, als dieser gotische König war. Sollte es da Wunder nehmen, daß sich viele protestantische Deutsche von den Schwingen des Genius mit emporgehoben fühlten, daß ihre Pulse lebendiger schlugen und der träge, schwerfällige, niedergedrückte Geist der Deutschen sich kräftiger zu regen begann?"

Das war die überwältigende und lange fortgehende Wirkung von Gustav Adolfs Leben, von seiner zweijährigen Siegeslaufbahn ohnegleichen. Diese Wirkung aber vertiefte sich unermeßlich durch den ergreifenden Eindruck seines Sterbens, seines Heldentodes auf dem Schlachtfeld von Lützen. Denn wie eine Erscheinung aus höherer Welt erschien er seitdem dem Volk. Er bewegte aufs tiefste seine Seele, erschütterte sein Herz, erhob seinen Geist. Darin haben wir die deutsch-nationale Bedeutung dieses großen Königs zu erkennen.

Verletzt es nun noch unsern Stolz, daß ein fremder Herrscher von so hochsinniger Art kommen mußte, um uns das teuerste Kleinod, das Evangelium zu wahren und unserm Volke, als es dem Untergange nahe war, eine neue bessere Zukunft zu erschließen? Mögen wir es immerhin beklagen, daß aus unsrer eignen Mitte kein solcher Held erstand, — ihm deshalb zu grollen, haben wir doch kein Recht. Das müßte uns nur zu neuer Beschämung gereichen. Aber Gustav Adolf war kein Fremder in einem Sinne, daß wir uns dadurch bedrückt fühlen könnten. Er war aus reinstem germanischen Blut entsprossen, wie alle seine

*) Zur Erinnerung an Gustav Adolf. Ebenda. Leipzig 1894. S. 8.

Krieger mit ihm; aus dem nordischen Urquell unsers Volkslebens wurde Deutschland nach Gottes Rat noch einmal verjüngt. Und was noch viel mehr sagen will: er war uns geistverwandt, aus edelstem deutschen Geist erzeugt. Das hat unter allen denen, welche den dreihundertjährigen Gedenktag seiner Geburt verherrlichten, niemand schöner und überzeugender dargethan, als Dr. Sackmann, Repetent in Tübingen, in einer dort gehaltenen Festrede, die wohl nur in die ihm näherstehenden Kreise gedrungen ist, während sie die weiteste Verbreitung verdiente. Den Hinweis auf Gustav Adolfs religöse und sittliche Größe schließt er mit den Worten: „Damit stehen wir vor den tiefsten Zusammenhängen, welche der geschichtlichen Betrachtung erreichbar sind. Wir erkennen, wie auch dieses große Leben seine Kraft und seine Gestalt empfangen hat von den geistigen Mächten, die durch den Glauben jenes (des 16.) Jahrhunderts erschlossen waren. In diesem höchsten Verhältnis war die evangelische Kirche Deutschlands" — und wir dürfen mit vollem Rechte hinzusetzen: die deutsche Nation — „nicht die Empfangende, hier war sie die Gebende und Schaffende. Darum, wenn sie heute ihren ritterlichen Schutzherren dankbar ehrt, so darf sie sich doch auch ihrer Kraft und ihres Reichtums bewußt werden. Sie kann sich freuen, daß sie die Geistesmutter war eines so königlichen Sohnes."

Wie steht es aber endlich um den Vorwurf, er sei als ein Eroberer nach Deutschland gekommen, oder es habe sich doch je länger desto mehr die Absicht in ihm festgesetzt, Pommern an Schweden zu bringen und vielleicht gar die deutsche Kaiserkrone an sich zu reißen? Daß sein höchstes und letztes Ziel nicht Eroberung war, wissen wir. Wer hieran noch zweifeln wollte, den mag der Ausspruch unsers großen Geschichtsforschers Ranke belehren: „Für Gustav Adolf war der evangelische Name alles. . . . Die Aechtheit der protestantischen Gesinnung des Königs dürfte man nun nicht leugnen." Freilich fügt er hinzu: „sie war mit seinen schwedischen Gedanken und zwar für ihn selbst ununterscheidbar verbunden." (Genesis des Preußischen Staates. S. 204. Geschichte Wallensteins. S. 182 ff.) Hierin liegt die Anerkennung für das Zweite, nur nicht im Sinne des Vorwurfs. In der That hat Gustav Adolf an der norddeutschen Küste und namentlich in Pommern dauernd Fuß fassen wollen. Aber dazu hatte er zunächst ein gutes Recht. Der erwähnte Tübinger Redner erklärt treffend: „Wenn er an die Größe seines Volkes dachte, so hat er eben als König gedacht, der andre Pflichten hat als ein Romanheld. Es ist ein Gesetz der Geschichte, daß jede Nation, die etwas wagt und einsetzt für eine gute Sache, nicht ohne Lohn und Siegespreis aus ihrem Kampfe hervorgehen soll." Nur darf man gerade für diesen Fall bei dem Hinweis auf das allgemein geltende Gesetz nicht stehen bleiben. In welcher Lage befand sich damals Deutschland? Nicht von einem gesunden Körper wollte Gustav Adolf ein Glied abtrennen. Deutschland war politisch durch und durch krank und schien unrettbar eine Beute der fremden Nationen zu werden. War es unter solchen Um-

ständen nicht zwiefach gerechtfertigt, den Teil zu nehmen, welcher für Schwedens Sicherstellung unentbehrlich erschien?

Doch damit werden wir der sittlichen Größe des Königs noch keineswegs gerecht. Denn selbst bei diesem Streben war ihm, wie es bei Ranke hieß, „der evangelische Name alles." Er erklärte ganz offen: „wenn die Evangelischen wider die fernere Tyrannei wollten gesichert sein, müßte man den Sachen anders helfen und nicht wie früher einen papiernen Frieden machen." Eine feste Position zur dauernden Sicherstellung wollte er gewinnen — eine feste Position zur Sicherstellung der Evangelischen! Aber diesen Gedanken werden wir erst ganz würdigen, wenn wir ihn in den Zusammenhang des größern aufnehmen, der ihm dabei vorschwebte.

Wollte Gustav Adolf ganz Deutschland und mit ihm die deutsche Kaiserkrone an sich bringen? Diese Frage wird niemals sicher beantwortet werden können. Wenn er es wollte, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß die Krone der Ferdinande keine deutsche, daß sie eine spanisch-katholische war und daß neben Gustav Adolf nur noch das Frankreich Richelieus um diesen Siegespreis stritt. Den Fall aber, daß es Gustav Adolf gelungen wäre, ihn davonzutragen, hat unser großer Feldmarschall Moltke zu werten verstanden: „Wenn er seinen Plan durchgesetzt hätte, wäre denn das ein Unglück für uns gewesen? Er war ein Fürst germanischen Stammes, er würde so ganz Deutscher geworden sein, daß Schweden fortan nur noch als eine deutsche Provinz hätte gelten können." — Noch aber steht es, wie gesagt dahin, ob Gustav Adolfs Ziele sich so weit erstreckten. Um so gewisser dachte er daran, die evangelischen Fürsten und freien Städte Deutschlands zu einem Bunde zu vereinigen und, wenn er Pommern mit Schweden verbunden hätte, als deutscher Mitfürst in diesen Bund als das Haupt desselben einzutreten. Wer wäre würdiger gewesen, eine solche Stellung einzunehmen? In wessen Händen hätte dieser Bund festeren Bestand gehabt? Gleichviel nun, ob ein neues deutsch-schwedisches Reich oder ein von ihm geleiteter Norddeutscher Bund — in dem einen oder in dem andern lag damals nach menschlichem Denken die einzige Möglichkeit der dauernden Erhaltung des Evangeliums und der deutschen Nation.

Daß Gott dennoch andere Wege hatte und unser Volk auf ihnen zu führen wußte, wer konnte das in jenen Tagen ermessen? Wir werden zu ungerechter Beurteilung Gustav Adolfs verleitet, wenn wir beschränkten Sinnes seine Bestrebungen von dem Ziel aus betrachten, an welchem wir heute durch Gottes Gnade stehen, nicht aber sie nach den Verhältnissen seiner Zeit würdigen.

Aber auch darauf, daß diese Wege beschritten werden konnten, hat dieser große König gar bedeutsam eingewirkt. Schon war ja der Mann geboren, der auf seine Weise das Werk in die Hand nehmen sollte, der Dritte in der Reihe jener Gewaltigen, welche den Grund zum neuen deutschen Reiche legten, der, mit welchem diese Gründung aus dem Bereiche des Geistes und der Ideen zuerst in das der Gestaltung

hinübergriff, — Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Wie nahe stand er Gustav Adolf! Der große Schwedenkönig sah den ihm verwandten Prinzen und empfing schon von dem Anblick des Knaben einen tiefen, ahnungsvollen Eindruck künftiger Größe. Es steht fest, daß er, der des eignen Sohnes entbehrte, den jungen, hochbegabten Kurprinzen von Brandenburg zum Gemahl seiner einzigen Tochter zu gewinnen gedachte, damit aber zum Erben seiner Macht und all der Stellung, die er zum Heil der Evangelischen für sich erstrebte. Und Friedrich Wilhelm ist sein Nachfolger, er ist sein Erbe geworden, nur anders, als es Gustav Adolf dachte, sein Erbe im edelsten Sinne des Wortes. Denn unter allen damals Lebenden hat keiner so sehr den Geist des großen Glaubenshelden und Herrschers in sich aufgenommen, wie dieser jugendliche Hohenzoller.

Wohl steigt der Genius allezeit aus eignen Tiefen empor. Wer wollte das dem Fürsten bestreiten, der, selbst kein König, das Königtum der Hohenzollern schuf? Dennoch, kein Mensch, wie groß er auch sei, wächst völlig frei aus sich selbst. So war es auch bei dem nicht, der seinen Geist und die Idee seines Lebens allen seinen ebenbürtigen Nachfolgern bis auf diesen Tag eingehaucht hat. Und wohl leuchteten noch andre herrliche Vorbilder als Ideale in sein Jugendleben hinein, die Helden des edlen Hauses der Oranier, aus dem er in Luise Henriette die gleichgesinnte Lebensgefährtin gewann und später Oliver Cromwell, der zuerst den Protestantismus zum Prinzip der Politik erhob. Wer aber hätte seinem Herzen näher gestanden als Gustav Adolf, König von Schweden? wer griff unmittelbarer in seine Entwickelung ein? und was war mehr geeignet, ihn zu ergreifen und einen dauernden Eindruck für das ganze Leben zu hinterlassen, als diese unvergleichliche Heldengestalt, die er im Leben und noch im Tode mit Augen sah?

Der tiefe Glaubensernst, welcher von früh an in der Seele des großen Kurfürsten herrschte und mit ihm im Bunde die Sittenstrenge; die heilige Ueberzeugung, daß im Glauben an das Evangelium das Heil nicht nur des Einzelnen, sondern der Welt, der Staaten und der Völker beruhe; der gleich unauslöschliche Trieb, sich seiner bedrängten Glaubensgenossen anzunehmen und doch andrerseits seine Gerechtigkeit gegen Andersgläubige — ob sie sich nicht auf diese Eindrücke als auf ihre tiefste Wurzel zurückführen lassen? Dazu der Sinn für eine große Auffassung der Dinge, der Sinn für nicht minder großes mutvolles Wagen — ob er sich nicht an diesem Vorbild zuerst aufrichten und entfalten lernte? Die Umgebung des jungen Prinzen wie das Vaterhaus selbst boten so wenig von solchen Impulsen und jene ganze Zeit und Welt war im übrigen so arm, daß es an ein Wunder grenzen würde, wenn seine Alles weit überragende Gestalt unvermittelt aus ihr hervorgewachsen wäre, gleich einem Eichbaum aus dürrem Erdreich.

Aber darin lag nun Friedrich Wilhelms Größe, daß er nicht ein schwaches Nachbild jener Vorbilder ward, sondern, in Kraft und Heldenmut dem großen Könige ebenbürtig und an staatsmännischem Geist vielleicht

überlegen, sich mit voller Originalität entfaltete und unter den denkbar schwierigsten Umständen, mit unsäglich geringen Mitteln, ein großes für die Dauer gegründetes Lebenswerk schuf: den brandenburgisch-preußischen Staat. Wohl mochten ihm auch dabei Gustav Adolfs Ziele vorschweben. Denn der Grundgedanke dieses Staates ist es gleicherweise, dem deutschen Protestantismus eine feste Burg zu bauen. Aber wie selbständig gestaltete sich bei Friedrich Wilhelm diese Idee. Nicht auf einen Bund der Evangelischen ging er aus. Nur auf die eigene Kraft stützte er sich sowie auf die seiner Länder, in deren Bewohnern er den neuen, echt protestantischen Staatsgedanken erst zu erwecken hatte, die es zu einem Ganzen zusammenzuschweißen galt; und deutsch, nur deutsch, echt deutsch sollte dieser Staat sein, dem ganzen deutschen Vaterlande dereinst zum Heil, für jetzt aber auf das Nächste beschränkt, damit aus kleinen festgefügten Anfängen sich künftig einmal das Große desto sicherer erhebe.

Damit war die Grundlegung zum neuen deutschen Reich vollbracht, damit einer bedeutsamen Zukunft die Pforte geöffnet. Jetzt konnte die Saat, welche Luther ausgestreut und deren Keime Gustav Adolf teils bewahrt, teils wiedererweckt hatte, sich ungehemmt entfalten. In Kirche und Staat und auf jedem Gebiete des geistigen Lebens trieb sie empor, und allmählich drängte alles großen Entwickelungen und Bildungen zu. Noch einmal zwar versuchte das kaiserliche Oesterreich im Bunde mit Frankreich und Rußland den Staat zu vernichten, unter dessen Schirmen dies geschah. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts trat fast die gesamte katholische Welt in Waffen gegen den Urenkel des großen Kurfürsten, den nicht minder großen König Friedrich. Und abermal fünfzig Jahre darnach brach jener napoleonische Wettersturm über Deutschland herein, dem auch der Staat jener beiden gewaltigen Hohenzollern zu erliegen schien, weil ihr Geist von ihm gewichen war und der Glaube darniederlag. Aber, wie dort der Siegesflug des großen Friedrich den neuen Geistesfrühling, die klassische Periode deutscher Litteratur nach sich zog, so fern sie auch äußerlich einander zu stehen schienen, so ward aus der Zeit der tiefen Not in den Anfängen unsers Jahrhunderts ein neuer Volkesfrühling geboren. Zum ersten Male wurde Preußens und Deutschlands Sache des Volkes Sache. In allen seinen Schichten erhob es sich. Wiedererstarkt im Glauben wie in der Kraft der Waffen zerriß es die Fesseln der Unterdrücker, und so brach das neueste Zeitalter an, welches, wenn auch erst nach heißem inneren Ringen und nach manchem Fehlgang, zum ersehnten Ziele führte. König Wilhelm war der von Gott erkorene Herrscher und Held, der das vor fast vier Jahrhunderten sich im Verborgenen anbahnende und vor zwei Jahrhunderten begonnene Werk vollenden sollte. An seiner Seite stand der gewaltigste Staatsmann, den Deutschland je besaß, und eine Feldherrnkraft ohnegleichen; mit ihm erhob sich wie ein Mann die Nation, jetzt nicht mehr Preußen allein, sondern ganz Deutschland; aber er war es doch, der hoch über Alle ragte, ein Werkzeug Gottes, wie er sich in Demut nannte, aber ein auserwähltes und

wunderbar durch seinen ganzen Lebensgang bereitetes Werkzeug — der Dritte in der Reihe der großen Hohenzollern.

Auch unsre Betrachtung hat ihr Ziel erreicht. Aber wir können und dürfen einer Frage nicht ausweichen, welche sich zum Schluß aufdrängt. Wenn dieses neue Reich, wie es klar am Tage liegt, vor allem doch ein Erzeugnis des Geistes ist, der aus der Reformation geboren ward und dann in den auf Luther folgenden großen Persönlichkeiten, Gustav Adolf und Kurfürst Friedrich Wilhelm, sich verkörperte, wie stehen wir dann zu unsern katholischen Volksgenossen, und welche Stellung räumen wir ihnen ein? Sie haben ebenso treu wie wir in diesen letzten Kämpfen um Krone und Reich mitgestritten und mitgelitten. Sollen wir nun sagen, sie hätten kein Teil an dem, was endlich durch Gottes Gnade und durch des Volkes, auch durch ihre Kraft errungen ward? Das sei ferne! Dem würden vor allen jene drei hehren Gestalten unserer Geschichte wehren. Aber auch nicht nur Geduldete, Mitberechtigte sollen sie sein, wenn sie selber uns mehr sein wollen. Einst erblickte fast das ganze deutsche Volk in Luther den Gesandten Gottes; und so hat auch nach den schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges ein Geist wechselseitiger Anerkennung sich in immer zunehmender Kraft Raum geschafft. Die Vorläufer der heute lebenden deutschen Katholiken haben mitgeschafft an der Geisteserhebung des vorigen Jahrhunderts, wenn sie auch weit mehr empfingen als sie selber geben konnten; und noch einmal in den Jahren tiefster Not, nach 1805 und 1806, und in der Begeisterung der Befreiungskriege schlugen die Herzen in einer Liebe zum Vaterlande und einten sich vielfach im innersten Wesen des Glaubens. — Da ward der vom päpstlichen Stuhle selbst einst aufgehobene Orden der Jesuiten wieder in seine alten Rechte eingesetzt und allmählich durch ihn jener edle, noch bis in die vierziger Jahre unsers Jahrhunderts hineinreichende Geist religiöser Annäherung und Duldung verdrängt. Und jetzt ist es zum Aeußersten gekommen. Das Papsttum selbst und die anfangs widerstrebenden katholischen Bischöfe Deutschlands sind seiner finstern Macht willenlos unterworfen. — Mit diesem Geiste des Jesuitismus, der zum beherrschenden Geiste der römisch-katholischen Kirche geworden ist, kann das neue deutsche Reich nimmermehr im Frieden leben. Es muß ihn von sich stoßen, oder es würde an ihm zu Grunde gehen.

Auf euch, ihr katholischen Volksgenossen, ruht deshalb eine schwere Verantwortung. Wendet euch zurück zu dem bessern Geiste, der eure Väter beseelte! Erhebt euch in seiner Kraft wider diesen Feind in eurer eignen Mitte, der auch euer Feind ist, der die Liebe zum Vaterlande aus euern Herzen reißen wird, wenn ihr seine Herrschaft länger duldet! Wenn es aber unmöglich wäre, eine solche Wandelung noch innerhalb eurer bisherigen Kirchengemeinschaft herbeizuführen, so achtet es für Ehre und nicht mehr für Schmach, euch den treuen Männern anzuschließen, welche nach der Erklärung des Unfehlbarkeitsdogmas um des Gewissens willen aus ihr geschieden sind, ohne deshalb mit der Ueberlieferung der altchristlichen Kirche zu brechen.

Folgt ihr ihnen, so wird Friede und Heil auch bei unserm Vaterlande bleiben. Wo nicht, so bricht durch eure Schuld für Deutschland abermals eine Zeit der schwersten Kämpfe an.

Wir aber verzagen darum nicht. Gott wird seine Sache zum Siege führen. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte, welche so herrlich gekrönt ward, kann kein eitler Wahn sein.

Deutschland muß und wird einig werden im Glauben an das Evangelium.

26.

Die Mönchsorden im Lichte der Geschichte.

Von Dr. Richard Weitbrecht, Stadtpfarrer in Wimpfen.

Es gehört zu den Ueberraschungen, welche Rom hier und da der Welt bereitet, daß etwas, worauf man dort Jahrzehnte lang keinerlei Wert gelegt zu haben schien, plötzlich als höchst wichtig und unabweisbar erforderlich bezeichnet wird. Und es ist eine nicht eben erfreuliche Kennzeichnung unsrer jetzigen politischen Zustände, daß solche Wünsche Roms ganze Länder in Bewegung setzen, die evangelischen und katholischen Bewohner eines Landes in Aufregung bringen und — das ist das allerunerfreulichste — von Seiten der Regierungen und Landtage ein Entgegenkommen finden, das weit über das billige Maß hinausgeht.

Eine solche Ueberraschung hat Rom unserm deutschen Vaterlande bereitet, als es plötzlich seine Armee in der Presse und in den Landtagen mobil machte, um eine Vermehrung der Mönche herbeizuführen, und zwar dort, wo sie schon vorher recht zahlreich sind (Preußen); um in Staaten, wo sie gesetzlichen Beschränkungen unterliegen (Hessen), diese Beschränkungen aufzuheben, und in andern, wo sie überhaupt nicht zugelassen sind (Baden und Württemberg), die Zulassung zu erzwingen.

Und an Erfolgen fehlt es Rom wahrlich nicht: die Vermehrung der Mönchsorden in Preußen schreitet von Jahr zu Jahr weiter, und bereits bewirbt sich Bochum um eine Redemptoristenniederlassung. Der Reichstag hat ja die Rückkehr des Jesuitenordens in Deutschland gewünscht, und flugs hat der Bundesrat die Redemptoristen, die Zwillingsbrüder der Jesuiten, zugelassen. Die hessische zweite Kammer hat das Ordensgesetz recht gründlich „revidiert", und die erste Kammer hat sich bei dieser Gelegenheit von dem Bischof Haffner in Mainz die Unverschämtheit sagen lassen: den Protestanten fehlen die moralischen Qualitäten, um die Idee

des katholischen Ordenswesens zu erfassen. Auch in Baden ist man tapfer vor den Ansprüchen auf Mönche zurückgewichen, natürlich nur einen kleinen Schritt, dem aber nach vielfältigen Erfahrungen bald Riesenschritte folgen werden. Nur in Württemberg ist nach dem Ausdruck eines ultramontanen württembergischen Blattes die altprotestantische Bevölkerung so „verhezt", daß das Blatt selbst glaubt, Mönche werden nicht sobald in Württemberg ihren Einzug halten. Und zu diesem Zweck ist doch unter anderm das württembergische Centrum gegründet worden!

Es ist deshalb zeitgemäß, die Mönchsorden in ihrer Wirksamkeit zu beleuchten. Damit beschäftigen wir uns keineswegs mit innerkatholischen Verhältnissen; denn Kirchengeschichte und Weltgeschichte lassen sich seit 1800 Jahren nicht trennen, und kirchliche Bewegungen sind oft genug für die politische Geschichte wichtig, ja maßgebend geworden. Kaum eine kirchliche Erscheinung aber hat von Anfang an so tief in das religiöse, politische und soziale Leben eingegriffen, wie die des Mönchtums.

Nun ist das Mönchstum freilich gar keine besondere christliche Erscheinung. Das Christentum hat vielmehr 400 Jahre lang bestanden ohne das Mönchswesen, wie dasselbe 400 Jahre vor Christus schon eine Macht im Heidentum gewesen ist.

Es war Buddhas Ideal, alle Menschen zu Bettelmönchen zu machen, und so sind denn in Indien lange vor Christus Klöster entstanden, deren Bewohner das Gelübde der Armut und Keuschheit ablegten, die sich kasteiten, die ihre Zeit mit Betrachtungen, Lesen und Abschreiben der heiligen Bücher zubrachten. Reich wurden die Mönche durch Bettel, und die Laienfrömmigkeit wurde bald um so höher geschätzt, je freigebiger die Leute gegen die Klöster waren — ganz wie im Mittelalter. In Tibet aber, wo eine Spielart des Buddhismus, der Lamaismus, herrscht, ist das Klosterwesen seit dem 7. Jahrhundert nach Christus in eine hohe Blüte gekommen; und so vorzüglich haben die Tibetaner das Ideal des Mönchstums erreicht: Rosenkranzbeten, Weihrauch und Weihwasser, Heiligen- und Reliquienverehrung, Bilderdienst, Ohrenbeichte, Fasten, Prozessionen, Amulette, daß sich katholische Missionare die Sache nicht anders zu erklären wußten, als daß der Teufel in Tibet eine Karikatur des Christentums geliefert habe. Nur in der Gebetsmaschine, jener sinnreichen Einrichtung, wodurch Cylinder mit Gebetsformeln durch Hand-, Wasser- oder Windbetrieb zu Ehren Gottes in Bewegung gesetzt werden, haben die Mönche in Tibet sich noch weiter von dem Worte Christi Matth. 6, 7 entfernt, als die christlichen Mönche.

Auch das Judentum hatte etwa anderthalb Jahrhunderte vor Christus seine Mönche, die Essäer, entstanden unter heidnisch-römischen Einflüssen, deren Klosterniederlassungen in ganz Palästina zerstreut waren. Sie waren ihren Oberen zu vollkommenem Gehorsam verpflichtet, hatten alles gemeinsam und verwarfen die Ehe, die Tieropfer, den Handel und andres.

Gegen Muhammeds Absicht entstanden auch im Muhammedanismus Mönchsorden: die Derwische, deren Stifter, Oweis, seinen Gläubigen

Weltflucht und ein Leben der Beschauung und Kasteiung befahl. Sie haben 72 Kongregationen und teilen sich in Mönche, welche ihren Lebensunterhalt durch Handarbeit und solche, welche diesen durch Bettel gewinnen. Die Bettelorden haben auch auf die politischen Verhältnisse des Islam einen großen Einfluß gehabt; die neuerer Zeit in Nordafrika entstandenen Orden haben direkte politische Zwecke: Abwendung des europäischen Uebergewichts in Afrika.

Das Mönchstum ist demgemäß nichts dem Katholizismus eigentümliches — daß es dem Geiste des Christentums widerspricht, braucht nicht ausgeführt zu werden — es ist vielmehr eine Erscheinung, die in vielen andern Religionen sich findet, und im Christentum selbst erst im vierten Jahrhundert. Es ist entstanden aus der Stimmung dieses Jahrhunderts: Weltüberdruß nach einem Lasterleben, orientalische Beschaulichkeit, Furcht und damit Flucht vor den bürgerlichen Pflichten. Daher jene Scharen, die sich in die Einsamkeit der thebaischen Wüste zurückzogen — auch hier einem heidnischen Vorbilde folgend, den Serapis-Einsiedlern — bis Pachomius (gest. 348) die Einsiedler zu gemeinsamen Wohnstätten sammelte und so aus Einsiedlern Mönche machte. Bald war das ganze römische Reich von ihnen überschwemmt, und man zählte in einer einzigen Stadt 10000 Mönche und 20000 Nonnen.

Der Spott und die Verachtung der Heiden fehlte ihnen nicht; denn das Mönchstum widersprach allen dem, was dem Altertum und dem Naturgesetz recht und billig schien, und auch dem Christentum recht und billig ist: jeder soll ein Vermögen haben, um sich und die Seinen ernähren zu können — die Mönche leben in Armut; jeder soll ein freier Mann sein — die Mönche geloben Gehorsam; jeder soll eine Familie gründen und erhalten, die Mönche leben in Enthaltsamkeit. Der römische Staat hielt mit Recht das Mönchstum ebenso für schädlich wie seit fünfzehn Jahrhunderten jeder Staat, sobald er sich auf den Staatsbegriff besonnen hat — daher auch die Klosteraufhebungen in durchaus katholischen Ländern. Im römischen Reiche beklagte man insbesondere den Schaden, der dadurch entstand, daß so viele Männer dem Kriegsdienst entzogen wurden, und man hielt sich auf über die Mönche, die ein angenehmes Leben in den bald reich gewordenen Klöstern der Uebernahme der bürgerlichen und staatlichen Pflichten vorzogen.

Die Priesterschaft der Kirche stand anfänglich dem Mönchstum, dem ja nur Laien angehörten, feindlich gegenüber; bald aber sahen die Kirchenväter in demselben das Ideal des Christentums, die höchste Philosophie, die vollkommenste Tugend, den unfehlbaren Weg zur Seligkeit, ein englisches, himmlisches Leben, ja den recht eigentlichen Christenberuf. Und so angesehen wurden die Mönche, daß sie zu Erziehern und Ratgebern von Fürsten berufen wurden; sie erzogen denn auch z. B. den Kaiser Honorius zu vollendetem Stumpfsinn.

Frühe indessen begannen die Kirchenväter allerlei Mißstände im Mönchstum zu beklagen, während andre, wie Athanasius und Basilius, sie nach den Urteil der Gebrüder Theiner dazu gebrauchten, das Volk zu bearbeiten, die Orthodoxie zu verteidigen, Heiden und Ketzer zu ermorden, der Verfolgungssucht zu dienen, die Kaiser zur Zurücknahme von Gesetzen zu zwingen, alle Schranken der bürgerlichen Ordnung zu durchbrechen und alles Ansehen der Obrigkeit mit Füßen zu treten.

Ursprünglich Laien wurden die Mönche gegen ihre Neigung zu Priestern genommen und geweiht, und sogar Bischöfe wurden mit Vorliebe aus den Klöstern geholt. Als der Mönch Macedonius, genannt der „Gerstenfresser", überrumpelt und zum Priester geweiht wurde, begann er unflätig zu schimpfen und auf den Bischof mit seinem Stock einzudringen. Doch dieser Gegensatz gegen das Priestertum verwandelte sich bald in das Gegenteil: aufs unverschämteste drängten sie sich in den Priesterstand ein, und das hochmütige Mönchssprichwort entstand: Ein schlechter Mönch giebt immer noch einen guten Priester ab. Und so kam es, daß alle Mönche Priester wurden und fast alle Priester Mönche waren, ein Jammer für die Bischöfe, weil die selbstgerechten, faulen, zur Ungebundenheit neigenden Mönche sich nicht unter den Bischofsstab beugen wollten.

Vor gänzlicher Ausartung und vor dem Verfall wurde das Mönchstum gerettet durch **Benedikt von Nursia** (geb. 480 † 543): Arbeit, und zwar streng geregelte, sollte die Mönche bändigen. Und als der große Staatsmann Cassiodor sich 540 in das von ihm gegründete Kloster zurückzog, da kam durch seine Bemühung zu der Arbeit der Hand auch die Geistesarbeit, die freilich zunächst auch Handarbeit war: Abschreiben alter Handschriften und Beschäftigung mit der Wissenschaft überhaupt. Als diese Regel der Benediktiner (schwarze Tracht) sich wieder zu lockern begann, da ging von dem Kloster **Cluny** im zehnten Jahrhundert eine neue Belebung des Mönchswesens aus, und die Cluniacenser, Kamaldulenser, Cistercienser oder Bernhardiner, die Karthäuser, heutzutage im Ruhme des Chartreuselikör bei jedermann fortlebend, hatten eine wichtige Kulturaufgabe: sie errichteten Musterwirtschaften und trieben Ackerbau, die Klöster waren die Gasthäuser des Mittelalters, Braumeister und Baumeister gingen aus ihnen hervor, Armenpflege trieben sie gleicherweise wie Kunst und Wissenschaft; ja den Mönchen, insbesondere den Cluniacensern, sollen wir in Deutschland es verdanken, daß die Sitte aufkam, sich jeden Morgen nach dem Aufstehen zu waschen und zu kämmen.

Aber dann folgte im 13. bis 15. Jahrhundert wieder eine Zeit des Verfalls, und Päpste und Bischöfe machten vergebliche Versuche, die Klöster zu reformieren. Selbst in Benedikts Schöpfung, Monte Cassino, wurden im 14. Jahrhundert die herrlichen Bücherschätze zerrissen, die Bibliothek war ohne Thür und Schloß, und in den Fenstern wuchs Gras. Doch eine neue Blütezeit folgte, als die Bettelorden durch **Franziskus** und **Dominikus** gegründet wurden — in ihrer Organisation sehr verschieden von dem Benediktinerorden. Diese waren ohne ein gemeinsames Oberhaupt, jeder Abt war für sich, sie hatten lokale und nationale Interessen und dienten der Kirche, nicht dem Papste. Die Bettelorden aber (Dominikaner in weißer Tracht, Franziskaner in brauner) hatten eine Organisation wie die

Kirche, einen Ordensgeneral, der auswärtig war, und besaßen in der ganzen Welt ihre Provinzen, die aber in der Regel mit einem Staate zusammenfielen; auch wurden die Mönche nicht wider ihren Willen aus einer Provinz in die andere versetzt. Vor allem aber standen sie vollkommen im Dienste des Papsttums und hatten dadurch und durch ihren Besitz einen ungeheuern Einfluß auf das religiöse, soziale und politische Leben. Immer noch waren sie auch die Träger von Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst, wovon zahlreiche berühmte Namen zeugen, wie die Dominikaner Suso, Tauler, Savonarola, Thomas von Aquino; die Franziskaner Scotus, Baco, Bonaventura. Ein Zweig des Franziskanerordens sind die 1525 gestifteten Kapuziner, die sich durch Mangel an Bildung (braune Kutte mit Kapuze) und Bärte auszeichneten. Der letzte Orden war der der Jesuiten, 1534 gegründet und 1540 vom Papste bestätigt. Derselbe ist völlig verschieden von den bisherigen Orden: die Jesuiten bilden keinen Mönchsorden, sondern sind Regularkleriker; sie gehören keinem Hause, keiner Diözese, keiner Provinz an, sondern nur der Gesellschaft Jesu, und zwar sind sie ihr mit unbedingtem Gehorsam unterthan. Und dieser unbedingte Gehorsam gegen die Oberen und den Papst ist nach dem Vorbild der Jesuiten auf alle andern Orden übergegangen, wie auch der Haß gegen den Protestantismus, der dem Jesuitenorden von Haus aus eigentümlich ist, allmählich allen andern Orden, auch den „unschuldigen“ Benediktinern und Kapuzinern eingeimpft wurde. Der letzte Orden ist der der Liguorianer oder der Redemptoristen, gestiftet von Alphonso de Liguori 1732; er ist aber nach dem eignen Geständnis seines Stifters und nach seiner ganzen Praxis nur eine Spielart des Jesuitenordens.

Durch die Reformation ist dem Mönchswesen der größte Abbruch gethan worden, und zur größten Freude von katholischen Bischöfen und Priestern ist eine Menge Klöster aufgehoben worden. Auch die Luft der Aufklärung im vorigen Jahrhundert ist dem Mönchtum nicht günstig gewesen, und unter allgemeiner Billigung hat Joseph II. von den 2000 Klöstern seines Landes 700 aufgehoben und die Zahl der Mönche von 63000 auf 27000 herabgesetzt. Damals schrieb der Bischof von Laibach: „In Wahrheit sind die Klöster und Orden eine bloß menschliche Erfindung, die bei ihrem Entstehen bewundert, zeitlich von den Nachkommen den Vorwurf der Ausartung anhören mußte . . . Klöster und Orden sind der Kirche nicht unentbehrlich, und wenn sie auch alle sollten aufgehoben werden, ist dieses nicht als ein Unglück für die Religion anzusehen; sie war ja in den ersten drei Jahrhunderten nicht unglücklich, obgleich damals noch keine Ordensmänner in der Kirche aufgetreten sind . . . Wenn also unser Monarch auch noch mehrere, ja alle Klöster aufheben sollte, so würde doch dadurch unsrer allerheiligsten Religion auf keine Weise zu nahe getreten werden.“ Und 1808 ließ sich ein hochangesehener Geistlicher Württembergs, der ehemalige Hofprediger des Herzogs Karl Wilhelm, Marcy, also vernehmen: „Die Klöster waren in unsern Tagen nicht mehr, was sie ehemals gewesen sind. Der Staub von Jahrhunderten hatte sich an

sie gehängt und der Zahn der Zeit an ihren Instituten genagt. Einige sind entbehrlich geworden, nachdem eine bessere Staatsverfassung die Sorge für Schulen, für Kranke, für Arme, für widerrechtlich Gefangene übernommen, einige, nachdem die Weltgeistlichkeit sich gebildet und emporgehoben hat. Andere haben den öffentlichen Unwillen gereizt, wo demütige Mönche — prächtige Prälaten, Jünger Jesu — gnädige Herren Luc. 22, 25, wo Eremiten — Fürsten geworden sind. Wie die Schätze der Abteien überall ins Auge fielen, so ekelte der Schmutz der Bettelmönche den feinern Geschmack an. Bettelt und prediget! war im 13. Jahrhundert kein Widerspruch, im 19. streitet es mit der Würde eines Lehrers der Religion. So verändern sich Sitten und Begriffe, und alles wird vom Strom der Zeit hingerissen. Heutzutage fordert man, daß der ordentliche Seelsorger jedes Ortes die vorzüglichste Pflicht — die Pflicht zu lehren — nicht fremden Schultern aufbürden, sondern nach den eignen Bedürfnissen seiner Herde, selbst erfüllen soll.“ „Das Evangelium hat die Klöster zerstört, wenn ich die wahre Grundursache sagen soll. . . . Wenn die Aufhebung der Klöster eine überraschende Folge bloß des Kriegs geworden wäre, wie hätte sich die Welt darüber gefreut! Allein ruhig sah sie einem nicht unerwarteten Schauspiele zu; und wo man immer Mönchen und Nonnen einen anständigen Unterhalt gab, wünschte sogar jeder Menschenfreund den Freigelassenen Glück.“ . . . „Die Klöster haben sich selbst aufgehoben, haben die Hochschätzung gegen ihre Lebensart verloren und sind größtenteils mit ihrem Stand mißvergnügt geworden. Das Licht der Exegese hat an ihnen ein Gebrechen nach dem andern entdeckt und zuletzt die Grundfeste der Orden erschüttert. . . . Eine Revolution in der Art, zu denken, ist dem Untergang der Klöster vorausgegangen, und eine bessere Kenntnis der christlichen Religion hat das fromme Vorurteil des Mönchtums gestürzt.“ Und noch 1818, als bereits der Jesuitenorden wiederhergestellt war (1814), aber niemand glaubte, daß er jemals wieder zu irgend einer Wirksamkeit gelange, war in einer, den Zuständen der katholischen Kirche Württembergs gewidmeten, ihr sehr wohlwollenden Schrift zu lesen, daß der „vorzüglich in Mönchsinstituten genährte böse Geist“ bald ganz vollends ausgestorben sei und daß Klöster niemals mehr errichtet werden würden: „Die Klöster sind in Württemberg bis auf einige noch beisammenlebende alte Bettelmönche und Nonnen eingegangen und werden in kurzer Zeit vollends aussterben. Nirgends ist eine Bewegung ersichtlich oder eine Hoffnung begründet, daß sie, auch nur eines, wieder aufleben werden. Welche Vorteile würden in Württemberg für den Staat und die Kirche aus der Wiedereinführung der Ordensstände entspringen? Der Unterricht der Jugend in der Religion und in den Wissenschaften ist so gut bestellt, als er in den Klöstern nicht war, nicht mehr sein würde; die Freitische für Studenten in den Abteien, eigentliche Werbeplätze des Mönchtums, werden durch die höhern und niedern Konvikte mehr als hinlänglich ersetzt; für die Seelsorge sind die Weltgeistlichen,

nicht Mönche berufen; die Pflege der Kranken bedarf solcher Anstalten nicht. Nachdem in Württemberg sehr bedeutende Dotationen für die katholische Kirche geschehen und fortan geschehen, wie kann diesem Staat noch die Dotation auch nur eines Klosters zugemutet werden? Endlich ist der Unterschied zwischen dem gemischten Württemberg und rein katholischen Landen zu groß, als daß man sich allda eine Störung der dermaligen Ruhe und gegenseitigen Eintracht unter den verschiedenen Glaubensgenossen, auch nur in der Möglichkeit, erlauben könnte."

Und nun, am Ende des Jahrhunderts allenthalben in Deutschland neue Klöster, überall Vermehrung der Mönche und Nonnen und ein gewaltiger römischer Ansturm auf die Länder, welche sich von denselben noch freigehalten haben! Wir haben es in hundert Jahren herrlich weit gebracht!

Wer wollte die Bedeutung der Klöster in früherer Zeit leugnen! Niemand hat das schöner anerkannt als Karl Hase in seiner Polemik (5. Aufl. S. 353), wenn er schreibt: „Wenig müßte von Geschichte verstehen, wer die große religiöse wie kulturhistorische Bedeutung des Klosterlebens verleugnen wollte. Diese Mönche haben nicht bloß gebetet und gefastet, sie haben im Mittelalter wüste Landstrecken urbar gemacht, Kirchen mit eigner Hand kunstreich erbaut, Völker belehrt und zum Christentum bekehrt. Sie haben die Schätze des Altertums, des christlichen wie des heidnischen, durch ihre Abschriften gerettet und, als es derselben nicht mehr bedurfte, mit gemeinsamen Kräften große Quellen- und Geschichtswerke herausgegeben. — Die Gebildeten fanden hier angemessene Unterhaltung, die Armen Bettelsuppen, die Wandrer ein gastfreies Obdach, die Kinder Unterricht, die Jugend Rat, wohl auch Beistand in ihren Herzensnöten. Ein italienisches Sprichwort sagt: Es geschieht nichts Böses und nichts Gutes, da nicht ein Fra dabei wäre, ein Bettelmönch."

Hase hat freilich auch in ein paar Sätzen die Schattenseiten des Klosterlebens hervorgehoben:

„Neben der namhaften Zahl derer, die gerade durch ihre Klosterheimat Gelegenheit fanden, ihre Gabe in Segen zu entwickeln und zu verwerten, steht eine namenlose Zahl, zu jedem Zähler tausende von Nullen, von denen nur zuweilen ein Seufzer oder eine Missethat aus der Klausur in die Welt gedrungen ist. Wär's möglich, alle die in Klosterzellen gebrochenen, noch mehr die zu kleinlichen Klosterinteressen zusammengeschrumpften Herzen, alle die lüsternen Träume und Phantasien, alle die Verbrechen gegen die Natur, die hinter Klostermauern geschehen, oder von da ausgegangen sind, in ein Bild zusammenzufassen, es würde eine entsetzliche Tragödie geben."

Welche Bedeutung aber kommt den Klöstern in unsrer Zeit zu? Daß sie die frühere Kulturaufgabe nicht mehr haben, bedarf keines Nachweises, und ebensowenig die Thatsache, daß bei der Starrheit des Mönchsprinzips und der Mönchsdisziplin alle die Schattenseiten des Mönchswesens heute dieselben sind wie in früherer Zeit. Also von einem

Nutzen und darum von einer Notwendigkeit der Klöster für unsre Zeit kann keine Rede sein; das katholische Christentum kann ohne sie bestehen, wie es fast 400 Jahre lang bestanden hat, und die katholische Kirche erfreut sich in den Ländern, wo z. B. in Württemberg, Klöster verboten sind, einer hohen Blüte.

Aber die Klöster sind doch wenigstens nicht schädlich, wendet vielleicht auch mancher Protestant ein; laßt euern katholischen Mitbürgern doch ihre Mönche, wenn sie einmal ihr Herz an die Kutten gehängt haben, laßt ihnen die Klöster als Zuflucht für zerschlagene Gemüter und gebrochene Herzen. Bei den sentimentalen Deutschen wirkt der letzte Grund am meisten; er kennt ja auch die Klöster als solche Zufluchtsstätten aus Romanen. Am schönsten hat es Chateaubriand ausgedrückt: „Giebt es Orte für die Genesung des Leibes, ach, so vergönnt der Religion, auch eine Stätte zu haben für die Genesung der Seele, deren Krankheiten schmerzlicher sind, langwieriger und schwieriger zu heilen." Der bedeutendste Verteidiger des Mönchstums in unserm Jahrhundert, Montalembert, hat darauf erwidert: „Diese Vorstellung ist poetisch und rührend, aber sie ist nicht wahr. Die Klöster waren keineswegs bestimmt, die Invaliden der Welt in sich aufzunehmen. Das waren nicht die kranken Seelen, im Gegenteil, es waren die gesündesten und kräftigsten, welche das menschliche Geschlecht je hervorgebracht hat, die in Menge an die Klosterpforte pochten. Das Klosterleben, fern davon, die Zuflucht der Schwachen zu sein, war der Kampfplatz der Starken."

Mit der sentimentalen Auffassung ist es also auch nichts. Was bedeuten denn nun die Klöster für unsre Zeit? Es ist mit zwei Worten gesagt: eine soziale, eine nationale und eine religiöse Gefahr. Das hat die Geschichte unwidersprechlich erwiesen.

Alle Orden, mit Ausnahme der Kapuziner, welche bloß Kirchen und Gärten besitzen dürfen, können Vermögen erwerben. Und sie haben sich Vermögen in riesigem Umfang erworben und waren in ihren Mitteln nie wählerisch. Schon Karl der Große mußte darüber 811 in einer Kapitule klagen: „Heißt das der Welt entsagen, wenn man tagtäglich seinen Besitz zu mehren trachtet, mit allen möglichen Künsten, mit himmlischen Versprechungen und höllischen Drohungen im Namen Gottes und der Heiligen, wenn man so die Armen und Reichen, welche unverständigerer Natur sind, brandschatzt, wenn man die gesetzlichen Erben enterbt und sie zu Uebelthaten, die sie von Not getrieben begehen, veranlaßt und geradezu zum Stehlen nötigt!"

Das Kloster Zwiehalten hatte noch nicht 50 Jahre nach seiner Gründung 1180 Bauernhöfe und 20 Mühlen im Besitz; das Kloster St. Vandrille hatte 150 Jahre nach seiner Gründung 4288 Bauernstellen; St. Germain de Près besaß gegen Ende des Mittelalters 1 300 000 Morgen, das ist halb soviel als Württemberg Land umfaßt. Die Benediktiner und verwandte Orden hatten vor der Reformation mit 20—30 000 Klöstern und 100 000 Insassen ein Drittel des gesamten Grundeigentums des römisch-katholischen Europa. Die russischen Klöster

besaßen noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein Drittel alles Bodens. Im Jahre 1872 nahm ein einziges Franziskanerkloster in Posen jährlich 75—90 000 Mark ein. Die Trappisten in Brüssel verlangen von jedem Novizen 3000 Francs Eintrittsgeld, und 1894 wurde aus dem Hohenzollerischen geklagt, daß die Nonnenklöster es verstehen, die reichsten Bauerntöchter nebst Vermögen im Kloster einzufangen, so daß es für einen Bauernsohn immer schwerer werde, ein Mädchen mit Vermögen zu bekommen. Und dazu werde der Reichtum der Klöster nicht zu Unterricht, Krankenpflege u. s. w. verwendet, ja nicht einmal Bettelsuppen kommen aus dem Kloster heraus. Sämtliche Orden sind reich; die Jesuiten haben prachtvolle Kollegien und die Prachtbauten der „armen barmherzigen Schwestern" ragen überall empor, häufig freilich mit Hilfe der Gelder gutmütiger und unwissender Protestanten errichtet!

Und die Klöster sollen die soziale Frage lösen, diese Großkapitalisten! Die mönchische Armut soll ein Vorbild der Genügsamkeit für das wilde Begehren der Massen sein! Nein, vielmehr sind sie selbst eine soziale Gefahr und zugleich eine nationale, sobald sie sich so vermehren, wie dies seit den fünfziger Jahren überall und auch in Deutschland geschah. Man zählt heutzutage etwa 300 000 Ordensleute, davon in Deutschland einschließlich der Mitglieder der sogenannten Kongregationen 40—50 000. In Paderborn und Münster kam 1869 auf 40 Menschen ein Priester, Mönch und Nonne; in Köln auf 126, in Trier auf 140. In Frankreich kamen 1861 bei 108 119 Mönchen und Nonnen, 1 Mönch und Nonne auf 346 Einwohner, in Belgien 1892 bei 6 000 Mönchen und 30 000 Nonnen 1 Mönch und Nonne auf 180 Einwohner. Die Vermehrung war in Preußen am gewaltigsten: die 913 Ordensleute von 1855 hatten sich bis 1872 auf 7992 vermehrt, jetzt sind es 14 044! In Bayern waren 1872 in 182 Instituten 2470 Mönche und Nonnen, in Württemberg waren es 1815 109 Nonnen, heute mehr als 1200. Im Jahre 1852 waren im Regierungsbezirke Düsseldorf 292 geistliche Schulschwestern, 1864 in Bayern 919 englische Fräulein, die sich wesentlich mit der Erziehung der weiblichen Jugend beschäftigen; sie unterrichteten in Pensionaten 1341 Mädchen und dazu 10 925 Volksschulkinder. Welch ein Unterricht, namentlich in vaterländischer Beziehung, von diesen Nonnen gegeben wird, läßt sich denken. Deutsch-national ist diese Erziehung jedenfalls nicht. Das ganze Mönchswesen geht ja darauf aus, die Familienbande zu lockern, den vaterländischen Sinn auszutreiben und lediglich römisch-katholische Gesinnung zu dulden. In den Mönchs- und Nonnenschulen wird dazu den Kindern schon der Haß gegen die Ketzer eingeimpft, der das eigentliche Kennzeichen aller Mönchsorden unsrer Tage, nicht bloß der Jesuiten ist. Alle Mönchsorden haben sich seit der Reformation durchaus in den Dienst der Ketzerbekämpfung, also des konfessionellen Krieges, gestellt, und als die Jesuiten, bekanntlich die Renommagemönche, im 17. Jahrhundert sich rühmten, nur ihre Thätigkeit habe die Ketzerei überwinden können, verwahrten sich die andern Mönchsorden aufs entschiedenste dagegen und nahmen in Anspruch, ebensoviel zur Rekatholisierung Deutschlands beigetragen zu haben wie jene; nur machen sie davon nicht so viel Geschrei wie die ruhmredigen Jesuiten.

Diese religiös-nationale Gefahr wird aber noch vermehrt durch die Thatsache, daß alle Orden unter ausländischen Oberen stehen: die Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten, Redemptoristen, Augustiner, Karmeliter unter italienischen, die Trappisten und Schulbrüder unter französischen. Die Generaloberin der Borromäerinnen, der Schwestern von der heiligen Vorsehung, der Frauen vom guten Hirten, der Töchter des heiligen Herzens Jesu sitzt in Frankreich. Von dort wird die französische Art der Frömmigkeit, werden sogar französische Gebetbücher und französische Namen, wie Directrice in Deutschland eingeführt; im Elsaß wenigstens dazu auch französischer Patriotismus! Die neuern Orden aber haben gar kein Vaterland; ebensowenig die Kongregationen, jene ordensartigen Verbände, die meist die gleichen Gelübde wie Nonnen und Mönche ablegen, nur nicht in feierlicher Weise. Sie können sich Eigentum erwerben, dürfen aber darüber nur mit Erlaubnis ihrer (auswärtigen) Obern verfügen. Aus einer solchen Kongregation in Aachen ist im Jahre 1871 eine Schwester, die dem Erzbischof über gewisse Vorgänge im Kloster die Wahrheit brieflich berichtet hatte, von der Oberin schlankweg nach Afrika versetzt worden; und als die Schwester den Erzbischof bat, für sie einzutreten, zuckte er die Achseln, und riet ihr, sich zu fügen: „Kein Staat kann seine Unterthanen fortjagen; die demütige Oberin kann das arme Geschöpf vom Boden der Heimat verbannen." (Hinschius.)

„Losgerissen vom Boden der Familie und des Vaterlandes", sagt Schramm, „jeden Augenblick bereit zu gehen, wohin ihre Obern sie senden, blinde Verehrer der unbedingten Autorität eines unfehlbaren Priesters, ohne eigne Gedanken, ohne eignen Willen, getrieben von höchster religiöser Schwärmerei, gewiß, den Himmel zu verdienen — so stehen diese zahlreichen Scharen jedem Winke ihrer Obern bereit. Und dabei ihr ungeheurer Einfluß auf die weitesten Kreise des katholischen Volkes, das in ihnen seine Vorbilder, seine Ideale, seine Wohlthäter und Lieblinge verehrt! Sie sind die Soldaten der Offiziere — der Jesuiten."

Das sind die Orden jetzt und einst, heute noch eine größere Gefahr als im Mittelalter, wo sie immer noch eine gewisse Kulturaufgabe zu erfüllen hatten. Durch die Reformation ist das Mönchswesen religiös überwunden worden, weil ein andres religiöses Lebensideal wieder zu seinem Rechte kam: das des Christentums, ehe es Mönche gab. Dem heutigen Staate und der heutigen Gesellschaft sind sie schroff entgegengesetzt, weil sie alles Staat- und Gesellschaftbildende verleugnen, und bei der blinden Unterwerfung unter Rom bilden sie eine stete Gefahr für Volk und Vaterland. Im paritätischen Staate vollends sind sie wegen ihres ausgesprochenen Ketzerhasses und ihrer Bekehrungsmut unmöglich, und es trifft alle Orden, was 1861 in der württembergischen Kammer, als es noch kein württembergisches Centrum gab, der katholische Abgeordnete v. Camerer gesagt hat:

„Ich gebe zu, daß namentlich in paritätischen Staaten die Regierung verpflichtet ist, keine geistlichen Orden zuzulassen, welche Unfrieden und Haß gegen Andersdenkende verbreiten könnten. Das ist die Regierung sich selbst und den andern Konfessionen schuldig."

27.

Ein Kampf für Freiheit und Glauben.

Von Pfarrer **A. Hackenberg** in Hottenbach, z. Vorsitzenden des rheinischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes.

Erst wenige Jahre sind vergangen, seit das holländische Volk den letzten männlichen Sprossen aus dem Hause Oranien zur Fürstengruft in der stillen Stadt Delft geleitete. In der „neuen Kirche" daselbst, die nun auch längst zu einer alten geworden ist, schaute vom gewaltigen Grabmale, das ihm die dankbaren „Generalstaaten" errichteten, das Bild des ersten Oraniers wie der stumme Zeuge einer großen Vergangenheit auf das Trauergefolge herab und rief unwillkürlich die Erinnerung an jenen Augusttag des Jahres 1584 wach, da man unter dem Geläute der Glocken in allen Städten Hollands dem „Begründer der niederländischen Freiheit" hier die letzte Ruhestätte bereitete mit einer Leichenfeier, wie nach dem Urteil des Hugo Grotius „niemals eine mit gleicher Trauer, ja Verzweiflung eines ganzen Volkes begangen worden ist." Drei Jahrhunderte liegen zwischen dem ersten und dem letzten Oranier, drei Jahrhunderte, an Stürmen und Umwälzungen reich; was aber das niederländische Volk auch in den schwersten Zeiten seiner Geschichte aufrecht erhalten hat und was heute noch die unversiegliche Quelle seiner Kraft bildet, das ist die große stolze Ueberlieferung, „die nie vergessen ließ, um welchen Preis seine Unabhängigkeit errungen ward."

Aber weit über die niederländischen Grenzen hinaus und zumal im deutschen Vaterlande verdient der opfer- und thränenreiche Unabhängigkeitskrieg der niederländischen Staaten in dankbarer und mahnender Erinnerung gehalten zu werden. Die Sturmflut des geistlichen und weltlichen Despotismus, die von Spanien her die europäische Völkerwelt zu überschwemmen und alles geistige Leben zu vernichten drohte, hat sich an den niederländischen Dämmen gebrochen; und die nachfolgende Entwicklung Europas würde einen ganz andern, würde einen ungleich dunkleren Verlauf genommen haben, wenn nicht der Opfermut und die Todesfreudigkeit der Niederländer den Widerstand gegen die spanische Macht gewagt und siegreich durchgeführt hätte. Jener Kampf für die nationale Unabhängigkeit aber, der ein Volk von Krämern, Bauern und Fischern zu Helden machte, er war zugleich — und welcher Evangelische dürfte das vergessen? — ein

Kampf für die Freiheit der Gewissen, für das Bekenntnis evangelischen Glaubens gegenüber der Inquisition und der päpstlichen Alleinherrschaft. Damals, als in Frankreich die Hugenotten niedergeschmettert waren, damals, als die beginnende Uneinigkeit der Calvinisten und Lutheraner in Deutschland das evangelische Glaubensleben lähmte und den römischen Intriguen Thür und Thor öffnete, — damals lag die letzte Hoffnung für die Sache des Evangeliums in den Niederlanden; und die Geschichte hat gottlob durch das Gegenteil bestätigt, was damals der Prinz von Oranien schrieb: „Ich sehe klar voraus, daß, wenn dieses Land einmal aufgegeben und unter das Joch der Tyrannei der Spanier zurückgebracht ist, die Religion in allen andern Ländern den Rückschlag davon spüren und menschlich gesprochen, mit der Wurzel ausgerottet sein wird, ohne daß ein Funken davon übrig bleibt." Wir erfüllen somit eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir die Erinnerung an jenen Kampf für Freiheit und Glauben unter uns wachhalten; und derweil wir es thun, werden die Bilder der Vergangenheit von selbst zu ernsten Warnungen, zu heiligen Mahnungen für die Gegenwart. — —

Wenn irgend ein europäisches Land, so verdienten die Niederlande in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein glückliches Land genannt zu werden. Alle Bedingungen äußerer und innerer Wohlfahrt waren in seltenster Weise hier vereinigt. Neben einem Ackerbau, dessen Erträge das ganze Reich versorgen konnten, blühten die Gewerbe wie nirgend sonst zu Gent, Brügge, Antwerpen und Brüssel; und die günstige Lage am Meere machte das Land nach der Aussage eines Zeitgenossen „zum Hafen, zur Messe und zum Markte von ganz Europa." Der Wohlstand der Niederländer war sprichwörtlich: der Antwerpener Kaufherr konnte dem Kaiser eine Schuld von zwei Millionen Dukaten erlassen, ohne zum armen Manne zu werden; und in der Provinz Holland gab es Bauern, die ihrer Tochter eine Tonne Goldes zur Aussteuer verehrten. Bei aller Hast materiellen Erwerbes fanden Wissenschaft und Künste ebenbürtige Pflege, und die allgemeine Volksbildung stand in so erfreulicher Blüte, daß man „selbst in den friesischen Fischerhütten Leute traf, die nicht bloß lesen und schreiben konnten, sondern auch über die Auslegung der Schrift disputierten, als ob sie Gelehrte wären." Vor allem aber waren die Niederländer stolz auf ihre Vorrechte und Freiheiten: jede Provinz hatte ihre besondere Verfassung, jede Landschaft, jede Stadt ihre eignen Privilegien; alle aber waren eins in der festgewurzelten Anhänglichkeit an diesen ihren Rechtsbesitz und ängstlich besorgt für die Wahrung der überlieferten Freiheiten. Es lag in der Vielgestaltigkeit dieser staatlichen Bildungen, die nirgendwo ein eigentlich monarchisches Gepräge trugen, daß die Herrschaft über dieselben beides war, leicht und schwer.

Ursprünglich freie Herzogtümer, Grafschaften, Bistümer, war der größte Teil der Provinzen durch Kauf und Eroberung, durch Erbschaft und Erbschleicherei in den Besitz der Herzöge von Burgund und dann durch die Heirat Karls des Kühnen mit Maria von Oesterreich an das Haus Habsburg gefallen; erst Karl V. vereinigte die sämtlichen 17 Provinzen unter

seinem Szepter und schuf aus denselben ein geschlossenes deutsches Reichsland. Aber die Verbindung der Niederlande mit dem Hause Habsburg wurde verhängnisvoll: sie kettete Spanier und Niederländer aneinander, zwei Nationen, die in Sprache, Sitte, Lebensanschauungen und Lebensinteressen denkbar schroff sich entgegenstanden und die nichts miteinander gemein hatten, als die gegenseitige Abneigung — eine Abneigung, die sich unter einem einseitigen und kurzsichtigen Regiment schnell zum wilden Nationalhaß steigern mußte.

Unter Karl V. trat dieser Gegensatz noch wenig in die Erscheinung. In den Niederlanden geboren und erzogen, zeigte der Kaiser zeitlebens eine gewisse Vorliebe für dieselben; und die Niederländer waren stolz auf diesen größten Herrscher des Jahrhunderts, der ihre Sprache sprach, ihre Sitten annahm und in leutseliger Weise mit ihnen verkehrte wie mit Landsleuten. Dabei war seine Regierung geschickt und maßvoll: ob er auch gelegentlich sich kleine despotische Uebergriffe im einzelnen erlaubte, er hütete sich doch, die hergebrachten Freiheiten im großen anzutasten, und benutzte vielmehr die erwähnte Ungleichartigkeit derselben für seine Zwecke, anstatt sie durch eine verhaßte gleichartige Ordnung zu ersetzen. Selbst sein gewaltsames Vorgehen gegen die neue Lehre und deren Anhänger vermochte ihm die Herzen der Niederländer nicht zu entfremden. Wohl erließ er wiederholt scharfe Verordnungen gegen die Ketzerei, die sogenannten „Plakate", wohl führte er die päpstliche Inquisition ein, wohl scheute er auch vor grausamen Mitteln in der Verfolgung der Abgefallenen nicht zurück; trotzdem blieb ihm das Volk zugethan, dies Volk, von dem einer seiner ausgezeichnetsten Söhne, Hugo Grotius, sagt: „Größere Treue bewahrt kein Volk seinen Gebietern, so wie ihnen, sobald sie verächtlich geworden sind, keins unversöhnlicher zürnt." Abgesehen davon, daß die Zahl der Anhänger der neuen Lehre im Lande noch gering war und die Vollziehung der Plakate bei weitem nicht der Strenge ihrer Abfassung entsprach, — noch hatte man im Volk kein klares Bewußtsein vom Recht auf Gewissensfreiheit, und vielen, ungezählt vielen mochte damals noch die Wiederbefestigung der Alleinherrschaft der römischen Kirche nicht nur möglich, sondern auch nötig erscheinen. Und so blieb denn das Volk dem alternden Kaiser geneigt, und als derselbe am 25. Oktober 1555 zu Brüssel vor den niederländischen Ständen das Szepter seinem Sohne Philipp überreichte, er, ein gichtbrüchiger Greis, gestützt auf die Schulter Wilhelms von Oranien, da füllte sich manches Auge mit Thränen. Diese Thränen, wurden sie nur um die vergangene Zeit geweint, die mit dem Tage abschloß? oder mischte sich in sie auch die sorgende Ahnung einer ernsten, schweren, thränenreichen Zukunft?

Die beiden Männer, die damals bei der Abdankung dem Kaiser zunächst gestanden hatten, sie teilten sich auch in Karls V. niederländisches Erbe: dem Spanier fielen die Lande, dem Oranier die Herzen zu; und in dem Kampfe, auf den nun die Verhältnisse hindrängen, stehen die beiden als die Führer der feindlichen Heerlager da, grundverschieden im Charakter, in den Anschauungen, in den Zielen.

Philipp, der zweite dieses Namens als König von Spanien, hatte wenig von der Natur seines Vaters, von dessen Geiste gar nichts geerbt. In Spanien geboren, war seine Erziehung spanisch, seine Sprache spanisch, sein Denken spanisch. Der vom Vater überkommenen phlegmatischen Ruhe und Bedächtigkeit fehlte als Gegengewicht die Regsamkeit des Geistes, die Spannkraft des Willens, die jenem eigen war; und seine Mißerfolge sind großenteils seiner Unentschlossenheit und Langsamkeit in der Wahl der Mittel zuzuschreiben. Eine kleinliche Natur, war er unfähig, ein großes Reich zu regieren: derweil er sich um die allerkleinsten Kleinigkeiten kümmerte, Tag für Tag an seinem Schreibtisch saß und unendlich viel schrieb und verordnete, wurden die günstigen Gelegenheiten der großen Politik versäumt, gingen ihm Schlachten und Provinzen verloren. Mißtrauisch, heuchlerisch und verlogen gegen jedermann, hat er ein Spioniersystem ohnegleichen eingerichtet, alle seine Diener und Anhänger gegen einander ausgespielt und eine Diplomatenschule großgezogen, in der mit jedem lügenhaften offiziellen Schreiben ein anderslautendes geheimes zugleich abging. In sinnlichen Ausschweifungen früh entnervt, entbehrte er jedes Gleichmaß des Willens und wechselte nur in den Rollen des starrköpfigen Tyrannen und des trübsinnigen Mönches. Unzugänglich für die Belehrung der Menschen wie für die Züchtigung des Schicksals, hat er in seinem engen Geiste sein Leben lang eigentlich nur für zwei Gedanken Raum gehabt, für die schrankenlose Macht des Königs und für die Alleinherrschaft der römischen Kirche; und seinem Despotismus und Fanatismus opferte er das Glück seines Hauses und die Wohlfahrt seiner Staaten, in der ehrlichen Meinung, damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten. Was Wunder, daß dieser Mann, finster, wortkarg, steif und linkisch, den Niederländern, als er anfangs unter ihnen weilte, spanisch vorkam? Als er dann mit rauher Hand ihre Freiheiten antastete, wurde er ihnen widerwärtig; und dem mit dem Henkerschwert und den Inquisitionsflammen Dreinfahrenden erwuchs der glühende Haß eines in seiner Freiheit und in seinem Glauben bedrohten Volkes.

Und diesem Volke erstand in dem Prinzen von Oranien der geistesmächtige und charaktervolle Führer. Wilhelm, ein Sohn des Grafen von Nassau gleichen Namens und der Gräfin Juliane von Stolberg, wurde am 14. April 1533 auf dem väterlichen Schlosse zu Dillenburg geboren. Ein zeitgenössisches Flugblatt berichtet: ihm sei geweissagt worden, „das er ein gros Glück und Fortuyn haben soll, doch endlich und zum letzten hastlich und unversehens umb sein Leben sol kommen." Und „großes Glück und Fortuyn" schien dem Grafensohn in der That zufallen zu wollen. Dem erst elfjährigen wurde die Hinterlassenschaft seines verstorbenen Vetters, das Fürstentum Oranien (Orange), zu teil. Früher schon hatte ihn Kaiser Karl V. an seinen Hof gezogen und seine Erziehung übernommen; und aus dem kaiserlichen Pagen war bald der erklärte Liebling des Monarchen geworden, von diesem mit den wichtigsten militärischen und diplomatischen Sendungen betraut. Im Kriege gegen Frankreich führte er als einundzwanzigjähriger General eine Zeit lang den Oberbefehl; er über-

brachte nach Karls Abdankung die Kaiserkrone dem König Ferdinand; und beim Abschied von den Niederlanden war er es, auf dessen Schulter der gichtbrüchige, herrschaftsmüde Regent sich stützte, war er es, auf den der scheidende Kaiser seinen Sohn und Nachfolger als auf seinen besten Ratgeber verwies. Aber Philipp war nicht gewillt, dieser väterlichen Weisung zu folgen; der lebenslustige Kavalier, der damals als Gatte einer der reichsten Erbtöchter der Niederlande ein heiteres unbekümmertes Dasein führte, sagte dem verschlossenen Spanier wenig zu, und instinktiv ahnte dieser schon den schroffen Gegensatz, der sich immer mehr zwischen ihnen herausbilden sollte. Nicht nur der religiöse Standpunkt schied beide: dem Fanatismus des Königs hatte damals der Oranier noch nicht einmal die herzliche Teilnahme für irgend ein Bekenntnis gegenüberzustellen; dem von evangelischen Eltern Geborenen und dann am kaiserlichen Hofe katholisch Erzogenen erschien die Religion als etwas Nebensächliches, während sie dem Könige die Hauptsache war. Auch in ihrem staatsmännischen Charakter gingen beide weit auseinander. Sie hatten zwar dieselbe diplomatische Schule durchgemacht und dieselben staatsmännischen Lehren in sich aufgenommen; aber die Schule Karls V. hatte die individuelle Entwicklung beider nicht aufhalten können. Der tückische Argwohn des Königs erscheint bei dem Oranier als scharfsinnige Vorsicht; dem willkürlichen Eigensinn des einen setzt der andre standhafte Beharrlichkeit, der kalten Gleichgültigkeit eine unaustilgbare Seelenruhe entgegen; und wo der König in unfruchtbarer Vielgeschäftigkeit sich abmühte, da entwickelte Wilhelm von Nassau eine zwar unermüdliche, aber stets zielbewußte Thätigkeit. Diese Thätigkeit hatte zunächst kein anderes Absehen als die Wahrung der niederländischen Freiheit unter dem spanischen Scepter. Zehn Jahre lang ist der Prinz unablässig bemüht gewesen, den König ehrlich zu beraten, die Fehler der spanischen Politik aufzudecken, vor falschen Maßregeln zu warnen und beruhigend auf seine niederländischen Landsleute, auf seine Freunde und Genossen einzuwirken. Erst als geschah, was er lange voraus gesehen, erst als der verblendete König zum Aeußersten schritt, ist er an die Spitze seiner Landsleute getreten und hat ihnen die Fahne der Freiheit vorangetragen. Ja, seinen Landsleuten! denn wenn der erbitterte König ihm vorwarf, er sei ein Fremdling in den Niederlanden, — der Prinz konnte ihm antworten, daß als Philipps Ahnen noch als bloße Grafen von Habsburg im Schweizerland saßen, die Nassauer schon Grafen von Gelderland waren. Und wenn der König ihn einen Aufrührer, einen Kain und Judas Ischarioth nannte, — der Prinz konnte hinweisen auf die verbrieften, auch vom Könige beschworenen Rechte der Niederländer, konnte darauf hinweisen, daß seine Pflichten gegen den König ihre Grenze fänden an diesen Rechten des Landes, die er als eines der vornehmsten Mitglieder der Stände zu wahren und zu verteidigen die heilige Pflicht habe. Und wenn endlich der König (und mit ihm die katholischen Schriftsteller) die ganze Schuld des Aufstandes dem Oranier in die Schuhe schieben, — nein! konnte dieser entgegenhalten, „sondern Philipps eignes Herz, diesem Lande feindselig von jeher, die Verkehrtheit der spanischen

Politik, die freche und blutige Verhöhnung der niederländischen Nationalität, das war es, was die Unruhen in den Niederlanden angestiftet hat.“ —

Gleich die ersten Maßnahmen des Königs waren verhängnisvoll. Die Niederländer hatten als Statthalter einen aus ihrer Mitte erwartet; als aber der König das Land verließ, setzte er seine Halbschwester Margarethe, die Gattin Ottavio Farneses, Herzogs von Parma, in die Statthalterschaft ein. Die Wahl war keine glückliche. Zwar mit allerlei männlichen Eigenschaften ausgestattet, aber auch vertraut mit allen Künsten spanischer Doppelzüngigkeit, eine Schülerin Loyolas, geschmeidig gegenüber dem Bruder, hochfahrend gegen ihre Untergebenen, hat diese Frau nichts gethan, um die beginnende Gärung im Volke zu beseitigen, aber alles, um den entstehenden Riß unheilbar zu machen. Ihre amtlichen Kundgebungen sind eine einzige große Lüge; in ihren geheimen Berichten hat sie das Mißtrauen König Philipps gegen die niederländische Aristokratie planmäßig groß gezogen. Es machte wenig Eindruck, daß man diese Großen des Landes, Oranien, Egmont, Montigny u. a., zu Unterstatthaltern der einzelnen Provinzen berief. Es wollte auch nicht viel sagen, daß man diese Männer mit einer Reihe Spanier zu einem sogenannten „Staatsrat“ zusammenfaßte, auf dessen Rat in allen wichtigen Fällen nichts gegeben wurde. Der Schwerpunkt der Regierung lag in einem Dreimännerkollegium, der sogenannten „Konsulta“, dessen Seele ein Priester, Anton Perenot, der spätere Kardinal Granvella, war, ein ehrgeiziger Emporkömmling, dem König charakterlos unterwürfig, und doch im Kern seines Wesens eine vermittelnde Natur, dem nicht alles das zur Last fällt, was die Zeitgenossen und die Geschichtsschreiber ihm aufgebürdet haben. Er ist mit manchem Vorgehen der Regierung nicht einverstanden gewesen; aber er hat, wie das zu gehen pflegt, als hervorragendster Mann der Statthalterschaft den ganzen Haß des bedrückten Volkes auf sich gezogen.

Nach dem zu Cateau-Cambresis mit Frankreich geschlossenen Frieden hatte Philipp seine Heere in den Niederlanden einquartiert und zögerte trotz aller gegebenen Versprechungen, sie aufzulösen oder heimzurufen. Das gab den ersten Anlaß zu lauter Klage: fremde Truppen im Lande zu halten, widersprach dem Recht sämtlicher Provinzen und wurde von allen als eine drückende Last empfunden. Dabei trieb es die spanische Soldateska schlimm genug; der allgemeine Unwille erscholl immer lauter; schon schwuren die Seeländer, „sich lieber allesamt, Männer, Weiber, Kinder in den Fluten begraben zu lassen, als die schmachvolle Mißhandlung durch die fremden Soldaten länger zu ertragen.“ Da sah sich die Statthalterin genötigt nachzugeben; ohne des Königs Befehl abzuwarten, ließ sie die Truppen abmarschieren. Aber der liebenswürdige König schrieb erbittert an Granvella, „es wäre gar nicht so übel gewesen, wenn man ein halbes Dutzend Köpfe hätte springen lassen, anstatt nachzugeben,“ und er befahl, in Zukunft schneidiger durchzugreifen.

Die passenden Gelegenheiten ließen nicht auf sich warten. Dachte der König an Spanien mit seinen 684 Bistümern, so mochte es ihm als

ein Unding erscheinen, daß die Niederlande deren nur vier besaßen, und er beschloß, die Zahl derselben um das vierfache zu erhöhen. Der Papst zeigte sich geneigt und erließ eine bezügliche Bulle. Aber der niederländische Klerus murrte, selbst Granvella war anfangs nicht einverstanden; und im Volk entstand eine mächtige Bewegung: hatte denn der König nicht beschworen, ohne Zustimmung der Stände keine Erhöhung des Klerus vorzunehmen? und stand nicht in der päpstlichen Bulle ausdrücklich, daß jeder neue Bischof zwei Inquisitoren anstellen sollte? Also das galt's: die Neubelebung der Inquisition, den Kampf gegen die evangelische Lehre, die inzwischen, zumal in den nördlichen Provinzen, weite Verbreitung gefunden hatte. Kein Wunder, daß das Volk aufs höchste erregt ward!

Und die Inquisition kam, — nicht die „spanische", aber eine niederländische, so schlimm, daß sie nach König Philipps eignem Urteil die Einführung der ersteren unnötig machte. Die alten „Plakate" wurden erneuert und deren Ausführung verschärft. Dieselben verboten jeden ketzerischen Gottesdienst, jede Bekanntschaft mit den Schriften der Reformatoren, — verboten aber auch das Lesen der heiligen Schrift und alle Besprechungen über religiöse Streitfragen. Was kümmerte sich das spanische Regiment um den Augsburger Religionsfrieden, der dem Reich die Gewissensfreiheit zugesichert? Unter barbarische Strafen stellte man die Schuldigen: den Halsstarrigen drohte Verbrennung, den Widerrufenden der Tod durchs Schwert; wer verdächtige Personen bei sich aufnahm, sollte als der Ketzerei überführt angesehen werden; wer den Angeber spielte, erhielt das halbe Vermögen der Verurteilten. Mit schonungslosem Wüten führten die Inquisitoren die Plakate aus, allen voran der berüchtigte Titelman, der an Blutgier seinesgleichen suchte. Zahllos waren die beklagenswerten Opfer seines Fanatismus. Einen armen Schulmeister, der in der Bibel gelesen, ließ er erdrosseln; ein Teppichweber aus Doornik, der sich einige geistliche Lieder aus einem in Genf gedruckten Buche abgeschrieben, wurde lebendig verbrannt; desgleichen ein armer Bote in Bergen op Zoom, der es unterließ, vor der geweihten Hostie auf die Kniee zu fallen. Staunenswert war die Sterbensfreudigkeit der Verfolgten: der Mut, mit dem sie an ihrem Glauben festhielten, ging Hand in Hand mit dem unbedingten Gehorsam gegen die sie verfolgende Obrigkeit. Aber im Verborgenen sammelten sich die Funken des Hasses zur verzehrenden Flamme. Im Staatsrat erhoben selbst die katholischen Mitglieder ihre warnende Stimme. Der Prinz von Oranien richtete eine Beschwerde nach der andern an die Statthalterin, schrieb wiederholt an den König, stellte demselben in warmen Worten alle berechtigten Klagen des niederländischen Volkes vor Augen, beschwor als „katholischer Vasall" seinen Herrn, dem drohenden Ruin des Landes vorzubeugen. Alles vergeblich: im Eskurial hatte man kein Ohr für die Gründe der Vernunft, für die Forderungen des Rechts, für die Gebote der Menschlichkeit!

Es half nichts, daß der Kardinal Granvella, dem man fälschlich alle Schuld zuschob, aus dem erregten Lande entfernt wurde. Die Inquisition ging ihren furchtbaren Gang weiter; ein Bluturteil drängte das andre, die Prediger der neuen Lehre, ihre Anhänger, auch nur halbwegs Verdächtige wurden verurteilt und hingerichtet. Es half nichts, daß Oranien im Staatsrat eine gewaltige Rede hielt, in der er ausführte, daß mit dem ganzen System von Plakaten und Schafotten, von neuen Bischöfen und alten Scharfrichtern, von Inquisitoren und Anklägern ein für allemal gebrochen werden müsse, und daß er, obwohl Katholik, nicht ansehen könne, wenn Fürsten das Gewissen ihrer Unterthanen beherrschen wollten: unter dem Eindruck dieser Rede bekam der Vorsitzende im Staatsrat einen Schlaganfall; aber die Regierung ließ sich nicht beirren. Und es half auch nichts, daß man den Grafen Egmont persönlich nach Madrid sandte, um dem Könige alle Beschwerden vorzutragen: der wenig charaktervolle Graf, den Granvella mit Recht „einen Freund der Eitelkeit und von Rauch" nannte, ließ sich durch die heuchlerische Freundlichkeit des Königs täuschen, pries heimgekehrt denselben als den besten der Regenten, während schon neue strenge Befehle eingelaufen waren, die Inquisitionsedikte mit aller Schärfe durchzuführen.

Und also geschah es. Als die neuen Proklamationen, furchtbarer denn alle vorhergehenden, in jeder Stadt, in jedem Dorfe verkündigt wurden, da war's, als stocke der Nation das Blut in den Adern, die Gewerbe feierten, der Handel hörte auf, die fremden Kaufleute verließen das Land, über Antwerpen lagerte sich Grabesstille; und derweil leidenschaftliche Flugschriften durchs Land gingen, trat ein offner Brief an den König noch einmal ruhig für die bedrohte Glaubensfreiheit ein. „Wir sind bereit", hieß es in demselben, „wir sind bereit, für das Evangelium zu sterben; aber wir lesen darin: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Wir danken Gott, daß unsre Feinde selbst unsre Frömmigkeit und unsre Unschuld bezeugen müssen; denn es ist eine gewöhnliche Rede: er flucht nicht, er ist ein Protestant; er treibt keine Unzucht, er ist kein Trunkenbold, er ist von der neuen Sekte. Und doch erläßt man uns keine Art von Strafe, die man nur zu unsrer Qual ersinnen kann."

Die Bewegung im Volk riß auch den Adel mit sich fort. Es war im Frühjahr 1566, als ihrer 500 sich in einem „Kompromiß" verpflichteten, der spanischen Tyrannei Widerstand zu leisten und jede Gewaltthat abzuwehren, — eine gemischte Gesellschaft, ehrliche Katholiken und gläubige Protestanten, grimmige Eiferer und eigennützige Pläneschmiede. Vergebens hatte der vorsichtige und weitschauende Oranier seine warnende Stimme erhoben; er vermochte die verhängnisvolle Verschwörung nicht zu hindern. Am 5. April überreichten die Adligen, etwa 300 Köpfe stark, der Statthalterin eine Beschwerdeschrift. In dem gleich darauf berufenen Staatsrat wurde die letztere in ihrer Aufregung durch Berlaymonts beruhigt, der mit Beziehung auf die Armut und Verschuldung vieler der Bittsteller sagte: „Wie, Madame? ist es möglich, daß Eure Hoheit sich durch diese Bande von Bettlern erschrecken läßt?" Bettler — gueux! das Wort sprach sich herum. Als wenige Abende später die Adligen bei einem Festmahl versammelt waren, trat Graf Brederode im ledernen

Schnappsack auf, wie ihn bettelnde Landstreicher zu tragen pflegten, leerte einen hölzernen Napf Wein auf einen Zug und rief: „vivent les gueux! es leben die Bettler!" Der Geusenbund hatte seinen Taufnamen erhalten. Bald verbrüderten sich in demselben die Adligen und das Volk; eine neue Münze, der „Geusenpfennig", auf der einen Seite das Bild des Königs, auf der andern zwei Hände mit einer Bettlertasche, war das Erkennungszeichen. Eine Bewegung brach aus, die aller Ketzeredikte spottete. Tausende und aber tausende versammelten sich hin und her auf freiem Felde, in der Mitte die Weiber und Kinder, außen die Männer, bewaffnet mit Hakenbüchsen und Pistolen, mit Dreschflegeln und Heugabeln, Edelleute, Bürger, Bauern. Wenn dann der ungeheure Chor den reformierten Psalm gesungen, dann erschien zwischen den Waffen der geächteten Prediger einer; der Hügel, das Felsstück, der Baumstumpf ward zur Kanzel, von der aus er die neue Lehre auf Grund der Schrift auslegte. In lautloser Andacht lauschte die Versammlung und ging dann ruhig und erhoben auseinander. Das wiederholte sich zuletzt Tag für Tag hin und her im ganzen Lande, und keiner wagte zu wehren. — Aber die Aufregung nahm zu; die Leidenschaften entflammten sich mehr und mehr; auf die friedlichen Massenversammlungen zur weihevollen Feldpredigt folgten wilde Excesse, wüste Pöbelscenen. In Antwerpen, in Tournay und anderwärts brachen rasende Haufen in die Kirchen, zertrümmerten die Marienbilder und Heiligenstatuen, trieben Unfug mit der geweihten Hostie und verwüsteten die Stätten der Andacht in wildem Eifer. Da ermannte sich die Regentschaft, versprach Abschaffung der Inquisition und Duldung der neuen Lehre und gewann um diesen Preis die ersten Männer des Landes zur Dämpfung des Aufstandes. Mit der Weisheit des Staatsmannes brachte Oranien Antwerpen zur Ruhe; aber anderwärts wüteten Egmont und seinesgleichen wider die leidenschaftlich erregten Ketzer brutal wie spanische Henker. Ueber das ernüchterte Volk erging die Reaktion mit all ihren Schrecken; das Freischarenheer des Geusenbundes, zusammengewürfelt und ungeordnet, wurde von Egmonts alten Soldaten unter den Thoren Antwerpens völlig geschlagen; die verderbliche Leidenschaft der Bilderstürmer trieb alles, was die Ruhe liebte, der Regierung in die Arme. Mächtiger als je in den letzten Jahren stand die spanische Herrschaft da, — der Prinz von Oranien durchschaute die Lage und erkannte, daß Philipp die Macht benutzen und sich zu einem schweren Schlage rüsten würde. Da that er, was die Klugheit gebot.

Er stand allein. Der wankelmütige Egmont warf sich aufs neue vertrauensselig den Spaniern in die Arme: der Admiral Hoorne hatte sich lebensmüde auf seine Güter zurückgezogen; der niedere Adel war versprengt oder ins spanische Lager übergegangen; das Volk ernüchtert und verschüchtert, ihm fluchend, weil es in seiner Leidenschaft die Besonnenheit nicht verstand, mit der er — und das seit Jahren schon — gegen die spanische Tyrannei ankämpfte. Da weigerte er sich, dem König neuen Eid zu schwören, der ihn zum Feind seiner Landsleute gemacht hätte; da legte er alle seine Aemter nieder; da zog er sich nach Dillenburg, auf den alten

Stammsitz seiner Väter zurück, um auf bessere Tage und günstigere Zeiten zu warten für die Sache der Freiheit. — Es war die höchste Zeit. Als er im April 1567 abreiste, schmetterten schon von den Alpen her die Trompeten der spanischen Heerhaufen, die mit dem Henker der Niederlande nahten. Das Vorspiel war zu Ende, der Vorhang gefallen; wenn er wieder aufgehen wird, dann wird sich die große Tragödie abspielen, die Oranien seit lange schon vorhergesagt, Scenen voll Jammer und Blut, ein Schauspiel menschlicher Grausamkeit und menschlicher Leidenskraft, wie es sich nicht oft auf der Bühne der Weltgeschichte wiederholt hat. —

Der Redner darf und muß darauf verzichten, die einzelnen Scenen dieses furchtbaren Trauerspiels seinen Hörern vorzuführen; und fast überflüssig will mir's erscheinen, vor einer evangelischen Versammlung einen Alba zu kennzeichnen und sein grausames Werk. Dieser Kastilianer, als Feldherr mehr gerühmt, als er verdiente, als Politiker kläglich unfähig und unbedeutend, war ein Mann nach dem Herzen Philipps II., beides, des Königs Ebenbild und Ergänzung, stolz und herrisch, hart und streng, hinterlistig und verlogen, bigott und fanatisch und darum selbstverständlich beschränkt und ideenarm: ihm wie seinem Fürsten war ein verwüstetes und ruiniertes Land lieber, als ein an den Satan und seine Anhänger, die Ketzer, verlorenes Land. Im Herbst 1567 erschien er in den Niederlanden an der Spitze eines kriegstüchtigen Heeres, in der Satteltasche die königlichen Verfolgungsdekrete und Todesurteile. Und vor ihm her ging das Grauen. Hunderttausende verließen das Land und zogen das Brot der Verbannung dem Tod in der Heimat vor; in Wesel, in Duisburg, am ganzen Niederrhein fanden die armen Exulanten gastfreundliche Aufnahme. Entsetzlich wurde das Los der Daheimgebliebenen. Was half den Grafen Egmont und Hoorne ihre oft bewiesene Anhänglichkeit an die spanische Krone? Durch eine Heuchelei ohnegleichen wurden sie ins Garn gelockt, und beide, der Sieger von St. Quentin und Gravelingen wie der Admiral, dem der König noch Hunderttausende schuldete, der Katholik und der Protestant, büßten nach kurzem Scheinprozeß ihre Vertrauensseligkeit auf dem Hochgericht. Das war der Anfang des Schreckens. Gleich nach der Verhaftung der beiden Edelleute wurde der Staatsrat beiseite geschoben und der sogenannte „Rat der Unruhen" eingesetzt, vom Volke der „Blutrat" genannt, zur Untersuchung und Bestrafung aller Vergehen gegen die Religion und die Autorität des Königs. Damit war alle ordentliche Rechtspflege eingestellt, alle bestehenden Gesetze aufgehoben, alle beschworenen Freiheitsbriefe unter die Füße getreten; das Wohl und Wehe des Landes lag in den Händen eines Revolutionstribunals, an dessen Spitze Alba einen in seinem Vaterlande wegen gemeinen Verbrechens verfolgten Spanier stellte. Und vor diesem Tribunal wurde auf Hochverrat angeklagt jeder, der eine Feldpredigt angehört oder den Bildersturm nicht verhütet, jeder, der Bittschriften eingereicht und das Kompromiß unterschrieben hatte, aber jeder auch, der einmal ein Geusenlied mitgesungen oder das Bibelwort in den Mund genommen: „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen", der reiche Kaufherr ebensogut wie der

ketzerische Schuhflicker. Kompliziert war die lange Liste der Hochverratsverbrechen; desto summarischer das Prozeßverfahren, desto einfacher das Todesurteil. In wenigen Monaten waren Tausende auf dem Schafott gestorben; und schon begann man von der Verfolgung des einzelnen zum Massenfang überzugehen. Da fuhr's wie ein Schrei der Verzweiflung durchs weite Land; das ruhige Friesenblut kam mehr und mehr in Wallung; als Gesetz und Recht schnöde unter die Füße getreten wurden, da bildeten sich auf dem flachen Lande Banden plündernder Wegelagerer, „Buschgeusen" nannten sie sich, raubten und verwüsteten und brachten das Elend über blühende Landstriche; aber auch in der friedliebenden Bürgerschaft der Städte regte sich der Widerstand, bereitete sich allmählich ein Kampf entschlossener Notwehr vor. Da hielt Oranien seine Zeit für gekommen.

Nicht müßig hatte er derweil auf seinem Schloß zu Dillenburg gesessen. In feurigen Kundgebungen rief er die öffentliche Meinung gegen Albas Tyrannei auf; er gewann Bundesgenossen, er warb Truppen mit Daransetzung seiner Juwelen und Silbergeräte. Noch unterschied er zwischen dem König und seinem Statthalter. Er schrieb auf sein Banner: „Pro lege, rege, grege! Für's Gesetz, für den König, für das Volk!" Aber dies Banner war nicht siegreich: seine zusammengewürfelten, schlecht besoldeten Scharen hielten den Veteranen Albas nicht stand; zweimal ward er geschlagen. Aber immer leuchtender treten nun die Eigenschaften seines männlichen Charakters in die Erscheinung: unbeugsam sein Mut, heldenmütig sein Ausharren, eisern seine Ruhe. Und in der Not der Zeit ist auch eine entscheidende innere Umwandlung mit dem Manne vorgegangen. Als er die Niederlande verließ, war er ein Staatsmann nur, dem die Religion Nebensache war; als er wiederkam, war er ein frommer Christ, ein überzeugter Protestant, der, wie er selbst sagte, „den Glauben seiner Kindheit wiedergefunden." Den sorgenden Freund konnte er hinweisen auf den „König aller Könige, mit dem er einen engen Bund geschlossen"; und der warnenden Mutter schrieb er: „Lieber alles riskieren, als den Schatz des Wortes Gottes verlieren!" Und die Augen eines sterbenden Volkes richteten sich mehr und mehr mit neuer Hoffnung auf ihn; und so stark ist dieses Volkes Liebe, daß alle Niederlagen, alle Verluste, alles Elend dieses furchtbaren Verteidigungskampfes ihm das Vertrauen der Niederländer nicht mehr rauben konnten. Da kommt es ihm zum Bewußtsein, daß nicht ein geworbener Söldnerhaufe, sondern nur das gemißhandelte Volk selbst die Freiheit erringen kann; und er sieht, wie in diesem Volke die lange verhaltene Glut ausbricht, wie die Verzweiflung auch die Ruhigsten zum Widerstande treibt; und er wird die Seele dieses Widerstandes, der leitende Kopf, die lenkende Hand, die führende Stimme. Noch stand des Volkes Sache verzweifelt: Schrecken lag über dem Lande, die Auflehnung der Städte wurde mit Blut erstickt, — da blies von der See her ein frischer Windzug und blähte die Segel der Hoffnung. Die verfolgten Geusen hatten sich aufs Meer geflüchtet, waren zu „Meergeusen" geworden. Adlige, die das Kompromiß unterschrieben, standen an der Spitze; um sie sammelten sich Flüchtlinge aus allen Ständen, ein von Haus und Hof vertriebenes, vogelfreies Volk, wirkliche „Geusen", Bettler, die nichts zu verlieren hatten, friedfertige Küstenbewohner, in furchtbarer Zeit entmenscht und verwildert. Die waren auf bestem Wege, zu verwegenen Korsaren, zu gemeinen Piraten zu werden; da brachte der Oranier Ordnung in die wilden Banden, hauchte ihnen seinen Geist ein, zog sie in den Dienst der großen, gemeinsamen, vaterländischen Aufgabe. Und als unter dem plötzlichen Ansturm Briel und Vlissingen in die Hände der Meergeusen fielen, da erhoben sich wie mit einem Schlage die Städte Hollands, Seelands, Frieslands, da ging der Ruf zu den Waffen zündend durchs ganze Land, da hatte die erste Stunde der niederländischen Freiheit geschlagen.

Den Aufstand der Städte, die Erfolge der Meergeusen beantwortete Alba mit neuen Blutgerichten; sein vom eroberten Bergen op Zoom und Mecheln nach Gelderland und Holland vordringendes Heer ließ einen furchtbaren Streifen von Schändung, Mord und Verwüstung hinter sich. Aber ein größeres Entsetzen fast noch, als alle diese Grausamkeiten rief unter diesem Volk von Kaufleuten das ebenso unsinnige als barbarische Steuerdekret des Herzogs hervor, das von allem Vermögen den hundertsten Pfennig, außerdem aber noch vom Grundeigentum den zwanzigsten und von jeder verkauften Ware den zehnten Pfennig erhoben wissen wollte. Das bedeutete einen Aderlaß, an dem das Volk verbluten mußte. Was Wunder, daß Arbeit, Kauf und Verkauf völlig stillstand? Was Wunder, daß die Verzweiflung den Entschluß zeitigte: lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende! Da ward selbst ein Alba seiner furchtbaren und doch erfolglosen Arbeit müde; er erbat und erhielt seinen Abschied. Als er nach sechsjährigem Regiment die Niederlande verließ, konnte er sich rühmen, daß allein auf seinen Befehl 18 600 Menschen hingerichtet seien; und der ganze blinde Fanatismus dieses Spaniers tritt uns vor Augen, wenn wir ihn in seiner Sterbestunde beteuern hören, daß seine Seele wegen der Niederlande in völligem Frieden sei. Aber ihm folgte der Fluch eines verwüsteten Landes, eines verarmten und fast ertöteten Volkes, das ihn mit Zähneknirschen den Bluthund nannte. —

Und hinter ihm her schoß die von ihm gesäete Saat üppig in die Halme. Unheilbar war der Riß zwischen den Niederlanden und Spanien geworden. Gezwungen, mehr oder minder in Albas Bahnen zu wandeln, konnten auch dessen tüchtige Nachfolger den Aufstand nicht mehr dämpfen, — nicht der betagte Großkommandeur von Kastilien, Don Louis Requesens, nicht der heldenmütige, jugendfeurige Halbbruder des Königs, der Sieger von Lepanto, Don Juan d'Austria, auch nicht Alexander von Parma, Margarethens Sohn, einer der bedeutendsten Männer des Jahrhunderts. Sie alle vermochten nichts gegen die einmal erwachte Glut eines um seine Freiheit betrogenen, eines in seinem Glauben gefährdeten Volkes. Was galt's diesem Volke, daß Jahr auf Jahr in schier aussichtslosem Ringen dahinging? Was galt's ihm, daß im freien Felde seine Heere immer wieder geschlagen wurden, wie dort auf der Mooker Haide, wo des Oraniers beide Brüder fielen? Was galt's ihm, daß trotz helden-

mütigen Kampfes manche Stadt wieder in spanische Hände fiel? Die furchtbare Rache der Sieger mußte andere nur zu opferfreudigerer Gegenwehr treiben! — Ewigen Gedächtnisses würdig bleibt der Freiheitskampf der Stadt Leyden. Drei Monate schon hielt sich die schlecht proviantierte Stadt: draußen die furchtbaren Spanier, furchtbarer drinnen der Hunger und die Pest; Tausende und wieder Tausende starben dahin, — auf den Straßen nur Leichen und wankende Gestalten. Dennoch keine Uebergabe; hinter der eingeschossenen Bresche entstand über Nacht ein neuer Wall. Und wieder ein Monat dahin! Der Prinz von Oranien ist im freien Felde den Spaniern nicht gewachsen: wenn er seine Flotte nur bis unter die Mauern Leydens bringen könnte! Da faßt er einen großartig heroischen Plan. „Besser ertrunken Land, als verloren Land!" ruft er, und die Abgesandten des holländischen Volkes stimmen ihm bei. Sie achten nicht den Erntesegen, der eben auf den Fruchtfeldern der Sichel harrt; sie durchstechen in großer Opferthat die Dämme, die all den Reichtum vor der Meerflut schützen, sie sehen die Wasser einherbrausen über Fluren und Dörfer mit furchtbarer Vernichtung, aber sie sehen auch, wie die Spanier weichen und die Belagerung aufgeben müssen. Und auf den bis unter die Mauern Leydens gurgelnden Meerfluten dringen die Meergeusen in die errettete Stadt, in der von 15 000 Bewohnern nur noch 9000 übrig waren. Und mit den Befreiten eilen die Befreier in den hohen Dom zu Dankgebet und Lobgesang. Aber mit einem Male schweigt die Orgel, stockt der Choral; die ganze ungeheure Versammlung beginnt laut zu weinen: Thränen sind ihr Dankgebet, ihr Lobgesang. —

Jahr um Jahr ging dahin in unendlichem Ringen; manches kam zusammen, um diesen Freiheitskampf eines kleinen Volkes gegen einen übermächtigen Feind so endlos in die Länge zu ziehen. In diesem Kriege, der alle Leidenschaften entfesselte, verschärfte sich auch immer mehr der konfessionelle Gegensatz in dem gegen den äußern Feind sich wehrenden Volke, und der milde, hochherzige Oranier vermochte es nicht zu hindern, daß hin und her auch die Kalvinisten den Katholiken Gewalt mit Gewalt, Blutthat mit Blutthat vergalten. Dazu kam der immer tiefer klaffende Riß zwischen den südlichen und nördlichen Staaten, der zuletzt die Wallonen den Spaniern in die Arme trieb und die Flamländer und Friesen allein stehen ließ im Kampfe. Und zuletzt war es die Politik der Großmächte, die durch ihr Eingreifen die Verwirrung auf den Höhepunkt brachte. Als die spanische Macht sich immer ohnmächtiger erwies, zogen österreichische und französische Prinzen als Statthalter ins Land; aber der von Gegnern Oraniens berufene Erzherzog Matthias gelangte zu keinem Einfluß, und der vom Prinzen herangezogene Herzog von Anjou dankte dem Lande mit Gewaltthaten, und nach der „spanischen Furie" erlebte das unglückliche Antwerpen die Schrecken einer französischen. —

Aus all der Verwirrung und Verwüstung aber wendet sich das Auge immer wieder auf den einen Mann, der dasteht wie ein Fels im Meer, auf Wilhelm von Oranien. Man weiß nicht: soll man mehr bewundern den genialen Geist, der mitten durch all die Wirren den sicheren geraden

Weg keinen Augenblick aus dem Auge verliert, oder den unbeugsamen Mut, der durch keinen Mißerfolg sich niederdrücken läßt, oder die zähe Ausdauer, die er, er allein, dem alles opfernden Volke einzuhauchen verstand. Der Haß seiner Gegner hat ihn mit Schmähungen überhäuft, wie selten einen Menschen; noch die neuesten katholischen Schriftsteller nennen ihn „einen der größten Versündiger an der Menschheit." Aber die umfassenden Veröffentlichungen aus den Archiven, vor allem seine eigenen reichhaltigen jüngst herausgegebenen Briefe, heben ihn hoch heraus aus dem gehässigen Urteil der Partei. Wir brauchen ihn nicht mit seinen dankbaren Zeit- und Volksgenossen zu einem Halbgott zu erheben; das bleibt doch bestehen, daß er der größte Mann seiner Zeit war, groß an Geist, größer an Charakter, als Kämpfer für Freiheit und Glauben ein Vorbild für alle Zeiten, und mit den Holländern dürfen wir singen: „Wilhelmus von Nassauen bin ich, von deutschem Blut, dem Vaterland getreue bleib ich bis in den Tod." Seine geistige Bedeutung wird auch von den Gegnern anerkannt; sie leuchtet uns entgegen aus jeder seiner Thaten, aus jedem seiner Worte. Eine zufällige Bemerkung hat ihm in der Geschichte den unrichtigen Beinamen des „Schweigers" eingetragen; ja, er konnte schweigen, wo es not that, aber, wo er redete, war er von hinreißender Beredsamkeit, und seine Briefe entzücken noch heute den Leser. Man hat ihn des Ehrgeizes bezichtigt; ja, er war ehrgeizig, aber sein Ehrgeiz war kein gemeiner Egoismus, sondern das lodernde Feuer in der Mannesbrust, die von der Liebe zum Vaterland und zur Freiheit erglühte, und im Dienst seines Volkes ist er arm und verschuldet gestorben. Und auch seine tiefe Religiosität steht über allem Zweifel fest; wohl hat das leidenschaftlich erregte Zeitalter es nicht begreifen können, wie er fest im eigenen Bekenntnis stehen konnte und doch aller Verfolgung in Glaubenssachen abhold war und blieb, — aber gerade dies scheint mir sein größter Ruhm und der beste Beweis seines evangelischen Glaubens zu sein, daß er die Gewissensfreiheit, welche er forderte und verteidigte, auch Andersgläubigen gesichert sehen wollte, daß er in einer Zeit grausamsten Fanatismus seine Hand rein erhalten hat vom Blut der Verfolgung.

Gegen einen solchen Mann aber wußte die Jesuitenpolitik Spaniens nur ein Mittel, den Meuchelmord. Am 15. März 1580 bereits hatte Philipp II. eine Achtserklärung gegen „den Verräter, den Bösewicht, die Pest der Christenheit" ergehen lassen und seinem Mörder „der bewiesenen Frömmigkeit wegen" 25 000 Kronen und die Erhebung in den Adelstand versprochen. Wilhelm antwortete mit einer großen Rechtfertigungsschrift seines gesamten Verhaltens, mit jener berühmten „Apologie", in der der Angeklagte zum furchtbaren Ankläger des Königs wird. Erhaben sind die Schlußworte derselben, in denen er sich also an die Generalstaaten wendete: „Wofür habe ich denn meine Güter feil gehabt? war es, um mich zu bereichern? Wofür habe ich meine Brüder verloren? war es, um neue zu finden? Wofür habe ich mein Leben so oft in Gefahr gebracht? Welchen andern Lohn habe ich als allein den Ruhm, auch vielleicht um den Preis meines Lebens die Freiheit errungen zu haben? So

ihr nun aber, meine Herren und Meister, urteilt, daß meine Entfernung oder mein Tod euch nützlich sein kann, — ich bin bereit zu gehorchen. Gebietet über mich — sendet mich an das äußerste Ende der Welt — ich werde euch gehorchen. Hier ist mein Kopf, über den kein Fürst, kein Monarch, außer euch verfügen kann; verfügt darüber zu eurem Heil und zur Erhaltung eures Staates! Aber, so ihr urteilt, daß meine geringe Erfahrung und mein Eifer, daß etwas von meinem Vermögen und von meinem Leben euch noch nützlich sein kann, so biete ich es euch und dem Lande aufs neue an! Je maintiendrai!" Und die Generalstaaten hielten zu dem Prinzen; sein „Je maintiendrai!" steht noch heute im niederländischen Wappen. Zum Statthalter der Nordprovinzen ernannt, sann und sorgte er eben darüber, wie er auch die wallonischen Landschaften der Freiheit gewinnen könne; — da traf ihn die Kugel des Mörders. Ein von Jesuiten beratener Fanatiker, Balthasar Gerard, schoß den ahnungslos vom Mittagsmahl aufstehenden Prinzen am 10. Juli 1584 nieder. Seine letzten Worte waren: „Mein Gott, erbarme dich meiner Seele! mein Gott, erbarme dich dieses armen Volkes!" Ein Schrei des Schmerzes ging durch das weite Land; aber über seiner Leiche und unter der Führung seiner Söhne und Enkel vollführten siegreich die Niederländer den großen Kampf für Freiheit und Glauben. —

Dieser Kampf, — groß war er in seinem Verlauf. Ein friedfertiges, völlig des Krieges entwöhntes Volk nimmt ihn auf mit der Heermacht des größten Kriegsstaates der Zeit und führt ihn mit beispielloser Zähigkeit und Ausdauer durch. Die nationale Freiheit ist das hehre Gut, dessentwegen es den Waffengang wagt; aber diese nationale Freiheit ist ihm unzertrennlich verbunden mit der Freiheit der Gewissen, mit der Freiheit des Glaubens. Und für Freiheit und Glauben wird Gut und Blut, Leib und Leben freudig zum Opfer gebracht.

Und dieser Kampf ist groß auch in seinen Erfolgen. An der offenen Wunde des niederländischen Aufstandes hat sich die Macht und der Reichtum des spanischen Weltreichs allmählich verblutet, während die durch die Meergeusen geretteten Gemeinwesen zu einem Kolonialstaate heranwuchsen, der Jahrhunderte lang unter den Seemächten die erste Stelle einnahm. Und wenn der Freiheitskampf der Niederländer zugleich ein Kampf für den protestantischen Glauben war, — sein siegreicher Ausgang ist die helle Fackel geworden, die ermutigend den germanischen Völkern in den dunkelsten Zeiten des 17. Jahrhunderts voranleuchtete und ihnen den Arm stärkte im Verteidigungskampfe gegen die List der Jesuiten und gegen die Gewalt der Inquisition.

Und jener Kampf, den wir betrachteten, — er ist zuletzt groß auch in seinen bleibenden Warnungen und Mahnungen. Nicht liebt es die Geschichte, sich im äußern Gang der Ereignisse zu wiederholen; aber Geisteskämpfe ziehen sich in wechselnder Gestaltung fort durch die Jahrhunderte, und den Verteidigungskampf der Gewissensfreiheit und des evangelischen Bekenntnisses — Gott sei's geklagt! — wir müssen ihn immer noch führen. Unter den schweren Sorgen und Aufgaben der Zeit hat

man sich des Wortes von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar erinnert, und man hat's erst geraunt, dann von Ohr zu Ohr getragen, zuletzt nicht ohne Eindruck und Erfolg den Leitern des Volkes zugerufen: dem Volke könne der Geist Jesu aufs neue eingeflößt werden nur durch die „Gesellschaft Jesu". Wie? glaubt man denn wirklich, das deutsche Volk beglücken zu können mit einem auf spanischem Boden erwachsenen und von Philipps II. Geist durchdrungenen Orden? Glaubt man denn wirklich, den Thron und des Vaterlands Bau stützen zu können mit der Jesuitenmoral der Lüge, mit der Jesuitenpolitik des Meuchelmordes? Die Religion der Inquisition, — ja, eine Despotie mag sie stützen können, um den Despoten als ihr Werkzeug zu gebrauchen: das Spanien Philipps II. zeigt es. Aber die Geschichte der Niederlande beweist es, daß ein glückliches Staatswesen, in dem Fürst und Volk in Treue verbunden sind, nur auf dem Boden des Evangeliums von der freien Gnade Gottes in Christo erwachsen kann. Das wollen wir Evangelische freimütig bezeugen auch in den Wirrnissen der gegenwärtigen Zeit, und in solchem Bekenntnis wollen wir sein ein einig Volk von Brüdern, nicht zerrissen und geteilt, wie damals die Kalvinisten und Lutheraner in den Niederlanden, sondern zusammenhaltend und zusammenstehend, ein fester, wehrhafter, geschlossener Evangelischer Bund! Und wenn man uns fragt, weshalb wir also uns verbunden haben, dann wollen wir hinweisen auf jene Münze, die einst die Bürger der belagerten Stadt Leyden prägen ließen: zwei gekreuzte Schlüssel im Felde und drum die Inschrift: „Haec libertatis ergo!" „Dies der Freiheit wegen!"

28.

Gustav Adolf in seiner Bedeutung für die evangelische Welt.

Von Franz Blanckmeister, Pastor in Dresden.

Am 7. Dezember 1894 in Dresden gehalten.

Ein gekröntes Haupt, ein Held der Weltgeschichte ist es, den wir heute feiern, Gustav Adolf, König von Schweden, dessen dreihundertjähriger Geburtstag am 9. Dezember allüberall festlich begangen wird, wo evangelische Christen wohnen. Die evangelische Welt hat Pflicht und Recht, den Tag in Kirche, Schule und Haus zu feiern. Kommt diese Feier an Umfang und Tiefe der religiösen Empfindung auch nicht dem 10. November 1883 gleich, so ist sie doch sicher jenem 6. November 1832 ähnlich, wo Hunderttausende zum Schwedensteine bei Lützen pilgerten und dem evangelischen Bekenntnis einen heiligen Eid der Treue leisteten.

Warum feiern wir Gustav Adolfs Geburtstag? Schon rein menschlich angesehen muß die dreihundertste Wiederkehr des Geburtstages

eines Mannes von weltgeschichtlicher Bedeutung die Teilnahme aller gebildeten Protestanten in Anspruch nehmen, in einer Zeit, in der der historische Sinn überall sich regt und die großen Ereignisse der Vergangenheit in dem Lichte neuer Erkenntnisse aufzeigt. Gustav Adolf ist ganz zweifellos eine der leuchtendsten Gestalten der Weltgeschichte. Unter all den Helden des dreißigjährigen Krieges ist er neben Wallenstein, — vor Wallenstein der größte. Daß er ein unvergleichlich reinerer Charakter war als der Friedländer, daß er das Vertrauen der Seinen genoß, während sich auf den hinterhaltigen Wallenstein, den Mann der selbstsüchtigen Pläne, keiner verließ, das hat schon Ranke treffend nachgewiesen. Und daß er „der beste Feldherr seines Jahrhunderts und der tapferste Soldat in seinem Heere war", darin wird jedermann Schiller beipflichten müssen. Es kommt dazu, daß in ihm der monarchische Gedanke in wahrhaft vorbildlicher Weise zur Wirklichkeit geworden ist. Wie Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, gehört Gustav Adolf zu den edelsten Kronenträgern, zu den Fürsten, denen das Gottesgnadentum auf der Stirne leuchtet. In verhältnismäßig kurzer Regierung hat er gezeigt, was ein Mensch leisten kann, wenn er auf der Grundlage gediegener persönlicher Eigenschaften von treuen Räten beraten und von einem treuen Volke verstanden und in seinen Maßnahmen unterstützt wird. Wollte man das Idealbild eines Fürsten malen, man brauchte nur das Bild Gustav Adolfs zu zeichnen, seine Person ist eine Apologie des Königtums, ein unvergleichlicher Regentenspiegel.

Und dieser Mann ist unser Stammesgenosse, ein Germane nach seinem Aeußern und Innern. Sein blondes Haar, sein blaues, leuchtendes Auge, sein germanisch-reckenhafter Wuchs, sein starker Wille und sein weiches Gemüt — das alles macht ihn uns lieb und vertraut, wie einen Helden deutschen Namens aus der Väter Urzeit. Nimmt man noch hinzu, daß dieser Mann dort auf dem Blachfeld bei Lützen, in Jugendblüte noch, den Sand unsers Vaterlandes mit seinem Blute gerötet hat, so erklärt es sich leicht, daß Gustav Adolf von jeher eine der bekanntesten Gestalten deutscher Geschichte gewesen ist, daß ihn seit Paul Fleming und Rudolf Weckherlin bis auf den heutigen Tag die deutschen Sänger in rührenden Weisen fast wie einen Helden von deutschem Fleisch und Bein gepriesen haben, daß Deutschlands Jugend immer für ihn begeistert war und daß sein Name gegenwärtig, wo man des 9. Dezember 1594 gedenkt, in aller Munde ist.

Dennoch ist es alles dieses nicht, was uns als evangelische Christen den nordischen König teuer macht. Mag er zu den größten Helden der Geschichte gehören und in der Ruhmeshalle weltbewegender Persönlichkeiten in einer Linie stehen mit Hermann dem Cherusker und Karl dem Großen, Wilhelm dem Großen und Bismarck; mag er Hunderte und Tausende von Kronenträgern um eines Hauptes Länge überragen und mögen Szepter und Purpur es sich zur Ehre schätzen müssen, von ihm getragen worden zu sein; mag er mit den Tugenden des Königs die Tugenden des Feldherrn und mit den Tugenden des Feldherrn die Tugenden des Staatsmanns und mit beiden die Tugenden des Menschen vereinigt haben — das evangelische Deutschland hätte schwerlich Anlaß, seines Geburtstags festlich zu gedenken. Was den Schwedenkönig dem evangelischen Deutschland und der ganzen evangelischen Welt so teuer macht, das ist das weltgeschichtliche Verdienst, das sich Gustav Adolf um das Evangelium, um den Protestantismus, um Glaubensfreiheit und Kultur erworben hat. „Als der Heros des Protestantismus, als der fromme Held im Dienste des Glaubens lebt er in der Erinnerung der evangelischen Welt", dies Wort Droysens ist der Schlüssel zu der begeisterten Verehrung, deren sich Gustav Adolf im evangelischen Deutschland, und nicht nur hier, erfreut.

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, seine hohen und edlen Charakterzüge einzeln zu schildern — dazu sind ihrer zu viele, noch weniger, seine Ruhmesthaten einer eingehenden Beurteilung zu unterziehen — dazu sind sie zu groß. Hat die Hand der Geschichte dem Schwedenkönig längst einen vollen, immergrünenden Lorbeerkranz auf das Haupt gedrückt, so lassen Sie mich nur drei Blätter aus diesem Kranze pflücken; auf drei Momente lassen Sie mich hinweisen, die ihn gerade uns, den Gliedern des Evangelischen Bundes, besonders teuer machen, des Bundes, der nicht minder als der Gustav-Adolf-Verein Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein ist.

1. Die Glaubensthat unsers Martin Luther hatte fast das ganze Europa von den Sklavenketten Roms befreit. Die Reformation hatte ihren Siegeszug vollendet durch Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Schweden, Norwegen, England, Frankreich. Da kam die Gegenreformation, die im 17. Jahrhundert die Errungenschaften des 16. Jahrhunderts mit Blut und Schwert wieder zu vernichten suchte. Es entbrannte der dreißigjährige Krieg. Damals saß der Kaiser Ferdinand II. auf dem deutschen Kaiserthron, ein Zögling der Jesuiten. Er setzte sich an die Spitze der Verfolger und Unterdrücker des Evangeliums. Er war's, der jenen Majestätsbrief, durch welchen den Evangelischen Böhmens freie Religionsübung zugesichert war, mit eigner Hand zerschnitt. Er war's, der da schwur, die evangelische Ketzerei aus seinen Landen mit der Wurzel auszurotten. Er war's, der jenen furchtbaren dreißigjährigen Krieg entfachte, der das arme deutsche Land in eine einzige Blutlache verwandelte. Ein halbes Menschenalter lang kämpfte der Protestantismus mit dem Katholizismus auf deutschem Sande um den Sieg. Man weiß, wie es anfangs mit der protestantischen Sache mißlich stand. Die Römischen gewannen die Schlacht am weißen Berge. Es war dem grausamen Kaiser Ferdinand und seinen Dragonern eine Wonne, Tausende und Abertausende von Protestanten aus dem Böhmerlande zu vertreiben und ihre Führer auf dem Prager Marktplatze hinzuschlachten. Was aber der kaiserliche Dragoner mit dem Degen nicht zu leisten vermochte, das leistete der kaiserliche Jesuit mit „feinern" Mitteln. Dazu drangen die kaiserlichen Heere immer siegreicher vor, die Tilly und Wallenstein triumphierten. Bis an die Ostsee trugen sie ihre Feldzeichen, Magdeburg sank, die protestantischen Fürsten waren zu schwach, zu feig, zu uneinig, um dem römischen Anprall erfolgreich zu begegnen.

Da nahte der Retter in der Not, der Held von Gott gesandt, Gustav Adolf, um der protestantischen Sache in letzter Stunde noch zum Siege zu verhelfen. Er war es, der durch sein gutes Schwert dem Vordringen Roms eine Schranke zog, durch seine Siege die deutschen Glaubensverwandten aus der römischen Umarmung befreite und die Gefesselten nicht nur entfesselte, sondern ihnen das Schwert in die Faust und den Mut ins Herz gab, dem bisher siegreichen Feinde mit Erfolg zu widerstehen.

Man bemängelt vielfach an diesem Heereszug des nordischen Königs nach Deutschland, daß Gustav Adolf dabei von politischen Plänen und Absichten nicht frei gewesen sei. Aber ich frage, wie hätte das anders sein können, wie stellt man sich das vor, daß er den Evangelischen zu Hilfe kam, ohne Politik zu treiben? Natürlich hat bei seinem Zuge nach Deutschland der Staatsmann ein gewichtiges Wort mitgesprochen. Hätte Gustav Adolf seinen Feldzug nicht strategisch und diplomatisch fundamentiert, so wäre er ein Abenteurer, ein eitler Schwärmer gewesen. Daß er nach Deutschland zog mit dem erhabenen Gedanken, ein Schirmherr des Evangeliums zu werden und das evangelische Bekenntnis gegen den römischen Ansturm mit dem Schwerte in der Faust zu verteidigen, das ist sein großartiger Idealismus. Daß er dabei mit den Dingen rechnete, wie sie lagen, alle in Betracht kommenden Faktoren in Betracht zog, menschliche Kräfte und menschliche Widerstände, und sich aller erlaubten menschlichen Mittel bediente, Kriegskunst und Staatskunst, das ist sein großartiger Realismus. Und daß Idealismus und Realismus bei ihm sich die Hand reichten, das hat nächst Gottes Segen ihm und uns den Sieg gegeben.

Ist es klar und unwidersprechlich, daß Gustav Adolf Glaubensmann wie Feldherr und Staatsmann zugleich war, so steht es über allem Zweifel fest, daß bei seinem Feldzug nach Deutschland die religiösen Beweggründe die maßgebenden waren. Das sagen uns seine eignen Kundgebungen auf das klarste. Der Zug übers Meer erschien ihm selbst als eine religiöse Pflicht. Ein König, der auf die Fahnen und Feldzeichen, mit denen er in den Krieg zieht, die Worte schreibt: „Gustav Adolf, König von Schweden, Verteidiger des Glaubens!", ein Mann, der seinen Ständen im Reichstage feierlich erklärt, daß „dieses Krieges höchstes Ziel ist, unsre unterdrückten Religionsverwandten aus den Klauen des Papstes zu befreien", und solche und ähnliche Versicherungen oft genug wiederholt, ein Fürst, der in jeder seiner Handlungen den Beweis liefert, wie ernst und ehrlich er es mit diesen Versicherungen gemeint — solch ein Mann ist vor dem Vorwurf der Heuchelei geschützt. So wahr ein Ferdinand II. aus katholischem Fanatismus gegen die Evangelischen kämpfte, so wahr hat einem Gustav Adolf evangelische Glaubensbegeisterung das Schwert zur Rettung des Evangeliums in die Hand gedrückt, und aus den Händen eines Tilly und Wallenstein befreit man Unterdrückte nicht mit Worten und Bittschriften, sondern nur mit Waffengewalt. Sein ganzes Wirken und Schaffen auf dem Boden unsers Vaterlandes stellt Gustav Adolf das Zeugnis aus, daß die Befreiung vom römischen Joch das Ziel war, das er sich vorgesteckt hatte.

Trotz alledem haben sich seit alten Tagen die römischen Verkleinerer mit ihrem infernalen Hasse wie auf Luther so auf Gustav Adolf geworfen. Gegen seine Person richten sich ihre Angriffe weniger. Sie fühlen wohl, daß sich gegen die Charakter-Eigenschaften dieses edlen, in seinen persönlichen Lebensformen unangreifbaren Fürsten wenig oder nichts einwenden läßt, daß der Held von Breitenfeld und Lützen der einzige wahrhaft große Mann im Zeitalter jenes Völkerkrieges gewesen ist, ein Mann mit Schwächen, wie sie jedem Menschen anhaften und wie sie von ihm selbst bereitwillig anerkannt worden sind, aber doch ein Held, der seine Zeitgenossen im evangelischen und katholischen Lager, einen Johann Georg, einen Georg Wilhelm, wie einen Wallenstein weit überragt. Das, was die gegnerische Partei an dem auch von ihr im stillen bewunderten Helden auszusetzen hat, das, worüber sie gerade jetzt angesichts seines Jubiläums so außerordentlich aufgebracht ist, das ist der Umstand, daß Gustav Adolf Protestant war, Protestant vom Wirbel bis zur Sohle, und daß er der evangelischen Sache zum Siege verholfen hat. Wäre der Schwedenkönig, dem die Weltgeschichte das Zeugnis des reinsten Menschen, des frömmsten Mannes, des tapfersten Helden giebt, ein Glaubensgenosse der Pappenheim und Tilly gewesen und hätte er bei Breitenfeld und Lützen die Evangelischen in die Pfanne gehauen und aus der Geschichte gestrichen — Rom würde ihn jubelnd in den Himmel erheben. Um des von ihm vertretenen Prinzips willen aber stellt die römische Presse unsern Gustav Adolf, „den berüchtigten Schwedenkönig", als „frommen Länderverwüster" und „fremden Mordbrenner" hin, Ausdrücke, die auf Ludwig XIV. und die Seinen, sowie auf zahlreiche andre katholische Kriegsmänner vorzüglich passen, nur nicht auf Gustav Adolf mit seinem ehrlichen, milden Herzen und seiner strengen, musterhaften Mannszucht.

Was die Sache betrifft, in deren Dienst sich Gustav Adolf stellte, so trägt sie zu stark das Siegel der göttlichen Beglaubigung, als daß sie durch grobe oder feine Verunglimpfungen irgendwie geschädigt werden könnte. Der Erfolg seines Lebens und Kämpfens war für die evangelische Kirche ein gewaltiger.

Was ist der Erfolg seines Lebens gewesen? Mit Recht sagt der Historiker Droysen: in Gustav Adolf hat es der Protestantismus, wie in den Tagen des Kurfürsten Moritz, unternommen, die große Politik umzuformen und zu beherrschen. In ihm tritt der Protestantismus zum erstenmale politisch gebietend und maßgebend auf, in ihm hat der Protestantismus das Haus Habsburg zerschmettert und die Macht des Katholizismus in Deutschland für immer gebrochen. Drastisch und derb, aber wahr und treffend hat der alte, ehrliche Karl Friedrich Moser diesen Gedanken in die Worte gefaßt: „Wenn Luther nicht erschienen wäre, sagen schon längst alle erleuchteten und anständigen Katholiken, so hätten wir zuletzt alle noch Heu fressen müssen; aber dies würde gleichwohl hundert Jahre weiterhin geschehen sein, wenn der Held aus Norden den deutschen Boden nicht betreten und als ein zweiter Josua Ferdinanden das „Sonne, stehe still!" zugerufen hätte". Durch Gustav Adolf ist das arg be-

drohte und stark gefährdete Werk der Reformation siegkaft geschützt und dem evangelischen Glauben und der evangelischen Kultur wieder freie Bahn gebrochen worden in deutschen Landen. Ueber dem Stein bei Lützen, wo er gefallen, steht bekanntlich ein herrliches Denkmal. Auch auf dem Schlachtfelde zu Breitenfeld, so riet der Historiker Ranke, solle die evangelische Kirche dem großen Helden ein würdiges Ehrenmal errichten; denn daß sie noch existiere, das habe sie ihm zu verdanken. In der That, wie die Schlacht von Marathon die Rettung Griechenlands von der Persermacht und die Schlacht im Teutoburger Wald die Rettung Deutschlands von der Römermacht bedeutet, so bedeuten die Schlachten von Breitenfeld und Lützen die Rettung des evangelischen Deutschlands von der Zwingherrschaft des Papstes und der Jesuiten. Und der uns von dieser Zwingherrschaft befreite, ist Gustav Adolf, der Schirmherr des Evangeliums.

2. Und dieser Gustav Adolf war ein gekröntes Haupt, ein Fürst, ein König.

Es zieht sich durch unsre Zeit eine Strömung, welche die Bedeutung der Monarchie überschätzt. Diese Ueberschätzung der gekrönten Häupter stand in der Vorzeit hoch in Blüte. Die römischen Cäsaren hat man zu kleinen Göttern gemacht, die französischen Könige mindestens zu Halbgöttern. Man hat die Fürsten gelegentlich für höhere Wesen angesehen als die gewöhnlichen Sterblichen. Wenn heutzutage mitunter der Byzantinismus und Servilismus die Monarchen über das Maß des Menschlichen herausrückt, so müssen wir sagen: das ist ein Anachronismus; dazu sind die Zeiten vorüber. Die Erfahrung lehrt, daß unsre Monarchen Menschen sind von Fleisch und Blut wie wir, die Geschichte bestätigt es auf jedem ihrer Blätter, und die heilige Schrift spricht klar und wahr: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen; es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten." — Man darf die Monarchie nicht überschätzen, aber man darf sie auch nicht unterschätzen. Sie wird unterschätzt, wir wissen es wohl, von breiten Schichten unsers Volks, die unpatriotisch und unchristlich von dem Gottesgnadentum unsrer gekrönten Häupter nichts wissen wollen; sie wird unterschätzt von den Ultramontanen alter und neuer Zeit, denen der Priester vor dem Landesherrn, der Papst vor dem Kaiser steht, weil angebliche „geistliche" Machtvollkommenheit schwerer wiege als „weltliche". Gegen diese Verachtung und Entwertung des Amtes der Könige protestieren wir als Deutsche, als Christen, als Evangelische, als Glieder des Evangelischen Bundes. Wir stellen uns bewußt auf nationalen, monarchischen Boden, unsre Losung ist: Mit Gott für Kaiser und Reich, für König und Vaterland!

Der Monarchie hat die evangelische Kirche viel zu verdanken, und die Monarchie kann reichsten Segen stiften zum Heile der Kirche. Allerdings, wir wissen es, wie entsetzlich gerade Monarchen mitunter gegen unsern allerheiligsten Glauben gewütet haben. Was ein Karl IX., ein Ludwig XIV. von Frankreich gegen das Evangelium gesündigt, was ein Ferdinand II. in Böhmen, ein August der Starke in Polen, ein Ferdinand von Toskana in Italien an unsern evangelischen Glaubensgenossen gethan, das ist noch viel zu wenig bekannt, man kann es nicht ohne tiefe Trauer lesen. Die bösen Früchte dieser Saat sind aber auch nicht ausgeblieben. Wie viele katholische Throne stehen auf morschen Füßen, wie viele katholische Monarchien sind durch Revolutionen zertrümmert worden, wie viele seiner Kronenträger hat das katholische Volk von Haus und Land gejagt. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. — Wie ganz anders dagegen entfaltet sich die Monarchie im Bunde mit dem Evangelium! Erst in der Lebensluft des Protestantismus, welcher der Obrigkeit die ihr gebührende Ehre giebt, kann die Monarchie wirklich gedeihen.

Darum hat die Monarchie dem Protestantismus so viel Gutes gethan. Ein Friedrich der Weise, ein Johann der Beständige, ein Moritz, ein Vater August, wie haben sie über dem Evangelium die Hände gebreitet! Ihr würdiger Nachfolger ist König Gustav Adolf. Und ein Karl XII., ein Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, ein Friedrich der Große, ein Wilhelm der Große, wie sind sie eingetreten für protestantischen Glauben und protestantische Kultur nach Gustav Adolfs klassischem Vorbild. Mag er immer das Vorbild der Könige sein!

Groß und herrlich sind die Aufgaben, die heutzutage ein Monarch zu erfüllen hat. Aber es sind ihrer viele. Ein Monarch soll heutzutage ein reisiger Kriegsmann und ein gewandter Staatsmann sein. Er soll sich an dem Leben der Künste und Wissenschaften beteiligen. Er soll das Wohl des Volkes bis ins Kleinste herab im Auge haben. Uebermenschliches wird von ihm verlangt, und er ist doch nur ein Mensch. Die schönste und erhabenste Aufgabe, die ein König erfüllen kann und durch die er der Monarchie die edelste Weihe zu geben vermag, ist meines Erachtens die, daß er im weitesten Sinne des Wortes seine Hand hält über dem Christentum, über dem Evangelium, daß er im Geiste Gustav Adolfs ein Schirmherr ist der evangelischen Wahrheit; denn wenn das Evangelium untergeht, dann geht alles unter; wenn Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht mehr geduldet und die Wahrheit nicht mehr erforscht und vertreten werden darf, dann ist das Ende aller Dinge da.

Wir haben es mit Dank und Freude zu bekennen, daß es in unsern Tagen an gekrönten Häuptern nicht fehlt, die es sich zur Ehre schätzen, zur evangelischen Kirche zu zählen und Schirmherrn des Evangeliums sein zu dürfen. Wie der alte Kaiser Wilhelm I. gesegneten Andenkens dem Pontifex Maximus Pius IX. gegenüber aus seinem evangelischen Glauben kein Hehl machte und ihm jenen Brief nach Rom sandte, den Se. Heiligkeit nicht an den Spiegel steckte, so hat auch unser jetziger Kaiser seine protestantische Gesinnung bei vielen Gelegenheiten unverhohlen bekundet und wird gewiß auch weiterhin seinem Volke zeigen, daß ihm der Ausbau der Schloßkirche zu Wittenberg Gewissenssache gewesen ist. Um ihn aber, den Kaiser, scharen sich edle Fürsten genug, die ein treu protestantisches Herz in der Brust tragen, der Großherzog von Baden, der Großherzog von Sachsen-Weimar, beide unserm Evangelischen Bunde wohlgesinnt, und

wie sie alle heißen. Und daß es auch katholische Fürsten genug giebt, die in ihrer Brust eine Saite haben, die auf protestantische Töne gestimmt ist, des zum Zeugnis darf ich außer unserm König Albert den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und den Prinzregenten Luitpold von Bayern nennen.

3. Daß es ein König war, der das Evangelium rettete, daß in Gustav Adolf die Monarchie auf der Höhe ihrer göttlichen Sendung erschien, das ist unsre Freude. Und daß der König diese seine Sendung mit seinem Tode besiegelte, das ist es, was das Geheimnis seiner fortwirkenden Thätigkeit enthält, seines Fortdauerns und Fortlebens in der Geschichte, von dem nicht nur der Gustav-Adolf-Verein, sondern auch der Evangelische Bund ein beredtes Zeugnis ist.

Es giebt in der Weltgeschichte Persönlichkeiten, die bei Lebzeiten eines großen Einflusses sich erfreuten, aber nach ihrem Tode vergessen sind, große Gelehrte und Künstler, auch Fürsten und Staatsmänner. Ja manche sind schon bei Lebzeiten tot und überleben nicht einmal ihr eignes Ende. Zu diesen gehört Gustav Adolf nicht.

Und es giebt andrerseits Persönlichkeiten in der Geschichte, die auch nach ihrem Tode lebendig fortwirken, ja deren Wirksamkeit erst nach ihrem Tode recht intensiv zu werden beginnt. Das sind in der Regel Geister, welche ihr Leben für eine große Idee eingesetzt haben und hernach ihr Leben und Streben thatsächlich oder ideell mit ihrem Herzblute besiegelten. Zu diesen gehört Sokrates, Johannes Huß, Friedrich Barbarossa, zu diesen gehört auch Gustav Adolf. Der Name Gustav Adolf bezeichnet nicht nur eine große geschichtliche Persönlichkeit, sondern eine große Idee. Und diese Idee heißt: Verteidigung des evangelischen Glaubens.

Es ist kein Zufall, daß jener gesegnete Verein zur Unterstützung unsrer Glaubensbrüder in der Zerstreuung Gustav-Adolf-Verein heißt. Am Gustav-Adolf-Stein bei Lützen ist er am Todestage des großen Königs, den 6. November 1832 geboren worden. Derselbe Geist, der Gustav Adolf beseelte, beseelt seit mehr denn sechzig Jahren auch seinen „Sohn und Erben", der nach ihm genannt ist: der Geist treu evangelischen Glaubens und warmherziger christlicher Bruderliebe. Wer in der Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins steht und eine Reihe von Gustav-Adolf-Festen mitgefeiert hat, der weiß es, daß hier alles geschieht auf dem idealen Hintergrunde Gustav Adolfs mit seinem Rettungswerk, hinter dem dann wiederum Luther mit seinem Reformationswerk und zuletzt Jesus Christus mit seinem Erlöserwerke steht.

Aber Gustav Adolf lebt nicht nur fort im Gustav-Adolf-Verein; er lebt auch fort im Evangelischen Bunde. Wäre der Name des nordischen Glaubenshelden nicht bereits für immer unauflöslich mit jenem Vereine verbunden gewesen, wer weiß, ob nicht der Evangelische Bund darauf gekommen wäre, sich mit seinem Namen zu schmücken und sich etwa „Gustav-Adolf-Bund" zu nennen. Bezeichnend wäre für ihn der Name gewiß. Denn daß er in Gustav Adolfs Fußstapfen geht, daß er mit Gustav Adolfs Schwerte ficht, daß er bereit ist, wie Gustav Adolf für das Evangelium das Beste zu opfern, daß er aber auch wie Gustav Adolf zu seiner Zeit mannigfach verkannt wird, als ob ihm der Kampf fürs Evangelium gegen Rom und Babel nicht Herzenssache sei — das alles ist bekannt genug.

Möchte das Jubelfest Gustav Adolfs mit seinen geschichtlichen Erinnerungen und seinen Ausblicken auf Gegenwart und Zukunft ein Mahn- und Weckruf sein an die protestantischen Gewissen, sich wie im Gustav-Adolf-Vereine so im Evangelischen Bunde zusammenzuscharen zum Kampfe für die Wahrheit gegen den Irrtum. Als Gustav Adolf den deutschen Boden betreten hatte, das Evangelium zu retten, da bemühte er sich, auch einen „Evangelischen Bund" zustande zu bringen, die namhaftesten evangelischen Fürsten als Bundesgenossen zu werben im Kampfe mit Rom. Erst wandte er sich an den Herzog Bogislaw von Pommern; der wollte nicht dran — es war die alte deutsche Zaghaftigkeit! Dann klopfte er bei dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg an, seinem eignen Schwager; der aber sagte: „Um Gottes willen, Vetter, nein" — es war die alte deutsche Feigheit! Dann frug er bei dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen an, dem Haupte am „Körper der evangelischen Fürsten"; aber das biedere „sächsische Jägerlein", auch „Biergörglein" genannt, winkte ab, sagte lächelnd: „Was würde der Kaiser von mir denken!" und trank vergnügt seinen Humpen weiter — es war die alte deutsche Gemütlichkeit! So ist's auch heute noch: Zaghaftigkeit, Angst, Feigheit, Servilismus und Indifferentismus vereinen sich, und wenn es heißt: „Kommt! der Feind ist vor den Thoren! kommt! mit Schwert und Kelle die Mauern Zions zu schützen!", so hat der alte deutsche Michel, trotzdem daß er gerne singt: „Wir als die von Einem Stamme stehen auch für Einen Mann", tausenderlei Einwände; und der alte böse Feind hat leichtes Spiel, die Festung zu nehmen. Uns soll er nicht überwinden! „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!" so stand auf den schwedischen Feldzeichen, die bei Breitenfeld und Lützen sieghaft im Winde flatterten; und dieser Fahnenschmuck Gustav Adolfs ist auch unsre Losung.

Verehrte Festgenossen! Am 9. Dezember wird eine Deputation deutscher Männer an Gustav Adolfs Ruhestätte in der Ritterholmskirche zu Stockholm einen Ehrenschild niederlegen. Das ist die Huldigung des Gustav-Adolf-Vereins für den Helden und Märtyrer, der einst selbst der Schild der evangelischen Kirche war. Aber neben dem Gustav-Adolf-Verein naht sich der Evangelische Bund dem Grabe des großen Königs, um ihm auch seinerseits zu huldigen. Einen eisernen Eichenkranz wird er dem Manne widmen, der den Opfertod fürs Evangelium gestorben ist, und dabei geloben: Wir können's ja nicht lassen zu kämpfen wie du gekämpft; niemals werden wir aufhören, unser Leben einzusetzen für die ewige Wahrheit des lautern Evangeliums und für die Ehre des Protestantismus. Wir können nicht anders! Hier stehen wir. Gott helfe uns! Amen.

29.

Die Gegenreformation in Schlesien und ihre Mahnungen für die Gegenwart.

Von D. Bernhard Rogge, Hofprediger in Potsdam.

Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts finden wir die Reformation in den Fürstentümern Liegnitz, Wohlau, Brieg vollständig durchgeführt. In 267 Kirchen ist der evangelische Gottesdienst eingerichtet. Nur eine verschwindend kleine Anzahl von Patronen ist mit ihrer Gemeinde bei der alten Kirche verblieben. Die zahlreichen Klöster mit Ausnahme des reichen Stifts zu Leubus sind aufgelöst. — Auch der brandenburgische Markgraf Georg hatte in den von ihm erworbenen Fürstentümern Jägerndorf nebst Leobschütz, sowie in der zeitweise in seinem Pfandbesitz befindlichen Standesherrschaft Beuthen und in den Fürstentümern Oppeln und Ratibor die Reformation eingeführt, und es werden in diesen Landen im 16. Jahrhundert 133 evangelische Kirchen gezählt. Ebenso war der im Fürstentum Teschen regierende piastische Herzog Wenzel Adam der neuen Lehre günstig und in seinen Erblanden, wie in dem zeitweise damit verbundenen Fürstentum Troppau mit den Herrschaften Freudenthal und Olbersdorf finden wir beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 133 evangelische Kirchen. In der Stadt Breslau hatte der Magistrat schon im Jahre 1521 das Patronat über die Maria-Magdalena- und später auch über die Elisabeth- und Bernhardiner-Kirche erworben und in denselben den evangelischen Gottesdienst eingerichtet. Dazu kamen dann die Elftausend Jungfrauen- und die Salvator-Kirche, sowie 4 im ländlichen Gebiete der Stadt belegene evangelische Kirchen.

Um uns eine Vorstellung von der weiten und allgemeinen Verbreitung des Evangeliums in Schlesien zu machen, wird die Angabe genügen, daß am Ende des Jahrhunderts der Reformation die Zahl der evangelisch gewordenen oder erst neubegründeten Kirchen weit über 1500 betrug, während höchstens 400 Kirchen dem römisch-katholischen Kultus verblieben, oder nach einem ganz kurzen vorübergehenden evangelischen Gebrauch in den Besitz der katholischen Kirche zurückgelangt sind Nur das bischöfliche Fürstentum Neisse und die Gebiete der geistlichen Stiftungen wurden meist katholisch erhalten oder bald wieder katholisch gemacht. Wir sagen nicht zuviel, wenn wir behaupten: Schlesien war um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein durch und durch evangelisches Land.

Sagt doch ein schlesischer Bischof in der unter dem 29. Mai 1609 seinen Abgeordneten zum Fürstentage erteilten Instruktion: „Es wäre die Augsburger Konfession in Schlesien so ausgebreitet, daß in Ihrer kaiserlichen Majestäten selbsteignen Erbfürstentümern keine Stadt oder Dorf wäre, 4 oder etliche Städte und eine Anzahl Dörfer ausgenommen, da nicht die Kirchen ganz und gar mit der Augsburgischen Konfession verwandten Prädikanten besetzt, hingegen die katholischen Unterthanen entweder weggezogen wären, oder sich zur Augsburgischen Konfession bekannt hätten."

Dabei hat die reformatorische Bewegung in Schlesien ohne jede Förderung von seiten des Landesregimentes wie in Sachsen, Hessen und seit Joachim II. auch in Brandenburg aus dem Volke selbst ihre Kraft geschöpft. Hier kann niemand behaupten, daß sie künstlich ins Volk hineingetragen oder gar, wie ultramontane Schriftsteller in unsern Tagen immer wieder zu behaupten nicht müde werden, von Fürsten, die sich an dem Kirchengut zu bereichern gedachten, dem Volke aufgedrängt worden sei. Wenn irgendwo, so ist sie hier aus dem tief und dringend empfundenen Bedürfnis, aus dem Trachten nach Hilfe in der großen innern und äußern Not der aufrichtig fromm gesinnten Mehrheit des schlesischen Volkes in allen Ständen entsprungen. Gerade in den unmittelbar dem Hause des Kaisers unterstellten Gebieten, die von der Landesherrschaft keine Anregung und keinen Schutz empfingen, ist der Erfolg des Evangeliums ein besonders durchgreifender gewesen. Diesen unmittelbar unter böhmischer Oberhoheit stehenden Landesteilen gehört jener Siegesmund von Zedlitz auf Neukirch an, der noch ein Augenzeuge von der Verbrennung des Johann Huß gewesen war und auf alle Thüren seines Schlosses schreiben ließ: „Gottes Freund, des Bischofs zu Breslau und aller Pfaffen Feind" und ein Sohn dieses Zedlitz von Neukirch ist es gewesen, auf dessen dringendes Begehren der Augustiner Melchior Hoffmann, ein Goldberger von Geburt, aus Wittenberg von Luther gesendet, schon 1520 die erste evangelische Predigt in Neukirch hielt. Mit den Vertretern eines wahrhaft frommen, eben darum aber auch den Pfaffen feindlich gesinnten Adels, wie den mit Melanchthon befreundeten Herren von Rechenberg, von Bergen auf Herrendorf bei Glogau, den Herren von Reichenbach, von Strachwitz, von Schweinichen und selbst den Grafen von Schaffgotsch wetteiferten die Bürgerschaften aller namhaften schlesischen Städte in der Begeisterung, mit welcher sie sich für das Evangelium entschieden. Auch die Bauern schlossen sich der Bewegung mit freudiger Zustimmung an. Als Junker Balthasar von Predel auf Wiesau bei Volkenhein seinen Bauern den Entschluß mitteilte, die Predigt des Evangeliums einzuführen, da bekannten sie ihm unter Freudenthränen, daß sie schon längst innerlich der Lehre Luthers zugethan seien und bisher nur noch nicht gewagt hätten, es öffentlich zu bekennen. Vor allem aber trägt die Reformation in Schlesien einen durchaus ernsten und besonnenen, man kann sagen konservativen Charakter. Man war weit entfernt davon, sich von der alten Kirche trennen zu wollen. Alle hergebrachten kirchlichen Einrichtungen, die nur irgendwie mit dem Evangelium verträglich waren, ließ man hier als ehrwürdige Ueberlieferung ruhig fortbestehen: so bei der Taufe den Exorzismus und das Westerhemd, beim Abendmahl die Elevation von Brot und Wein, in der Kleidung der Geistlichen die Meßgewänder, die vielfach noch bis Ende des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch verblieben, auf den Altären der Kirchen die Heiligenbilder, im Gotteshaus die Kniebeugung beim Namen Christi, beim Segen und der Absolution und vieles andere. Nicht eine künstlich gemachte, durch allerhand äußere Mittel beförderte Neuerung ist die Reformation Schlesiens gewesen, sondern eine durch

Gottes Gnade innerlich vorbereitete und zur rechten Zeit zum Schneiden gekommene Ernte.

Freilich fehlte es schon im 16. Jahrhundert nicht an mannigfachen Versuchen, die hoffnungsvolle Saat zu verwüsten und die reformatorische Bewegung zu unterdrücken. Das Domkapitel zu Breslau wurde sehr bald ein Mittelpunkt der seit dem Regierungsantritt Rudolf II. erstarkenden Reaktionsbewegung, die an dem inzwischen auch in Schlesien eingedrungenen Jesuitenorden die wirksamste Förderung fand. Schon im Jahre 1581 predigten Jesuiten auf dem Dom in Breslau und nur dem allgemeinen und übereinstimmenden Eifer des Breslauer Rates, wie der Fürsten und Stände war es zu danken, daß nicht schon damals dem Lieblingswunsche Gerstmanns und des päpstlichen Gesandten entsprochen und ein Jesuitenkollegium in dem schon dafür bestimmten Dominikanerkloster zu St. Adalbert in Breslau errichtet wurde. Namentlich wurde in den unter der Landeshoheit des Bistums stehenden Landesteilen die Ausrottung der evangelischen Lehre in Angriff genommen. Immer stärker machten sich die Versuche der Unterdrückung geltend, nachdem Erzherzog Karl von Oesterreich unter Nichtachtung des sog. Kolowrat'schen Vertrags, nach welchem nur Inländer den bischöflichen Stuhl von Breslau einnehmen sollten, das geistliche Oberhaupt des Landes geworden war. Wo sich nur eine Gelegenheit darbot, namentlich aber, wo die Gemeinden unter geistlicher Herrschaft standen, wurden den Evangelischen die Kirchen weggenommen und sie ihrer freien Religionsübung beraubt. Dennoch gelang es den Schlesiern durchzusetzen, daß der Majestätsbrief Kaiser Rudolfs, der den Evangelischen in Böhmen freie Religionsübung zusicherte, auch auf Schlesien ausgedehnt wurde, und auch Rudolfs Nachfolger, Matthias, erkannte denselben, als er im Jahre 1611 zur Huldigung nach Schlesien kam, ausdrücklich an. Ganz Schlesien jubelte. Von den Kanzeln wurde nach Trompeten- und Paukenschall und bei dem Donner der Kanonen das teure Kleinod verkündet. Ueberall ertönte Musik, selbst in den Schänken trug man den Majestätsbrief frohlockend umher. Glaubten doch die evangelischen Schlesier, die sich den Majestätsbrief dreimalhunderttausend Gulden hatten kosten lassen, sich für alle Zukunft ungestörte Sicherheit erkauft zu haben. Und doch sollten sie aufs bitterste getäuscht werden. Sie bedachten nicht, daß der jesuitische Grundsatz, nach welchem man den Ketzern sein Wort nicht zu halten brauche, im Hause Habsburg damals zum Regierungsgrundsatz geworden war. Der zum Bischof von Breslau erwählte Erzherzog Karl, der inzwischen zum Oberlandeshauptmann von Schlesien ernannt worden war, erklärte den Majestätsbrief für erschlichen, und für sich selbst für unverbindlich. Noch schlimmer wurde die Lage der Evangelischen, als auf den schwachen König Matthias Erzherzog Ferdinand, der nachmalige Kaiser Ferdinand II. folgte. Schon vor dem Tode des Matthias hatten die Schlesier demselben gehuldigt, nachdem ihnen ihre Privilegien und namentlich der Majestätsbrief ausdrücklich bestätigt worden war. Aber was war von einem Herrscher zu erwarten, der, in den Grundsätzen der Jesuiten zu Ingolstadt erzogen, schon vor dieser Bestätigung in der Hauptkirche zu

Prag zu den Füßen der hl. Jungfrau von Loretto das Gelübde niedergelegt hatte, von allen seinen Versprechungen nichts halten zu wollen, was dem Interesse der römischen Kirche zuwider wäre, und der die Ausrottung des Protestantismus zum Hauptzweck seines Lebens gemacht hatte?

Unwiderstehlich wurde Schlesien trotz seiner aufrichtigen Ergebenheit gegen das Kaiserhaus in den böhmischen Aufstand mit hineingerissen, der das Signal zum dreißigjährigen Kriege werden sollte. Durch frühere Verträge zur Hilfeleistung im Falle der Verletzung des böhmischen Majestätsbriefes verpflichtet, durften sie sich dieser Verpflichtung nicht entziehen, wo der Fall dieser Verletzung unzweifelhaft vorlag. So schlossen sie sich dem verhängnisvollen Schritte der Absetzung Ferdinands und der Wahl des Kurfürsten von der Pfalz zum König von Böhmen an. Im Februar 1620 zog derselbe in Schlesien ein und empfing in Breslau die Huldigung. Das Schicksal dieses schlecht beratenen und unfähigen, dabei eitlen und prachtliebenden Königs, dessen Herrlichkeit mit der unglücklichen Schlacht am weißen Berge bereits ihr Ende erreicht hatte, ist bekannt, und ebenso die erbarmungslose Rache des Kaiser Ferdinand II., welcher Böhmen nun schutzlos preisgegeben war. In Strömen von Blut wurde die evangelische Kirche in Böhmen ausgerottet. Mit Schlesien schien man anfangs schonender verfahren zu wollen. Besaßen doch die schlesischen Stände eine noch unverletzte Waffenmacht, und es schien daher ratsam, sie vorläufig nicht zu einem Widerstand zu reizen, der auch den in Böhmen errungenen Sieg möglicherweise hätte in Frage stellen können. Unter Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen schloß der Kaiser mit den schlesischen Ständen einen Vertrag, den sog. sächsischen Akkord, in welchem ihnen unbedingte Amnestie gewährt, Abhilfe ihrer begründeten Religionsbeschwerden versprochen und ihre Privilegien, namentlich der Majestätsbrief, nochmals feierlich bestätigt wurde.

Nur zu bald sollte es sich zeigen, daß dieser Vertrag nur ein schöner Vorhang sei, der bald zerreißen sollte. Getreu seinem zu den Füßen der Maria von Loretto gethanen Gelübde, den Protestantismus in seinen Staaten auszurotten, nahm Ferdinand II. rücksichtslos die Gegenreformation in die Hand. Der päpstliche Kardinal Caraffa wurde mit allen Mitteln jesuitischer Unverschämtheit der Leiter derselben. Mit wahrhaft dämonischer Wut wurden die Saatfelder des Evangeliums zertreten und mit frevelhafter Vergewaltigung an den Abgrund der Verzweiflung und des geistigen Todes geführt. Der Anfang mit der völligen Ausrottung des Evangeliums wurde in der Grafschaft Glatz gemacht. Es wurde als kaiserliche Verordnung von den Kanzeln verkündigt, daß alle Einwohner sich fortan zum katholischen Glauben bekennen oder das Land verlassen müßten. In Niederschlesien entlud sich die ganze Roheit und Bosheit des Fanatismus zuerst über der Stadt Glogau und ihrer Umgebung. Die Greuelthaten der Lichtensteinschen Dragoner, die unter dem Oberbefehl des Grafen Hannibal von Dohna aus Böhmen nach Schlesien verlegt wurden, sind noch heute unvergessen. Als einziges Mittel, ihren Mißhandlungen zu

entgehen, galt die Annahme dargebotener Beichtzettel. Diese waren von den Jesuiten geschrieben, wurden von dem Grafen Dohna unterzeichnet und die Vorzeigung eines solchen Zettels mit der Bescheinigung, daß man katholisch gebeichtet habe, galt als Uebertritt zum katholischen Glauben und befreite von der lästigen Einquartierung. Solch ein Beichtzettel enthielt die Worte: „Ich armer sündiger Mensch N. N. bekenne Euch, Herr Pater, an Gottes statt, der heiligen Jungfrau Maria und allen Heiligen, daß ich durch . . . . Jahre der verdammten gottlosen ketzerischen Lehre, so man die lutherische nennt, beigewohnt und unter dem schweren Irrtum gesteckt bin, auch zu ihrem gräulichen Sakrament gegangen und sonsten nichts als gebacken Brot und einen schlechten Wein aus einem Gefäß empfangen. Solch freventlichem Irrtum entsage ich und verspreche, nun und nimmermehr demselben beizuwohnen. So wahr mir Gott helfe und alle lieben Heiligen."

Graf Dohna durfte sich mit frevelndem Munde rühmen, Petrus habe mit seiner ersten Predigt 3000 Seelen bekehrt, er aber ohne Predigt viel mehr. Zu verwundern ist es ja nicht, daß die in Schrecken gesetzte Bürgerschaf, namentlich die Männer, fast ausnahmslos die verlangten Beichtzettel vom nächsten Pater holten. Von Glogau zogen die Seligmacher, wie das Volk die Lichtensteinschen Dragoner nannte, nach Sagan, und nachdem sie dort in derselben Weise gehaust, kamen die Fürstentümer Jauer und Schweidnitz an die Reihe. Von da ging's nach Münsterberg und Frankenstein, und überall wiederholten sich dieselben Greuelscenen. Ueberall aber mußten die ihrer evangelischen Kirchen beraubten Gemeinden durch ausgestellte Reverse ihre freiwillige Rückkehr zum katholischen Glauben bescheinigen.

Ein kurzes Aufatmen von diesen Bedrückungen brachte das Eingreifen Gustav Adolfs in den Verlauf des dreißigjährigen Krieges, aber ein Aufatmen, das mit der ganzen Last des auf schlesischem Boden geführten Krieges erkauft werden mußte. Noch immer trotz aller Bedrückungen in Treue zum Kaiser haltend, vermochten die Schlesier nicht, sich zum Bündnis mit Gustav Adolf zu entschließen, so daß die Schweden als Feinde das Land besetzten. Immerhin aber brachte ihnen das Erscheinen dieser Feinde für kurze Zeit die Freiheit des Evangeliums zurück. Erst nach dem Tode Gustav Adolfs entschlossen sich die Schlesier ihre bisherige Neutralität zu verlassen und sich auf die Seite der Verbündeten, Sachsens, Schwedens und Brandenburgs zu stellen. Aber der günstige Augenblick war bereits versäumt. Hatte sich Schlesien früher in entscheidender Stunde zu einheitlicher That nicht aufraffen können, so setzte es nun zu spät und im unrichtigen Augenblicke sein Vertrauen auf Sachsen, dessen Kurfürst im Frieden von Prag Schlesien, für dessen Religionsfreiheit er in dem sächsischen Akkord die Verantwortung übernommen hatte, ganz einfach der Gnade oder Ungnade des Kaisers auslieferte. Durch ihre Unfähigkeit zu innerer Einigung und zu männlichem Auftreten für ihre Sache, haben die schlesischen Protestanten selbst die Stunde versäumt, die ihnen vielleicht die Rettung hätte bringen können.

Wie unsägliche Not aber auch der dreißigjährige Krieg über Schlesien gebracht hatte, der endlich herbeigeführte Friede sollte ihr Los nur noch verschlimmern. Völlig schutz- und wehrlos waren sie mit dem Eintritt des westfälischen Friedens der absoluten landesherrlichen Religionsgewalt preisgegeben. In direktem Widerspruch mit der Bestimmung des westfälischen Friedens, „daß alle evangelischen Landsassen, Vasallen und Unterthanen aller Art katholischer deutscher Landstände, die in dem sogenannten Normaljahre 1624 auf irgend eine Art erworbenes öffentliches oder Privatrecht der Uebung der Augsburgischen Konfession gehabt hätten, auch dabei, sowie im Besitze aller zu dieser Uebung gehörige Anstalten und Einrichtungen gelassen werden müßten", nahm das Haus Habsburg in den schlesischen Landen das Reformationsrecht d. h. die Befugnis zur Wiedereinführung des römisch-katholischen Glaubens in vollem Umfange für sich in Anspruch. Die letzten schwedischen Besatzungen hatten kaum das Land verlassen als in umfassendster und schonungslosester Weise die Wegnahme sämtlicher evangelischer Kirchen und die Vertreibung sämtlicher evangelischer Geistlichen ins Werk gesetzt wurde. Ich will den Leser nicht mit der Aufzählung aller der Gewaltsamkeiten, unter denen diese Wegnahme erfolgte, ermüden; es genüge die Angabe, daß die Gesamtzahl der den Evangelischen geraubten Kirchen einschließlich der bereits während des Krieges ihnen entrissenen Gotteshäuser 1178 betrug. Was bedeutete dagegen der Ersatz der ihnen in den drei Friedenskirchen geboten wurde, die außerhalb der Thore vor den Städten Jauer, Schweidnitz und Glogau gestattet wurden, und deren Bewilligung seitens der österreichischen Regierung noch als ein Beweis ganz besondern landesväterlichen Wohlwollens bezeichnet wurde. Nur in den piastischen Fürstentümern Liegnitz, Wohlau und Brieg durften sich die Evangelischen unter dem Schutze ihrer Landesherren noch eine zeitlang des ruhigen Besitzes ihrer Kirchen erfreuen, bis sich mit dem Aussterben des piastischen Hauses im Jahre 1675 auch hier dem Hause Habsburg ein neues Feld willkommener Gegenreformation eröffnete, so daß sich am Ende des 17. Jahrhunderts die Evangelischen in ganz Schlesien nur noch im Besitze von 222 Kirchen befanden.

Wahrlich, wenn in irgend einem Lande die Geschichte eine Lehrmeisterin und eine Mahnerin zur evangelischen Treue sein sollte, so hier in diesen durch namenlose Leiden und Bedrängnisse heimgesuchten schlesischen Landen. Und welches sind die Mahnungen, die wir für die Gegenwart diesem Rückblick auf die Schrecken einer traurigen Vergangenheit zu entnehmen haben? Darüber sollten wir uns doch keiner Täuschung hingeben, daß Rom Rom bleibt, auch wenn ihm heute nicht mehr die Mittel der Vergewaltigung zu Gebote stehen, mit denen im 17. Jahrhundert die Gegenreformation in Schlesien ins Werk gesetzt worden ist, und daß die letzten Ziele der römischen Kirche auch heute auf nichts anderes als auf die Rekatholisierung Deutschlands hingerichtet sind. Mit welchen Mitteln auf dieses Ziel hingearbeitet wird, brauche ich denen, die Ohren haben zu hören und Augen zu sehen, kaum erst zu sagen. Diesen auch heute von neuem uns drohenden Gefahren gegenüber sollte die Geschichte der Gegen-

reformation in Schlesien vor allem lehren, daß uns Evangelischen auch heute mehr denn je einmütiges und einträchtiges Zusammenhalten not thut, und daß wir alle Ursache haben, nicht durch kleinlichen Streit um theologische und dogmatische Fragen unsere Kräfte zu zersplittern. Es ist nicht zu verkennen, daß sich gerade in Schlesien, gegenüber der einheitlich geschlossenen Macht der römischen Kirche in jenen Tagen der Gegenreformation, der Mangel einer einheitlichen kirchlichen Organisation besonders schmerzlich fühlbar machte, und einen kräftigern gemeinsamen Widerstand hinderte. Es hat der Reformation bei der reformatorischen Bewegung in Schlesien bei aller Begeisterung, die ihr in den Gemeinden entgegenkam, doch von Anfang an an einer einheitlichen Leitung gefehlt, und die politischen Verhältnisse der in ziemlich losem Zusammenhange stehenden zahllosen Territorialherrschaften trugen noch das ihrige dazu bei, die Zersplitterung der Kräfte zu vermehren. Zu dieser äußern Zersplitterung kamen innere Zwistigkeiten im evangelischen Lager, die dem Feinde gerade an den gefährdetsten Punkten wichtige Handhaben zur Entfaltung seiner Macht und List darboten. Die durch Schwenckfeld hervorgerufene Bewegung mit ihrer Verwerfung der Kindertaufe, mit ihrer Entleerung des heiligen Abendmahls, mit ihrem schwärmerischen Kirchenbegriff hat der Reformation in Schlesien schweren Schaden zugefügt. Diese Bewegung wurde, nicht ohne einen Schein des Rechts dazu, vielfach mit der der Wiedertäufer in Mitteldeutschland auf eine Linie gestellt, mit der sie auch in der That vieles gemein hatte. Die Schwenckfeldschen Lehren gaben den Gegnern der Reformation eine willkommene Handhabe, das Werk der Reformation überhaupt als eine schwärmerische, umstürzende Neuerung zu verdächtigen. Der anfangs so ruhig, so besonnen, so maßvoll auftretenden reformatorischen Bewegung ist durch Schwenckfeld und seinen Anhang ein sektirerischer Charakter aufgeprägt worden. Andrerseits hat der berechtigte Kampf gegen die Schwenckfeldschen Irrtümer dazu geführt, daß mit einem besonders scharf ausgeprägten Eifer auf die dogmatische Rechtgläubigkeit der Hauptnachdruck gelegt wurde. Alles, was nur irgendwie als eine Abweichung von der reinen Lehre gedeutet werden konnte, wurde schonungslos bekämpft. Dieser Eifer um die reine Lehre führte namentlich auch zur unduldsamsten Bekämpfung des Kalvinismus. Um ja recht sicher im Besitze des lutherischen Glaubens zu bleiben, und weil der römischen Kirche gegenüber nur der Luthersche Lehrbegriff durch den Augsburger Religionsfrieden öffentliche Anerkennung besaß, war man geneigt, jede Abweichung vom lutherischen Bekenntnis streng zu ahnden. Auf den Kanzeln trat das Schelten und Poltern wider Andersgläubige an die Stelle der schlichten Verkündigung des Evangeliums und zwar wurde gegen die Kalvinisten ebenso wie gegen die Papisten geeifert. Diese Einseitigkeit des lutherischen Bekenntniseifers war es auch, was die piastischen Herzöge bewog, das reformierte Bekenntnis für ihr Haus anzunehmen. Wohl waren im 16. Jahrhundert auch einige der schlesischen Herzöge selbst im Sinn dieses Glaubenseifers verfahren, aber auf die Dauer widerstrebte doch ebensosehr der weite Blick, die freiere Bildung der Herzöge, wie ihre

Liebe zur großen Sache ihres Glaubens diesem „Eifer mit Unverstand“. Durch diesen Uebertritt zum reformierten Bekenntnis ist aber gerade wiederum ihre Wirksamkeit für die evangelische Sache gelähmt worden. Sie begegneten bei den lutherischen Eiferern fortwährendem Mißtrauen, und verloren dadurch die geistige Führung des Volkes. Welch ein Maß von Kurzsichtigkeit bewies es, wenn in der Zeit, wo es sich für die evangelische Kirche Schlesiens um Sein oder Nichtsein handelte, Superintendent Karl Ortlob in Oels, wo das Luthertum ganz unangetastet seinen konfessionellen, abgeschlossenen Charakter behalten hatte, in einer Broschüre die Frage erörtern konnte, ob die Reformierten auch selig werden können, um sie scharf und möglich zu verneinen, während doch die Gemahlin seines Fürsten, des Herzogs Friedrich, selbst reformiert war. Im Jahre 1662, also um eine Zeit, wo der Fortbestand der evangelischen Religionsübung in Schlesien fast nur noch auf die Herzogtümer Liegnitz, Wohlau und Brieg beschränkt war, erregte es das größte Aergernis, daß Herzog Ludwig seinen reformierten Hofprediger Heinrich von Schmettau zum Superintendentur-Verweser machte. Ein Sturm der Entrüstung brach unter der lutherischen Geistlichkeit los. Die Frage, ob ein Reformierter bei der Ordination eines lutherischen Kandidaten die Hand auflegen dürfte, wurde entschieden verneint. Als gar Ludwigs Nachfolger, Herzog Christian, Schmettau wirklich zum Superintendenten machte, wußten die lutherischen Eiferer es durch den Kaiser unter Vermittelung des katholischen Bischofs von Breslau durchzusetzen, daß Schmettau entlassen werden mußte. Wir halten vielleicht ähnliches in unsern Tagen für unmöglich. Aber sollten wir nicht auch in unsern Tagen der Mahnung bedürfen, daß unsere evangelische Kirche angesichts der ihr von Rom wie von Seiten des mit der sozialistischen Bewegung verbündeten Atheismus wahrlich andere Dinge not thun, als die Erneuerung dogmatischer Streitigkeiten um den Buchstaben dieses oder jenes Bekenntnisses? Sollte uns nicht so manche Erfahrung der Gegenwart ein Fingerzeig dafür sein, daß eine Predigtweise, die in dem Betonen halb unverstandner und den Laien völlig unverständlicher Bekenntnisformeln und kirchlicher Lehrsätze ihre Hauptstärke sucht, die Herzen für die Sache des Evangeliums und der evangelischen Kirche nicht zu erwärmen vermag, und sollten wir nicht allen Anlaß haben, uns in dieser Beziehung die Erfahrung aus den Tagen der Gegenreformation zur ernsten Warnung gereichen zu lassen?

Und eine andre Warnung, die wir der Erinnerung an jene schweren Heimsuchungen, die über Schlesien ergangen sind, zu entnehmen haben, ergiebt sich aus dem so schmählich enttäuschten Vertrauen, das die Evangelischen in den Tagen der Gegenreformation auf die ihnen gegebenen Versprechungen gesetzt haben und aus der Verkennung des innersten Wesens der römischen Kirche, dem dieses Vertrauen entsprang. Wie vertrauensselig haben sie dem von Kaiser Rudolf verliehenen, von seinem Nachfolger bestätigten Majestätsbriefe zugejauchzt, wie sicher rühmten sie sich unter dem Schutze desselben! Wie lange zögerten sie in diesem Vertrauen mit einem festen und entschlossenen Anschlusse an die evangelische Sache im dreißig-

jährigen Kriege. Wie schmählich wurden sie in ihrem Vertrauen auf den unter Vermittelung des sächsischen Kurfürsten abgeschlossenen und von diesem auch vielleicht ehrlich gemeinten Dresdener Akkord betrogen! Und heute? Wie viele Evangelischen täuschen sich noch immer selbst über das wahre Wesen des römischen Katholizismus und lassen sich durch die Beteuerungen der Friedensliebe, die nur so lange und nur da gelten, wo es die Verhältnisse gebieten, in den Schlaf einer fast unbegreiflichen Sicherheit einlullen. Sieht sich doch nicht bloß der Evangelische Bund, sondern sogar der treue Wächter des evangelischen Bekenntnisses, der Gustav-Adolf-Verein selbst von evangelischer Seite dem Vorwurf ausgesetzt, daß durch sie nur der konfessionelle Frieden gestört werde, wenn von jenem wie von diesem auf die Gefahren aufmerksam gemacht wird, die nicht bloß der evangelischen Kirche, sondern unserm gesamten nationalen Leben, unsrer ganzen modernen Kultur aus dem immer mächtiger sein Haupt erhebenden Ultramontanismus erwachsen. Gewinnt es doch fast den Anschein als ob derjenige heut am meisten Beachtung und Ansehen erwirbt, der klagt, der jammert, angreift, poltert, schimpft und wühlt, daß der sozialdemokratische und ultramontane Hetzer, je mehr erreicht, je lauter er auftritt.

Und auf wie viele Zeichen der Zeit könnten wir hinweisen, an denen klar erkennbar ist, wie not in unsern Tagen die Weckung des protestantischen Ehrgefühls, die Schärfung des evangelischen Bewußtseins, die Warnung vor einer falschen Vertrauensseligkeit thut. Wir erinnern nur an die immer begehrlichen und stürmischen geforderte Wiederkehr der Jesuiten in ihre Niederlassungen, für die es bei der gegenwärtigen traurigen Zusammensetzung des s. g. deutschen Reichstags dem Centrum gelungen ist, eine Mehrheit zu stande zu bringen.

Es bedarf hier kaum eines Wortes über den hervorragenden Anteil, den die Jesuiten an der Gegenreformation in Schlesien gehabt haben. War doch der gegenreformatorische Geist in ihnen geradezu verkörpert. Wir haben gesehen, wie sie schon im Jahre 1581 sich in Breslau einzunisten versuchten. Nachdem es ihnen im Jahre 1622 gelungen war, zuerst in Neisse, dann in Glatz, Glogau, Liegnitz, Oppeln, Sagan, Schweidnitz und Troppau, im Jahre 1638 auch in Breslau, trotz des mannhaften Widerstandes des Magistrats, festen Fuß zu fassen und hier eine mit zwölf Zöglingen beginnende, aber bald mächtig wachsende Schule zu gründen, wurden sie die eifrigsten Werkzeuge der habsburgischen Restitutionspolitik. Leopold I. schenkte ihnen im Jahre 1659 seine kaiserliche Burg in Breslau, welche die kaiserliche Kammer und deren Oberhaupt räumen mußten, um den Jesuiten Platz zu machen. Schon in dem genannten Jahre besaß der Jesuitenorden ein von über 400 Schülern besuchtes Gymnasium, das sich um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts zu einer Universität, der „Leopoldina“ erweiterte und zwar mit dem ausgesprochenen Zwecke der Förderung der alleinseligmachenden katholischen Religion. Wenn einem großen Teile Schlesiens gerade in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der protestantische Charakter gänzlich genommen wurde, und Rom wieder zu neuer Herrschaft über die Gemüter gelangte

(namentlich in ganz Oberschlesien und in der Grafschaft Glatz) und wenn in Mittel- und Niederschlesien die geringen katholischen Reste zu einer großen Macht heranwuchsen, so verdankt die römische Kirche dies vor allem der Thätigkeit des Jesuitenordens. Ihr Hauptaugenmerk wandten die Väter Jesu den gemischten Ehen zu und zahlreiche hochangesehene, dereinst evangelische Familien sind durch die stille Maulwurfsarbeit auf diesem Gebiete der evangelischen Kirche für immer verloren gegangen. Sie wußten es durchzusetzen, daß evangelische Waisen nur katholische Vormünder erhalten durften und dieses Mittel wurde ihnen dann eine willkommene Handhabe, um namentlich den Uebertritt ganzer Geschlechter oder einzelner Glieder und Zweige der alten adeligen evangelischen Familien zum Katholizismus zu bewirken. Es seien hier nur die Namen Schaffgotsch, Henckel, Reisewitz, Stosch, Uechtritz, Köckritz, Colonna, Sal, Vogten, Pannewitz, Dobschütz, Rothkirch, Lassota, Seidlitz, Prondzynski u. s. w. genannt. Gegenüber dem verhängnisvollen Einfluß, den die Jesuiten gerade unter den adeligen Geschlechtern des Landes ausgeübt haben, ist der Eifer, mit dem in unsern Tagen das, soviel ich weiß, von einem Protestanten redigierte deutsche Adelsblatt sich der Jesuiten annimmt, recht bezeichnend für die Sorglosigkeit, der wir gerade in diesen Kreisen so vielfach begegnen. In ultramontanen Blättern wurde vor Jahr und Tag mit großer Genugthuung ein Artikel des genannten Blattes mit der Ueberschrift: „Adel und Jesuiten“ verbreitet. „Dem historisch denkenden Edelmann, so führte das genannte Blatt aus, dessen Traditionen weit über die unselige, von der Kirchenspaltung hervorgerufene nationale Kluft zurückreichen, erwachse aus der Vergangenheit seines Standes zweifellos eine erhöhte Verpflichtung, Fragen des Kirchentums in denkbarster Objektivität gegenüberzutreten. Von diesem Standpunkt aus müsse es im höchsten Grade befremdlich erscheinen, wenn gläubige evangelische Christen nicht davor zurückschrecken, der katholischen Kirche, von der doch auch die ihre ausgegangen, das Recht der Herrschaft im eignen Hause beschränken zu wollen.“

Der Artikel fährt dann wörtlich fort: „Viele Millionen deutscher Reichsbürger erkennen in den Orden ein unveräußerliches Erbteil ihrer Kirche, erkennen ganz besonders in dem bestgehaßten Orden der Gesellschaft Jesu eine der schneidigsten Waffen gegenüber der Notlage der Zeit. Wir unsrerseits glauben auch, daß dieser Not gegenüber alle Lieblingsvorurteile schweigen müssen, daß man herzlich froh sein sollte, in den Orden dem Einfluß auf die Massen im Sinne des positiven Christentums und des Königtums von Gottes Gnaden neue Bahnbrecher zu gewinnen. Wenn Millionen treuer Unterthanen des deutschen Reiches, wenn zahlreiche hervorragende Glieder unsers Standes mit ihren besten Ueberzeugungen die Rückkehr der Verbannten vertreten, wenn zahlreiche hervorragende Standesgenossen von höchster persönlicher Untadligkeit es sich allezeit zur höchsten Ehre angerechnet, den Vätern der Gesellschaft Jesu zugezählt zu werden, dann sollte, so meinen wir, solche Thatsache allein den standesbewußten Edelmann davor bewahren, den Stab über eine geist-

liche Gemeinschaft zu brechen, der man im Grunde doch nur erhöhten Eifer, Thatkraft und Geschick für die Sache, die sie für die rechte hält, vorwerfen kann, und die sich allerdings gerade darum den weltlichen Machthabern, auch der eignen Kirche unbequem gemacht."

Unmöglich können wir dem Blatte darin Recht geben, daß der protestantische Edelmann von Standeswegen diesen Fragen anders gegenüberstehe als jeder andre evangelische Christ und reichstreue Patriot. Wir werden nimmermehr glauben, daß der Artikel die Gesinnung des protestantischen deutschen Adels in seiner Mehrheit wiedergiebt. Wir hegen vielmehr zu dem gesunden Urteil, dem Patriotismus und der evangelischen Glaubenstreue, wie sie dieser Stand, insbesondere in der ruhmreichen Geschichte der führenden deutschen Großmacht so oft bewährt hat, die feste Zuversicht, daß er der unverantwortlichen Zumutung des Adelsblattes mit entschlossenem Proteste entgegentreten wird. Uns scheint jener Artikel nur die Gesinnung einer extremen Gruppe innerhalb der konservativen Partei wiederzugeben, derselben, die, beherrscht von einem durchaus unevangelischen Positivismus, beharrlich mit dem katholischen Centrum liebäugelt.

Der führende deutsche Staat ist aus dem Protestantismus hervorgewachsen, mit protestantischem Geiste durchtränkt, mit protestantischer Wissenschaft genährt, durch protestantische Pflichttreue emporgekommen. Unsre gesamte, trotz des religiösen Zwiespaltes das deutsche Vaterland zusammenhaltende moderne Bildung kann ihre protestantische Herkunft nicht verleugnen. Die Aufgabe des Adels als eines führenden Standes kann nur die sein, den historischen Charakter des Staates, die in langer Arbeit erzeugten Güter seiner Nation in erster Reihe zu bewahren und zu verteidigen. So erhebt er sich mit weiterem geschichtlichen Blick über die verworrenen Kämpfe des Tages, über die Oberflächlichkeit der augenblicklichen öffentlichen Meinung. Und von diesem Standpunkt aus hat der Adel am wenigsten Ursache, die deutsche Kirchenspaltung, wie das „Adelsblatt" ihm zumutet, zu beklagen. Der deutsche hohe Adel hatte einst, nachdem das Kaisertum die Partei des Papstes genommen, die wesentlichsten Verdienste um die Durchführung der Reformation. Luthers mächtiges Wort „An den christlichen Adel deutscher Nation", von dem er „des christlichen Standes Besserung" erwartete, war nicht ungehört verhallt. Wenn wir nicht allein einen Ulrich von Hutten, einen Franz von Sickingen mit Feder und Schwert für die große Sache der Nation eintreten, wenn wir edle deutsche Fürsten im Bekenntnis des Evangeliums voranschreiten und für dasselbe kämpfen und leiden sehen, so empfinden wir noch heute dankbar nach, wie klar und folgerichtig damals der christliche Adel deutscher Nation seine ihm von Gott gestellte Aufgabe erkannte, und können, was die Redaktion eines deutschen Adelsblattes im 19. Jahrhundert als standesgemäß zu verkündigen wagt, nur als Zeichen eines tiefen Abfalles beklagen.

Darnach wäre auch unsre Kirche, die Kirche des Evangeliums, von der römisch-katholischen Kirche als von einem Mutterschoße ausgegangen, während sie vielmehr, in entschiedener Abwendung von jener verwelt-

lichten Kirche, den Ausgang unmittelbar vom Worte Gottes und der apostolischen Kirche nahm. „Das Recht im eignen Hause" ist gut. Das Adelsblatt weiß nur nicht, daß das „eigne Haus" der römischen Kirche sich über die ganze Welt, über alle Getauften, vor allem aber über alle Protestanten erstreckt und daß das Hauptwerkzeug, um dieses „Recht im eignen Hause" durchzusetzen und alle andern Rechte zu negieren, eben der Jesuitenorden ist.

Daß aber das „Adelsblatt" die Standesinteressen über die konfessionellen Interessen setzt und deshalb für den Orden Sympathien hegt, weil viele hervorragende Standesgenossen der Gesellschaft Jesu angehört haben, dürfte dem protestantischen Adel die Frage nahe legen, ob eine Redaktion, welche schon lange in allen wichtigen Fragen nach der ultramontanen Seite hinüberneigt, die richtige Vertreterin des deutschen protestantischen Adels sein kann.

Sollte nicht im Hinblick auf die Rolle, welche der Jesuitenorden in der Rekatholisierung Schlesiens gespielt hat, auch die Mahnung eine zeitgemäße sein, der Entschiedenheit und Einmütigkeit eingedenk zu bleiben, mit welcher die evangelischen Väter in den Tagen der Gegenreformation dieses Ordens, dessen Gefährlichkeit sie alle fühlten, sich, wenn auch vergeblich zu erwehren gesucht haben. Das tiefste Gefühl der Abneigung gegen diesen Orden durchdrang damals das ganze Schlesien. Derselbe Breslauer Rat, der im Jahre 1505 keinen stärkeren Wunsch gehabt hatte, als eine Universität in seiner Stadt zu haben, widerstrebte, als es sich um die Gründung der jesuitischen Leopoldina handelte, mit fast der gesamten Breslauer Bürger- und Beamtenschaft, ja selbst mit der katholischen Geistlichkeit dieser „stadtverderblichen" Universität. Durch einen Fußfall vor dem Kaiser suchte man noch in letzter Stunde das drohende Unheil abzuwenden, wohl wissend, was eine solche Hochburg des Jesuitismus für die protestantische Landeshauptstadt zu bedeuten hatte. Und heute will man sie zurückrufen, um das Werk der Gegenreformation, in welchem die Aufgabe des Jesuitenordens gipfelt, fortzusetzen? Und selbst Evangelische giebt es, die ihrer Rückberufung das Wort reden. Wie vielen tauben Ohren predigt doch noch immer die Geschichte!

Vor allem aber liegt in der Erinnerung an jene Tage, deren dunkles Bild ich hier vorgeführt habe, die Mahnung zu der ausdauernden Treue, mit der das schlesische Volk in seiner Mehrzahl, trotz aller Verfolgungen und Schwierigkeiten, an seinem evangelischen Glauben festgehalten hat. Die schwerste Leidenszeit der Schlesier ist auch ihre Heldenzeit gewesen. Der Raum gestattet es nicht, auch nur an vereinzelten Beispielen zu zeigen, mit wie schweren Opfern und unter wie großen Gefahren sich die ihrer Kirchen und Geistlichen beraubten Evangelischen, auf weiten beschwerlichen Wegen den Besuch eines evangelischen Gottesdienstes, einer lutherischen Abendmahlsfeier in den benachbarten Grenzkirchen oder in den Friedenskirchen von Jauer, Schweidnitz und Glogau erkauft haben, wie sie trotz alles Verbotes, trotz aller Strafandrohungen, trotz der sorgfältigsten Bewachung der Behörden sich dennoch in irgend einem heimlichen

Versteck, etwa auf einer Waldwiese oder in einer Gebirgsschlucht um ihre „Buschprediger“ zu sammeln wußten, wie sie durch ihre vor den Augen der Späher verborgen gehaltenen Gesang- und Andachtsbücher, den evangelischen Glauben von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben. Wie nahe lag den Evangelischen in Schlesien die Versuchung, der Lockung des Kaisers und des mächtigen dienstbereiten Beamtenheeres, das ihm zu Gebote stand, zu erliegen und sich alle weltlichen Vorteile dadurch zu erkaufen, und doch haben sich Tausende und Abertausende auch nicht einen Augenblick in ihrem Glauben irre machen lassen, auch wo nichts als Not, Schmach und Kampf ihrer wartete. Ueber hundert Jahre eines Aushaltens in solcher Lage wollen etwas bedeuten. Endlich aber mag die Erinnerung an jene schwere Zeit uns auch ermutigen, an der Zukunft der evangelischen Kirche nicht zu verzagen, wie laut und zuversichtlich auch hier die römischen Gegner, dort der Sozialismus mit seinen neuerdings auf die Landbevölkerung gerichteten Eroberungsplänen, die nahe Auflösung des Protestantismus und das Ende der evangelischen Kirche, ja des Christentums verkündigen mögen. Wie es an der evangelischen Kirche Schlesiens in jenen Tagen der Gegenreformation wahr geworden ist, „sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht“, so gilt's auch heute noch von unsrer gesamten evangelischen Kirche. Bleiben wir nur treu, thun wir nur, ein jeder an seinem Teile und nach dem Maße seiner Kräfte, unsre Schuldigkeit, und auch wir werden wie die evangelische Kirche dieses Landes immer von neuem mit Luther sprechen dürfen: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, und des Herrn Werk verkündigen.“

30.

Wie das Elsaß wieder katholisch gemacht worden ist.*)

Von Dr. Heinrich Rocholl, Militär-Oberpfarrer und Konsistorialrat in Hannover.

> Ps. 46, 3: „Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken; wenn gleich das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, Sela!“

Mit großem Dank gegen Gott, den Lenker der Weltgeschichte, thun wir in diesem Jahre freudigen Herzens einen Rückblick in die ruhmreiche Vergangenheit unsers Volkes, auf die Jahre deutscher Thatkraft und deutschen Heldenmutes, auf die Jahre 1870 und 1871. Einst hat der

*) Vergl. des Verfassers Schriften: „Anfänge der Reformation in Kolmar“, Leipzig, Rasch 1875. — „Die Einführung der Reformation in Kolmar“, Leipzig, Rasch 1876. — „Zur Annexion des Elsaß durch die Krone Frankreichs“, Gotha, Perthes 1888. — „Urkunden und Briefe aus der Protestanten-Verfolgung im Elsaß vor zweihundert Jahren“, Magdeburg, Bänsch 1886. — „Die Jesuiten und das Elsaß“, Magdeburg, Bänsch 1891.

vaterländische Sänger in Zeiten großer Wirren dem deutschen Volke die Ehrenpflicht vorgehalten, Elsaß-Lothringen, das von schnöder wälscher List vor zweihundert Jahren von Deutschland abgetrennt ward, wiederzugewinnen. Wir hörten gern seine Worte, wenn er sang:

> „Doch dort an den Vogesen
> Liegt ein geraubtes Gut.
> Da gilt es deutsches Blut
> Mit Eisen einzulösen.“

Unser patriotisches Gefühl wurde vollständig dadurch befriedigt, daß wir Zeugen einer großen Zeit werden durften, in welcher Alldeutschlands Söhne unter dem Oberbefehl eines Hohenzollern, des unvergeßlichen Kaiser Wilhelms I., das auf dem Felde der Ehre im blutigen Strauß mit den Franzosen errungen haben, was wiederholt vergeblich erstrebt wurde: Elsaß-Lothringen ist wieder deutsch!

Auf den Wällen von Straßburg und Metz, auf den Bollwerken gegen fränkische Kriegslist und Angriffslust, weht die deutsche Fahne.

Die Vogesen sind nun der Wall zwischen Gallien und Germanien! Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze!

Was die glorreichen Waffen zurückerobert haben, das als ein dem deutschen Volk geraubtes Gut nachzuweisen ist wahrlich nicht schwer. Und namentlich was das Elsaß anlangt, mit welchem Lande wir uns hauptsächlich beschäftigen wollen, zumal wir in demselben nach dem großen Kriege an der Arbeit der Germanisierung acht Jahre lang teilnehmen durften, so hatte Deutschland ein Recht, es als sein Eigentum zurück zu fordern. Die unverwischbaren Blätter seiner Geschichte reden eine vernehmliche Sprache, daß es ein urdeutsches Land von den ältesten Zeiten her gewesen ist. Ja die alten Urkunden des elsässischen Landes atmen nichts anderes, als deutsche Gesinnung im Herzen, deutsches Wesen im Leben der Familie und des Volkes und deutschen Patriotismus für Kaiser und Reich! Was aus dem innern Leben, aus dem Gemüte des elsässischen Mannes gedacht, geredet und gesungen wurde, das ist selbst bis in die französische Zeit aus deutschem Geist entsprungen und mit deutschen Buchstaben abgefaßt worden. Nur die eiserne Notwendigkeit, schwere Schicksale und widrige politische Kombinationen haben die Bewohner des vielumstrittenen Landes gezwungen, ihre deutsche Natur allmählich mit der wälschen zu befreunden und teilweise selbst zu vertauschen. Und auf Grund dieser unverrückbar festen Thatsache wird Deutschlands Volk und Regierung nicht ermüden, die schöne Aufgabe zu erfüllen, das Elsaß nicht bloß für die Gegenwart, sondern für die fernsten Zeiten wieder echt deutsch zu machen. Ja, Elsaß wird immer deutscher werden und immer deutsch bleiben! Aber nicht bloß das Deutschtum hat ein Anrecht auf das elsässische Volk und Land, sondern noch eine andere geistige Macht, welche der Stolz deutscher Geschichte ist, nämlich der Protestantismus. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß das Elsaß am Ende des 16. Jahrhunderts ein überwiegend protestantisches Land war. In allen größern

Gemeinwesen hatte die Reformation nicht bloß einzelne Anhänger gefunden; es hatte sich ein evangelisches Kirchenwesen angebahnt und gebildet. Die Städte standen an der Spitze der geistigen Bewegung; in ihrer Mitte wirkten die begabtesten und einflußreichsten Männer im Geiste D. Martin Luthers.

Das mächtige Freiheitswort des kühnen Augustinermönches zu Wittenberg mußte gar bald ein lebenerweckendes Echo in der Westmark des deutschen Reiches, in den elsässischen Landen, finden. Wie an allen Orten, so hatte sich auch hier allmählich ein innerer Umschwung nicht bloß im kirchlichen, sondern auch in sozialen Verhältnissen bis ins innerste Volksleben angebahnt, so daß es nur der Losung der Männer der Reformation bedurfte, um eine durchgreifende Neugestaltung im innern persönlichen Gemüts- und Glaubensleben des Einzelnen, im Leben der religiösen Gemeinschaft in der Kirche, im bürgerlichen Verkehr in Stadt und Land ins Werk zu setzen und ihre an dem Alten festhaltenden Gegner um die Rettung der bisherigen Lebensformen in die Schranken zu fordern.

Im Elsaß war ja der Boden für ein kräftiges Aufsprossen der reformatorischen Sache schon lange vor Luthers Auftreten bearbeitet und fruchtbar gemacht worden. Nicht von ungefähr, nicht im Anflug einer plötzlich auftretenden Begeisterung, nicht im Ausbruch revolutionärer Leidenschaft konnte es geschehen, daß man seine Thesen schon im Jahre 1517 selbst zu Straßburg an die Thüren der katholischen Geistlichen anzuschlagen wagte.

Denn im elsässischen Gesamtleben waren vornehmlich drei vorwärtsstrebende Mächte, welche weil positiver Natur die sittliche und geistige Kraft des Menschen gewaltig anregten, gegen das Ende des Mittelalters ins Herz und Gemüt des Volkes gedrungen, einmal das Streben nach allgemeiner Volksbildung, an welcher möglichst jeder teilzunehmen suchte, sodann die Mystik, endlich der Humanismus. Diese drei gaben ihre befruchtende Kraft, als die reformatorische Sache im ersten Keim aufzublühen anhub und empfingen ihrerseits durch dieselbe ihr Verständnis und die Stätte ihrer Entfaltung und ihres Gedeihens.

Das Leben der zahlreichen städtischen Gemeinwesen mit ihren vom Kaiser verliehenen Privilegien und Freiheiten, mit ihren aus dem emsigen Zusammenwirken aller Bürger bewährten lebensfähigen Institutionen, mit ihren Obrigkeiten, aus der Gemeinde gewählt und darum von der Gemeinde geschützt, hat zunächst wohl den wesentlichsten Einfluß auf die innere Entwicklung des elsässischen Volkes zur Aufnahme der Reformation ausgeübt. Gerade in den Städten regte sich zuerst der Sinn für die Schulbildung aller Volksklassen; gerade in den Städten, namentlich in dem der Wissenschaft stets holden Hagenau, in Straßburg, dem Vorort des ganzen elsässischen Landes, auch zu Kolmar wurde die gefährlichste Rüstkammer wider die papistische Kirche errichtet und vervollkommnet, die Druckerpresse, welche die neuen Gedanken blitzartig in das Volk brachte und der ganzen Bewegung gleichsam Schwingen verlieh. In kurz aufeinander folgenden Auflagen wurden die Schriften der Reformatoren, Luthers, Melanchthons, Bucers gedruckt und herausgegeben. Ihnen zur Seite gingen die Volksschriften in populärer Sprache weltlichen Inhalts, welche der gemeine Mann begierig las, um sich für die neue Zeit Aufklärung zu verschaffen.

In diesem regsamen und freien Sinn der Städtebewohner erkannte der Adel und die Ritterschaft einen befreundeten Geist. Vom Sickingenschen Eifer angehaucht, auch vom Humanismus berührt, nahmen die Adligen prinzipiell Partei wider die römische Kirche, mit deren Würdenträgern sie gleich den Städten in beständiger Fehde um den Besitz der Güter, um die gegenseitigen Gerechtsamen lagen.

Zur größten innerlichen Vertiefung und zur Erweckung einer bildsamen Empfänglichkeit für das religiöse Leben, zur Durchdringung neuer äußerer Formen mit gesundem Inhalt, hat im Elsaß in der Zeit vor der Reformation vor allen anderen geistigen Mächten die Mystik im stillen wie von der Kanzel herab gewirkt und vorbereitet. Straßburg ist im Mittelalter stets ein Hauptherd der sektiererischen Bestrebungen wider die Kirche gewesen.

Zu den angedeuteten Verhältnissen, welche im elsässischen Volke ein allgemeines Heranreifen der Reformation im Glaubens- und Sittenleben verursachten, trat endlich noch der Humanismus hinzu und verbreitete eine freiere, an der klassischen Bildung der Griechen und Römer in Leben und Wissenschaft sich stärkende Bildung.

Wie die politische Lage des Elsaß für den ersten Anfang der Reformation von großer Bedeutung war, so war sie es nicht minder für ihre Entwicklung, entweder für ihren endlichen Sieg oder ihre gänzliche Niederlage. Auch hier im Lande ging es thatsächlich nach dem verderblichen Grundsatz cuius regio, eius religio, nach dem Glauben des Herrn im Lande richtete sich die Zulassung oder Niederschlagung reformatorischer Anläufe. Im Unter-Elsaß konnte die Reformation weit schneller und kräftiger durchdringen, als im südlichen Teile des Landes. Hier besaßen auswärtige Fürsten große Strecken, welche in ihren Stammländern das Bekenntnis der evangelischen Kirche angenommen hatten.

Der Centralpunkt der ganzen reformatorischen Bewegung war die unmittelbare freie Reichsstadt Straßburg mit ihrem, viele Dörfer und Ortschaften umfassenden Gebiet. Sie war ein leuchtendes Vorbild für das ganze elsässische Land, da es in ihrer Freiheit und in ihrer Macht lag, die Reformation unbehindert durchzusetzen und ungestört zu organisieren; denn sie war eine kleine Republik, mit den höchsten Privilegien, mit landesherrlicher Hoheit von den Kaisern ausgestattet, ohne Furcht vor einem zwingenden Eingriff in ihr eignes Stadtleben von Seiten des Kaisers und des Reichs, reich begütert und angesehen durch ihre Stimme und Macht auf den Reichstagen. Von hier aus wurden die Schriften der Reformatoren unter das Volk verbreitet, zu Straßburg hörte man die neuen protestantischen Musterpredigten. Fast jede junge Gemeinde der evangelischen Kirche im Elsaß wandte sich um Rat an Straßburg, von allen Seiten kamen die Bitten, Prediger zur Gründung neuer Gemeinden

zu schicken; der Reichsstadt Reformatoren finden wir gar oft unterwegs, um die Gemeinden zu ordnen und zu stärken. Da sie durch ihre Macht und ihren Reichtum eine Ausnahmestellung einnahm, so bot sie ein Asyl den ihres Glaubens wegen Verfolgten, sie war die letzte Zufluchtsstätte in der Not.

In Straßburg hatte schon der größere Teil der Bürgerschaft vom ersten Auftreten Luthers an aufmerksamen Auges die Fortschritte der Reformation verfolgt; es fanden sich schnell die Männer, welche in demselben Geiste von der Kanzel herab auf Grund der heiligen Schrift eine neue Art, Gottes Wort zu erklären und den christlichen Glauben zu ergründen suchten, so ein Zell, Capito, Hedio, Bucer. Der Magistrat und die Gemeinde begründeten kraft ihrer souveränen Freiheiten die evangelische Kirche und machten sie durch eine wohldurchdachte Organisation lebensfähig. An ihrer Spitze stand der berühmte Schulmeister und oftmalige Gesandte der Stadt, Jakob Sturm von Sturmeck. Schon im Jahre 1517 herrschte in Straßburg eine große Mißstimmung und Verachtung gegen die Mönche und Geistlichen wegen ihres Ablaßhandels und ihrer weltlichen Geldgeschäfte, zumal da eine große Teuerung das Volk bedrängte. Im Jahre 1525 wurde der Gemeinde der Beschluß bekannt gemacht, daß „bei Schöffen und Ammann einer löblichen freien und Reichsstadt Straßburg die Messe aberkannt sei." Trotz aller kaiserlichen Mahnschriften, von denen die erste schon im Jahre 1521 von Worms ausging und sich gegen den Verkauf ketzerischer Bücher richtete, war Straßburg festen Fußes in der Neuordnung seiner kirchlichen Verhältnisse vorwärts geschritten und somit eine protestantische Stadt, der erste evangelische Hort für das Elsaß geworden.

Nicht minder als in Straßburg gewann die Reformation in den zehn Reichsstädten, deren Vororte Hagenau und Kolmar waren, viele Freunde, welche teils heimlich, teils öffentlich, bald verfolgt, bald geduldet, sich der Sache des Evangeliums hingaben. In Weißenburg predigte 1522 Motherer trotz der Bedrängnisse von Seiten des Bischofs von Speier im Sinne Luthers; in Kaisersberg versuchte Hiller dasselbe, bis er ein Märtyrer seiner Ueberzeugungstreue wurde, indem er durch den katholisch gesinnten, von außen her eingeschüchterten Magistrat enthauptet wurde. In Münster, wie auch in Rappoltsweiler, begegnen wir ähnlichen Versuchen. In Schlettstadt, mit welcher Stadt Kolmar ein besonders vertrautes Verhältnis in der Korrespondenz und im gemeinsamen Handeln unterhielt, hatten sich ebenfalls viele Bürger der Reformation zugewandt. Vor allen andern mußte endlich das Beispiel der Bundesstadt Hagenau, mit welcher Kolmar nicht bloß um den Rang, sondern gewiß auch um alle Neuerungen wetteiferte, viele Bürger daselbst antreiben, in kirchlichen Dingen eine Reformation herbeizuführen. Hier war die Buchdruckerkunst in höchster Blüte und im eifrigsten Dienst der reformatorisch gesinnten Männer; hier erschien der erste Teil der Epistolae obscurorum virorum, jener satyrisch vollendeten Schrift wider die scholastische Bildung der römischen Geistlichen. Schon 1517 setzte der Drucker Thomas Anshelm seine Lettern gegen die päpstliche Kirche in Bewegung.

In dem Zehn-Städtebund waren zwar die einzelnen Gemeinden selbst mehr oder weniger für Luthers Sache begeistert; aber die Magistrate bewahrten ein streng konservatives Prinzip, welches mit den Mitteln der Macht durchgeführt wurde, sobald der Kaiser seinen Drohfinger erhob und seine Dekrete in die Städte sandte.

Freilich gab es im Oberelsaß für die Reformation einen weit ungünstigern Boden als im Unterelsaß, da der größere Teil des Landes katholischen Mächten angehörte. Unter ihnen besaß namentlich das Haus Oesterreich die Grafschaft Pfirt mit den Herrschaften Altkirch, Thann, Belfort und Dattenried. Von dem Sitz der österreichischen Regierung zu Ensisheim machte sich über diese Hausbesitzungen ein starker Einfluß wider die Reformation geltend. Mit Feuer und Schwert wüteten die Habsburger gegen alle, die nur in den Verdacht kamen, Freunde der Reformation zu sein. Der Straßburger Geschichtsschreiber Specklin berichtet, das in wenigen Jahren wohl an sechshundert Menschen ihres Glaubens wegen daselbst hingerichtet worden sind. Man enthauptete, ertränkte und hing die vermeintlichen Ketzer auf. Gleich der österreichischen Regierung zu Ensisheim, waren auch der Bischof von Straßburg, welcher in der sogenannten Obermundart ein nicht unbeträchtliches Territorium zu Rufach und Umgegend besaß, die großen Klöster, wie die Fürstabtei Murbach und der Bischof von Basel, zu dessen Diözese das ganze Oberelsaß gehörte, der kirchlichen Reformbewegung durchaus feindlich gesinnt.

Besonders die Verfassung der zehn elsässischen Reichsstädte gab dem Kaisertum ein solches Ansehen, daß sein Name nächst dem der Kirche der gefeiertste und zugleich der gefürchtetste war. Waren es doch die Kaiser gewesen, welche die kleinen Städte mit politischen und munizipalen Rechten ausgestattet hatten, in deren Namen das Gesetz gehandhabt wurde. Diese Pietät gegen Kaiser und Reich zu pflegen, war das eifrigste Streben des zu ihrem Schutze über sie gesetzten Stellvertreters des Kaisers, des Oberlandvogts der Decapolis. Für sie blieb Jahrzehnte hindurch die Anhänglichkeit an den Kaiser mit dem Bekenntnis zur katholischen Kirche fast völlig identisch. Daher kam es, daß Kolmar, der Centralpunkt des geistigen Lebens im Oberelsaß, nach vielen Wirren und Kämpfen erst 58 Jahre nach Luthers Auftreten in Wittenberg im Mai 1575 auf Beschluß von Meister und Rat zur Reformation überging.

Aus ihrer konservativen Haltung wurden Meister und Rat zunächst durch das Volk selbst getrieben, indem die Reformation von ihrer ersten Erscheinung an gerade unter den angesehenen, einflußreichen Bürgern viele Anhänger fand. Von der römischen Kirche vor dem göttlichen Zorngericht gewarnt, vom Kaiser durch Drohbefehle eingeschüchtert, versuchte zwar die Obrigkeit im Sinne ihrer höchsten Autoritäten jeden Reformationsversuch bald mit Gewalt, bald mit gelinden Mitteln niederzuhalten; aber ihr konsequentes Handeln wurde noch von einer andern Seite bedeutend erschwert und selbst lahm gelegt. Die Priester der katholischen Kirche waren gerade in den Städten, so in der mit Kirchen und Klöstern reich

versehenen Stadt Kolmar, so offenbar in sittliche Verkommenheit geraten, daß es nicht erst der Anklage der evangelisch denkenden Bürger bedurfte, ihr himmelschreiendes Wesen ans Licht zu bringen, sondern daß die Magistrate aus freien Stücken, um des Friedens und der allgemeinen Ordnung willen, dazu übergehen mußten, das Leben derselben unter strenge Kontrolle zu stellen.

Freilich die revolutionären Erscheinungen, welche aus dem Mißverständnis des Protestantismus ihren Anlaß nahmen, die Schrecken des Bauernkrieges, das leidenschaftliche Auftreten der Wiedertäufer konnten den Behörden die Gelegenheit und auch die Entschuldigung darbieten, im Verein mit andern benachbarten Mächten dem bald in schwachen Funken, bald in heftigem Feuer hervorleuchtenden protestantischen Geiste inmitten der Bürgerschaft jede Nahrung zu entziehen. Als im Anfange des Bauernkrieges, im Jahre 1524, der größere Teil der Bürger in vielen freien Reichsstädten Miene machte, evangelisch zu werden, vermochte schon der Hinweis auf die revolutionären Anhängsel der Reformation die Gemüter bei der alten Kirche zu halten und den Protestantismus zu unterdrücken.

Erst der Abschluß des Augsburger Religionsfriedens führte den Wendepunkt in dem Verhalten der Magistrate der Reichsstädte, dem Protestantismus gegenüber, herbei. Das Bewußtsein gab er allgemein den Obrigkeiten und Gemeinden, daß von nun an im deutschen Lande neben der katholischen Kirche noch eine andere, neu entstandene, die evangelische Kirche Augsburgischer Konfession, das Recht der Existenz und der ungestörten Lebensentfaltung errungen habe, daß seit der Aufhebung des staatlichen Zwanges zum Gehorsam gegen die katholische Kirche das Bekenntnis zur evangelischen Konfession sich mit der unwandelbaren Treue gegen Kaiser und Reich wohl vertrage. Mit dem Augsburger Religionsfrieden beginnt darum eine neue Periode in der elsässischen Reformationsgeschichte. Die Magistrate ließen sich von dem bereits protestantisch gewordenen Volke bewegen, die Reformation einzuführen, und beide, Behörden und Volk, waren im Bunde mit den übrigen Reichsstädten einig, das Recht, welches ihnen der Augsburger Religionsfriede zu geben schien, mannhaft zu verteidigen.

Doch in die aufschießende Saat echt evangelischen Lebens fuhren gar bald wilde Wetter aufhaltend und zerstörend hinein; es war zunächst der dreißigjährige Krieg mit seinen Kriegsflammen. Eine allgemeine egoistische Gegenreformation trat ein und unterband die Lebensadern der jungen evangelischen Gemeinden auf elsässischem Boden. Und wer sind die Helfershelfer gewesen, welche unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges das evangelische Christentum unter dem frommen, biblisch sinnenden und forschenden Elsässern mit Aufbietung aller heimlichen Bosheit, mit den Mitteln der Nacht und der Falschheit, mit allen Künsten einer lügnerischen Zunge, mit dem Zurschautragen erheuchelter Frömmigkeit, mit allen Schrecken und aller Grausamkeit auszutilgen unternommen haben? — es waren die Jesuiten und die mit ihnen verbündeten Kapuziner! Gerade das Elsaß bezeugt es in seiner Geschichte, wie die Jesuiten den

Hauptzweck ihrer Wirksamkeit darin gesehen haben, die evangelische Religion völlig zu vernichten. Gerade die Geschichte des Elsaß liefert einen traurigen Beleg dafür, was die Jesuiten vermögen, wenn man ihnen freie Hand läßt, ja von oben her Unterstützung darreicht. Kein berüchtigterer, als der allbekannte Jesuit Peter Canisius, war es, der den Anfang machte, im Elsaß die Seelen der alleinseligmachenden Kirche zurückzuerobern. Er, der erste Deutsche, der durch den Jesuitenpater Faber bewogen ward, in die Gesellschaft Loyolas einzutreten, war dazu ausersehen worden, die westlichen Teile Deutschlands womöglich wieder unter das Joch der katholischen Kirche zu bringen. Der Bischof von Straßburg, Erasmus, Schenk von Limburg, hatte schon längst den Gedanken gefaßt, vermittels der Jesuiten der Reformation einen kräftigen Damm entgegenzusetzen. Er lud den Jesuitenpater Peter Canisius ein. Dieser trat 1557 seine Visitationsreise durch die elsässischen Lande an, um zunächst die im alten Glauben verharrenden zu trösten und zugleich das Terrain zu weitern Aktionen zu sondieren. Im Jahre 1559 wagte sich Canisius nach Straßburg hinein und predigte sogar im Münster wider die verdammten Ketzer; aber seine Predigten zündeten nicht. Unmutig verließ er diese Stadt, die er „eine Schlammgrube aller Abtrünnigen nannte, von wo aus über Tausende von Studenten ihre Pestilenz in Frankreich und Deutschland ausgebreitet.“ Die Gründung des Jesuitenkollegiums kam auch zu seinem größten Kummer nicht zustande. Er durchzog die Hauptstädte des Oberelsaß, auch zu Kolmar hielt er sich einige Tage auf und untersuchte die kirchlichen Verhältnisse dieser Stadt. Er selbst giebt in einem Briefe vom 30. Januar 1559 seinen Gefühlen, welche er beim Besuche der durch die Sektirer schon angefeindeten katholischen Gemeinden empfunden hat, folgenden Ausdruck: „Auf meinem Durchzuge habe ich zahlreiche Reste Israels angetroffen, zu Breisach, zu Schlettstadt, zu Kolmar und Rufach habe ich Katholiken gesehen, von Herzen ihrer alten Religion anhangend, welche mir einen sehr süßen Trost verschafft haben. Der Herr kennt die Seinen selbst inmitten Babylons; er gewährt den Schwachen, welche der Gefahr ausgesetzt sind, um so viel mehr Kräfte, je heftiger die Verfolgungen jetzt gegen die Kirche werden.“ Konnte Canisius in der Stadt Straßburg keinen Boden für die Begründung des Jesuitenkollegs gewinnen, so fand er in Freiburg im Breisgau eine weit günstigere Aufnahme; er stiftete dort mit Hilfe des Magistrats eine Hochschule für die Schüler Loyolas, welche die Aufgabe erhielt, die benachbarten Länder, vornehmlich das Elsaß gegen die Flut der Reformation zu schützen. Freiburg war das erste Bollwerk, von welchem aus die ersten Angriffe der Jesuiten gegen das protestantische Elsaß erfolgte. Eine zweites Bollwerk sollte bald folgen; nämlich die Erziehungsanstalt zu Molsheim. Dieses Kollegium wurde allmählich zu einer Art Akademie umgewandelt. Wissenschaftliche Vorlesungen wurden gehalten; Söhne adliger Geschlechter oder vornehmer Bürger wurden zu Pfarrern oder Missionarpredigern ausgebildet. Von Molsheim aus zogen die Schüler Loyolas durchs ganze Land und stellten die katholische Religion wieder her.

Doch auch das Oberelsaß mußte mit einem Jesuitenkollegium beglückt werden. Der österreichische Erzherzog Ferdinand berief in den Vorort der österreichischen Besitzungen, nach Ensisheim 1587 ebenfalls Jesuiten, und es wurde ihnen 1614 ein prächtiges Kollegium gebaut, welches der Centralpunkt werden sollte, um die Häresie niederzuschlagen.

Die Jesuiten haben es stets verstanden, mit einer gewissen Grandezza, durch ein imponierendes äußeres Auftreten dem Volke sich als die Herren seines Glaubens zu empfehlen. Wo sie auftreten, da giebt es Aufsehen und Lärm. Sie traten nie als arme Mönche auf, sondern bewiesen durch Ankauf von Gütern, Kirchen und Kapellen, daß sie im Besitz großer Vermögen waren. Während die Kapuziner, welche fast zur gleichen Zeit mit den Jesuiten die Eroberung des Elsaß für Rom sich zum Ziel gesetzt, um es von den protestantischen Predigern abzuziehen, wußten sich die Jesuiten ein höheres Ansehen zu geben, daß sie hauptsächlich für Gebildete wirkten und im Vollbesitz alles Wissens seien. Meisterhaft verstanden sie den Religionshaß zwischen Protestanten und Katholiken zu schüren.

Freilich wenn wir die unheilvolle Thätigkeit der Jesuiten bis in das erste Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges überblicken, so erscheinen sie uns in den meisten Städten, in denen reformatorisches Wesen feste Wurzel geschlagen hatte, doch nur als geduldete Leute, ja überall finden wir Spuren, daß die Magistrate sie scharf beobachteten, sogar aus den Städten auswiesen, sobald sie sich gegen die bestehenden Gesetze vergangen hatten.

Als im Jahre 1580 der zehnjährige Schirm in Straßburg für die Stiftgeistlichen erneuert werden sollte, verlangte der Rat alle Namen derer, auf die der Schirm sich beziehen sollte und erklärte 1581 vor einem Notar, daß er aus allerhand Motiven keine Jesuiten in den Schirm wolle begriffen haben. Mit der größten Entschiedenheit setzte sich auch der Magistrat der alten freien Reichsstadt Kolmar zur Wehr gegen die Jesuiten.

Freilich durch dieses Vorgehen hat der Rat der Stadt Kolmar auf sich den Zorn und das Rachegelüste der Jesuiten und der von diesen beeinflußten österreichischen Regierung zu Ensisheim geladen.

Der dreißigjährige Krieg ließ die Jesuiten ernten, was sie Jahrzehnte lang allenthalben ausgesät hatten. Ja, welch' eine Zeit des Triumphierens, als der Kaiser nach dem Siege Tillys über Christian von Dänemark bei Lutter am Barenberge und nach den Siegen Wallensteins auf dem Gipfel seiner Macht stand und im Jahre 1628 das berüchtigte Restitutionsedikt erließ! Da erschienen alle Ankläger wider die armen Protestanten auf dem Plan, die Bischöfe von Straßburg und Basel, die katholischen Kapitel der Orden und Pfarreien. Und bei allen Anklagen und Verurteilungen, bei allen Strafvollziehungen finden wir die Jünger der Societas Jesu ungemein rührig; sie sind Ankläger und Richter zugleich, sie erpressen im Beichtstuhl die Sündenbekenntnisse und überliefern den Reuigen im Namen der Kirche den Armen der Polizeigewalt. Sie waren nicht bloß Vollstrecker, sondern auch die alleinigen Ausleger des argen Restitutionsediktes.

In Hagenau brachten sie es fertig, daß die Zahl der Protestanten von 10000 im Jahre 1624 auf 200 im Jahre 1628 herabsank. Grausam haben sie in dem einst fast ganz evangelischen Kolmar gewirtschaftet; hier genossen sie den Schutz des Oberlandvogts Erzherzog Leopold. Wir besitzen das Edikt, das dieser bigotte Fürst im Namen des Kaisers am 13. Juli 1629 zur Ausrottung des Protestantismus erlassen, wie er alle erdenklichen Mittel anempfohlen, die heimlich protestantischen Bürger ans Licht zu ziehen und zur Abschwörung ihres Glaubens zu zwingen.

In dieser trostlosen Zeit ist die alte Reichsstadt Straßburg ein Zufluchtsort für die vertriebenen evangelischen Geistlichen und Bürger geworden. Wohl meinte der Bischof, geleitet von den Jesuiten, die Zeit wäre schon gekommen, um das Münster und mehrere andere Kirchen für den römischen Kultus zurückzufordern, aber der Rat wies jeglichen hierauf bezüglichen Antrag ab. Die Reichsstadt machte die Thore weit auf dem großen Heere derer, die um ihres protestantischen Glaubens willen, von den Jesuiten verjagt, Hab' und Gut verlassen mußten. Wahrhaft edel und großmütig nahmen die Straßburger sich der Bedrängten an. Die Stadt Straßburg war die größte Feindin der Jesuiten.

Indessen gestalteten sich die politischen Verhältnisse völlig um. Gustav Adolf schien der Retter des Protestantismus in Deutschland werden zu sollen; seine Heere besetzten das Elsaß; selbst nach seinem Tode am 6. November 1632 blieben sie in dessen Besitz. Bernhard von Weimar und nach ihm Gustav Horn traten als Beschützer der evangelischen Kirche auf; vor ihren Truppen flohen die Jesuiten samt den katholischen Machthabern. Die Schweden gaben den Protestanten ihre Rechte wieder, setzten überall evangelische Pfarrer ein und wiesen die Katholiken in die gesetzlichen Schranken zurück, wiewohl sie ihnen die freie Ausübung ihrer Religion nicht untersagten. Nur den Unruhstiftern, den Jesuiten und Kapuzinern, ging es übel; sie wurden allgemein entfernt. Ganze Städte, so auch Kolmar, wurden mit Hilfe der Schweden wieder überwiegend protestantisch.

Aber die köstliche Zeit zur Erholung und zum Wiederaufleben sollte für die evangelische Kirche des Elsaß nicht lange dauern. Es ist bekannt, wie das Elsaß durch Lug und Trug allmählich in den Besitz der Krone Frankreichs geriet. Mit der französischen Herrschaft war denn auch trotz der entgegenstehenden Bestimmungen des westfälischen Friedens erst recht dem Katholizismus wieder freie Bahn eröffnet. Für die Jesuiten gab es eine so großartige Siegesperiode, wie sie es kaum jemals geahnt hatten; sie wurden die Helfershelfer des Königs Ludwigs XIV., mit dessen Namen die fundamentale Katholisierung des Elsaß unauflöslich verknüpft ist.

Kaum hatte der gewaltige Eroberer seinen mächtigen Fuß auf elsässischen Boden gestellt, so betrachtete sich König Ludwig XIV. als von der Vorsehung Gottes und der heiligen Maria berufen, als rex christianissimus nicht bloß der Patron der Katholiken im Elsaß zu sein, vielmehr als Zerstörer des Protestantismus in diesem vorwiegend evangelischen Lande aufzutreten. Er erfand für seine Beamten allerlei Rechtstitel,

welche sie in den Stand setzten, in listiger Weise den Katholizismus als die Religion des Landes zu befördern und auszudehnen und die reformierte Kirche als nicht zu Recht bestehend zu unterdrücken; daher vom Jahre 1648 an wohl keine Furcht die Herzen der edlen, deutschen Elsässer so sehr erregte als die, daß der Hort und Schutzherr der katholischen Kirche, der französische König, sie ihres Glaubens und ihres Gottesdienstes berauben würde. Schon im Jahre 1654 schrieb der König einen Brief an den Kardinal Mazarin, den damaligen Oberlandvogt, daß er auf Grund des Münsterschen Friedens darauf sehen solle, daß in Breisach wie in den Gebieten des Breisgaues wie des Sundgaues keine andere, als die katholische Religion bestehe.

Im Jahre 1657 beschloß Ludwig XIV. in Metz die Einrichtung eines unabhängigen, obern Gerichtshofes und wies ihm die Stadt Ensisheim als Sitz an; dieses Tribunal erhielt den Namen Conseil souverain d'Alsace. Diesem souveränen Gericht, welches den an Frankreich gekommenen Gebieten unentgeltlich Recht sprechen sollte, übertrug er in größter Willkür das Aufsichtsrecht über die religiös-kirchlichen Verhältnisse und vornehmlich die Wahrnehmung der Interessen der katholischen Kirche in alten elsässischen Landen. Er ging von dem Grundsatze aus, er habe eben durch den westfälischen Frieden die Verpflichtung übernommen, im ganzen Elsaß die katholische Religion zu erhalten und alle mit der Zeit eingetretenen Neuerungen in kirchlichen Dingen abzuschaffen. Er regierte, gegen den Buchstaben und Sinn des Vertrages, daß gewisse Territorien, so die freien Reichsstädte der Oberlandvogtei und andere nicht zu den Allodialgütern der Habsburger gehörigen Gebiete in Religionssachen irgendwelche Freiheit und Selbständigkeit garantiert bekommen hätten.

Ludwig XIV. und seine Minister und Intendanten maßten sich gegen die Bestimmungen des westfälischen Friedens das volle Recht der Souverainetät an, wie denn auf die Krone Frankreichs die unbedingte Oberherrschaft über das ganze Elsaß übertragen worden sei, als ob es nur von dem guten Willen des Königs abhänge, den Elsässern ihre Rechte zu lassen oder nicht. Die Errichtung des Conseil souverain d'Alsace war die Krone all dieser Bestrebungen; er bildete das Forum, welches den Rechtstitel zu all den Vertragsbrüchen Ludwigs XIV. geben mußte. Wie überhaupt gegen die Etablierung dieses Tribunals, so namentlich gegen die Rechtsprechung desselben in religiös-kirchlichen Angelegenheiten legten die Elsässer energisch Protest ein — aber vergebens.

Der Gerichtshof erkannte schon am 27. Mai 1659 von Ensisheim aus, „daß — nachdem die gute Ordnung wegen des Rechts und der Gerechtigkeit in dieser Landschaft wiederhergestellt worden, so bleibt nichts mehr übrig, als die Religion wieder in guten Stand zu bringen, welche daselbst durch die geführten Kriege großen Schaden und Nachteil erlitten."

Es ist bekannt, daß der Aufhebung des Edikts von Nantes am 22. Oktober 1685 eine Reihe andrer Dekrete vorausging, welche successive die Rechte der Hugenotten beschränkten. Ein Gleiches fand im Elsaß statt; zum Beweise mögen folgende Dekrete dienen.

Das erste, welches wir in einer alten Bibliothek fanden, ist ein Dekret wider die Gotteslästerer, unter welchen aber die Protestanten gemeint waren, denen unter Androhung der ärgsten Strafen verboten war, ein Wort wider die heilige Jungfrau zu reden; es datiert vom 30. Juli 1666. Es steht darin:

„. . . . . Darum verbieten wir nachdrücklich allen unsern Unterthanen, welch Standes und Würde sie auch sein mögen, den heiligen Namen Gottes zu lästern oder zu entheiligen, auch nicht ein einziges Wort zu reden wider die Ehre der heiligen Jungfrau, seiner Mutter und derer Heiligen." Die solches thun, sollen verschiedene Strafen bekommen, z. B.: „Und für das sechste Mal soll man sie auf den Lasterstein führen und stellen und ihnen die oberen Lefzen mit einem glühenden Eisen zerspalten, und das siebente Mal sollen sie auf bemeldten Lasterstein kommen und ihnen die untern Lefzen zerschneiden. Und wenn sie aus Halsstarrigkeit und gottloser eingewurzelter Gewohnheit nach allen diesen Strafen dennoch in bemeldten Lästerungen fortfahren: so wollen wir und befehlen, daß man ihnen die Zungen ganz ausschneiden soll, damit sie ins künftige solche Lästerungen nicht mehr können aussagen."

Des Königs Zorn richtete sich vornehmlich gegen die, denen der Uebertritt zum katholischen Glauben leid wurde; er erließ deshalb eine Deklaration wider die „Relapsos, oder die, so nach der Belehrung zu ihrem vorigen Irrtum wiederkehren"; sie ist datiert vom 13. März 1679 und bedrohte sie mit Verbannung und mit der Einziehung aller Güter.

Wir schließen hier an ein Edikt, welches den Katholiken verbietet, sich mit „sogenannten Reformierten" zu verheiraten: „Wir befehlen, daß ins künftige unsre römisch-katholischen Unterthanen sich nicht mehr mit denen von der sogenannten reformierten Religion sollen verheiraten, unter welchem Vorwand es auch sein mag. Erkennen solche Heiraten für ungültig und die Kinder, die in solchen Ehen erzielet werden, für unehelich, ihrer Eltern väterlicher- und mütterlicherseits bewegliche oder unbewegliche Hab und liegende Güter zu erben. Also befehlen wir ꝛc. Gegeben zu Versailles im Monat November 1680." Von größter Wichtigkeit zum Zweck der Ausrottung der Protestanten war eine Deklaration vom 17. Juni 1681, welche das Alter entscheidet, in welchem die Kinder die katholische Religion annehmen können: „Wir wollen, daß unsre bemeldten Unterthanen der sogenannten reformierten Religion, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes nach erreichtem siebenten Jahr, nach freiem Belieben die römisch-katholische Religion können annehmen und daß sie dannhero, wenn sie angenommen sind, die reformierte Religion abschwören, ohne daß ihre Väter oder Mütter oder sonst Anverwandte darinnen irgend einige Hindernis machen können, unter welchem Vorwande es auch sein mag. . . . Und weilen wir noch über das sind berichtet worden, daß viele von unsern Unterthanen bemeldter reformierten Religion ihre Kinder in fremde Länder geschickt haben, um daselbst auferzogen zu werden, woselbst sie dem Staat und der Treue, welche sie uns als eingeborne Unterthanen schuldig sind, entgegenstehende Meinungen annehmen können, so schärfen wir ihnen

nachdrücklich ein, ohne Verzug sie wieder machen zurückzukommen, bei Strafe besonders derer, die so liegende Güter haben, daß sie des ersten Jahres hindurch derer Einkünfte ihrer Güter und des halben Teils aller Einkünften, so lang sie ihre Kinder in fremden Landen haben sollen beraubet sein." Die Ordonnance vom 26. Juni 1683 verbietet den Katholiken, ihre Religion zu ändern: „Wir wollen, daß unsre Unterthanen, von was Standes, Würde, Alters und Geschlechts sie sein, welche sich zu der katholischen Religion bekennen, solche nicht dürfen verlassen, um weder die Lutherische noch Calvinische noch eine andre anzunehmen, unter welcherlei Vorwand, Ursach oder Beweggrund solches sein mag, wir wollen, daß die, so hierinnen wider unsern Willen handeln, sollen Kirchenbuß thun, auf immer aus unserm Königreich und botmäßigen Landen verwiesen und alle ihre Güter konfisciert sein."

Eine Deklaration vom 16. Juni 1685 verbietet den königlichen Unterthanen, ihre Kinder ohne Erlaubnis außer dem Königreich zu verheiraten.

Mit dem Herannahen des Jahres 1685, in welchem Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhob, mehrten sich die Quälereien und Hetzereien von Seiten französischer Beamten wider die Protestanten im Elsaß. Alle diejenigen, welche den calvinistischen oder lutherischen Glauben abschworen und in den Schoß der römischen Kirche zurückkehrten, wurden vor den übrigen Bürgern bevorzugt; sie bekommen unentgeltlich Ländereien angewiesen, sie konnten nicht angehalten werden, Zinsen oder Schulden zu bezahlen, sie waren frei von Einquartierung und sonstigen Abgaben und Verpflichtungen. Um den lutherischen Kultus zu behindern oder zu zerstören, richtete der König an seinen Intendanten im Elsaß Mons. de la Grange direkte Befehle, daß er an den Orten, in welchen zwei Kirchen waren, den Katholiken die kleinere eingeräumt werden sollte. Wäre aber nur eine an einem Ort, so sollte dieselbe zwischen den Katholiken und Evangelischen dergestalt gemeinschaftlich sein, daß erstere in den Chors die Messe halten dürften, sobald sieben katholische Familien in einem Orte ansässig wären. Dieser Intendant de la Grange hat keinen rühmlichen Namen im Elsaß hinterlassen; um sich die Gunst seines obersten Herrn und Gebieters zu erhalten, namentlich um dem protestantenfeindlichen Minister Louvois zu gefallen, betrieb er in wahrer Roheit mit bewaffneter Hand die Uebergabe der Chors an die Katholiken. Er jagte die Familien der Dorfhirten und Bettler zusammen, um an allen Orten die Zahl der sieben katholischen Familien herauszubekommen. Er sandte zu diesem Zweck aus einer Gemeinde in die andre allerlei Leute und bewog sie, etliche Zeit ihr Domizil an einem fremden Orte zu nehmen. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes am 22. Oktober 1685 gab nun auch fürs Elsaß die Ordre, mit aller Gewalt und Zügellosigkeit gegen die schon hart bedrängten Protestanten vorzugehen, indem der König der Franzosen im Namen Gottes alle je zu gunsten der Hugenotten erlassenen Edikte, Deklarationen und Arrets vernichtete, „als wären sie nie vorgegangen", indem er sprach: „wir wollen und es gefällt uns, daß alle Kirchen von denjenigen reformierter Religion, welche in unserm Reich und

in unsrer Botmäßigkeit Landen liegen, ohne Verzug sollen gänzlich zerstört werden." Man höre den Anfang des königlichen Befehls: „Wir verbieten unsern besagten Unterthanen von der sogenannten reformierten Religion, sich nicht mehr zu versammeln, besagte Religion auszuüben an irgend einem Ort, oder in einem privat Haus, unter welcherlei Vorwand es auch sein mag. Wir verbieten auch allen Herren und Obrigkeiten, von welcherlei Condition sie auch sein mögen, den Gottesdienst in ihren Lehrhäusern zu halten, von was für Art und Eigenschaften besagte Lehren sein mögen, alles bei Straf der Confiscation ihrer Personen und ihrer Güter, und solches wider alle unsere besagte Unterthanen besagten Gottesdienst vornehmen würden."

Die unköniglichen Worte wirkten, wie wenn ein Feuerfunke in einen Zündstoff gerät; allenthalben erhob sich eine Protestantenverfolgung, sowohl in Frankreich jenseits der Vogesen, als auch in dem Lande, welches Ludwig XIV. mit Vorliebe seine Provinz nannte, im Elsaß. Wir sind im Besitz einer zahlreichen Korrespondenz über die Roheiten, welche sich hier nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch die französischen Beamten zugetragen haben. Wenn wir die historischen Dokumente selbst reden lassen, erhalten wir ein arges Bild, wie grausam und rachsüchtig man von Seiten der französischen Regierung vorging. Wir hören die eigenhändig geschriebenen Briefe und Klagen von Seiten der Geistlichen, namentlich der gefangen genommenen Pfarrer. Wir erfahren, daß die Dragoner eine Hauptrolle spielten zur Niederwerfung der Protestanten im Elsaß gerade so wie in Frankreich. Bürger aus den Städten wie Dörfern werden wegen ihres evangelischen Bekenntnisses gefänglich eingezogen. Jesuiten besuchten die protestantischen Gottesdienste, um Anklagen gegen die Reformierten zu entdecken. Mit Gewalt wurden evangelische Gotteshäuser geöffnet, damit Jesuiten und Kapuziner in denselben predigen konnten. „Die Beamten wurden aufgefordert, daß sie innerhalb drei Monaten zur römischen Religion sich sollten begeben oder ihres Amtes bei großer Strafe müssig sein. Wo sie sich nun nicht würden accommodieren, so sollte der Herr des Ortes andere, so katholischer Religion, ernennen, wie dann solches durch das ganze untere Elsaß ergangen." Man bedrohte dieselben auch mit Galeerenstrafe.

Wer der eigentliche Urheber all dieser Hetzereien gegen die friedlichen Landbewohner gewesen ist, kann uns nicht mehr unklar sein, wenn wir den handschriftlichen Nachlaß aus jenen Jahren betrachten. Es war der König Ludwig XIV. selber. Er kannte schon den Grundsatz „wer die Jugend hat, der hat das Volk." Daher legte er auch im Elsaß den Hauptnachdruck darauf, daß die Jugend katholisch und französisch würde.

Es mag der traurigen Mitteilungen genug sein; sie beweisen jedem, wie es gekommen ist, daß das überwiegend protestantische Elsaß durch die Regierung eines Königs Ludwig XIV. wieder katholisch geworden ist. Aus königlichem Munde hat es nicht an Versprechungen gefehlt, daß die Religions- und Gewissensfreiheit garantiert sein solle, aber diesen Worten folgten rohe Thaten, Intoleranz, Glaubensunterdrückung, Dragonaden.

Vor allem haben Jesuiten und Kapuziner mit wahrer Roheit das Dekret des Königs ausgeführt, daß an den Orten, in welchen zwei Kirchen waren, den Katholiken die kleinere eingeräumt werden solle. Wäre aber nur eine an einem Orte, so sollte dieselbe zwischen den Katholiken und Evangelischen dergestalt gemeinsam sein, daß erstere in dem Chor die Messe halten dürften, sobald sieben katholische Familien in einem Orte ansässig wären. Bis auf den heutigen Tag sind in rein evangelischen Gemeinden die Chöre der Kirchen in den Händen der Katholiken, wodurch natürlich stets viel Zwietracht und Unruhe in kirchlicher Hinsicht unter der Bürgerschaft erregt wird.

Unter Ludwig XIV. fiel Straßburg, die Hauptburg der Protestanten. Bischof Franz Egon von Fürstenberg erlebte die Erfüllung seines Herzenswunsches, die Zurückgabe des Straßburger Münsters an den katholischen Kultus. Er begrüßte dieses Ereignis mit den Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." Freilich nicht Friedensengel zogen ein, sondern die Jünger Loyolas, in das evangelische Straßburg; es bekam eine katholische Universität, an der die schlauesten und durchtriebensten Jesuiten Lehrer wurden. Sie verstanden das Volk in die Arme Roms zurückzuführen. Es sind Listen vorhanden, die 3426 Personen aufführen, welche allein in den Jahren 1685 und 1686 in dem Jesuitenhaus zu Straßburg den protestantischen Glauben wieder abschworen!

In ähnlicher Weise rumorten die Jesuiten in den übrigen Städten des Elsaß, namentlich in der früheren Hochburg des Protestantismus im Oberelsaß, in der einst freien Reichsstadt Kolmar.

Wohl hat die französische Revolution, als sie in ruhigere Bahnen einlenkte, auch den Elsässern die Rechte der Glaubens- und Gewissensfreiheit und die freie Ausübung des protestantischen Gottesdienstes gebracht; aber die Machthaber des katholischen Frankreichs, sei es daß sie Bourbonen, Orleanisten oder Napoleoniden waren, haben teils aus persönlicher Abneigung, teils kraft ihrer Regierungsmaximen die katholische Kirche vor der protestantischen bevorzugt. Mehr oder minder blieb die evangelische Kirche des Elsaß eine Kirche unter dem Kreuz. Die Protestanten sah man mit argwöhnischen Augen an, als wenn sie in geheimen Verbindungen mit Preußen ständen, welches ja der Vorkämpfer des evangelischen Christentums war. Als wir kurz nach dem letzten großen Kriege mit evangelischen Elsässern in Verkehr traten, erzählten sie uns, daß das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" von den französischen Beamten einfach für das „Preußenlied" erklärt worden sei. Und als im Jahre 1870 in den Hochthälern der Vogesen einzelne Pfarrer am Reformationsfest dieses Lutherlied in der Gemeinde hatten singen lassen, wurden sie gefänglich eingezogen, indem man die Anklage gegen sie erhob, das Gotteshaus zu Agitationen für die Preußen mißbraucht zu haben. Ja, viele Evangelische wagten selbst nach der Annexion des Landes auf unsre Anfragen ihre Zugehörigkeit zum Protestantismus nicht laut zu bekennen, indem sie Nachteile und Zurücksetzung im bürgerlichen Leben befürchteten.

Man hätte glauben sollen, daß die Protestanten sich den eingewanderten Deutschen, die der Mehrzahl nach der evangelischen Kirche angehörten, mit Zutrauen hingegeben hätten; doch dies ist nicht der Fall gewesen. Der Protestantismus ist durch die deutsche Einwanderung wenig gestärkt worden; auch ist man von Seiten der Elsässer mit den Kreisen jenseits des Rheins wenig in Verbindung getreten. Hier bietet sich dem evangelischen Deutschland eine große Aufgabe, um die Liebe und das Zutrauen der Elsässer zu werben und die elsässische Regierung unablässig anzugehen, die Interessen des Protestantismus im Lande stets im Auge zu halten. Dies um so mehr, als die katholische Geistlichkeit, vornehmlich die der Hauptstadt Straßburg, während sie früher ein verhältnismäßig zurückhaltendes friedliches Benehmen zeigte, in den letzten Jahren auf den Kampfplatz getreten ist, um der römischen Kirche Land und Leute festzuhalten und wiederzugewinnen. Die Ultramontanen sind von glühendem Haß erfüllt gegen alle Vertreter des protestantischen Kaisertums.

31.

Rom und das Freidenkertum.

Von Lic. Dr. **Paul Viktor Schmidt**, Archidiakonus in Dresden.

Das ist der Stolz der römischen Kirche von jeher, daß sie ein in Lehre, Verfassung und Kultus einheitlicher Bau sei. Während der Protestantismus zwar die heilige Schrift als das Wort Gottes und als die alleinige Regel und Richtschnur alles Glaubens und Lebens betrachtet, aber dabei doch dem Einzelnen die Verantwortung seines Glaubens zur Pflicht macht (1. Petri 3, 15), während er also die gottgeheiligte Subjektivität gelten und der persönlichen Aneignung des durch Christus vermittelten Heils ihr Recht zukommen läßt, während er den apostolischen Grundsatz befolgt: Prüfet alles und das Gute behaltet, wird Rom nicht müde, auf die Zersplitterung in Parteien, Sekten und Richtungen hinzuweisen, die das kennzeichnende Merkmal der evangelischen Kirche bilde und nach seiner Meinung ihr Dasein gänzlich in Frage stelle. Rom ist ein Feind jeder echten und freien Kritik. Und mit hohen Worten rühmt es sich nicht nur der einheitlichen Gestaltung seiner Lehre, sondern verlangt auch Unantastbarkeit seines Dogmas. Es fordert unbedingte Unterwerfung seiner Bekenner unter die unbedingte, untrügliche, jede Meinungsverschiedenheit im Keime unterdrückende Lehrautorität des Papstes und der Kurie. Ob es freilich damit dem Willen Gottes entspricht? Das ist die Frage. Siehe, das Licht, dies die ganze Welt durchflutende Naturelement, ist nur Eines. Aber uns, die wir von seinem Glanze leben, uns, die wir sein wunderbares Spiel bewundern, uns, die wir in ihm die ganze

Welt und ihre tausendfachen Erscheinungen erkennen, uns entfaltet dies Eine Licht seine ganze Herrlichkeit doch nur in dem prächtigen Schauspiel der verschiedenen Farben. Obwohl alle von einer Mutter geboren, treten diese uns doch in harmonischer Mannigfaltigkeit entgegen. Der göttliche Künstler setzte den siebenfarbigen Regenbogen in die dunklen Wolken seiner Himmelsfeste. Er ließ das Licht sich brechen und hieß den geschliffenen Diamanten in hundert Farben spielen, zum Beweis dafür, daß nicht starre Eintönigkeit, sondern harmonische Mannigfaltigkeit das schöne Gepräge der schönen Welt und der Welt des Schönen sei. Wie in der Natur, so ist es nun auch im Leben des Geistes. Es giebt keinen Reichtum der Welt, der mit dem gewaltigen Reichtum des menschlichen Geisteslebens sich vergleichen ließe. Und wenn der Materialismus alter und neuer Zeiten, aus Stoff und Kraft allein selbst das Geisteswesen des Menschen erklären will, so wird er elendiglich zu Schanden an dem Rätsel der einen Thatsache, daß das menschliche Bewußtsein, obwohl wir es nur als Eines zu denken vermögen, doch eine unendliche, eine unerschöpfliche Fülle von Gedanken, Gefühlen und Willensäußerungen in seinem Schoße trägt und aus sich heraussetzt. Wie sollte es also dem göttlichen Schöpferwillen entsprechen, wenn Rom das, was von dem Schönen und der Schönheit gilt, nicht auch will gelten lassen von dem Wahren und der Wahrheit? Aber Rom stellt sich damit nicht bloß in Gegensatz zu den in der Welt waltenden göttlichen Einrichtungen, sondern verwickelt sich auch damit in Widerspruch mit sich selbst. Rom läßt ja sonst in seinem Kultus die schönen Künste in einer das Bedürfnis seiner Gläubigen nicht etwa nur befriedigenden, sondern ihre Phantasie geradezu berauschenden und bestrickenden Weise zur Erscheinung kommen. Es macht in den figurierten und reich orchestrierten Melodien seiner großen Messen, es macht in den Tonwerken eines Palestrina, Mozart und Beethoven von der schönen Mannigfaltigkeit den ausgedehntesten, ja einen geradezu übertriebenen Gebrauch. Rom bedeckt die Altäre seiner gotischen Dome und die Gewölbe seiner Tempel mit der reichsten Farbenpracht der Malerei. Es läßt von dem Pinsel eines Correggio, Michel Angelo und Raphael den Vorhang schmücken, der das Allerheiligste der jenseitigen Welt von dem Heiligtum der sichtbaren Kirche und von dem Vorhof einer noch immer in ketzerischem Wahn befangenen, unkatholischen Welt scheidet. Rom trägt kein Bedenken, mit Hilfe der Architektonik in den Riesenwerken seiner vom künstlerischen Genius der Jahrhunderte erbauten und geweihten mächtigen Kirchen steinerne Weissagungen auf den unerschütterlichen Felsenbau des Gottesreichs selbst zu errichten. Rom stellt sie den Völkern vor die entzückten Augen und bekundet mit St. Peter und Notre Dame, bekundet mit dem Münster zu Straßburg und Köln, daß die Verschiedenheit der künstlerischen Anschauungen eines Erwin von Steinbach, eines Bramante und Michel Angelo 2c. und daß die Unterschiede der verschiedenen Baustile der verschiedenen Jahrhunderte der Einheitlichkeit der Kirche durchaus keinen Abbruch zu thun brauchen. Und siehe, dasselbe Rom, welches, so bewußt oder unbewußt, den kunstgeschichtlichen, ja man kann sagen den weltgeschichtlichen Beweis für die Berechtigung **individuellen** Denkens, Anschauens und Strebens erbringt, dasselbe Rom will nicht dulden, daß die Einheitlichkeit seiner **Lehre** angetastet werde von der fortschreitenden Erkenntnis einer an Gottes Wort gebundenen und eben darum wahrhaft, d. i. im evangelischen Sinn freien und mit den großen göttlichen Gedanken selbst befruchteten und bereicherten Vernunft.

Ist's nicht ein eigentümlicher Widerspruch, in den sich Rom mit sich selbst verwickelt? Und was sagt denn die **Geschichte** zu dem allen? Lehrt sie etwa, daß der römische Katholizismus in Hinsicht auf seine Lehre und die Formulierung seiner Dogmen von dem fortschreitenden Geiste der Zeiten völlig unberührt geblieben sei? Nein. Die großen Geistesbewegungen in den verschiedenen Jahrhunderten sind auch an seiner Glaubenslehre nicht spurlos vorübergegangen. Es hat auch bei ihm Unterschiede in der Auffassung und in der wissenschaftlichen Erläuterung seiner Lehren und seiner Glaubenssätze gegeben. Die römische Kirche ist nicht immer derselben Meinung gewesen. Als Luther u. a. auch über die Frage, ob die Unterordnung unter den Papst zur Seligkeit notwendig sei oder nicht, mit D. Eck in Leipzig disputiert hatte, da war es ihm in seinem Zweifel, ob es ein Sieg, oder eine Niederlage gewesen sei, die er davongetragen, und in seinem Mißbehagen darüber, daß in jener Disputation doch mehr die Gewandtheit als die Wahrheit zur Geltung gekommen wäre, ein Trost, beim Blick in die Geschichte der kirchlichen Vergangenheit sehen zu dürfen, daß ja auch die morgenländische Kirche von Rom sich schließlich getrennt, sich vom Papste losgesagt und ihre eignen Wege eingeschlagen habe. Es liegt einem Protestanten völlig fern, im Sinne eines Vorwurfs etwa auf diese Wandelbarkeit auch der römischen Denkungsart hinzuweisen. Im Gegenteil, es ist jedem, der das wahrhaft Katholische in der Lehre der römischen Kirche anerkennt, eine Freude, zu sehen, wie die Wahrheit, namentlich die des Evangeliums, auf die Ausbildung der katholischen Kirchenlehre nicht ohne Einfluß geblieben ist. Und das ist doch eine unzweifelhafte Thatsache: Der katholischen Kirche ist auch durch die Geistesthat der Reformation neue und frische Lebenskraft zugeströmt. Es sind auch ihr die Augen geöffnet worden über so manches, was in ihrer Lehre, in ihrem Kultus und in ihrer Verfassung dem Geiste des Evangeliums widerspricht. Leider — und das ist's, was wir bedauern — hat sie die Schäden ihres innern Lebens noch lange nicht genugsam erkannt. Gerade das, was ihr ein klares Urteil darüber hätte verschaffen können, die schlichte Wahrheit des Evangeliums, das verwirft sie ja. Die Bibel, die, als die Urkunde göttlicher Offenbarung, das Licht der Wissenschaft auf Seiten der freien und gelehrten Forschung nicht zu scheuen braucht und doch andrerseits das Verständnis für göttliche Wahrheit in den Seelen ungelehrter Laien nur fördert, erkennt sie als höchste Auktorität nicht an. Wo der Geist des Wortes Gottes, wie in den Tagen der Reformation, seine Schwingen am mächtigsten entfaltete, da hätten die Totengebeine auch auf den Todesfeldern der entarteten mittelalterlichen Kirche berührt und von neuem belebt werden können. Aber siehe, gerade da legte Rom auf dem

Konzil zu Trient viele der klar wie Sonnenlicht in das Bewußtsein der Völker getretenen Elementarwahrheiten des Evangeliums in Acht und Bann. Es verdammte damals die wichtigsten Sätze der Reformationskirche. Es berief sich für die starre Beibehaltung seines Meßopfers, seiner Zeremonien, seiner Priesterweihe, seiner Priestertonsur, seines Ehesakraments, der letzten Oelung, des Fegefeuers und des Rechtes der alleinigen und allein richtigen Auslegung der Bibel auf die morschen Stützen einer unkontrollierbaren Tradition. So hat der römische Katholizismus, sich selber zum Schaden, den Glauben an die magischen Wirkungen, mit denen er seine Sakramente ausstattete, beibehalten. Damit aber gerade hat er erregte Gemüter und sittliche Naturen, suchende Seelen, Leute, die etwas mehr und etwas andres noch als bloße Zauberstücke in den sakramentalen Thaten ihres Gottes sehen wollen, von sich abgestoßen. Ja man kann sagen, mit der fortgehenden Zurückdrängung der biblischen Wahrheit ist die Handhabung der an ihre Stelle gesetzten Tradition eine immer schlechtere geworden. Wer in aller Welt soll denn die neuesten Dogmen, die man in Rom fertig gebracht hat, das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Maria und das von der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen für übereinstimmend mit der Tradition halten in dem Sinne, wie man diesen Begriff früher zu fassen pflegte, wonach dieselbe alles enthält, was an allen Orten und zu allen Zeiten und von allen geglaubt worden ist? Nicht mehr die Rücksicht auf die geschichtliche Entwickelung, sondern nur die egoistische Betonung der Macht des Papsttums, die absolut willkürliche Unterdrückung jedweden Widerspruchs der denkenden Vernunft hat es fertig gebracht, dem Geschlechte dieser Zeit einen Traditionsbegriff zu bieten, wie er mehr der Wahrheit widersprechend kaum gedacht werden kann. Der Begriff der Tradition wird gefälscht durch den Begriff der Auktorität, der geradezu an seine Stelle tritt. Die Tradition ist der Papst. Und was Er für Tradition erklärt, das ist Tradition. Das ist der Maßstab, mit welchem das Rom von heute mißt, das die Art, wie es das auf der Geschichte ruhende Urteil denkender Köpfe unterdrückt. So weit haben sie's gebracht.

Und so bleibt es nun doch dabei: Bei aller Beeinflussung der römischen Kirchenlehre durch neuauftretende Ideen und bei aller Einwirkung der fortschreitenden religiösen Erkenntnis in dem Geiste ganzer Zeitalter und trotz der elementaren Kraft des Gesetzes, wonach die sich vertiefende religiöse Erkenntnis den Druck von Ketten, in die es hierarchische Gewalt geschmiedet, auf die Dauer nicht zu ertragen vermag — trotz alledem hat es Rom bis auf diese Stunde verstanden, den Widerspruch freier Geister zu dämpfen, ihren Flügelschlag zu lähmen, die fortschreitende Erkenntnis zu hemmen und die Anerkennung seiner Dogmen, auch der neuesten, und wenn sie noch so unglaublich sind, teils mit List zu erschleichen, teils mit Gewalt zu erzwingen.

Aber was ist davon die Folge gewesen? Das was laut des Zeugnisses der Geschichte, der Erfahrung, der Vernunft, die Folge jedweder von oben her erzwungenen Denkungsart ist, die Entstehung und die Entwickelung der Freigeisterei im schlimmsten Sinne des Wortes. Seltsam! Rom unterdrückt mit Gewalt das freie Denken der in Gott gebundenen Menschengeister. Es stempelt einen Mann wie Luther, diesen größesten und freiesten Sohn seiner Kirche, zu einem Erzketzer. Es haßt ihn, weil er der Knechtschaft des kirchlichen Gesetzes die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, die Gewissensfreiheit, es haßt ihn, weil er dem traditionellen Aberglauben der römischen Kirche einen auf wahrer Gotteserkenntnis ruhenden und aus göttlicher Offenbarung, der heiligen Schrift, schöpfenden Glauben, es haßt ihn, weil er der mechanisch blinden Selbsthingabe an die Lehre und den Glauben Roms und seiner Päpste die Notwendigkeit völlig bewußter sittlich-freier Aneignung des von Gott und von Christus ausgehenden Heils gegenübergestellt und dies mit einem Gewissensernste, einer Kraft und einer Weihe gethan hat, die selbst den Heiligen der römischen Kirche alle Ehre machen würde. Und doch — dasselbe Rom hat nicht zu verhindern vermocht, daß die von ihm in Schach gehaltenen Länder die Feuerherde wildester Revolutionen, die Schauplätze der grauenvollsten Anarchie und die Ausgangspunkte eines Kommunismus geworden sind, der mit Dynamit, Petroleum und Feuerbränden aller Art die prachtvollsten Kunstwerke zu zerstören, einen edlen Bischof jämmerlich zu Grunde zu richten, kein Bedenken getragen und mit den blutigen Thaten eines barbarischen Vandalismus bewiesen hat, zu welchen Tiefen grauenvollster, sittlicher Verderbnis eine durch übertriebenen Druck, eine durch hierarchische Vergewaltigung herbeigeführte atheistische und materialistische Weltanschauung führt und führen muß.

Oft genug hat der evangelische Protestantismus die bittersten Vorwürfe hören müssen. Rom hat stets seine Betonung freier, edler Menschlichkeit, seine Ueberzeugung, daß nur in der felsenfesten Zuversicht auf die Gnade Gottes in Christo das tiefste Wesen des Glaubens bestehe, seine große und erhabene Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen, wonach ein Christ im **Glauben** ein freier Herr aller Dinge und niemand unterthan, durch die **Liebe** aber ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan sei, dem Protestantismus zum Verbrechen angerechnet. Er hat sich's gefallen lassen müssen, von den Römlingen als die Auflösung aller Pietät und aller Auktorität bezeichnet zu werden. Oft genug hat man ihm gesagt, daß er es sei, der die trübe Quelle aller Freigeisterei bilde. Oft genug hat man behauptet, daß der Protestantismus, da er auch Vernunft und Gewissen zu Maßstäben der Beurteilung der Wahrheit mache, notwendig dazu hätte kommen müssen, in Gottentfremdung alles Himmlische zu streichen und alles Göttliche zu verneinen und daß er so jene unseligen Erscheinungen in erster Linie mit verursacht hätte, die gerade das traurige, aber charakteristische Merkmal unsres von den Dämonen des Aufruhrs und der Irreligiosität zerklüfteten Zeitalters und den Schmerz und die Trauer aller wahrhaft Gläubigen im katholischen Sinne bildeten.

Und gewiß, etwas Wahres ist in diesen Vorwürfen. Und wir müssen beim Blick auf die Geschichte unsers Geisteslebens leider gestehen, an freigeisterischem Denken hat es auch auf dem Boden unsrer Kirche nicht ge-

fehlt. Wir werden noch einmal darauf zurückkommen. Allein hier möchte ich zwei Fragen aufwerfen. Einmal möchte ich fragen: ob, was man auf dem protestantischen Kirchengebiet als Freidenkertum auftreten sieht, wirklich in ursächlichem Zusammenhange steht mit der Wahrheit und der rechten Geistesfreiheit des evangelischen Protestantismus, und dann möchte ich fragen: ob denn Rom gerade Recht und Veranlassung habe, uns die Freigeisterei in unsrer Kirche zum Vorwurfe zu machen.

Um mit der Beantwortung der letztern Frage zu beginnen, so giebt's Zeugnisse genug für die in alter und neuer Zeit auch auf dem Boden der römischen Kirche je und je aufgetretenen Freigeisterei. Was war denn die ghibellinische Weltansicht anders als ein welthistorischer, politischer Emanzipationsversuch gegenüber der erdrückenden Wucht, womit das mittelalterliche Papsttum den ritterlichen Geist der Völker unterdrückte? Wohl hatte man diesen Geist des Ghibellinentums, der auf seine Fahne schrieb: „Das Kaisertum stammt nicht von Papstes, sondern von Gottes Gnaden", im Blute des edlen Hohenstaufengeschlechts zu ersticken gesucht. Schmachvoll hatte dieses auf dem Schafott geendet. Aber stärker als die Gewaltthaten hierarchischer Brutalität sind die Gedanken der fortschreitenden Kultur, die, in die Thaten eines freiheitsdurstigen, die Ketten der geistigen Sklaverei zerbrechenden Volkstums übersetzt, zuletzt zu einem unzerstörbaren, jeden Widerstand der stumpfen Welt besiegenden Bollwerk sich gestalten. Und wenn ein Dante in seiner „göttlichen Komödie" selbst in die Flammen der Hölle das Oel seines protestantischen Geistes gießt und bei aller Ehrfurcht vor dem Tiefsinn der scholastischen Systeme des Mittelalters doch kein Bedenken trägt, die Unsittlichkeiten des päpstlichen Hofes und die Herrschsucht der Kirchenfürsten und die Geilheit eines versumpften Mönchstums und die Tyrannei einer Kirche, die das apostolische Wort: „Den Geist dämpfet nicht" völlig vergessen hatte, mit dem grellen Licht einer Kritik zu beleuchten, das er dem Fackelschein des Weltgerichtes selbst entnommen zu haben schien, so beweist dies gewiß hinreichend, daß auch die Urteilskraft innerhalb der Grenzen der katholischen Religion die Grenze kennt, an der die Auktorität der Kirche aufhört, eine den Freiheitssinn der Menschen bezwingende Macht zu sein. Und wissen wir nicht, daß Luther selbst mit andern Geistesgrößen seiner Zeit, wie dem tapfern Ulrich von Hutten und dem gelehrten Erasmus von Rotterdam einig war in der Ueberzeugung, daß die sogenannte Renaissance zwar eine Wiedergeburt des künstlerischen, aber durchaus nicht eine solche des religiösen Lebens war? Die wiedererwachenden klassischen Studien waren gewiß ein Lichtblick in dem wie in Nebel gehüllten Geistesleben der mittelalterlichen Menschheit. Und der gelehrte Protestantismus, dessen Theologie zu einem nicht geringen Teile geradezu von den Segnungen jener klassischen Bildung lebt, mit deren Mitteln es ihm überhaupt erst möglich geworden ist, in den ursprünglichen Sinn der heiligen Schriften einzudringen, wird sich dieses Ereignisses nur freuen. Brauste der Humanismus doch wie ein belebender Frühlingssturm über die in scholastischen, unevangelischen und unwissenschaftlichen Träumereien gebundenen und erstarrten Todesgefilde des ausgehenden Mittelalters dahin! Aber hier kommt doch noch eine andre Seite dieser geschichtlichen Erscheinung in Betracht. Wir wissen, daß mit dem italienischen Humanismus sich vielfach auch der frivolste Unglaube verband. Dieser aber, weitentfernt, die neugefundenen Geistesmittel in den Dienst der höchsten Aufgabe, der Erforschung und Darlegung göttlicher Wahrheit zu stellen, löste vielmehr mit tumultuarischem Hochmut nicht bloß den Gürtel der Keuschheit und der Zucht, sondern fing auch mit den Gottesfeinden des zweiten Psalms zu rumoren an: Laßt uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile! Rom meint, die unchristlichen modernen Weltanschauungen, wie sie heute vielfach die Köpfe verwirren, z. B. den materialistischen Unglauben oder eine alles nur auf natürliche Entwicklung zurückführende Erklärungsweise, die jedes wunderbare, göttliche Eingreifen in den Natur- und Weltlauf verneint, oder die Leugnung der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens diesseits und jenseits der Gräber nur auf das Schuldkonto des protestantischen Denkens setzen zu dürfen. Aber Rom möge wohl bedenken, was die Geschichte der Aufklärung mit unwiderstehlicher Gewißheit darthut, daß der im Jahre 1525 gestorbene Lehrer der Philosophie Petrus Pomponatius bereits vor Luthers Auftreten den ganzen nicht geringen Scharfsinn seines Geistes aufbot, um den Satz von der persönlichen Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode ihres Leibes als eine Thorheit zu brandmarken und daß eine ganze wissenschaftliche Richtung, der sogenannte Averroismus nichts war, als eine im modernen Sinne des Wortes naturalistische Weltansicht.

Es war kein Wunder, daß, als Kopernikus sein Weltsystem bekannt gemacht und auf den Jahrtausende alten Irrtum hingewiesen hatte, in dem die Welt hinsichtlich der Stellung der Erde im Sonnensystem gefangen gewesen war, diese erlösende That dem, was man freie Forschung und freies Denken nannte, einen ungeheuren Nahrungsstoff zuführte. Insbesondere waren es die naturphilosophischen Gedanken von Männern, wie Kardanus, Telesius und namentlich Giordano Bruno, durch welche die rein naturwissenschaftliche Forschung hineingezogen wurde in das religiöse und dogmatische Denken und Empfinden des Zeitalters. Der einst von der Sorbonne verdammte Satz, daß es eine doppelte Wahrheit geben könne, eine philosophische und eine religiöse, erregte wiederum die Geister. Der Kampf zwischen Glauben und Wissen entbrannte von neuem. Ein Giordano Bruno stirbt als Märtyrer seiner Ueberzeugung in den Flammen des Scheiterhaufens (1600). Er findet das Dogma der Kirche unverträglich mit dem kopernikanischen Weltsystem. Und er trifft weder bei der protestantischen Orthodoxie, die ihm in Genf entgegentritt, noch bei den Lehrern seiner eignen Kirche Aufklärung und Verständnis. Mit Kerker und dem Feuertod allein weiß man sich ihm gegenüber zu helfen. Aber Giordano Bruno hätte nicht eines so qualvollen Todes zu sterben und niemand hätte ihn dazu zu verurteilen brauchen. Aber Rom wußte nicht, daß der Glaube etwas andres ist als nur ein Fürwahrhalten der von der Kirche als wahr aufgestellten und dargebotenen Sätze. Und darum

weiß es auch mit den Freidenkern, die wie geharnischte Männer aus seinem eignen Boden aufgewachsen sind, nichts anzufangen. Der abweichenden Meinung setzt es nur die gewaltsame Unterdrückung entgegen. Aber was es damit erreicht, dafür giebt die Thatsache, daß die Studenten Neapels am 7. Januar 1865 die päpstliche Encyklika vom 8. Dezember 1864 vor der in jener Stadt errichteten Statue Giordano Brunos verbrannten, vielleicht die beste Aufklärung.

Rom soll also nicht der protestantischen Kirche den Vorwurf machen, daß das Freidenkertum eine Frucht am Baum der Reformation und nicht nur zeitlich nach ihr entstanden, sondern auch sachlich und innerlich durch sie wesentlich bedingt sei.

Das Freidenkertum hat sich vielmehr auch auf dem römisch-katholischen Kirchengebiete entfaltet. Ja dort hat es gerade seine gefährlichste Gestalt angenommen. Wohl ist wahr, daß das Streben, aus aller positiven und konfessionell beschränkten Religionsanschauung heraus und hineinzukommen in die sogenannte Naturreligion, auf dem Boden Englands, also auf reformiertem Kirchengebiete die Erscheinung des „Deismus" aus sich herausgesetzt hat. Und wer die Geschichte des englischen Deismus nur einigermaßen kennt, der weiß, mit wie vielem derselbe aufgeräumt und wie er mit dem größesten Scharfsinn fast an allem gerüttelt hat, was das Christentum des neuen Testamentes in übernatürlichem Lichte erscheinen läßt. Aber als nun die Funken dieser Aufklärung nach Frankreich, nach dem katholischen Frankreich hinüberfielen, da entzündeten dieselben ein Feuer, das doch in noch ganz andrer Weise, als es der englische Deismus gethan, alles, selbst den Glauben an das Dasein einer menschlichen Seele, zu Asche verbrannte. Was die englischen Deisten dachten, das war zwar gewiß unchristlich, entbehrte aber doch nicht ganz eines gewissen idealen Schwunges und löste sich besonders nicht völlig los von der Forderung ethischen Handelns, der Tugend und der christlichen Moral. Was man aber im katholischen Frankreich schrieb, was die Voltaire und d'Alembert, Holbach, die Encyklopädisten, Helvetius und Rousseau veröffentlichten, das war trotz aller Betonung des Geistes im Sinne des französischen esprit, ebenso religions-, als geistlos. Das beseitigte mit allem religiösen Fühlen zugleich auch die Notwendigkeit ethischen Empfindens und moralischen Thuns. Nun ward die Tugend zur Farce, nun das ideale Streben zum Spott. Nun sank dahin die edle Menschennatur. Sie ward ihres ewigen Wertes entkleidet. Geleugnet ward die unendliche Bedeutung der Menschenseele und verworfen Jesu bekanntes Wort, wonach sie mehr wert ist als die ganze Welt und wonach darum auch die ganze Welt und all ihr Reichtum und all ihre Herrlichkeit sie nicht auszufüllen und zu befriedigen vermögen. Und der Terrorismus, der im Namen der Freiheit mit Kerker und Gefängnis, mit Schafott und Guillotine arbeitete in jenen Schreckenstagen, in denen man die von der Freigeisterei gepredigten „ewigen Menschenrechte" zur Verwirklichung bringen wollte, knüpfte sich als unmittelbare Folge an an die Windsaat jener französischen Freigeisterei. Eine furchtbare, eine blutige Ernte!

Und wenn man auch neuerdings behauptet hat, im katholischen Frankreich hätte damals ein so geringer Bruchteil der Bevölkerung nur lesen können, daß auf die Lehren jener Freidenker die Entstehung der Revolution nicht im mindesten zurückzuführen wäre, so vergißt man, daß dergleichen Ideen doch wahrlich nicht bloß durch das Lesen, sondern noch viel mehr durch den Verkehr der Menschen mit den Menschen sich verbreiten, daß sie gewissermaßen das Klima des Zeitalters bilden und gerade so wie sonst die unsichtbaren Mörder unsers leiblichen Lebens als unwägbare Ansteckungsstoffe die Atmospäre des geistigen Lebens durchdringen, bereit, jene innere Verödung der Völker anzurichten, welche die notwendige Folge der Irreligiosität ist. Und wenn wir in das Frankreich von heute blicken, was sehen wir da? Man lese doch, was ein so begeisterter Anhänger und Vertreter des katholischen Glaubens, wie der fromme und edle, vom Geiste der Religion wie von glühendster Vaterlandsliebe tiefdurchdrungene Bischof von Laval, Emil Bougaud in seinem dreibändigen Werke „Religion und Irreligion" (Mainz, 1891) in Band I in dieser Beziehung uns darbietet. Er sagt, daß er, niedergeschmettert vom Kanonengebrüll des 1870er Krieges, diesen ersten Band unter Thränen vollendet und mit seiner Herausgabe nur gezögert habe, weil er den grausamen Prüfungen seines Vaterlandes habe Zeit lassen wollen, ihr Licht zu verbreiten und ihre Früchte zu zeitigen. Und dann fährt er fort: „O Frankreich, solche Schläge werden dir zur Lehre dienen! Gebiete deinem Zorn, alter, verwundeter Löwe und laß das Blut deiner Adern strömen; es ist das Blut der Sühne. Du kannst, o Frankreich, nachdem du so viel gelitten, größer werden als je. Vergiß nur nicht, was die edelsten Bürger im Blitzstrahl der Gefahr erblickt haben; und um den neuerrichteten Bau des Vaterlandes vor solchen Katastrophen zu bewahren, gieb ihm wieder als Grundlage die Religion." So Bougaud. Und Frankreich? Es bietet ihm, bietet uns heute noch das schmerzliche Schauspiel der Irreligion dar, und diese Irreligion ist es, die den einzelnen Menschen vergiftet, die Familie entweiht, deren Heiligtum zerstört, deren Treue vermindert und die scheußlichsten Laster an die Stelle der Tugenden der Keuschheit und Sitte treten läßt, die nur im Schimmer und im mildwärmenden Licht des häuslichen Herdes gedeihen, wenn dessen heilige Flammen von den wahrhaft priesterlichen Händen gottesfürchtiger Väter und Mütter geschürt werden. Bougaud schildert in flammenden Zügen, schildert mit der hinreißenden Romantik eines glühenden Empfindens, schildert in den Tönen heiligen Zorns und werbender Liebe, schildert im Feuer und Geiste eines Chateaubriand das ganze unheilvolle Verderben, welches über Frankreich, das atheistisch gewordene schöne Frankreich sich ergossen hat und in den traurigsten Erscheinungen im Leben des Volkes und der Gesellschaft sich zeigt. Kein Jahrhundert ist so reich gesegnet mit allen Fortschritten, die das Leben des Einzelnen und der Gesamtheit zu einem schönen und behaglichen zu gestalten vermögen, wie das zu Ende gehende 19. Jahrhundert. Es hat Frankreich alles gebracht, was es nur begehren konnte, riesenhafte Siege, bürgerliche, politische, soziale, durch die Waffen der Beredsamkeit, der Gerechtigkeit, der Vernunft errungene Freiheiten, Eisen-

bahnen, die den Raum verschlingen und die Entfernungen aufheben, Telegraphen, welche die Völker des Erdbodens mit der Blitzesschnelle des Gedankens verbinden, die Durchbohrung der Alpen, die Ebnung der Pyrenäen, die Bezähmung der Oceane. Es hat in den Wissenschaften der Chemie und Physik, der Astronomie und Geologie Welten offenbart, deren Herrlichkeit bis dahin keine Seele geahnt, und die Geschichte, die Sprachenkunde und Philologie haben aus der Tiefe der grauesten Vorzeit die glänzendsten Schätze gehoben. Und doch verdient kein Jahrhundert eine so mitleidige Bewunderung, wie das unsre? Und doch hat in keinem der Abgrund des Verderbens weiter sich aufgethan, als in ihm? Was fehlt ihm? Es hat infolge des freigeisterischen Wahns, wonach mancher glaubt den goldnen Himmelsquell wahrer Religion entbehren zu können, Gott, seinen Gott und damit alles verloren. Das ist der Schmerz, der über diesem Jahrhundert liegt, das ist die Herzenswunde, aus der es blutet. Und an dieser Wunde verblutet es sich, muß es sich verbluten, wenn sie nicht bald sich schließt und vernarbt. Das ist die Trauer, die alle frommen Herzen erfüllt drüben in Frankreich.

Und nur in Frankreich? Nicht auch in Spanien? Nicht auch in Italien? Nicht auch in Rom selbst? Wo hat denn die atheistische und naturalistische Weltanschauung mehr Vertreter als in katholischen Ländern? Es mag ein Glaube, welcher dann selig macht, wenn man nur das für wahr hält, was die Kirche glaubt, für aufgeregte Gemüter eine Beruhigung sein. Aber dieser Glaube ist eine Arznei, deren Dosen in den meisten Menschen eine Ruhe zu erzeugen pflegen, die von Indolenz und Gleichgültigkeit in nichts sich unterscheidet. Und so ist es. Man lese in der „Zukunft“ von Maximilian Harden (Berlin, 31. Sept. 1895, Nr. 51) den geistvollen, mitten aus der Praxis des Lebens geschriebenen Aufsatz von Scipio Sighele über das „moderne Rom.“ Man wird finden, daß ich nicht zu viel behauptet habe. Woher stammt die ungeheuere Toleranz, mit der man in der ewigen Stadt die fortwährende Kreuzung zweier völlig entgegengesetzter politischer Richtungen erträgt, woher die Duldsamkeit, mit der man dort dem tollsten kontrastierenden Spiel der Diplomatie im Quirinal und im Vatikan zuzuschauen vermag? Antwort: Sie führt sich im letzten Grunde auf die Indolenz und Gleichgültigkeit zurück, die nicht nur ein angebornes Erbstück der römischen Bevölkerung, sondern auch eine Folge des Ueberdrusses ist, den der Anblick von so vielem erzeugt, was, sei es als Tragödie, sei es als Satyrspiel, über die welt- und kirchengeschichtlichen Schaubühnen der Siebenhügelstadt im Lauf der Zeiten gezogen ist. Ja es giebt eine Toleranz, die ebenso der Grund wie die Folge einer gegen alle Religion sich teilnahmlos und gleichgültig verhaltenden Freigeisterei ist, und die ist in Rom zu Hause.

Nach dem Gesagten also hat Rom kein Recht, unsre Kirche als den Fruchtboden des Freidenkertums anzuklagen. Ebensowenig aber hat es ein Recht, zwischen dem Freidenkertum und dem Wesen des Protestantismus einen ursachlichen Zusammenhang zu behaupten.

Solche Beschuldigung können und dürfen wir nicht auf uns sitzen lassen. Allerdings beklagen auch wir es aufs tiefste, daß, wie schon erwähnt, auch der evangelische Protestantismus unter vielen seiner Bekenner Anhänger einer freigeisterischen Richtung erblicken muß. Ich erinnere an den englischen Deismus, an die deutsche Aufklärung und vor allem an den rohen Unglauben, der heutzutage infolge der atheistischen Richtung der Führer der Sozialdemokratie die breiten Massen umwölkt und welcher in Gestalt der Philosophie eines Nietzsche den Beifall der sogenannten Gebildeten findet. Es ist ein tiefer Schmerz für jede gläubige Christenseele unsrer Kirche, eine Denkungsart sich ausbreiten zu sehen, welche, wie die letztere, die christliche Moral als eine Sklavenmoral brandmarkt und behauptet, daß dieselbe ihren geschichtlichen Ursprung aus dem Judenvolke noch immer nicht verleugnen könne, das unter dem Joch der Römerherrschaft es gelernt habe, im sklavischen Gehorsam und im klaglosen Dulden Aeußerungen des Heroismus zu erblicken und so aus der Not eine Tugend zu machen. Es ist tief beklagenswert, daß die Freiheit des Fleisches von dieser Philosophie als Tugend gepriesen und daß die brutale Gewalt des „Uebermenschen“, der seinem ganzen Egoismus die Zügel schießen läßt, als das bezeichnet wird, was dem Leben Reiz und Wert verleiht. Und wie viele andre Dinge, die von der evangelischen Wahrheit so weit entfernt sind, als der Aufgang vom Niedergang, hat nicht das „freigeisterische Denken“ auf dem Gebiete auch unsers protestantischen Geisteslebens aus sich herausgesetzt! Das ist auch unser Schmerz.

Aber so sehr wir solche Dinge beklagen, auf Rechnung des evangelischen Protestantismus lassen wir sie nicht setzen. Nicht der Protestantismus, sondern der Abfall von ihm, der in wahnsinniger Roheit und in sittlicher Brutalität endet, ist es, was dergleichen Erscheinungen hervorbringt. Mit der Logik freilich läßt sich vieles machen. Mit ihr läßt sich auch die größte Thorheit entwickeln. Hier gilt das Wort aus Shakespeares Hamlet: „Ist es schon Tollheit, 's ist Methode drin.“ Mit der bloßen Logik hat man aber auch drüben die paradoxesten Sätze römischen Irr- und Aberglaubens der Menge zurecht und schmackhaft zu machen gewußt. Das Recht für solche Anwendung des logischen Scharfsinns aber soll man nicht im Wesen des Protestantismus begründet finden. Das Wesen des evangelischen Protestantismus hat damit nichts gemein. Er verachtet die Kunst schlauer Advokaten, die es verstehen, den Gesetzen der Wahrheit und der Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen. Und er selber ist vielmehr der heilige Anwalt der Wahrheit. Er bietet mit den Waffen der Gerechtigkeit und der Lauterkeit der ganzen Welt Trotz. Er fühlt sich in seinem Gewissen gebunden an die heilige Schrift. Er weiß sich aber im Besitz der Freiheit der Kinder Gottes. Er erkennt die Berechtigung der subjektiven Beurteilung und Durchdringung der Glaubenslehren an. Er bewahrt dadurch das Geistesleben der Völker vor Erstarrung. Er ist aber infolge seiner innern Frömmigkeit und seiner Auffassung des Christentums, als eines göttlichen Lebens, davon weit entfernt, alle Willkür subjektiven Denkens gutzuheißen. Und er weiß, mit der Bibel in der Hand und der Ge-

wißheit der Rechtfertigung im Herzen, das innerste Wesen des Allerheiligsten der christlichen Religion von allem Fortschritt im Welterkennen unabhängig. Er lebt der getrosten Zuversicht, daß zuletzt allein die Wahrheit siegen kann, die aus Gott stammt. Darum ist er auch duldsam. „Der Jude wird nicht verbrannt." Und der Freidenker wird auch nicht verbrannt, In heißem Geisterkampf läßt der Protestantismus vielmehr die Kontroversen sich auskämpfen. Er weiß, die Wahrheit muß doch endlich siegen. Und nun frage ich: Ist das Schwäche oder Stärke? Ist das Irrtum oder Wahrheit? Ist das Gefahr oder Schutz vor Gefahr? Ist das Freigeisterei oder Geistesfreiheit? Dem denket nach! Amen.

32.

Der evangelische Pastor und der römische Priester.

Eine vergleichende Betrachtung von Professor D. Paul Tschackert in Göttingen.

Aufmerksamen Beobachtern unsrer Zeit drängt sich die Wahrnehmung auf, daß in Deutschland jetzt der römischen Kirche ein Einfluß eingeräumt ist, dessen sie sich vorher bei uns nicht erfreut hat. Die staatlichen Gewalthaber begegnen dem Papste und den katholischen Geistlichen sehr rücksichtsvoll. Die Katholiken aber machen von den fünfzig Millionen Einwohnern Deutschlands nur ein reichliches Drittel, die Evangelischen dagegen beinahe zwei Dritteile aus. Daß den evangelischen Landeskirchen eine diesem Zahlenverhältnisse entsprechende Berücksichtigung im öffentlichen Leben zu teil würde, kann man zur Zeit wenigstens nicht finden. Wir Evangelischen sind ja nun seit der Reformation daran gewöhnt, daß unsre Kirche in Knechtsgestalt einherwandelt; wir wissen auch, daß wir in unsern Landeskirchen trotz ihrer unscheinbaren Gestalt die Mittel zur Seligkeit haben; was wir religiös brauchen, das haben wir; aber wegen der Verschiedenheit des Ansehens beider Kirchen in der öffentlichen Meinung lagert auf uns doch ein Gefühl des Unmuts. Gerade diejenigen Geistlichen, welche in Gegenden mit gemischter Bevölkerung wohnen, werden am besten wissen, wie schwer sie darunter zu leiden haben. Das „Prestige", wie man sagt, der römischen Kirche ist eben durch den „Kulturkampf" und noch mehr durch den „Kulturfrieden" mächtig erhöht; wer aber sorgt für das „Prestige" der evangelischen Kirche? Mögen es die Pastoren selbst thun, jeder in seiner Gemeinde! „Wie der Pastor, so die Kirche," denkt unser Volk in weiten Schichten. Um so nötiger ist es, daß unsre Pastoren Standesbewußtsein haben, Bewußtsein von den hohen Aufgaben, welche ihnen obliegen, aber auch von den herrlichen Privilegien, welche ihnen zukommen. Fehlt dem evangelischen Geistlichen auch jenes stärkende Bewußtsein, welches der römische Priester genießt, indem er sich der sichtbaren ökumenischen Kirchenanstalt eingegliedert und durch sie getragen und geschützt weiß, so haben unsre Geistlichen doch wiederum ihrerseits vor den Priestern der römischen Kirche Vorzüge voraus, auf Grund deren sie keinen Papst oder Bischof zu beneiden brauchen. Möchte es zur Stärkung der Berufsfreudigkeit unsrer Geistlichen gereichen, wenn wir jetzt versuchen, den römischen Priester und den evangelischen Pastor einander gegenüber zu stellen, indem wir Amt und Haus beider miteinander vergleichen.

I. Das Amt.

Das Amt trägt den Mann; das Wort gilt vom römischen Priester wie vom evangelischen Pastor; ihrer beider Bedeutung als öffentliche Persönlichkeiten liegt darin, daß sie kirchliche Amtsträger sind. Beide verhalten sich zu einander, wie die mittelalterliche Kirche zur Reformation. Sind wir überzeugt, daß unsrer Reformation vor der mittelalterlichen Kirche der Vorzug zukommt, so wird dementsprechend auch das Amt des evangelischen Pastors seiner Idee nach das des römischen Priesters übertreffen. Suchen wir darauf die Probe zu machen. Wir beginnen mit dem römischen Amte, weil dies der Zeit nach dem evangelischen voranging.

Es war einer der verhängnisvollsten Grundirrtümer schon der alten katholischen Kirche im zweiten Jahrhundert, daß sie in Analogie zum mosaischen Gesetze das Christentum als neues Gesetz (nova lex) statt als Gnadenoffenbarung auffaßte. Das ist römisch-katholische Anschauung geworden und geblieben. Durch diese Grundauffassung, welche als ein Hereinwirken des Judentums in das Christentum beurteilt werden darf, mußte Christus als Gesetzgeber vorgestellt und das ganze Leben der Christen als Gesetzeserfüllung aufgefaßt werden. Daher der gesetzliche Charakter des ganzen Katholizismus noch heute. War aber erst das Christentum auf gleiche Linie mit der alttestamentlichen Religion herabgedrückt, so konnte es nicht fehlen, daß man auch Opfer und Priestertum aus dem alten Bunde in die katholische Kirche hinübernahm. Bestärkt in diesem Zuge wurde die damalige Kirche noch außerdem dadurch, daß sich das älteste Christentum mitten zwischen Religionen hineingestellt sah, die einen opferlosen Kultus nicht kannten. So begegnen uns denn in der katholischen Kirche seit dem dritten Jahrhundert auch Priester, die im Namen der christlichen Gemeinde Gott Opfer darbringen, und ihr Opfer, das gesegnete Brot und der gesegnete Wein, gilt seit den Tagen Gregor I. (590—604) als ein wahrhaft versöhnendes. Die Darbringung desselben ist die eine Seite der Thätigkeit der Priester, indem sie, wie der Katechismus Romanus lehrt, den Leib und das Blut unsers Herrn beschaffen und darbringen („potestas corpus et sanguinem Domini nostri conficiendi et conferendi", Cat. Rom. Pars II, Caput 7, Quaestio 2). Die andre Seite ihrer Amtsthätigkeit besteht darin, daß sie mit richterlicher Befugnis die Sünden vergeben. Doppelseitig also vermittelnd zwischen den Menschen und Gott, genießen so nach römisch-katholischer Lehre die Priester die höchste Würde,

welche es auf Erden giebt. In ausschweifenden Worten preist der „Römische Katechismus“ (in Teil II, Kapitel 7, Frage 2) „den Adel und die Hoheit“ des priesterlichen Standes. Die Priester seien „gleichsam Dolmetscher und Botschafter Gottes“ (tamquam Dei interpretes et internuntii), die in seinem Namen die Menschen im göttlichen Gesetze und in den Vorschriften des Lebens unterrichten;“ „sie stellen die Person Gottes selbst auf Erden dar (ipsius Dei personam in terris gerunt);“ daher sei es klar, daß ihr Amt das erhabenste sei, welches man sich denken könne („functio, qua nulla major excogitari possit“). „Deshalb werden sie mit Recht nicht bloß Engel, sondern auch Götter genannt, da sie die Macht und das Wesen des unsterblichen Gottes unter uns besitzen (merito non solum angeli sed dii etiam, quod Dei immortalis vim et numen apud nos teneant, appellantur“). — Diese gottähnliche Würde besitzt der Priester aber nicht bloß auf Zeit, nicht bloß für die Jahre seiner Amtsführung, sondern sobald er von seinem Bischofe ordiniert ist, hat er, wie das Trienter Konzil sagt, „einen Charakter, welcher weder zerstört noch hinweggenommen werden kann,“ einen character indelebilis. — Daß die Priester den Laien gegenüber als Herrscher auftreten, ist danach folgerichtig; jeder wahre Katholik hat nicht bloß den Glauben seiner Kirche zu bekennen und die kirchlichen Sakramente zu empfangen, sondern auch dem Priester zu gehorchen; denn dieser weist ihm den Weg zur Seligkeit. Der Name „Hierarchie“ Priesterherrschaft, wird daher von dem Trienter Konzile als giltige Bezeichnung der priesterlichen Amtsträger der katholischen Kirche gebraucht.

Denkt man sich in die Seele eines ideal gerichteten römischen Priesters hinein, muß er sich nicht, wenn er sich seine Macht vergegenwärtigt, auf einer Höhe fühlen, wo die Demut nicht mehr gedeiht! Gott die wertvollste Gabe darzubringen, die sich denken läßt, und über der Menschen Schicksal zu entscheiden, ob sie zum Himmel erhoben oder in die Hölle verstoßen werden sollen — wem sollte dabei nicht schwindlig werden?

Legen wir an diese Vorstellung vom römischen Priestertum den Maßstab des Neuen Testamentes, so kann unter uns Evangelischen kein Zweifel sein, daß sie in der Lehre Christi und der Apostel nicht begründet ist. Im neuen Bunde ist kein Raum mehr für ein Berufspriestertum nach alttestamentlichem Muster; denn in der neutestamentlichen Gemeinde Gottes ist jeder Gläubige für sich selbst Priester vor Gott, und, nachdem der eine Hohepriester Jesus Christus Gott sich selbst zum Opfer dargebracht hat, haben wir kein andres sühnendes Opfer mehr nötig. Was sodann das Meßopfer selbst betrifft, so finden wir für das Wunder, daß der Priester den Gottesleib, welchen er opfern soll, durch seinen Weiheakt selbst beschafft, weder einen biblischen noch einen vernünftigen Grund; Sünden zu vergeben endlich ist nicht eines Menschen, sondern Gottes Sache, und die Behauptung der Unzerstörbarkeit des priesterlichen Charakters ist durch nichts begründet.

So erlischt für uns der Glanz des römischen Priestertums; gemessen am Neuen Testament hat es kein Existenzrecht, und seine Machtbefugnis

ist illusorisch. Daher Luthers Gegensatz gegen die römische Kirche gerade an dieser Stelle scharf hervortreten mußte, wie denn schon 1517 in seinen 95 Thesen dies der Hauptgedanke ist, daß ein wahrhaft Reuiger zur Erlangung der Sündenvergebung keine priesterliche Vermittlung nötig hat; jeder Reuige hat (unter Bedingung dieser glaubensvollen Reue) die Sündenvergebung als eine ihm zugehörige auch ohne Ablaßzettel: „Quilibet vere compunctus habet remissionem plenariam a poena et a culpa etiam sine literis veniarum sibi debitam“ (These 36). Mit diesem Grundgedanken hat Luther die evangelische Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott eingeleitet und den heißen Kampf begonnen, in welchem er für uns Gottes Wort frei machte und das Priesterjoch zerbrach. In den nach Luthers Sinne gestalteten Landeskirchen mußte das geistliche Amt also einen wesentlich andern Charakter annehmen als in der römischen Kirche.

Von irgend welcher Herrschaft konnte hier nicht die Rede sein; im ausgesprochenen Gegensatz dazu ist das evangelische geistliche Amt ein Dienst, Ministerium genannt, Dienst am Worte Gottes und an den Sakramenten unsers Heilandes Jesu Christi, „ministerium docendi evangelii et porrigendi sacramenta,“ wie die Augsburgische Konfession in ihrem fünften Artikel sagt. Aber dieser Dienst ist an sich so herrlich, daß der damit Betraute willig auf jede Parallele mit dem römischen Geistlichen verzichten mag. Denn keinem Geringeren als dem heiligen Geiste selbst dient der evangelische Geistliche als Werkzeug, wenn er das Wort Gottes predigt oder das Sakrament verwaltet; der göttliche Geist selbst ist es, der durch Wort und Sakrament in Hörern und Empfängern Glauben weckt, neues Leben schafft und Seligkeit schenkt. Diese Thatsache wird dem Geistlichen die rechte Weihe geben; denn er weiß sich als Organ des heiligen Geistes und wird in heiliger Scheu seines Amtes walten; sie wird ihm auch Mut und Furchtlosigkeit verleihen; denn er weiß, daß er nicht seine eigene, sondern Gottes Weisheit vorzutragen und nicht menschliche, sondern Christi Einrichtungen zn verwalten hat; sie wird ihm endlich trotz allem Drang der Arbeit Seelenruhe verleihen; denn er weiß, daß er nicht auf Effekt hinzuarbeiten hat, sondern die Wirkung von Predigt und Abendmahl dem göttlichen Geiste selbst überlassen darf. Ein Dienst also ist es, der den Dienenden weihevoll, mutig und in Seelenruhe hält, ein Dienst, einzigartig um dessenwillen, in dessen Dienst er vollzogen wird, einzigartig auch um dererwillen, für welche er geübt wird.

Bis in die Ewigkeit hinein reicht der Segen, welchen Gott auf das Wort und die Handlungen des Geistlichen legt. Unsterblichen Menschenseelen durch die Mittel der Gnade zur ewigen Seligkeit verhelfen zu dürfen, nicht einen bloß oder zweien, sondern vielen vielleicht, vielleicht zahllosen — giebt es einen erhabeneren „Dienst“ als diesen? Darum preist die Apologie der Augsburgischen Konfession das Predigtamt als das höchste in der Kirche. Das wird es auch bleiben, obgleich noch zahlreiche andre Dienste im Organismus der Kirche vorhanden sind; denn was wir am nötigsten brauchen, ist die Gnade; wie der Vogel nur in der Luft, und

der Fisch nur im Wasser gedeiht, so unsre Seele nur in der Gnade; die Gnade aber empfangen wir durch die von Gott selbst geordneten Mittel, durch Wort und Sakrament. Gesegnet darum bleibe der Dienst, der sie verwaltet! — „Gottes Ackerwerk geht in der Stille“, sagt einer der alten Väter; der Pastor darf darin Gottes Mitarbeiter sein; möge er seine Freude darin finden, in seiner Gemeinde in der Stille das Reich der Gnade bauen zu helfen! — Wie keine Herrscherstellung über der Gemeinde, so wird der Pastor auch keine priesterliche Stellung zwischen ihr und Gott beanspruchen. Denn durch die Gnade, welche durch seinen Dienst vermittelt wird, soll jedes Gemeindemitglied freien Zugang zu Gott erhalten, so daß es keinen Mittler außer Christus nötig hat. In dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen wird der Pastor keine Verkleinerung seiner eignen Würde, sondern vielmehr das religiöse Ideal sehen, dessen Verwirklichung — wenn sie eintreten könnte — niemandem erwünschter sein würde als ihm. — Statt der priesterlichen Stellung eröffnet sich dem Pastor das weite Feld der Seelsorge, durch welche er persönlich dienend den Gliedern seiner Gemeinde nachgeht; sei es ratend, tröstend, helfend, sei es mahnend, warnend, strafend — wer vermöchte es auszudenken — immer kann er mit Weisheit ohne Falsch das Beispiel des guten Hirten nachahmen, welcher die Seinen liebte, daß er sein Leben für sie ließ.

Verglichen mit dem römischen Priesteramte, das sich gottähnlich wähnt, ist das evangelische Predigtamt voll Demut vor Gott und voll Selbstbescheidung vor den Menschen. Auf äußeren Prunk verzichtet es; von den farbenreichen Talaren der römischen Kirche, von den weißen, roten, violetten und schwarzen Gewändern nahm die Reformation in Deutschland nur den schwarzen Chorrock herüber, das denkbar einfachste Amtsgewand, das sich zu Luthers Zeiten vorfand. Dieser Umstand ist zum Sinnbild geworden: edle Einfachheit und weihevoller Ernst sind die Stimmung, in welcher der evangelische Geistliche amtlich wirken soll; an Ehrerbietung und Willigkeit wird es ihm gegenüber die Gemeinde nicht fehlen lassen; so kommt auf sittlichem Wege zwischen Pastor und Gemeinde ein Verhältnis der freiwilligen Unter- und Ueberordnung zu stande, das ungleich wertvoller ist als die stumme Unterwürfigkeit einer Laiengemeinde unter die Hierarchie. —

Die Gewißheit, in seinem Amte auf neutestamentlichem Grunde zu stehen, also die Gedanken Gottes verwirklichen zu helfen, wird dem Pastor seine Amtsfreudigkeit erhalten, auch wenn er sehen muß, daß der römische Priester gelegentlich von den Großen dieser Welt in äußerlichen Angelegenheiten bevorzugt wird. Noch weniger wird er Lust empfinden, sich in die Situation des römischen Priesters hineinzuwünschen, wenn er sein Haus mit der Wohnstätte des römischen Geistlichen vergleicht.

II. Das Haus.

Es kann einem scheinen, als wolle man „Eulen nach Athen tragen“, wenn man heute, wo wir die ausgezeichneten Bücher von W. Baur und

E. Meuß über das evangelische Pfarrhaus besitzen, noch über die hohe Bedeutung dieses Hauses für unser geistiges und sittliches Leben Worte machen soll. Dennoch mag in unserm Zeitalter, wo alle sozial wirkenden Mächte eine größere Beachtung finden als früher, ganz besonders des evangelischen Pfarrhauses gedacht werden; denn es wirkt sozial nicht erst seit heute und gestern, sondern so lange es existiert. Das ist ein Punkt, an welchem das ganze römische Priestertum gegen den evangelischen Pastorenstand keinen Vergleich aushält.*)

Ein Pfarrhaus als Familiendasein des Pfarrers existiert im ganzen Katholizismus überhaupt nicht; denn der römische Priester ist Cölibatär; er braucht nur einen Wohnraum und eine Schlafstelle, und die für seine Person nötigen Dienste versieht die gemietete Magd; ihm fehlt die Erfahrung häuslicher Liebe, die dem Manne die Kraft zur Arbeit im Berufe stärkt; ihm fehlt auch die sittliche Erziehung, die jeder Hausvater erlebt, hauptsächlich wenn das Kreuz die Schultern drückt. Wie will solch ein Mann Seelsorge üben, wie will er in die tiefsten Wunden eines Vaters oder einer Mutter Balsam träufeln, da er Freud' und Leid des Familienlebens nicht kennt, er, dem nie ein Kind geboren, dem auch keins gestorben ist! Statt dessen bleibt er allen Gefahren des Cölibates ausgesetzt und, wenn er sich auch vor groben Verfehlungen bewahrt, so verfällt er doch leicht in jenen hohlen Egoismus, in welchem der behaglich dahinlebende Junggeselle auf den Familienvater, der für Weib und Kind sorgt, mit Mitleid herabblickt. Perrone, der römische Mustertheologe, sieht es geradezu als einen Vorzug der Unverheirateten an, daß sie „meist heiterer und fröhlicher seien als die Verheirateten“, und „nur wenig Verheiratete fänden sich, die es nicht gereute, geheiratet zu haben.“ Die römische Pfarrerswohnung wird nach diesen Aeußerungen kein Vorbild für die Gemeinde sein können. Anders das evangelische Pfarrhaus.

Nachdem Luther durch seine gewaltige Schrift „über die Mönchsgelübde“ („de votis monasticis“) im Jahre 1521 die Nichtigkeit des Cölibatszwanges nachgewiesen und dadurch für die Priesterehe Raum geschaffen hatte, wurde der geistliche Stand erst in das Volksleben eingeführt. Indem der evangelische Pastor mit seiner Familie inmitten seiner Gemeinde wohnt, verwächst er mit ihr; sein Pfarrhaus steht der Gemeinde traulich nahe; dahin wendet sich, wer Not leidet, wer Trübsal empfindet, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung; der Bettler weiß, daß er hier nicht abgewiesen wird, und der Vornehme fühlt sich im Pfarrhause nicht fremd. Ist der beste Weg zur Linderung der sozialen Nöte die christliche Liebesthätigkeit, so wirkt das evangelische Pfarrhaus sozial erlösend, so lange es besteht. Man denke nur an Luthers Haus und an die Schar der Freunde und der Fremden, welche unter seinem Dache Brot und Labe fanden. In der organisierten Kirchgemeinde ist die Pfarre der Mittelpunkt der christlichen Liebesthätigkeit. Selbst in den großen Städten,

*) Wir folgen hier den Ausführungen von D. E. Meuß, Leben und Frucht des evangelischen Pfarrhauses, 1877.

wo die Eigenart der Häuser und der Menschen nur noch schwer zur Geltung kommt, werden wohl noch heute unsre Pfarrhäuser unübertroffen dastehen an mildem Christensinn und barmherziger Liebe zum Nächsten.

Diesen hohen Dienst der Liebe würde das Pfarrhaus nicht leisten können, wenn es nicht selbst eine Pflegestätte der Einfachheit und Genügsamkeit wäre. In unserm Zeitalter, im Zeitalter der Elektrizität, wo eine fieberhafte Naturbeherrschung die Geister nicht zur Ruhe kommen läßt, wo der Geldumsatz an den Börsen eine Jagd nach dem Glücke etabliert, auf welcher mancher jäh in den Abgrund stürzt und zahllose Opfer ökonomisch nach sich zieht, in dieser Zeit, wo Kulturbedürfnisse und Kulturmittel sich gegenseitig ins Unbegrenzte steigern, wo noble Passionen und kostspielige Moden Unsummen verschlingen: da ist es von hohem Werte, daß in der Gemeinde doch noch fast überall in den Pfarrhäusern der Sinn für edle Einfachheit gepflegt wird. Wird diese Tugend manchem Pastor leicht gemacht, indem die Kärglichkeit seiner Einkünfte ihn und sein Haus vor jeder Gefahr zum Luxus bewahrt: so möge er sich zu einigem Troste sagen, daß die Schlichtheit seines Hauses für die andern Häuser der Gemeinde auf alle Fälle ein Muster bleibt.

Weltbekannt ist ferner, daß evangelische Pastoren durchschnittlich ein hohes Lebensalter erreichen, und niemand zweifelt, daß dies die Wirkung ihres musterhaften Familienlebens ist. Während die große Welt allein in den letzten Jahren schaurige Liebesdramen sich hat abspielen sehen und der Notschrei nach Respekt vor dem sechsten Gebote in der Männerwelt der großen Städte endlich laut wird: gilt im evangelischen Pfarrhause die Katechismusregel, „daß wir keusch und züchtig leben in Worten und Werken und ein jeglicher sein Gemahl liebe und ehre"; den Kindern aber wird eine sorgsame Erziehung zu teil; auf dem Lande ist so mancher Pastor zugleich der Lehrer seiner eignen und andrer Kinder.

Dieses Bildungsbedürfnis ist noch ein besondrer Vorzug des Pfarrhauses. Das Pfarrhaus ist nicht bloß das Haus eines studierten Mannes, der schon durch seine Universitätsstudien in die Sphäre der Bildung eingeführt ist, sondern es ist das Haus, welches dem kirchlichen Berufe des Hausvaters dient; alles was die Kirche bewegt und sie fördert, wird also im Pfarrhause Beachtung und Pflege finden. Die Kirche selbst aber ist schon im Diesseits eine obere Welt, wie am Kirchenbau uns jeder Stein nach oben weist. So ist das Pfarrhaus ganz von selbst für alles Ideale aufgeschlossen; alles Schöne, Wahre, Gute hat hier Heimatsrecht. Verglichen mit andern Häusern, ist es auf dem Lande fast überall das gebildetste Haus, und in der Stadt steht es an geistigem Gehalte den andern gebildeten Häusern nicht nach.

Dieser Zug zum Idealen hat bewirkt, daß aus dem evangelischen Pfarrhause eine unübersehbare Schar von Männern der Wissenschaft hervorgegangen ist. Zu zählen sind sie nicht; aber seit Meuß mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und staunenswerter Findigkeit Namen in Fülle herbeigeschafft hat, ist es uns ein Leichtes, wenigstens die wichtigsten hier vorzuführen.

In der Theologie sind seit der nachreformatorischen Zeit die Bahnbrecher zum großen Teile Pastorensöhne: Johann Arndt, der Verfasser der „vier Bücher vom wahren Christentum" († 1622), der Begründer der lutherischen Mystik im Zeitalter der Orthodoxie; Johann Valentin Andreä († 1654), der Erneuerer sittlichen Lebens während der Verrohung Deutschlands im dreißigjährigen Kriege; Georg Calixt († 1656), der Ireniker im Gegensatz zu konfessioneller Gehässigkeit und der Schöpfer einer Wissenschaft der christlichen Ethik; im achtzehnten Jahrhundert auf der einen Seite Albrecht Bengel, der Bibeltheologe, auf der andern Salomon Semler, der Vater der modernen Kritik; im 19. Jahrhundert ist die Geschichte der Theologie gerade an den entscheidendsten Punkten wieder durch Pastorensöhne bestimmt; es würde genügen, nur die Namen Schleiermacher und Ritschl zu nennen; beide stammen aus dem Pfarrhause. Zwischen beiden liegt das Lebenswerk von andern Pastorensöhnen: von Hengstenberg und von Thomasius, De Wette und Christian Ferdinand Baur, von Gieseler, von Karl Imanuel Nitzsch, Julius Müller und vielen andern. Wie großartig ist so die theologische Wissenschaft durch das Pfarrhaus vertieft und bereichert worden! Auch daß die Liebe zur Theologie vom Vater auf Sohn und Enkel übergeht, so daß Pastorenfamilien wie die Osiander in Schwaben ihren theologischen Stammbaum bis in das Reformationsjahrhundert hinauf verfolgen können, ist ein neuer Beweis nicht bloß von der physischen Dauerhaftigkeit der Pastorenfamilien, die ohne sittliche Gesundheit unmöglich wäre, sondern auch von dem idealen Sinne, den der Sohn im Anschauen des väterlichen Berufes gewinnt.

Reihen wir den Theologen einige gefeierte Namen aus andern Wissenschaften an! Pastorssöhne waren Philologen wie Otfried Müller und Nägelsbach, Juristen wie Conring und Pufendorf, Naturforscher wie Linné und Berzelius, die Historiker Schlözer, Johannes von Müller, Spittler, Drumann, Heinrich Leo, Droysen, Chirurgen wie Langenbeck und Billroth und andere Gelehrte.

Im engsten Bunde mit der Wissenschaft steht die Kunst. Daß für die Kunst des Wortes im Pfarrhause ein fruchtbarer Boden zu finden sein wird, ist schon durch den Predigtdienst des Pfarrers nahegelegt; die Kunst der Rede und des Vortrags übt der Prediger selbst; sie ist eine Aufgabe seines Berufes; aber der Anteil des Pfarrhauses an der Dichtung unsers Volkes ist eine Leistung seines freien künstlerischen Geistes. Ehe die neuere klassische Dichtung im 18. Jahrhundert ihre Blüte erlebte, erging das dichterische Schaffen sich mit Lust im Kirchenliede; von Luther aber bis zu Gellert hin hat das Pfarrhaus dazu die reichsten Spenden geliefert; die meisten Lieder, welche wir aus unsern Gesangbüchern singen, Gott zu Lobe und uns zur Seligkeit, sind Gaben aus dem Pfarrhause. Als dann die Predigersöhne Gottsched und Bodmer die neue Zeit der deutschen Litteratur eingeleitet hatten, fehlten wiederum aus dem Pfarrhause die Dichter nicht: Wieland, Lessing, Mathias Claudius, Jean Paul, die Brüder Schlegel waren Pfarrersöhne; von neuern Lyrikern sei Geibel genannt. Ruht ihre Kunst auch auf Naturanlage, so war es doch wohl

der im Vaterhause gepflegte ideale Sinn, der ihre Anlage zur Entfaltung kommen ließ. Daß in dem Pfarrhause selbst der dichterische Genius gedeiht, hat, um von andern zu schweigen, in neuester Zeit ein Spitta und ein Gerok uns bewiesen.

Wenn wir ihre Namen nennen, so ist es, als ob Gestalten des Friedens vor unsre Seele träten, des Friedens, welcher aus der Versöhnung fließt, der vor Gott uns freudig und über alles Uebel in der Welt uns innerlich erhaben macht. Im Dienste am göttlichen Worte treu und im Hause an Liebe reich wie sie beide — möge jeder evangelische Pastor es werden, dann braucht er den Vergleich mit dem römischen Priester nicht zu scheuen!

33.

Die deutsche Volksschule, ein Kind der Reformation.

Von Stiftsprediger **Hugo Koall** in Dresden.

Ein Jahr, reich an großen geschichtlichen Erinnerungen, liegt hinter uns. Mit patriotischem Hochgefühl, mit heißem Herzensdank gegen Gott hat unser Volk den 25. Geburtstag des neuerstandenen deutschen Reiches, des deutschen evangelischen Kaisertums festlich begangen und dabei den frommen Ausspruch des unvergeßlichen Heldenkaisers Wilhelms des Großen sich zu eigen gemacht: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“

Es ist bedeutsam, daß unser vaterländisches Jubelfest, der 18. Januar, eingeschlossen ist von zwei geschichtlichen Erinnerungstagen, die zwar naturgemäß nicht so allgemein gefeiert werden konnten, wie jener, aber an einflußreicher Beziehung, zum Entwicklungsgange unsers Volkslebens und demnach zur Gestaltung unsrer vaterländischen Geschichte ihm ebenbürtig zur Seite treten: wir meinen den 12. Januar als den 150jährigen Geburtstag Pestalozzis und den 18. Februar als den 350jährigen Todestag Luthers. Wie können aber der Schulmann Pestalozzi und der Kirchenmann Luther neben die Staatsmänner und Feldherren gestellt werden, welche die politische Befreiung und Wiederherstellung unsers Vaterlandes herbeigeführt haben? Weil die politische Befreiung und Wiederherstellung unsers Volkes erst möglich wurde, nachdem die geistige und sittliche vorangegangen war, weil Luther und nach ihm Pestalozzi die sittliche und geistige Erziehung unsers Volkes angebahnt und begonnen haben. Die lange Dauer von beinahe vier Jahrhunderten darf uns nicht vergeßlich machen, im Völkerleben bedeutet ein Jahrhundert soviel, wie im Einzelleben ein Jahrzehnt. Die Wurzeln unsrer Volkskraft, der Tüchtigkeit unsrer Bürger, der Tapferkeit unsers Heeres, aller Vorzüge und Tugenden, die uns dem Erbfeinde überlegen gemacht, liegen in der deutschen Reformation.

Die Reformation hat unser Volk sittlich und geistig freigemacht von fremder Beeinflussung, Bevormundung und Ausbeutung, vom Joch des ältern und gefährlichern Erbfeindes, der nicht bloß nach unsern Erdengütern eine unersättliche Lüsternheit an den Tag legte, sondern unser ganzes Seelenleben beherrschen, unsre Stellung zu Gott, unsern Anteil an den göttlichen Gnadengütern bestimmen, unser Gemeinschaftsleben in Familie, Gemeinde, Staat leiten, mit einem Worte, uns als seine recht- und willenlosen Kreaturen zu seinem Dienste knechten wollte. Unter des Papstes Herrschaft kannte der Einzelne keine sittliche Verantwortung, er hatte nur den Satzungen seiner Kirche blinden Gehorsam zu leisten; die Reformation brachte dem Einzelnen das sittliche Gewissen und damit die persönliche Verantwortung vor Gott, dem Herzenskündiger, zum Bewußtsein. Die mittelalterliche Kirche sah die Ordnungen der menschlichen Gemeinschaften, wie Ehe und Familie, bürgerliches Leben, Nationalität und Staat, Wissenschaft und Kunst, mit einem Worte alles das, was wir soziales Leben nennen, als profane Lebenskreise an, die tief unter dem mönchischen Leben der Priesterschaft ständen und darum von ihr entweder gemieden und verachtet oder für die Zwecke der Hierarchie benutzt und ausgebeutet wurden; die Reformation hat diesen sittlichen Gemeinschaften ihre selbständige sittliche Berechtigung, ihre gliedliche Einordnung ins Reich Gott wiedergegeben, hat sie als sittliche Güter und göttliche Gaben und Ordnungen zur Anerkennung gebracht. So hat die Reformation dem Leben des Einzelnen, der evangelisch-christlichen Gemeinschaft und der menschlich-bürgerlichen Gesellschaft neue Grundbegriffe und damit neue Grundsätze zu seiner Bethätigung gegeben; wir können sie zusammenfassen unter dem Begriff des protestantischen Rechtfertigungsprinzips oder der Lehre vom geistlichen Priestertum aller gläubigen Christen, von der religiös-sittlichen Selbstverantwortlichkeit, aber auch der evangelischen Freiheit eines jeden Christenmenschen, wonach jeder mündige Christ die Pflicht und das Recht habe, selbst für sein eignes Seelenheil, wie für das Heil der ihm befohlenen Seelen zu sorgen. Dazu muß nun jeder Christ soweit unterrichtet und christlich erzogen werden, daß er sich selbst aus der heiligen Schrift erbauen, von seinem Glauben Rechenschaft geben, seine eigne und seiner Angehörigen Seligkeit schaffen könne. So erwächst nach protestantisch-evangelischer Lebensanschauung jedem Getauften das Recht auf christliche Erziehung und Unterweisung; ja, die Kindertaufe gründet sich bei den Reformatoren mit auf die Anschauung, daß die Kinder genötigt werden, von Jugend auf christlich zu leben, die Eltern aber, ihre Kinder christlich zu erziehen.

Zu jenem Rechte eines jeden Christenmenschen auf christliche Erziehung und Unterweisung, das auch dem Kinde schon kraft der Gottebenbildlichkeit, der allgemeinen Erlösungsbedürftigkeit und des allgemeinen göttlichen Erlösungswillens angeboren und durch die Taufe von der Kirche ausdrücklich anerkannt und versiegelt ist, kommt nun aber auch die Pflicht der christlichen Gemeinschaft, der gesamten Christenheit auf Erden, für die Erfüllung jener Forderung durch Pflege christlicher Familienerziehung und

durch Errichtung, Erhaltung und Verbesserung christlicher Schulen Sorge zu tragen. Luther sagt in seinem Sendschreiben an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen: „Christo selbst und aller Welt ist viel daran gelegen, daß dem jungen Volke geraten und geholfen werde; ja, es ist geradezu die Pflicht der Erwachsenen, daß sie des jungen Volkes sich annehmen." Mit Recht wird dies Sendschreiben Luthers der große Stiftungsbrief für das evangelische Schul- und Erziehungswesen genannt.

Nach der Lebensanschauung der Reformation gehört die Erziehung und Unterweisung der Jugend nicht mehr der Kirche allein, vielmehr ist sie die Aufgabe der drei gottgeordneten Gemeinschaften: der natürlich-sittlichen Gemeinschaft der Familie, der rechtlich-sittlichen des Staats und der bürgerlichen Gemeinde und der religiös-sittlichen der Kirche. Alle drei haben sie als eine ihnen von Gott übertragene gemeinsame Obliegenheit zu betrachten; zu ihrer Erfüllung soll vor allem der Gehorsam gegen Gottes Gebot, dann das Erbarmen mit den armen Kindern, endlich die Rücksicht auf das allgemeine Wohl antreiben. Wie jeder der drei Stände, der Hausstand, das bürgerliche Leben und die Kirche, fromme und geschickte Glieder und Diener braucht, so ist es nun auch für jeden nicht bloß Klugheits-, sondern heilige Gewissenspflicht, für die Erziehung und Heranbildung solcher nach Kräften zu sorgen.

Wie sollten und konnten nun Haus, bürgerliche und kirchliche Gemeinde ihrer Pflicht, die Jugend zu erziehen und zu unterweisen, gerecht werden? Es mußte eine Anstalt da sein, welche von allen drei Ständen getragen und unterhalten, der ihnen gemeinsam zustehenden Obliegenheit nachkam, bezw. ihre besondere Thätigkeit auf diesem Gebiete zusammenfaßte und ergänzte: die deutsche Volksschule, und da dieselbe in ihrer heutigen Allgemeinheit, wie aus dem Bisherigen hervorgehen dürfte, und wie wir noch weiter nachzuweisen gedenken, der Reformation ihre Entstehung verdankt, darum nennen wir sie ein Kind der Reformation.

Wohl hat es schon vor der Reformation Schulen gegeben; wird uns doch Karl der Große als Errichter und Förderer von Schulen genannt; die kirchlichen Orden widmeten sich vielfach dem Jugendunterricht; die Klosterschulen waren berühmt. Von einer Volksschule im heutigen Sinne kann jedoch vor der Reformation keine Rede sein.

Die römische Kirche konnte ihrem Wesen nach für die Bedeutung, das Recht und die Pflicht der Persönlichkeit des Einzelnen kein Verständnis haben, ja, zur Behauptung ihrer Herrscheransprüche mußte sie sich angelegen sein lassen, ein allzu lebendiges Erwachen des persönlichen Selbstbewußtseins geradezu niederzuhalten. Darum konnte ihr an einer allgemeinen Bildung des Volkes nichts liegen, im Gegenteil, sie sah darin nur Brutstätten der Ketzerei. Aus gleicher Besorgnis um die Existenz durfte sie die Familie nicht zum Bewußtsein ihrer Bedeutung und Aufgaben, ihrer Rechte und Pflichten kommen lassen. Die Ehe erklärte sie zwar für ein Sakrament, zugleich galt ihr aber das ehelose und familienlose Leben, wozu sie ihre Priester zwang, als ein höherer, heiligerer Stand, und so

belud sie Ehe und Familie mit einer gewissen Geringschätzung, wo nicht Verachtung. Unter solchen Verhältnissen kam den Eltern aus dem niedern Volke gar nicht der Gedanke in den Sinn, ihren Kindern irgendwelchen besondern Unterricht angedeihen zu lassen, es hätte denn der Priester in Anregung gebracht, einen besonders begabten Knaben für den geistlichen Stand, allenfalls für den Gelehrtenberuf durch die Kirche ausbilden zu lassen. Die mittelmäßig und schwach begabten Knaben und sämtliche Mädchen blieben für ihr Lernen darauf angewiesen, was ihnen etwa ein intelligenterer Vater beibrachte. Ebenso hatte die mittelalterliche Kirche kein Interesse, die nationale Idee im Volke irgendwie emporkommen zu lassen oder gar zu pflegen, der Staat hatte ja nach ihrer eigennützigen Anschauung nur den Zweck, seinen Arm der Hierarchie stets zur Verfügung zu halten und den Fürsten wie dem Adel ein angenehmes Dasein zu sichern. Ist es da ein Wunder, wenn Haus und Staat gar kein Bedürfnis empfanden, irgend etwas für die Volksbildung zu thun? Dennoch waren in den größern Städten sogenannte Schreibschulen, im Unterschied zu den gelehrten Lateinschulen auch deutsche Schulen genannt, nicht selten unter dem Widerspruch des Klerus entstanden, die aber ebendarum auf den Unterricht im Lesen, Schreiben und etwa Rechnen sich hatten beschränken müssen, mit Ausschluß dessen, was für die Volksschulen im evangelischen Sinne die Hauptsache ist, des religiösen Unterrichts. Denn diesen behielt der Klerus eifersüchtig sich selbst vor, freilich größtenteils nur um, wie Melanchthon klagt, ihn zu verwahrlosen. Allein auch abgesehen davon waren die Leistungen dieser Schulen so gering, die Zucht in denselben so schlecht, daß sie, sollten sie eine Volksschule in unserm Sinn werden, vollständig umgestaltet oder richtiger neubegründet werden mußten. In den kleinen Städten und auf dem Lande war aber auch von solchen Schulen nichts vorhanden.

Anders wurde es durch die Reformation. Luther und seine Mitarbeiter wandten sich zunächst an die Familie, an die Hausväter und Hausmütter mit Mahnungen und Ratschlägen, um ihnen die Heiligkeit und Verantwortlichkeit ihrer Erziehungspflicht einzuschärfen, ihnen die Beschaffenheit und den Segen der guten, aber auch den Fluch der schlechten Kindererziehung vorzustellen. Luther meint, nur auf eine christliche Jugenderziehung lasse sich die Verbesserung und Erneuerung der Kirche gründen, während ein gottloser Hausstand und ein schlechter Lehrstand die Kirche verderbe. Im guten Hausregiment wurzelt nach ihm das gute Völkerregiment und das wahre Volksglück. So hat die Reformation die christliche Familie in ihr gottgeordnetes Erziehungsrecht und in ihren heiligen Erziehungsberuf wieder eingesetzt. Die Hochhaltung des Familienlebens und der häuslichen Erziehung ist seitdem die unterscheidende Eigentümlichkeit der germanischen und der protestantischen Völker im Vergleich mit den romanischen und katholischen geblieben. Daraus erklärt sich auch hauptsächlich, daß das Durchschnittsmaß der Bildung und Sittlichkeit wie des allgemeinen Volkswohlstandes bei uns ein höheres ist als drüben. Bei den romanisch-katholischen Völkern lassen die höhern Kreise ihre Kinder

von Bonnen und Gouvernanten oder in klösterlichen, auch staatlichen oder privaten Anstalten erziehen, vielfach in Jesuitenschulen und -Pensionaten; bei uns erkennt und würdigt man den Segen germanisch-protestantischer Häuslichkeit und Familienerziehung, soweit man nicht durch Nachäffung von Ausländereien sich selbst unbewußt ein Armutszeugnis ausstellt. Als im vorigen Jahrhundert welsche Unsitte, Glaubens- und Sittenlosigkeit auch bei uns eingerissen war und namentlich den deutschen Adel ins Verderben gezogen hatte, da war es die evangelische Frömmigkeit, die echte Bildung, die evangelisch-deutsche Sitte und Sittlichkeit im bürgerlichen Familienleben, daraus unser Volk die Kraft zu seiner Wiedergeburt schöpfte.

Die häusliche Erziehung muß aber unterstützt, ergänzt und fortgeführt werden durch die Schule, deren Beruf es ist, „die Kinder zu vernünftigen Menschen zu machen, wodurch auch einer Stadt und eines Staates Gedeihen gefördert wird." Daher machen es die Reformatoren der bürgerlichen Obrigkeit in Gemeinde und Staat, den Fürsten und Herren, namentlich aber den Ratsherren und Magistraten zur Pflicht, gute Schulen aufzurichten und zu unterhalten und dafür zu sorgen, daß die Eltern ihre Kinder zur Schule schicken, und daß letztere zur Schule kommen. Mit dem Staat aber teilt sich die Kirche in die Pflicht der Fürsorge für Erziehung der Jugend und darum für Errichtung von Schulen. Sie sind ein Bedürfnis des evangelischen Gemeindegottesdienstes. An ihm beteiligt sich im Gegensatz zum römischen Kultus auch das Volk mit Singen, Beten, Hören der Predigt, Bekennen des Glaubens. Der evangelische Gottesdienst ist ja nicht ein bloß priesterliches Werk wie bei den Römischen, er soll und will vielmehr eine Erbauung der Gemeinde sein aus dem Worte Gottes und auf dem Grunde des Glaubens; er setzt also bei der Gemeinde Glauben und darum eine gewisse Glaubenserkenntnis und Schriftkenntnis voraus, also eine Unterweisung der Getauften und Heranwachsenden im Glauben und in der Schrift. Darum giebt Luther der evangelischen deutschen Volksschule auch die ersten Schulbücher: die deutsche Bibel, den deutschen Katechismus, das deutsche Gesangbuch. Und nicht bloß die Kirche braucht schrift- und katechismusfeste Christen, singgeübte Kinder und Gemeindeglieder, sondern „auch die Welt für ihren weltlichen Stand bedarf feiner, geschickter Männer und Frauen", sagt Luther, darum fordert er, nicht bloß in den Städten und größern Flecken, sondern an allen Orten die allerbesten Schulen, beide für Knaben und Mädchen, aufzurichten, also deutsche Volksschulen.

Familie, Staat, Kirche haben sich in die Erziehungsarbeit zu teilen, weil das Kind erzogen und gebildet werden soll zum Menschen, zum Bürger und zum Christen oder zu einem brauchbaren Gliede der drei von Gott geordneten Stände, der Kirche, des Staates, des Hausstandes und der allgemein menschlichen Gesellschaft. Diese drei Erziehungsziele haben ihre höhere Einheit im Reiche Gottes und in der hierfür zu erziehenden Einzelpersönlichkeit. Der Mensch soll zum Christenmenschen erzogen werden und damit zur christlich-sittlichen Persönlichkeit, einmal für den Dienst Gottes, dann für das Reich Gottes. Mit diesen Grundsätzen hat die Reformation die ursprüngliche Forderung des Christentums, die Menschen zur Gotteskindschaft und damit zur wahren Menschlichkeit, zum Leben in Gott und in der Gemeinschaft Gottes durch Christum, ebendamit aber auch zum gottgefälligen und menschenwürdigen Leben in dieser Welt und zum gottgeordneten weltlichen Lebensberuf zu erziehen, wieder hergestellt.

Darin liegt schon eingeschlossen der ethisch-soziale, besonders der nationale und patriotische Gesichtspunkt, den die Reformation bei der Erziehung geltend macht. Luther, der deutsche Volksmann und Patriot, will mit allen seinen pädagogischen Ratschlägen „des ganzen deutschen Landes Glück und Heil", sittliche und geistige Hebung des deutschen Volkes, „damit die Deutschen nicht mehr Bestien seien, die nichts können, als kriegen und saufen." War die deutsche Reformation aus dem deutschen Geist, der deutschen Innerlichkeit, Gemütswärme, Geistestiefe, dem deutschen Wahrheitsmut und Gewissensernst hervorgegangen, aus dem deutschen Zorn über die drohende römisch-spanische Verwelschung, so hat sie zum ersten Male auch wieder auf dem Gebiet der Bildung und Erziehung die Berechtigung der Nationalität anerkannt. Sie sieht in der Verschiedenheit der Nationalitäten eine berechtigte, von Gott geordnete Gliederung der Menschheit. So sucht sie nun auch das für die ganze Menschheit bestimmte Gemeingut christlicher Bildung jedem Volk in seiner besondern Sprache und nach seiner besondern Art nahe zu bringen durch Bibelübersetzungen, durch Schaffung einer nationalen und volkstümlichen Litteratur und durch volkstümliche Gestaltung des Schulwesens.

Wir nennen die deutsche Volksschule ein Kind der Reformation; aus ihr ward sie geboren. Will man für Kirche und Schule die Bezeichnung Mutter und Tochter anwenden, so kann die Kirche bei uns nicht, wie Rom es will, eine herrschende, sondern sie muß eine dienende Mutter sein. Der Katechismus allein ließe sich wohl durch bloßes Vor- und Nachsprechen einprägen, aber das evangelische Volk sollte im Gegensatz zum katholischen selbst zur Quelle des Heils gehen, selbst in seiner Bibel forschen können. Darum hat die durch die Reformation gereinigte Kirche in Gemeinschaft mit dem durch die Reformation freigewordenen und zu seinem gottgewollten Beruf erhobenen Staat und Haus die deutsche Volksschule ins Leben gerufen.

Der dreißigjährige Krieg brachte mit seinen Verheerungen eine allgemeine Verwilderung, die auch die junge Volksschule in ihrer Entwicklung hemmen und aufhalten mußte. Gleichwohl wird sie nach demselben um das Ende des 17. und mit Beginn des 18. Jahrhunderts zusehends kräftig. Der Pietismus Speners und Franckes war es, der sich wie der Erwachsenen, so ganz besonders der Jugend annahm, ja, der Stifter des großen Waisenhauses zu Halle, der Kinderfreund August Hermann Francke ist in der Verbesserung des Schulwesens, in der Erweiterung des Lehrplans, besonders aber in der Klärung der Erziehungsmethode geradezu bahnbrechend geworden. Des Heilands Befehl: „Weide meine Lämmer!"

und das Zeugnis der Evangelisten von seiner Menschenliebe: „ihn jammerte des Volks“ hatte, wie früher die Reformatoren, so jetzt die Pietisten, besonders ihre Führer, Spener und Francke mächtig ergriffen. Beim Uebergang aus dem 18. in das 19. Jahrhundert regte sich wieder ein neuer Eifer für die Hebung der Volksschule. Freilich scharte sich die Begeisterung für Erziehung und Unterricht vielfach um eine Fahne, welche die von der Reformation entdeckten bewährten Nährquellen verleugnete, wir meinen die Pädagogik der Aufklärungsperiode. Was aber von ihren neuen Gedanken wirklich fruchtbar gewesen ist, das hat doch wieder seinen Eingang in die Volksschule durch jenen Sinn des christlichen Mitleids, der Teilnahme an dem niedern Volk und seinen Bedürfnissen gefunden, wie wir ihn bei den Reformatoren kennen und schätzen gelernt haben. Rochow, der Verfasser eines Kinderfreundes, schreibt 1772 im Vorwort zu seinem Unterricht für Lehrer an niedern und Landschulen: „Sind wir nicht Haushälter Gottes? Sollten wir nicht sein Reich, welches das Reich der Wahrheit und Erkenntnis ist, vermehren und das Reich der Finsternis, das ist der Unwissenheit und des daraus entspringenden Irrtums und Aberglaubens, zerstören helfen?“ Dieser christliche Edelmann gründete in seinen Dörfern Musterschulen. „Ich lebe unter Landleuten“, schreibt er, „und mich jammert des Volks.“ Er war ein Neuerer des Volksschulwesens insofern, als seine Lehrmethode ganz besonders auf Weckung des Verstandes gerichtet war, und er neue Lehrstoffe, die auf die Volkswohlfahrt der Schule hinzielten, in den Bereich der Schule zog; was seinen Bemühungen um die Hebung der Schule aber Kraft und Segen gab, war die evangelische Gesinnung, die ihn leitete, eine evangelische Gesinnung von altem, reformatorischem Schrot und Korn.

Auf die Verdienste des schon eingangs erwähnten großen Schulmanns Pestalozzi brauchen wir hier nur hinzuweisen, während ein näheres Eingehen auf seine Bedeutung für die Volksschule sich erübrigen dürfte, da seiner in diesem seinem Jubiläumsjahre allenthalben in Schulkreisen in Wort und Schrift gebührend gedacht wird.

Es ist noch zu erwähnen, daß die evangelisch-deutsche Volksschule auch für unsre Stammes- und Volksgenossen römischen Bekenntnisses zu einem Segen geworden ist. So sehr sich die römische Kirche gegen die religiös-kirchlichen Ideen der Reformation abgesperrt oder, wo sie konnte, diese zertreten hat mit List und Gewalt, den Einwirkungen der Reformation auf das Unterrichts-, Erziehungs- und Schulwesen hat sie sich nicht entziehen können. Auch sie hat seit dem 16. Jahrhundert ihr Erziehungs- und Unterrichtswesen verbessert, sie hat ihren Religionsunterricht zu beleben gesucht, hat Katechismen, natürlich anti-evangelische, verfaßt, hat Schulanstalten gegründet — die Jesuiten haben ja mit besonderm Eifer und dem ihnen eignen Geschick der Jugenderziehung, hauptsächlich freilich der höhern Kreise, sich angenommen — alles aber, was im Gebiet der römischen Kirche als Fortschritt im Schulwesen bezeichnet werden kann: es sind Früchte und thatsächlich Anerkennungen der Anregungen, welche die Reformation gegeben hat. Daß uns die römische Kirche darin folgen

konnte, daß sie nicht weit zurückblieb hinter der jungen Tochter der Reformation, das lag weniger an der Macht und Kunst ihrer Schulmänner, als vielmehr an der Schwäche und Schuld der Protestanten, an den kirchlichen Lehrstreitigkeiten derselben, welche den siegreichen Fortschritt der reformatorischen Ideen, wie die fruchtbare Ausgestaltung derselben in Wissenschaft und Leben eine Zeit lang gehemmt haben und auch auf die gedeihliche Fortentwicklung des evangelischen Schul- und Unterrichtsweseus lähmend einwirkten. Dazu fehlte es bis tief in unser Jahrhundert hinein an einer freien selbständigen und lebenskräftigen Organisation des bürgerlichen und kirchlichen *Gemeindelebens*, ja, das letztere ist auch heute noch erst im Werden begriffen. Kein Wunder, wenn auch das Unterrichts- und Schulwesen unter diesen Mängeln und Schäden seiner natürlichen Pfleger und Hüter litt.

Dennoch ist die neue Kultur, welche die Reformation uns gebracht, unserm Volke zu immer größerm Segen geworden, ja, ihre Erforschungen und Erkenntnisse wie ihre erzieherischen Anregungen werden mehr und mehr Gemeingut aller gebildeten Völker.

Sehen wir nun die Völker an, die sich der Reformation verschlossen, oder dieselbe vielmehr mit Feuer und Schwert, mit List und Gewalt, mit Mord und Verrat in ihren Landen wieder unterdrückt haben, stehen sie nicht an Civilisation, Intelligenz, politischer Freiheit, Wohlstand und Sittlichkeit weit hinter den protestantischen Völkern zurück? Gehen die von den Jesuiten erzogenen, von der römischen Priesterschaft geleiteten Völker nicht wirtschaftlich, staatsbürgerlich, sittlich mehr und mehr zu Grunde, haben sie nicht fortwährend revolutionäre Krisen durchzumachen? Woher kommt das? Es fehlt ihnen die *Kulturmacht des evangelischen Erziehungs-, Unterrichts- und Schulwesens*. Auf die deutschen Katholiken können wir in dieser Beziehung nicht hinweisen; die atmen evangelische Luft, sie umweht evangelischer Geist, sie sehen, hören und fühlen um sich protestantische Kultur, sie können sich den Segnungen der Reformation nicht ganz entziehen, sie haben, wenn auch unbewußt und vielfach widerwillig, sich mit uns, ihren evangelischen Stammes- und Volksgenossen, miterziehen lassen *müssen* zu *deutschen Christenmenschen* und bilden darum den einzig grünen Ast an dem alten, hohlen, morschen Baum, der römische Hierarchie heißt, und der ohne den Halt, den er an diesem deutschen Aste hat, vielleicht schon zusammengebrochen wäre.

Wir aber, die wir auf unsre deutsche Volksschule mit freudigem Stolz demütig-dankbar blicken dürfen, wollen niemals vergessen, daß zu einem gesunden Lebensorganismus vor allem gesundes Blut gehört. Das Lebensblut unsrer Volksschule ist der *reformatorische Geist*, der *evangelisch* und *deutsch* zugleich ist; für unser neu erstandenes deutsches Reich decken sich die beiden Begriffe. Unser Volk wird aufhören, deutsch zu sein, wenn es nicht mehr evangelisch ist, und unsre deutschen Brüder katholischen Glaubens können, wenn sie aufrichtige, treue Patrioten sind, nicht römisch, nicht jesuitisch, nicht ultramontan sein, sie sind dann bis zu einem gewissen Grade evangelisch, wenigstens reformatorisch gesinnt.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" Dies Wort müssen wir bethätigen zur Wahrung unsrer heiligsten Güter. Wir werden dazu fortwährend gezwungen durch die sogenannten innern Feinde unsers Vaterlandes. Diese innern Vaterlandsfeinde, die zwar auf deutscher Erde geboren und in evangelischer Atmosphäre aufgewachsen sind, aber weder deutsch noch evangelisch fühlen und denken, sie fordern uns heraus zum Verteidigungskampfe, zum Festhalten dessen, was wir haben, auf daß wir unsre Krone nicht verlieren. Vergessen wir nicht, daß wir es mit Geistesmächten, wenn auch unevangelischen und undeutschen, zu thun haben, und daß wir ihnen gegenüber uns nur behaupten können, wenn wir beseelt bleiben vom reformatorischen Geist.

Von diesem Geiste muß auch unsre Jugend erfüllt werden und bleiben. Die evangelisch-deutsche Erziehung ist die allein feste und sichere Grundlage, darauf Wissenschaft und Kunst erblühen und echte Früchte zeitigen können. Die Gesinnung giebt dem Menschen seinen Wert, eine gesunde Seele im gesunden Körper, mit einem Worte: evangelisch und deutsch — das muß das Ziel all unsrer Erziehung sein in Haus und Schule! Darauf sollten die Eltern allenthalben mehr achten in ihrer häuslichen Erziehung und so der Schule nach dieser Seite hin besser vorarbeiten und diese durch ihr häusliches Erziehungswerk kräftiger unterstützen. Dann würde dieselbe noch bessere Erfolge erzielen auf allen ihren Gebieten, denn dann brächten ihr die Zöglinge mehr Verständnis für den Wert der Zeit und darum mehr Empfänglichkeit für die einzelnen Wissenszweige entgegen. Man erkennt in unsern Volkskreisen wohl den Wert einer guten Schulbildung fürs praktische Leben an, aber man unterschätzt noch zu sehr den Wert der evangelisch-deutschen Erziehung fürs sittliche Leben, zur freien, religiös-sittlichen Persönlichkeit.

Bleiben die drei Stände, Haus, bürgerliche und kirchliche Gemeinde mit ihrem Pflegling, der deutschen Volksschule, fest und treu auf dem Grunde der Reformation, welcher sie ihre Bedeutung, ihre Kraft und ihren Segen verdanken, pflegen sie den reformatorischen Geist allezeit treu und gewissenhaft, bewähren sie allenthalben protestantische Charakterfestigkeit, dann ist unser Volk allen feindlichen Welt- und Geistesmächten gegenüber unüberwindlich. Dazu helfe uns Gott! —

34.

Römische und evangelische Heidenmission.

Von Pastor Herdieckerhoff in Oestrich in Westfalen.
1895 in Bielefeld gehalten.

Werte Glaubens- und Festgenossen! Ich soll Ihnen ein kurzes Wort sagen über römische und evangelische Heidenmission. Wir haben immer das Recht gehabt, über ein solches Thema vor dem Volke zu reden.

Aber das Recht hat sich in dieser Zeit in eine Pflicht verwandelt. Es hat sich oft zugetragen, daß Leute, die in der Heimat nicht im besten Einverständnis lebten, in der weiten Fremde sich näher kamen. Das Gefühl der Einsamkeit führte sie zum Bewußtsein der Gemeinsamkeit vieler Güter und Gedanken, für welche die kalte Umgebung beiden gegenüber gar keinen Sinn hatte. Diese Erfahrung trifft für das Verhältnis der römischen und evangelischen Kirche leider nicht zu. Der gewaltige Glaubens- und Gewissenskampf, der in den Mutterländern des Christentums zwischen den beiden Kirchen ausgefochten wird, setzt sich in den heidnischen Ländern in beklagenswerten Kleinkriegen fort. Und dies hat seinen natürlichen Grund. Gerade auf dem Missionsgebiete zeigt der römische Katholizismus sein innerstes Wesen und sein eigentliches Gesicht. Er tritt hier mit seiner grundsätzlichen Feindseligkeit gegen alles evangelische Christentum so unverhüllt und zudringlich hervor, daß der zum Schutze der deutsch-protestantischen Interessen gegründete Evangelische Bund alle Ursache hat, auch im Blick auf die missionierende Kirche furchtlos und treu seines Wächteramtes zu warten. Der Evangelische Bund unterschreibt bedingungslos das Wort D. Warneck's, des unerschrockenen und verdienstvollen Förderers und Verteidigers der evangelischen Heidenmission: „Es wäre eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit, wenn man in der Heimat ruhig zusehen wollte, wie die römische Papstkirche einen völligen Vernichtungskrieg gegen die evangelischen Missionen in jedem Erdteile führt." Es kann mir nicht einfallen, dies an dieser Stelle im einzelnen nachzuweisen. Ich beschränke mich vielmehr darauf, unter vier allgemeinen Gesichtspunkten die evangelische Mission der römischen gegenüberzustellen.

Hüben und drüben sucht man den Missionsbefehl Jesu Christi zu befolgen: Gehet hin in alle Welt und machet alle Völker zu meinen Jüngern! Aber wenn irgendwo so gilt hier der Satz: Wenn zwei dasselbe thun, so ist es darum noch nicht dasselbe.

1. Ich rede zuerst von dem verschiedenen Missionsziel. Welches ist der letzte Zweck aller Missionsarbeit in der katholischen und evangelischen Kirche? Die römische Heidenmission ist nicht das freiwillige Werk einzelner Personen, Gemeinden und Gesellschaften, sie ist ein offizielles Werk der Kirche. Eine Kardinals-Kongregation leitet die Mission einheitlich unter dem Vorsitze des Papstes und sorgt für die Ausbildung von Missionaren durch die verschiedenen Orden in besonderen Anstalten. Die Ausbreitung des katholischen Glaubens hat zunächst und zuletzt den Zweck, die katholische Kirche zur weltbeherrschenden Macht zu erheben. Der einzelne Mensch kommt wenig in Betracht. Rom will die Massen, die Völker, die Welt. Es will die Glieder aller Nationen unter das Zepter eines souveränen Papstes zwingen. Gläubig sein heißt in erster Linie gehorsam sein gegen die Priester, die als höhere Wesen das ganze kirchliche, häusliche und staatsbürgerliche Verhalten des Einzelnen bestimmen. Wer ist denn nach dem modernen Sprachgebrauch gut katholisch? Jeder, der nach kirchlicher Weisung betet, zur Messe und Beichte geht, jeder, der sich taufen, firmen, trauen, ölen, begraben und durch

Seelenmessen aus dem Fegfeuer reißen läßt durch die Vermittelung des Priesters. Was erfüllt den katholischen Christen mit dem höchsten Stolz? Sind es die Werke der Liebe, der Barmherzigkeit? Nur zu Zeiten, wenn man mit Jubelhymnen auf die katholische Charitas die lauten Anklagen der menschlichen Gesellschaft beschwichtigen muß. Jedes Kaplansblatt belehrt uns vielmehr: die „hehrsten Kundgebungen des katholischen Glaubens" bestehen in der äußern Aufbietung und Entfaltung kirchlich gedrillter Massen bei Prozessionen, Wallfahrten, Katholikenversammlungen. Wenn die Tausende nach Vereinen, Sodalitäten, Bruderschaften und Orden gesondert mit fliegenden Fahnen und rauschender Musik nach dem stillen Befehl des Priesters in gleichem Schritt und Tritt durch die festlich geschmückten Straßen dahinziehen, dann schwelgt man in Glück und Seligkeit. An Stelle des persönlichen Herzensglaubens, der Demut und der Duldung pflegt der römische Ultramontanismus ein aufblähendes Macht- und Kraftgefühl, das keinen höhern Ruhm kennt, als allen Personen, Bestrebungen und Anstalten den Stempel der römischen Papstkirche aufzudrücken. Die katholische Kirche muß herrschen in der Familie, in der Schule, im Parlamente, in der Verwaltung, Rechtsprechung, Presse und Litteratur, in Juristen-, Schützen- und Kriegervereinen. Dann, aber auch nur dann ist alles in Ordnung.

Mit diesem Kirchenideal gehen die römischen Priester hinaus. Was Wunder, wenn sie es draußen auch in erster Linie zu verwirklichen suchen! Wo sie auch landen und arbeiten auf dem weiten Erdenrund, kommt es ihnen vor allen Dingen darauf an, daß die Heiden äußerlich korrekt an dem sinnenfälligen Kultus teilnehmen und sich ohne Murren und Zweifel in den Schafstall der römischen Kirche hineinführen lassen. Aber wo bleibt denn da das Christentum? Wie können wir nur so thöricht fragen? Römisch und christlich sind ja eins! Wer dem unfehlbaren Stellvertreter Christi auf Erden, dem Papste, ergeben ist, der kann nicht irren und verloren gehen.

Und welchem Ziele strebt die evangelische Heidenmission nach? Sie steht in keines irdischen Herrn Dienst, bleibt also auch mit den Händeln und Zielen weltlicher Machthaber unverworren. Sie möchte alle Bewohner des Erdkreises dahin bringen, daß sie den einigen wahren Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum, erkennen. In Christo rauscht der Strom eines neuen göttlichen Lebens durch die Völkerwelt. Ihn erkennen heißt ihn lieben, ihn lieben heißt ihm dienen, ihm dienen heißt selig sein. Darum ist das letzte Ziel der evangelischen Mission, Jesu Christo dankbare, gläubige, innerlich freie Jünger zu werben und zu erziehen. Ueber die dunklen Schatten der gemeinen Wirklichkeit, und über alle Enttäuschungen und scheinbaren Mißerfolge wird sie immer wieder emporgezogen durch die Hoffnung auf die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Wird das hohe ideale Ziel auch nicht immer erreicht, sie jagt ihm aber nach, daß sie es erreichen möchte. Ein Mensch ohne Ideale verflacht und versumpft, und eine Mission, die sich in Aeußerlichkeiten erschöpft, fällt unter das Gericht des Wortes: Dies Volk nahet sich zu

mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.

So bleibt zwischen den Zielen der römischen und evangelischen Heidenmission ein tiefgreifender Gegensatz: Dort die äußere Bekehrung der Massen — hier persönlicher Glaube und freie Sittlichkeit des Einzelnen, dort die Aufrichtung der Papst- und Priesterherrschaft — hier die Gründung von selbständigen Gemeinden, dort die Gewöhnung an die lateinische Kultussprache und fremde gottesdienstliche Formen — hier die Schaffung von freien Volkskirchen mit Gottesdienst und Bibel in der Landessprache.

2. Ist das Missionsziel aber nicht dasselbe, dann auch nicht die Missionsmethode.

Von der Predigt des Evangeliums — die doch Christus geboten hat — versprechen sich die katholischen Missionare nicht viel. Der Vorsteher der katholischen Mission in Bagamoyo, Pater Baur, schreibt: „Die Predigt übt keine Gewalt über die in allen Lastern verhärteten und zu allem Bösen gewöhnten Herzen der Erwachsenen." Er preist deshalb eine andere Methode: „Unser Hauptstreben zielte darauf, möglichst viele Kinder aus der Sklaverei loszukaufen, sie zu unterrichten, zu Menschen und Christen heranzuziehen und so nach und nach den Kern von Christengemeinden für Missionsstationen im Innern zu bilden." Das scheint sehr vernünftig, einfach und erfolgreich zu sein. Aber was hier der Priester thut, das kann jeder Privatmann auch thun. Und Kinderkauf ist jedenfalls keine Missionsarbeit. Um die erwachsenen Heiden bekümmert man sich nicht. Man weiß mit den Wilden thatsächlich nichts anzufangen. So kauft man Kinder, tauft sie und behält über sie volle Gewalt. Auf den Missionsstationen werden dieselben nun abgerichtet, im Handwerk und Plantagenbau ausgebildet, im kirchlichen Ceremoniell geübt, mit einigen Schulkenntnissen ausgerüstet und den Reisenden als klassische Zeugnisse von der zivilisierenden Macht der römischen Mission vorgestellt. Nichts kommt den römischen Missionaren mehr zu statten, als der Glaube an die magische Wirkung der Taufe. Zu Tausenden werden angeblich in Sterbensgefahr befindliche Kinder heimlich und mit List getauft, und diese Taufen werden von den Patres selbst als die besten und erfolgreichsten Früchte ihrer Mission bezeichnet. Aber auch bei Erwachsenen fragt man wenig oder gar nicht nach den Vorbedingungen eines gesegneten Sakramentsvollzuges. Man tauft was sich taufen lassen will. Ist die Taufhandlung vollzogen, so ist alles in Ordnung. Garantieen für einen würdigen Empfang braucht man nicht. Alle Getauften werden natürlich als Bekehrte gezählt. Großartig und erfolgreich ist das Anpassungsvermögen der römischen Missionare an die Anschauungen und Sitten der heidnischen Stämme. So genau man es nimmt mit den kirchlichen Formen und Uebungen, so nachsichtig ist man vielfach gegen die sittlichen Schwächen und Verirrungen. Unter den Kolhs ist z. B. der Trunk das Nationallaster und der heidnische Tanz eine Verleitung zur Unzucht. Die evangelischen Missionare kämpften dagegen auf das Entschiedenste. Da schlichen Jesuiten ins Land und gestatteten beides.

Das katholische Christentum weiß sich wunderbar an das Heidentum anzuschmiegen. Hat der Heide seine Fetische, Amulette und Zaubermittel, so hat der römische Priester seine Medaillen, Rosenkränze und Kruzifixe. Was ist einfacher, als daß man die einen gegen die andern auswechselt? Hat der Heide seine vielen Gottheiten, was ist natürlicher, als daß man mit frommen Betruge dafür die Heiligen unterschiebt? Hängt der Heide mit größter Zähigkeit an seinen Festen, so bieten ihm die heitern Marien- und Heiligenfeste einen vollen Ersatz. Die Zauberer haben sich nur in Priester verwandelt, die heidnischen Tänze in Prozessionen, die wilden Gesänge in kirchliche Litaneien, die greulichen Götzenbilder in fromme Heiligenbilder und prunkvollen Flitterstaat. Bei einer solchen Missionsmethode ist nichts häßlicher und heilloser als die fortgesetzten Versuche Roms, sich in rein evangelische Missionsgebiete hineinzudrängen. D. Warneck bezeichnet ungefähr 50 Missionsfelder, auf denen die römische Propaganda zum Teil (wie in Madagaskar und auf den Karolinen) unter dem Schutze politischer Gewalten sich eingeschlichen hat und ihr Wesen treibt. Die „Diener der Irrlehre" sind gut genug dazu, um für Rom Pionierdienste zu thun. Da fragen wir wohl mit Recht: Ist die Heidenwelt etwa Rom zu klein geworden, und hat es auf seinen eignen Missionsgebieten wie in den nur halbzivilisierten katholischen Ländern Südamerikas keine Arbeit mehr? Wir müssen angesichts der Verwirrungen, die ein Nebeneinanderarbeiten beider Missionen nach sich ziehen kann, ernstlich fordern, daß man nach Möglichkeit den Grundsatz respektiert: Schiedlich — friedlich!

Die evangelischen Missionare müssen auf alle spezifisch katholischen Bekehrungsmittel verzichten. Sie kennen nur eine Methode, die der heiligen Apostel, die nicht als Herren des Glaubens zum Zwange und zu äußern Mitteln die Zuflucht nahmen, sondern als Prediger und Diener der göttlichen Barmherzigkeit das Verlorene suchten. Bei aller Schonung der berechtigten Eigentümlichkeiten der Heidenvölker, können sie doch von der einen Forderung nicht lassen: Thut Buße und glaubet an das Evangelium! Und über aller Freude an der Pflanzung einer christlichen Kultur in Arbeit, Handel, Kunst und Wissenschaft wollen sie das Wort nicht vergessen: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Sie denken wie der Landmann: Bebaue in Treue jedes einzelne Stück des Landes und säe guten Samen hinein! Dann befiehl Gott die Ernte! Sie wird schon kommen! Für die evangelische Mission bleibt auch heute noch das Wort Christi bestimmend: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andre zufallen. Manche Kolonialpolitiker haben von der katholischen Mission gerühmt, daß sie weise handle, wenn sie den Neger erst zur Arbeit und dann zum Beten erzöge. Aber wie sollen die Missionare einen Menschen zur Arbeit anhalten, dem sie nichts zu sagen haben? Sie können doch nur Gekaufte, nur Sklaven zur Arbeit zwingen. Aber soll das Christentum der Sklaverei Vorschub leisten! Niemals, auch nicht einmal scheinbar! Ist das Herz erst gewonnen,

dann hat man über den ganzen Menschen Gewalt. Eine einzelne gute That, und wäre es auch die größte Arbeitsleistung, macht noch lange keinen guten Menschen, aber bei einem bekehrten Menschen sind die guten Werke selbstverständlich. Diese evangelische Missionsmethode hat sich bewährt, darum soll sie bleiben, wie sie ist. Die Kultur ist kein Bekehrungsmittel, sondern die naturgemäße, langsame Folge der Bekehrung. Daher soll die alte Devise auch fernerhin lauten: „Bete und arbeite!" nicht „Arbeite und bete!"

3. Die wichtigsten Organe der Mission sind die Missionare. Welche sind die bessern? Der „Friedenspapst" Leo XIII. bezeichnet die evangelischen Missionare in seinem Rundschreiben vom 3. Dezember 1880 als „trügerische Männer, Verbreiter von Irrtümern", die geradezu „die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten trachten". Ungefähr dasselbe Urteil giebt der als Klassiker gefeierte katholische Missionsschriftsteller Marshall: „Die protestantischen Missionare können die Heiden nur in Atheisten verwandeln." (III, 495.) Und der bedeutendste katholische Historiker der Neuzeit Joh. Janssen ist der unmaßgeblichen Meinung: „Der römische Missionar ist immer, der protestantische niemals dem heiligen Paulus ähnlich." Nach D. Warneck enthält die gesamte katholische Missionslitteratur kein einziges stiefbrüderlich freundliches, geschweige denn anerkennendes Urteil über die evangelische Mission und ihre heilsamen Erfolge. Die evangelischen Missionare werden durchweg als unwürdige Subjekte, Mietlinge, Feiglinge, Lebemenschen und Dummköpfe dem rohen Gespötte der katholischen Gläubigen preisgegeben. Nur Ludwig Windthorst brachte fertig, was niemand vermochte. Er konnte im deutschen Reichstage erklären: die römische Kirche erkenne an, „die evangelischen Missionare leisteten Gutes". Aber wir wissen, so groß Windthorsts Aufrichtigkeit auch sein mochte, größer war doch immer seine diplomatische Klugheit. Was sollen wir nun auf diese unerhörten Beschimpfungen antworten? Ich denke zunächst dies: Wir Protestanten erkennen es gern an, daß es auch unter den katholischen Missionaren wackere und gesegnete Männer gegeben hat und noch giebt. Ja, wir sind sogar gern bereit, aus ihren Erfahrungen und vielleicht auch von ihrer Organisation zu lernen. Mancher katholische Christ ist ja besser als sein Kirchensystem und mancher katholische Missionar besser als seine Missionstheorie. Sodann aber halten wir es für unsre Pflicht, unsre evangelischen Missionare mit dem Ehrenschild gegen alle ungerechtfertigten Angriffe zu decken, mögen sie kommen, woher sie wollen. Es fällt uns gar nicht ein, jeden ausziehenden Missionsarbeiter so ohne Weitres als einen Märtyrer in den Himmel zu erheben, wie die katholische Kirche es thut. Mißgriffe werden bei der Aussendung unvermeidlich sein. Aber wir sagen doch im Blick auf die Tausende, die sich im Dienste der Liebe geopfert haben: Ehre, dem Ehre gebührt, auch wenn er nur ein einfacher evangelischer Missionar ist! Die ultramontanen Angriffe richten sich in besonders schamloser Weise gegen die Ehe und das Familienleben der evangelischen Missionare, als ob diese göttlichen Lebensordnungen untüchtig machten zum Missionsberuf. Nun, wir wollen nicht

untersuchen, wie verderblich der Fluch der erzwungenen Ehelosigkeit auf den römischen Missionaren lastet. Aber dies Eine soll doch unbestritten bleiben: die Liebe, die einen Missionar mit seinem Weibe zu herzlicher Gemeinschaft verbindet, die Achtung und eheliche Treue, die sie einander beweisen, die Traulichkeit und der Friede, die ihr Heim erfüllen, die Ergebung und Geduld, die sie in schweren Heimsuchungen an den Tag legen, die liebevolle und ernste Pflege der Kinder und Dienstboten, die bürgerlichen Tugenden der Einfachheit, Sauberkeit, des Fleißes und der Sparsamkeit — das alles macht das Haus eines evangelischen Missionars in der heidnischen Umgebung zu einer Missionsstätte, die ohne Zweifel eine wirksamere Predigt ist als die stille, öde Klause des familienlosen römischen Cölibatärs.

4. Was nun die thatsächlichen Erfolge der beiderseitigen Missionsarbeit betrifft, so gehen die Urteile darüber bekanntlich weit auseinander. Das Hauptorgan der katholischen Mission, die „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens", ist natürlich der Meinung: „Der Erfolg der evangelischen Mission ist fast Null, gleich Null, unter Null." Dies Urteil brauchte uns nicht zu kümmern, wenn nicht infolge der Aeußerungen Wißmanns auch manche Protestanten sich geneigt zeigten, der katholischen Mission den Vorzug einzuräumen, angeblich wegen ihrer höhern Kulturerfolge. Als wenn nicht jedes Blatt der Weltgeschichte mit den Erfahrungen der Gegenwart bezeugte, daß die katholischen Völker entweder erstarren oder im Feuerherde der Revolution zucken, während die protestantischen die Träger der Bildung, Gesittung und des Fortschritts sind! Man kann sich eben in heidnischen Ländern als tapferer Soldat, als wissenschaftlicher Forscher und energischer Beamter einen Namen gemacht haben, ohne doch den Anspruch erheben zu dürfen, in Bezug auf die Beurteilung der Missionen und ihrer religiös-sitilichen Erfolge als entscheidende Autorität zu gelten. Die persönliche, innere Stellung des Beobachters zum Christentum ist von großer Bedeutung. Rom weiß außerordentlich geschickt mit seinen äußern Kulturerfolgen zu prunken. Wenn nun ein Besucher der Missionsstationen allein nach äußern Kulturerfolgen, nach Bauten und Plantagen, nach Künsten und Fertigkeiten, nach Speisen und Getränken und den Genüssen eines verwöhnten Lebemanns sich umsieht, so mag es ihm durchschnittlich bei den Herren Patres am Ende wohl besser gefallen. Wer aber den Wert des Christentums nach den religiös-sittlichen Früchten seiner Anhänger bemißt, der wird sich schließlich auf die Seite der evangelischen Mission stellen müssen. Die Vorliebe vieler „Afrikakenner" für die katholische Mission und die abfällige Kritik der evangelischen ist erklärlich. Kein evangelischer Missionar ist so milde wie der apostolische Präfekt von Kamerun Pater Viktor, der so nachsichtig und liebenswürdig war, daß er sogar dem Kanzler Leist ein Ehrenzeugnis ausstellte. Sie wird deutlicher begründet durch Mitteilungen Dr. Zintgraffs in der „Deutschen Warte". Derselbe bespricht das schmachvolle Verhalten der meisten Europäer auf den Missionsstationen. Wie sollen sich die Missionare zu ihnen stellen? „Aus dieser Klemme pflegen sich die Missionare der beiden Konfessionen

in sehr verschiedner Weise zu ziehen, die einen, die protestantischen, dadurch, daß sie überhaupt den Verkehr mit ihren Landsleuten möglichst beschränken und aus ihrer Ansicht über deren Christentum kein Hehl machen, die katholischen dadurch, daß sie eine Art Kompromiß eingehen, in der Art, daß sie sich mit dem Europäer auf möglichst guten Fuß stellen und auch ein Auge zudrücken, sofern er nur seinerseits auch wieder eine Gegenleistung bietet, mag diese nun im Besuche der Kirche und Messe bestehen oder nur in einem Zeitungsartikel oder Vortrage. Ich scheide von ihnen (den katholischen Missionaren!) nicht mit dem Bewußtsein, daß ich ein großer Sünder bin, sondern mit dem, daß sie ganz famose und liebenswürdige Kerle sind; ob sie deshalb auch die bessern Missionare sind, das ist ein Urteil, das ich ruhig dem Leser überlasse."

Nun, unsre Meinung ist die: Ein christlicher Missionar darf sich den Ruhm der Liebenswürdigkeit nicht durch die Verleugnung christlicher Lebensgrundsätze erkaufen. Militärische Urteile über die Mission können zudem kaum ganz unbefangen sein. Das Heer ruht auf der Basis des Gehorsams und der Autorität. Die katholische Kirche ist nun ganz militärisch organisiert. Darum rühmt der Soldat die katholische Kirche gerne als die hohe Schule der Unterwürfigkeit. Aber Grundsätze, die für das Heer des Königs gelten, passen darum noch nicht für die Herde Christi.

Die evangelische Heidenmission kann den Vergleich mit der katholischen wohl aushalten. Rom prahlt gerne mit Augenblickserfolgen. Aber was ist von den glänzenden Erfolgen Fr. Xaviers in Indien und China, was von dem jesuitischen Musterstaat Paraguay geblieben? Dank der leichtfertigen römischen Taufpraxis nichts als Trümmer. Den Massenbekehrungen mußte ein Massenabfall folgen. Die priesterlichen Zwingherren mußten erfahren:

> Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
> Vor dem freien Menschen erzittere nicht!

Die junge evangelische Mission giebt in Bezug auf die Zahl der in Pflege stehenden Heidenchristen — etwa $2^1/_2$ Millionen — der ältern römischen nur sehr wenig nach. In den Leistungen übertrifft sie die letztere doppelt und dreifach. Hinsichtlich des religiös-sittlichen Zustandes und Lebens darf sie getrost Gott und der Nachwelt das Urteil überlassen. Es grünen und blühen auf allen Missionsfeldern, wo die Herzen sich dem Worte der Wahrheit gebeugt haben, die Saaten christlichen Glaubens, christlicher Geistesbildung, christlicher Gesittung und christlicher Kultur. Neben der gerühmten katholischen Musterstation Bagamoyo steht die evangelische Botschabelo im Bassutolande da als freundliches Zeichen, daß die evangelische Mission mit ihrer biblischen Theorie und Praxis nicht auf Sand gebaut und in den Sumpf gesäet hat. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ist der römische Katholizismus um 158 Prozent, der Protestantismus hingegen um 334 Prozent gewachsen. Dem Protestantismus gehört die Zukunft. Und wenn Rom, wie alles evangelische Werk und Wesen, so auch die evangelische Heidenmission schmäht, verfolgt

und zu vernichten sucht, dann erhebe dich, evangelisches Volk, Gott zur Ehre, den Feinden zum Trotz, dem Heiden zum Heil! Thue Augen, Herzen und Hände auf für die Mission! Sei einig in der Bewahrung des evangelischen Glaubens, einig in der Förderung der Werke evangelischer Bruderliebe, einig in der zuversichtlichen Hoffnung Luthers: Das Reich muß uns doch bleiben! Ja, „halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!“

35.

Evangelische Diakonissen und katholische barmherzige Schwestern.

Vortrag auf der Hauptversammlung des Evangelischen Bundes in Bernburg am 28. August 1894 von R. Loose, Pastor der anhaltischen Diakonissenanstalt zu Dessau.

Noch häufig hört man von evangelischen Christen, die den Bestrebungen unsers Bundes feindlich oder zuwartend gegenüberstehen, dem Bunde den Vorwurf machen, er leiste nicht genug positive Arbeit; er beschränke sich zu sehr auf die Negation, er verschwende seine Kräfte in dem Protest und der Polemik, während unsern evangelischen Gemeinden innerer Ausbau und Pflege so überaus not thue. Wir dürfen jenen Vorwurf als unbillig zurückweisen. Wenn auch Weckung und Vertiefung des evangelischen Bewußtseins, Förderung der protestantischen Charakterfestigkeit immer die Hauptsache der Bundesthätigkeit bleiben muß, weil das die Grundlage zu allem weitern Bauen in und an der evangelischen Gemeinde ist, so hat der Evangelische Bund es doch längst durch die That bewiesen, daß er nicht nur mit dem Schwert auf der Wacht steht, Roms Angriffe abzuwehren, sondern daß er auch mit der Kelle in der Hand am Ausbau evangelischen Gemeindelebens nach Kräften hilft. Er hat auf seinen Generalversammlungen nicht nur vom Gemeindeideal geredet, nicht nur zur Bildung von Parochial- und Arbeitervereinen aufgefordert, er ist auch an die Verwirklichung dieser Ideen gegangen. Man lese nur die Jahresberichte, so wird man eine schöne Summe positiver Arbeit finden. In Württemberg hat der Bund planmäßig für die heimische Diaspora gesorgt, in Baden und anderwärts hat er blühende Arbeitervereine ins Leben gerufen; hier hat er Vereinsherbergen, dort ein evangelisches Krankenhaus errichtet, hier übernimmt er die Fürsorge verwaister evangelischer Kinder, dort gründet er Arbeitsschulen und Gesellenvereine; hier stellt er Diakonissen an, dort richtet er ein Diakonissenheim ein. Ja, noch mehr. In richtiger Erkenntnis der Gefahren, die aus der Propaganda der katholischen barmherzigen Schwestern erwachsen, nahm er schon bald nach seiner Gründung die Ausbildung von Diakonissen zur Versorgung der evangelischen

Gemeinden oder Anstalten, ja sogar die Errichtung eines Bundesdiakonissenhauses in den Bereich seiner Thätigkeit auf und wurde nicht müde, als sich die Beziehungen zum Diakonissenhaus in Schwäbisch-Hall lösten, die Errichtung eines neuen Diakonissenhauses in Freiburg in Baden in Angriff zu nehmen.

Aber verhehlen dürfen wir es uns trotzdem nicht, daß wir viel thätiger und rühriger in der Arbeit werden müssen. Bei der Arbeit pflegen die Gedanken sich erst recht zu klären und die Ziele schärfer hervorzutreten. So geht auch dem, der in die Arbeit an der evangelischen Gemeinde mit eintritt, die innere Herrlichkeit des evangelischen Glaubenslebens und der evangelischen Kirche erst recht auf; in der Arbeit selbst enthüllen sich aber auch erst recht die Schäden und Gefahren und werden die Aufgaben erst deutlich erkannt. Heute im Zeitalter der sozialen Frage nun muß es die evangelische Kirche bittrer als je empfinden, daß ihr so lange die Mithülfe der Laien und die amtlich eingegliederten Kräfte zur berufsmäßigen Barmherzigkeitsübung gefehlt haben und immer noch viel zu sehr fehlen, als daß von einer gewissenhaften und umfassenden Versorgung der Armen und Kranken die Rede sein könnte. Nichts hat die Kirche mehr in Mißkredit beim Volke gebracht, als daß die sozial Höherstehenden, anstatt die Gemeinschaft in der Gemeinde zu suchen und zu pflegen, der Kirche den Rücken kehrten und sich damit auch von den ärmern Gemeindegliedern mehr und mehr absonderten; und nichts war für die evangelische Kirche so verhängnisvoll, als daß sie sich gewöhnt hatte, mit der Predigt des Wortes sich zu begnügen, die Predigt der barmherzigen That aber in den Hintergrund treten zu lassen. Was Wunder, daß daraus die römische Kirche ihren Gewinn zu ziehen suchte, indem sie ihre Ordensleute bereitwilligst zur Verfügung stellte und ihre barmherzigen Schwestern willig hergab, auch den Evangelischen zu dienen! Leider war das nur zu oft gleichbedeutend damit, die Pfleglinge zum Uebertritte zu ködern, wenn nur immer sich eine günstige Gelegenheit bot.

Wir täuschen uns doch darin nicht, daß der Geist der römischen Kirche von heute der des Jesuitismus ist, jenes finstern, aber weltgewandten spanisch-römischen Ordens, der im Zeitalter der Reformation zur Ausrottung der evangelischen Ketzer gestiftet wurde, und der auch heute seine Zwecke so fest im Auge hat, wie nur je. Von jesuitischem Geiste durchdrungen ist auch das scheinbar unschuldige, ungefährliche Institut der katholischen Krankenpflegeorden. Die Römischen wissen nur zu gut, daß sie mit subtilern Mitteln an der Ketzerbekehrung und -vertilgung arbeiten müssen als die Väter. Sie möchten mit einem Netz von katholischen Vereinen den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen umklammern je eher je lieber und damit den Protestantismus erdrücken. Sie haben ganze Scharen von Krankenpflegerinnen, welche durch ihre wohlthätige Wirksamkeit die Evangelischen weicher stimmen, das Mißtrauen gegen Rom zu überwinden suchen und für Roms spätere Aktionen freie Bahn schaffen sollen. Auf den etwa erhobenen Einwand aber: „Wenn nun diese Ketzer vorzeitig die Absichten merken, wird dann nicht

alle Mühe umsonst sein?“ könnte man wohl die für uns nicht sehr schmeichelhafte Antwort zu hören bekommen: „Daß die Ketzer die Absicht zu frühzeitig merken sollten, ist kaum zu fürchten. Mit dem Wörtchen Toleranz, von dem die alten biederen Ketzerbrenner noch keine Ahnung hatten, bannen wir alle. Ist es nicht ein kostbarer Spaß, daß unsre Schwestern aus Toleranz Stadt um Stadt mit ihren Krankenpflegestationen besetzen, aus Liebe zu den Ketzern natürlich. Wo sie einmal sind, da sind und bleiben sie. Da haben wir einen Beobachtungs- und Vorposten gewonnen. Da bringen wir katholische Luft herein, katholische Lektüre, natürlich zunächst nur für katholische Kranke und katholische Geistliche. Und fleißig und pflichttreu sind unsre Schwestern. Wir stellen die besten auf die exponiertesten Posten. Da geben sie den verstockten Ketzern ein Bild von den besten Seiten des Katholizismus, da zeigen sie, daß der Katholizismus von heute ein ganz andrer geworden ist als der vom 12. bis 17. Jahrhundert. Und da singen die Protestanten dann das Lob des toleranten Katholizismus in allen Tonarten und meinen: es sind nur finstre protestantische Eiferer, die den gutartigen Katholizismus verlästern.“ („Die barmherzigen Schwestern im Reich und in Württemberg“ S. 20. 21.) Wie die Toleranz verhöhnt wird, geht aus jenem bekannten katholischen Wort hervor: „Wo wir in der Minorität sind, verlangen wir Toleranz auf Grund eurer Gesetze, wo wir in der Majorität sind, verweigern wir sie auf Grund unsers Glaubens.“ Kurz, die barmherzigen Schwestern leisten dem Katholizismus ganz unbezahlbare Dienste.

Dabei glaube niemand, daß etwa Proselytenmacherei, Bekehrung von Ketzerseelen ausgesprochne Tendenz sei. Stillschweigend ist es das ganze Bestreben des Jesuitismus, aber wenn zu offenkundige Fälle der Proselytenmacherei bekannt werden, womöglich durch richterliche Entscheidung, so berührt's doch die katholischen Kreise unangenehm, weil Proselytenmacherei in den Spitälern gesetzlich verboten ist und solche Fälle das Mißtrauen der Protestanten rege machen und die öffentliche Meinung gegen die Arbeit der barmherzigen Schwestern einnehmen würden. So leicht lassen die Katholiken die Protestanten ihre Absichten nicht verstehn, sie rechnen mit unsrer Gleichgültigkeit; „nur nichts merken lassen, — Thatsachen ableugnen, so lange es nur geht, und die Beweise mit dreister Stirne fordern!“ nach diesem Rezept wird drüben oft mit Erfolg verfahren.

Aber es müßte merkwürdig zugehn, wenn des Pudels Kern nicht doch oft genug offenbar würde und in grellen Augenblicksbildern die Proselytenmacherei der barmherzigen Schwestern durch unwiderlegliche Thatsachen unbarmherzig entschleiert würde. Sie werden es mir gern ersparen, daß ich Ihnen Berichte einer solchen Propaganda bringe. Lesen Sie die Broschüre: „Die barmherzigen Schwestern im Reiche und in Württemberg“ (Halle, Strien), da finden Sie eine große Anzahl aktenmäßig feststehender Bekehrungsversuche bei evangelischen Kranken durch katholische Schwestern, von denen leider eine ziemliche Menge von Erfolg begleitet gewesen. Es ist gut, daß die „Kirchliche Korrespondenz des Evangelischen Bundes“ solche Fälle, wenn sie ihr bekannt werden, erbarmungslos ans Licht der Oeffentlichkeit bringt und sorgfältig registriert. Wer unser Bundesblatt seit Jahren sorgfältig gelesen hat, dem sind eine ganze Reihe solcher unbarmherziger Thaten der barmherzigen Schwestern aus jüngster Zeit bekannt. Da ist nicht Ehe, nicht Krankenbett, nicht Sterbelager sicher gewesen vor diesem Fanatismus; aus der Armut wird Kapital geschlagen, indem man sich nicht entblödet, durch allerlei Aussichten auf Beihülfen, Geldspenden und dergleichen die Armen zum Uebertritt zu locken. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Wirksamkeit katholischer barmherziger Schwestern in Häusern von Evangelischen kennen zu lernen, der wird es unbedingt zugeben, bei dem Geiste der katholischen Kirche von heute sind die barmherzigen Schwestern für die evangelischen Gemeinden eine sehr große Gefahr, zumal sie oft auch an der Unart der gebildeten und ungebildeten Evangelischen, das Fremde und Unbekanntere zu loben und zu bevorzugen, einen guten Bundesgenossen finden. Wer noch irgendwie im Zweifel sein könnte, ob die katholischen Schwestern wirklich so arge Gedanken gegen uns hegen, der kann es aus dem Leben und den Schriften des Stifters Vincenz von Paul sehr deutlich erfahren, daß es ihm immer eine große Freude gewesen ist, wenn er protestantische Ketzer bekehren konnte, und er hat diese Aufgabe den Schwestern ausdrücklich gestellt. Sie handeln also nur im Sinne ihres Stifters, wenn sie unsre evangelischen Brüder und Schwestern, die vielleicht ihre Hülfe anzunehmen gezwungen sind, mit ihren Bekehrungsversuchen foltern. So wird in die Mauern unsrer Kirche Bresche geschossen. Solch Thun ist zwar durch des Heilandes Wort gerichtet: „Weh euch, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Proselyten macht; und wenn er's worden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid“ (Matth. 23, 15); an uns aber ist es, gegen diese Gefahr nicht das Auge zu verschließen, sondern zu erkennen, daß hier unsre deutschen und evangelischen Interessen gleicherweise gewahrt sein wollen.

Ist erst eine Gefahr erkannt, so hat man schon viel gewonnen; weiter heißt es dann aber, an die rechte Abwehr denken! Die ultramontane Kritik über die evangelischen Diakonissen zeigt uns den Weg. Boshaft und gehässig ist die katholische Presse und Litteratur über die weibliche Diakonie in der evangelischen Kirche von Anfang ihres Bestehens an hergefallen. An rohen Ausfällen hat sie es nicht fehlen lassen. Dieses Institut sei eine Nachäffung der katholischen Anstalten, haben sie gesagt, eine Mißgeburt, bestehend aus Mietlingen, ohne Geist, ohne Gelübde; nicht zum Zwecke des Dienens, sondern um einen Mann zu fangen, würden evangelische Jungfrauen Diakonissen. So der Jesuit Perrone. Es sei ferne von uns, daß wir uns in der Beurteilung der katholischen Schwestern gleicher Sünde schuldig machen wollten. Wir Evangelischen lieben die Wahrheit und können auch beim Feind das Gute sehn, anerkennen, ja uns dessen freuen. Wir verkennen es nicht, daß in den 200 Jahren des Bestehens der katholischen Schwesternschaft von ihr Großes geleistet worden ist, daß ihr Stifter Vincenz von Paul ein Mann war, in dem die Barmherzigkeit in selten hohem Maße wohnte, ein Mann, der

von rastlosem Eifer getrieben war, die verweltlichte französische Kirche neu zu beleben, was ihm auch zum Teil gelang. Wir glauben es auch gerne evangelischen Zeugnissen, daß die katholischen Schwestern im ganzen fleißig, pflichtreu und gewissenhaft sind. Aber die boshafte Kritik der Katholiken über die Diakonissenhäuser hat schließlich doch in nichts anderm als in dem glühenden Haß gegen alles, was evangelischen Geist atmet, und in dem elendesten Konkurrenzneide ihren Grund. Sie können jetzt nicht mehr triumphierend ausrufen wie vordem, daß sie allein Krankenpflegerinnen ausbilden, nicht mehr den Andersgläubigen diesen großen Vorzug der katholischen Kirche und ihrer Orden rühmen.

Das zeigt uns den Weg, den wir gehen müssen. Wir müssen dafür Sorge tragen, daß jede größere Gemeinde hinreichend mit Pflegekräften versorgt wird, und daß in Anstalten mit vorwiegend evangelischen Pfleglingen auch nur evangelisches Pflegepersonal Verwendung findet. Wir müssen ferner darauf hinzuarbeiten suchen, daß gerade in unsrer gebildeten, berufslosen Frauenwelt die Herrlichkeit des Dienens im Diakonissenberufe erkannt werde und sich immer mehr Jungfrauen und kinderlose Witwen, die sonst müßig und gelangweilt am Markte des Lebens stehen, entschließen, hier einen wohl arbeitsvollen und opferreichen, aber doch auch einen volle Befriedigung bietenden und segensreichen Beruf zu übernehmen.

Mit den Diakonissenhäusern ist es in den letzten Jahren rüstig vorwärts gegangen. Wir zählen jetzt etwa 70 Diakonissenanstalten mit rund 11000 Schwestern — doch ist das Wort noch immer wahr: „was ist das unter so viele?" Schon eine jede größere Landgemeinde von 800 Seelen müßte für Kinderbewahranstalt, Haushaltungsschule und Gemeindepflege sich eine Diakonisse anstellen; wievielmehr sind Schwestern in den größern Städten nötig! Es kommen viel, viel mehr Bitten um Diakonissen an die Mutterhäuser als befriedigt werden können. Das ist ein gutes Zeichen dafür, daß in den evangelischen Gemeinden das Verständnis für diesen Zweig der Frauenarbeit an der Gemeinde wächst. Aber der Umstand, daß die Häuser nicht genug Schwestern geben können, weil zu wenig eintreten, muß wohl andrerseits darauf hinweisen, daß doch bei vielen mancherlei Bedenken obwalten müssen, sich diesem Berufe zu widmen, sonst würden doch gerade berufslose Töchter aus gebildeten Häusern in größerer Anzahl sich zum Eintritt melden.

Es ist Ihnen allen bekannt, daß wir, um unsre Bedürfnisse an Diakonissen selbst in ausgiebigerer Weise als bisher decken zu können, daran gegangen sind, eine anhaltische Diakonissenanstalt in Dessau zu gründen.*) Die Diakonissenhäuser, die uns bis jetzt im Lande dienen, werden dann nach und nach ihre Schwestern zurückziehen und an andre versorgungsbedürftige Plätze stellen können. So soll auch in unserm Lande dem Diakonissenmangel abgeholfen und berufslosen Jungfrauen gleichzeitig Gelegenheit gegeben werden, sich einem Beruf zu widmen, der, wenn er im rechten Geiste, dem Geiste wahrer Frömmigkeit und barmherziger Liebe übernommen und erfüllt wird, seinen Trägerinnen Befriedigung und Segen gewährt, und der für die Pflege unsrer evangelischen Gemeinden und Anstalten so überaus nötig ist. Hat aber der Gesamtverein des Evangelischen Bundes der Diakonissensache seine aufmerksamste und regste Teilnahme zugewandt, so darf ich gewiß der Hoffnung sein, daß der anhaltische Zweigverein auch an dem Gedeihen unsrer anhaltischen Diakonissenanstalt den regsten Anteil nimmt, wie es denn unvergessen bleiben soll, daß an maßgebender Stelle, als es sich um Bewilligung einer Unterstützung der Anstalt seitens des Staates handelte, Männer des Evangelischen Bundes mit dankenswerter Festigkeit und Freudigkeit dafür eingetreten sind. Wäre es nicht eine herrliche, positive Arbeit, wenn der Evangelische Bund in Anhalt sich recht für diese Arbeit interessierte, wenn er z. B. einmal vor das Forum der Oeffentlichkeit mit der Erklärung träte, daß die Arbeit der Diakonissen unumgänglich nötig, daß viel mehr Diakonissen anzustellen seien, um der Gefahr seitens römischer Propaganda zu wehren, wie um den sozialen Nöten zu steuern? Wie, wenn es jedes Bundesmitglied für eine Ehrenpflicht mit ansähe, für die Unterhaltung der Anstalt sich mit einem kleinen jährlichen Beitrage fest zu beteiligen? Mehr noch! Jeder von uns sollte es für seine Aufgabe halten, diese Sache in seinen Kreisen warm zu vertreten und persönliche Kräfte mit zu werben, vor allem auch im eignen Hause, wenn er das Glück hat, ein töchterreiches Haus zu haben.

*) Das anhaltische Diakonissenhaus ist im Oktober 1895 eingeweiht und zählt jetzt 19 Schwestern. Anmeldungen sind an den Vorsteher der Anstalt Pastor Loose in Dessau zu richten.

Aber gerade für das Werben von persönlichen Kräften ist es vor allem nötig, sich des Unterschiedes zwischen evangelischen Diakonissen und katholischen barmherzigen Schwestern klar bewußt zu sein; oft genug wird man dem Vorwurf begegnen, die evangelischen Schwesternschaften trügen ein katholisierendes Gepräge an sich, unter dem der Geist evangelischer Freiheit verkümmern müsse. Wäre dieser Vorwurf begründet, dann freilich hätte der Evangelische Bund vielmehr Grund gegen die Diakonissensache zu protestieren als sie zu fördern! Fassen wir den Vorwurf fest ins Auge! Eine Vergleichung beider Genossenschaften legt sich ja von selbst nahe, und es wird jeder sofort ihrer äußern Aehnlichkeit sich bewußt. Hüben und drüben haben wir weibliche Genossenschaften zur Uebung christlicher Barmherzigkeit; Anstaltsausbildung hier und dort, eine besondere Tracht hier und dort. Da die Institution der katholischen Schwestern nun 200 Jahre älter ist als die der weiblichen Diakonie in der evangelischen Kirche, so nehmen viele ohne weiteres an, diese sei aus jener gewissermaßen hervorgewachsen, ihr nachgebildet und habe mit äußern Formen auch katholischen Geist herübergenommen. Ja, es könnte auch bei dem ersten Blick so scheinen, als wäre hier eine gewisse Union beider Konfessionen auf dem Gebiet der Liebesübung zu stande gekommen; als hätte dort der Katholizismus etwas von seinem Ideal des Klosterlebens daran gegeben — hat doch der Stifter den katholischen Schwestern noch kein lebenslang bindendes Nonnengelübde abgenommen, sondern sie zunächst nur immer auf fünf Jahre verpflichtet, — und als hätte der Katholizismus

vom Protestantismus gelernt, den sittlichen Gottesdienst der Arbeit in der Welt höher zu werten als früher, während der Protestantismus in seinem Diakonissenwesen Konzessionen an den Katholizismus gemacht zu haben scheine, indem er das Anstaltliche, die Ordenstracht, die Art der Erziehung kopiere. Daran schließen sich dann häufig Vorwürfe, daß in den Diakonissenhäusern der eheliche Stand herabgesetzt, und der evangelische Begriff von der sittlichen Gleichwertigkeit aller ehrbaren, irdischen Berufsarbeit verkehrt würde zu gunsten einer höher zu schätzenden sogenannten „christlichen Liebesthätigkeit", deren bevorzugte Organe Diakonen und Diakonissen wären.

Es mag sein, daß von diesen hier zuletzt ausgesprochenen Vorwürfen nicht immer jedes Diakonissenhaus frei zu sprechen gewesen ist. Ein prinzipiell überwundener Standpunkt, wie der des Katholizismus ist, sucht stets mit aller Macht sich unter dieser oder jener Gestalt wieder Heimatsrecht zu erwerben und Geltung zu schaffen. Aber die weibliche Diakonie als solche treffen jene Vorwürfe nicht. Wer sie erhebt, kennt die Sache nicht. Was den Vorwurf der Anleihe bei der katholischen Kirche in der äußern Gestaltung der Sache betrifft, so soll doch erst der Beweis erbracht werden, daß hiermit gegen evangelische Prinzipien verstoßen sei. Es ist übrigens noch gar nicht ausgemacht, ob nicht Vincenz von Paul das Muster zu seiner Schwesternschaft einer Einrichtung der evangelischen Kirche, die freilich nicht lange Bestand hatte, der Schwesternschaft von Sedan, entnommen habe. Wir wissen ferner, daß es in der evangelischen Kirche, hier und dort Klöster gegeben hat, die sich in der Weise reformierten, daß die Mönche oder Nonnen evangelische Lehre annahmen und dann ihre Kräfte auch mit in den Dienst der Nächstenliebe stellten. Luther hat seine große Freude daran gehabt, und er hätte wohl gern manche Klöster in eine Art von Diakonen- und Diakonissenanstalten umgewandelt. Jedenfalls hat er sich prinzipiell dahin ausgesprochen, daß ihm solche Ordnung, auch eine besondre Tracht, nicht mißfallen würde, wenn nur alles im Hause nach evangelischer Ordnung ginge und der evangelische Geist darin lebte. Man kann aber auch getrost zugeben, daß das Diakonissenwerk nicht nur eine Erneuerung des kirchlichen Diakonissenamtes in der apostolischen Kirche, nicht nur eine Fortentwicklung von Keimen, die schon mit der Reformation gegeben sind, sei, sondern daß zu Anfang unsers Jahrhunderts das Vorbild der barmherzigen Schwestern der Diakonie den Boden mitbereitet und jene katholische Institution der evangelischen Kirche die äußern Formen gezeigt habe, in denen das weibliche Geschlecht zum Dienste in der Gemeinde erzogen werden könne, — warum in aller Welt soll man denn nicht vom Andersgläubigen lernen? Hat denn ihr Bestes die deutsche katholische Kirche nicht von der evangelischen gelernt? Wenn die evangelische Kirche bisher keine erprobtere äußere Form zur Erziehung von Diakonissen gefunden hat als die der weiblichen Genossenschaft, die das katholische Mittelalter herausgebildet hat, warum soll diese Form nicht gewählt werden, wenn man sie nur mit echt evangelischem Geiste zu füllen versteht, wie das Luther schon angedeutet hat? Warum soll ein vielleicht ersehntes Bessere der Feind eines

bewährten Guten sein? Vor der Hand ist noch kein andrer Weg der Schwesternausbildung erprobt und bewährt befunden. Die neuen Bahnen, die man im Diakonieverein eingeschlagen hat, bedürfen erst der Zeit, um sich zu entwickeln und um zu beweisen, daß die neuen Formen besser und zweckdienlicher sind als die alten.

Nun aber lassen Sie mich die prinzipiellen Unterschiede zwischen katholischen barmherzigen Schwestern und evangelischen Diakonissen kurz charakterisieren, und Sie werden zugeben, daß es zwei durchaus verschiedene Gewächse sind, Institutionen, die aus zwei völlig entgegengesetzten Prinzipien herauswachsen. Wir gewahren drüben einerseits eine falsche Selbsterhebung, andrerseits eine falsche Selbsterniedrigung, — das falsche Ideal katholischer Frömmigkeit und Sittlichkeit. Die katholische barmherzige Schwester dient, um zu verdienen; sie will sich den Himmel mit ihren Werken verdienen helfen, ein Krönchen wenigstens wird ihr zur Krone des Lebens noch apart verheißen, und eine besondere Stufe christlicher Vollkommenheit soll sie durch Uebernahme der Gelübde und des Dienstes in der Krankenpflege schon auf Erden erlangen, — für katholisches Empfinden ein lockender moralischer Lohn! Von alledem hat eine evangelische Diakonisse nichts zu rühmen. Sie darf nicht wähnen, sich durch ihr Werk in den Himmel zu bringen; sie darf nicht dienen, um Gaben zu empfangen; sie dient, weil sie von Gott Gnade empfangen und die erbarmende Liebe Gottes in Christo erfahren hat. Sie dient aus Dank und Liebe und freut sich, daß sie dienen darf. Das nur verleiht Demut, die sich herunterhält auch zu den Niedrigsten und Verlorensten. „Mir ist Erbarmen widerfahren, darum dringet mich die Liebe Christi also." Unter diesem Wahrspruch dient eine Diakonisse. Und daraus folgt, daß sie nie meinen kann, ihr Stand sei ein aparter, Gott besonders wohlgefälliger; sie weiß, daß sie mit allen andern Christen auf einer Stufe steht, und daß es auch für sie gilt, in ihrer besondern irdischen Berufsform Christensinn und Christentreue zu bewähren.

Andrerseits gewahren wir drüben eine falsche Erniedrigung in der sittlichen Sphäre. Solche tritt zutage in der Knechtung des Gewissens unter die falschen Satzungen der Kirche. Es ist katholisch, daß der Katholik sich von den Geboten seines Gewissens befreien, den Wahrheitssinn einer probabeln Lehre zuliebe ersticken, seine persönliche Verantwortlichkeit der Kirche aufladen kann, dadurch wird er in seinem Gewissen geknechtet. Teils liegt die Selbsterniedrigung in der Uebernahme der den Christen seiner Freiheit beraubenden Nonnengelübde, Armut, Ehelosigkeit, Gehorsam, teils in der Dressur, die alle Individualität, wie das weibliche Zartgefühl geflissentlich unterdrückt, damit die Betreffenden sich willenlos lenken und regieren lassen — „gleich wie ein Leichnam."

Evangelische Diakonissen dagegen sollen durch den Glauben freie Gotteskinder sein, die den Maßstab ihres Handelns in dem vom Worte Gottes nud speziell von der Person Jesu Christi normierten Gewissen allein tragen. Ihrem Gott sollen sie sich verantwortlich fühlen in allen Dingen und darnach streben, je mehr und mehr geistliche Persönlichkeiten,

christliche Charaktere zu werden, die die ihnen besonders verliehene Gabe der Individualität gemäß ausbilden und dem Ganzen der Kirche dienstbar machen. Eine evangelische Diakonisse legt kein Gelübde ab nach Art der katholischen barmherzigen Schwestern. Wenn Gottes klar erkannter Wille sie nicht mehr im Diakonissenberuf festhält, so kann sie mit gutem Gewissen wieder austreten. Ihr wird keine Gewissensfessel angelegt, sie ordnet sich in innerlicher Freiheit den Ordnungen des Hauses, ohne welche eine Gemeinschaft nicht gedeihen kann, unter; aber es wird keinem Hause einfallen, eine innerlich nicht mehr an die Sache gebundene Diakonisse mit äußerm Zwange noch halten zu wollen oder irgend etwas von einer Diakonisse zu erzwingen, was dieser ihr Gewissen verbietet.

Sollte nun dieses Prinzip nicht viel mehr evangelische Jungfrauen anziehen, als das falsche Prinzip der Werkheiligkeit drüben katholische? Leider ist es so, daß es barmherzige Schwestern etwa zehnmal so viel giebt als evangelische Diakonissen. In dem Königreich Sachsen kam vor etlichen Jahren auf 1700 katholische Einwohner eine barmherzige Schwester, aber erst auf 11 000 evangelische Einwohner eine evangelische Diakonisse. Diese Zahlen reden beredt genug!*) Mögen sie unsre Kirche mahnen, auf der Hut zu sein vor den Geschenken Roms, die leicht Danaergeschenke werden können, möchten sie die evangelischen Jungfrauen mahnen, daß die Diakonie ein Bedürfnis unsrer Gemeinden und eine Ehrensache unsrer Kirche ist, möchten sie die Evangelischen vor der Unart warnen, in *falschem Indifferentismus, in falscher Noblesse und sehr übel angebrachtem Optimismus die katholischen Schwestern auf Kosten der evangelischen Diakonissen zu erheben und damit Rom gegenüber Konzessionen zu machen, die uns teuer zu stehen kommen könnten.* Vielmehr soll Roms Ueberzahl uns mahnen, daß wir die Gabe verwerten, die der evangelischen Kirche in der tieferen Erkenntnis der Wahrheit gegeben ist. Wir wollen unsre Kräfte zusammenschließen zu treuer Gemeindearbeit und dazu besonders auch Frauenkräfte für den Dienst unsrer lieben evangelischen Kirche werben und ausbilden; gelingt das unter Wahrung der evangelischen Grundsätze, so werden fromme, hingebungsvoll treue Diakonissen der evangelischen Kirche den Sieg erringen helfen, der doch nur ihr verheißen ist, weil der Glaube der Sieg ist, der die Welt überwindet, — auch die Welt des römischen Katholizismus!

*) In Dessau sind augenblicklich 7 graue Schwestern thätig und nur 6 Gemeindediakonissen, während etwa 3 Procent der Bevölkerung katholisch ist. In Dresden und Leipzig bestehen große katholische Krankenhäuser mit äußerst zahlreicher katholischer Schwesternschaft, die jedes Jahr wächst; gepflegt werden darin Kranke evangelischen Glaubens aus den mittlern und höhern Ständen.

36.

Die Beichte in der evangelischen und in der römisch-katholischen Kirche.

Von **A. Wächtler**, Oberpfarrer in Halle a. d. Saale.

Der größte Theologe unsers Jahrhunderts hat sich über den allgemeinen Unterschied zwischen der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche also ausgesprochen: der Protestantismus macht das Verhältnis des Einzelnen zur Kirche abhängig von seinem Verhältnis zu Christo, der Katholizismus das Verhältnis des Einzelnen zu Christo von seinem Verhältnis zur Kirche. Das ist eine scharfe aber auch klare und nicht ungerechte Unterscheidung. Ihre Richtigkeit tritt uns deutlich entgegen in demjenigen Lehrstück, welches wir hier näher betrachten wollen.

Namentlich in der römischen Kirche hängt die Auffassung und der Gebrauch der Beichte so eng zusammen mit dem ganzen System, daß man bei ihrer nähern Betrachtung einen tiefen Blick gewinnt in die durchaus unevangelische Art römischer Lehre, römischer Kirchenzucht und römischer Kirchenverfassung. Wer die Beichte herausheben will aus dem Zusammenhang der übrigen Einrichtungen der römischen Kirche, dem geht es wie einem Fischer, der mit seinem Hamen eins jener gliederreichen Meertiere gefaßt hat, die mit unzähligen Fängen sich am Boden anklammern und die nur mit einer Menge anderer Ungeheuer zugleich aus der Tiefe geholt werden können. Die pelagianische Beurteilung der Sünde der Menschen und der Heiligkeit Gottes, das geschäftliche Verfahren in Sachen der innerlichsten Frömmigkeit und das heidnische Feilschen mit Gott, die Bevormundung der Seelen durch die Kirche und die richterliche Stellung des Priesters, die Knechtung unter die Hierarchie und die Trennung von Gott und Christo, wie sie der römischen Kirche überhaupt eignet, die Ausnutzung des geistlichen Lebens und die Beeinflussung der bürgerlichen Verhältnisse, die unsichere Wahrscheinlichkeitsrechnung und die Ungewißheit in Bezug auf Vergebung und Gnade, die Geringschätzung des klar bezeugten Gottesworts und die Ueberschätzung menschlicher Lehre und menschlicher Leistung — das alles tritt uns bei der Beichte in der römisch-katholischen Kirche auf eine Weise entgegen, daß ein evangelisches Gemüt aufs tiefste davon erschüttert wird.

Aber auch in der evangelischen Kirche bildet die Beichte ein Hauptstück. Wir wissen zwar aus dem Konfirmandenunterricht, daß die Beichte im Katechismus nur als ein Zwischenstück, nicht als ein Hauptstück behandelt ist. Die geringere Wertschätzung der Beichte, die darin zu liegen scheint, trifft nur diejenige kirchliche Einrichtung, welche im besondern Sinn als Beichte bezeichnet wird. Daß von ihr gewissermaßen nur nebenher die Rede ist, entspricht ganz der Stellung, die die Beichte in der evangelischen Kirche hat. Denn uns kommt es nicht darauf zumeist an, daß wir ein Gebot der Kirche erfüllen und einer kirchlichen Pflicht genügen. Diese kann immer nur ein einzelnes Stück unsers Glaubenslebens sein, und

wenn wir dasselbe mit allem Ernst ausrichten im Glauben an Gottes Gnade und uns der Gemeinschaft und der kirchlichen Sitte nicht entziehen um der Liebe willen zu den Brüdern, so kann die einzelne Handlung, auch noch so oft wiederholt, doch unser Leben nicht ausfüllen. Wir meinen auch als evangelische Christen damit nicht etwas Besonderes zu leisten und damit sonst vorhandene Mängel zu ersetzen oder gar Verdienste vor Gott uns zu erwerben, sondern wir fühlen uns innerlich getrieben zur Beichte, und wir stillen unser Herz, sein tiefstes Bedürfnis, wenn wir beichten. Da wird uns evangelischen Christen die Beichte im besonderen und im allgemeinsten Sinne, die allgemeine Beichte vor der Feier des heiligen Abendmahls und das sonntägliche Sündenbekenntnis im Gottesdienste, die Privatbeichte vor dem Seelsorger und vor dem Bruder, dem wir unser Herz aufschließen, die Beichte, die wir ablegen, wenn wir im Vaterunser die fünfte Bitte beten, die wir alle Abend üben, um wieder ein gutes Gewissen zu gewinnen, und die wir in den geweihtesten Stunden nur vor dem thun, der ins Verborgene sieht — die Beichte wird uns evangelischen Christen das, was sie in der That christlicher Lehre nach ist und allein sein soll, das Bekenntnis unsrer Sünde vor Gott, mit dem wir unser Thun und uns selbst verurteilen, ihm bezeugen, daß er Recht behält mit seinem Wort, und daß wir keinen andern Trost begehren und haben wollen als seine Gnade in Jesu Christo seinem lieben Sohn, unserm Herrn. Beichte heißt ursprünglich: Bekenntnis; das Wort: beichten kommt her von bejahen (a. h. d. bejichten, m. h. d. bichten, beichte biht, bihte, auch bejiiht und bigiht) und wenn das Wort von der Kirche aufgenommen und nach ihrem Sinn gebraucht ist, so hat es doch seine volle sprachliche Bedeutung behalten, die wir Protestanten wieder aufnehmen und, wenn wir sie religiös anwenden, nicht anders gelten lassen wollen als im vollen unverkürzten Sinne: die Bejahung dessen, was Gottes Wort und Geist unserm Gewissen bezeugt.

Sehen wir uns den Unterschied zwischen der Beichte hüben und drüben näher an. Für uns ist das Bekenntnis der Sünde vor Gott eine unausweichbare Pflicht. Das Zeugnis der Männer Gottes, die vom heiligen Geist getrieben, die heilige Schrift geschrieben haben, bestätigt uns diese Pflicht im alten, wie im neuen Bunde. Das Wort Christi und seiner Apostel hat den Gewissensernst, der seine Missethaten nicht verhehlen will, weil er weiß, daß Gott das Herz prüft und daß Aufrichtigkeit allein ihm angenehm ist, nur verschärft. Allen veralteten und allen modernen Abschwächungen tritt Johannes unerschütterlich fest mit dem Erfahrungssatz entgegen (1. Joh. 1, 8. 9): „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns; so wir aber unsre Sünde bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünde vergiebt und reinigt uns von aller Untugend." Von dieser Pflicht giebt es keine Ausnahme. Luther erklärt aufs bestimmteste: „Solche Beichte soll und muß ohne Unterlaß geschehen, so lange wir leben, denn darin stehet eigentlich ein christlich Wesen, daß wir uns für Sünder erkennen und um Gnade bitten."

Demgegenüber kommt alle Beichte vor Menschen uns evangelischen Christen erst in zweiter Linie in Betracht. Geboten ist sie bei verschiedenen Anlässen und aus verschiedenen Gründen. Aber Väter und Lehrer, die dem Kinde nicht helfen, daß es durch das Bekenntnis seiner Schuld vor Menschen auch befähigt wird, seine Sünde vor Gott zu bekennen, erweisen ihm nicht den vollen Dienst evangelischer Erziehung. Auch die Vergebung der Menschen, die wir nur durch das Bekenntnis und die Abbitte, also durch Beichte erlangen können, wird uns von der Schuld nicht frei machen, wenn nicht das Herz, das der Menschen Vergebung gefunden hat, auch die Vergebung Gottes sucht. Die Beichte vor dem Pastor und Seelsorger, allgemein und sonderlich, entbindet uns von der Beichte vor Gott ebensowenig wie von der vor den Menschen, an denen wir gesündigt haben. Dem ausnahmslosen Gebot dieser Beichte vor Gott gegenüber können wir von der Beichte vor Menschen nur sagen, daß sie nach evangelischer Lehre empfohlen wird und jene niemals ersetzt. Wir haben viel mehr auf dem Gewissen, als wir einem Menschen sagen können; wir brauchen keinem Menschen alles zu sagen und wollen aus der Beichte nicht eine Marter machen.

In der römischen Kirche ist die Beichte vor dem Priester, dem Menschen, geboten, die vor Gott ist nur empfohlen. Das Gebot steht in den fünf Geboten der Kirche, die im römischen Katechismus den Geboten Gottes gleichgestellt sind. Da lautet das vierte Gebot der Kirche: „Du sollst wenigstens einmal im Jahr deinem verordneten Priester, oder einem andern mit dessen Erlaubnis, deine Sünden beichten." Dieses Gebot verpflichtet die Gläubigen d. h. die Katholiken strenge d. h. unter schwerer Sünde. Aber es giebt in Rom neben dem, was gut ist, immer noch etwas, das besser ist; man kann auch hier mehr thun, als man muß und soll. Darum heißt es in der Nutzanwendung bei der Auslegung des vierten Gebotes der Kirche: „Mache es dir zum Gesetz, jeden Monat wenigstens einmal zur Beichte zu gehen." Sonderlich empfohlen wird die Beichte bei einer bevorstehenden Todesgefahr, oder wenn man irgend ein Sakrament empfangen will und eine Sünde auf dem Gewissen hat. Priester, Mönche und Nonnen sollen öfter zur Beichte gehen, das fordert ihre höhere Heiligkeit ebenso, wie diese dadurch vermehrt wird. Auch bei andern Katholiken, die öfter beichten, wird dadurch Ueberverdienst erreicht. Jeder katholische Christ, der die Entscheidungsjahre (anni discretionis) erreicht hat, muß das Gebot der Kirche erfüllen; wer es unterläßt, wird aus der Kirche ausgeschlossen und geht des christlichen Begräbnisses verlustig.

Dieses Gebot der Kirche besteht erst seit dem Beschluß der vierten Lateransynode vom Jahre 1215. Der Anfang des Beichtwesens liegt in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Da nämlich wurde es Gebrauch, daß ausgeschlossene Gemeindeglieder, die wieder aufgenommen werden wollten, als Anfang ihrer Buße das Vergehen, um deswillen sie exkommuniziert waren, vor der versammelten Gemeinde bekannten. Aber auch die Mitglieder der Kirche selbst pflegten schon in alter Zeit vor dem Genuß des heiligen Abendmahls sich durch Sündenbekenntnisse zu

erleichtern, und einzelne Bischöfe hatten schon vor 1500 Jahren einen besondern Bußpresbyter (presbyter confessionarius) angenommen, der solche Bekenntnisse entgegennehmen sollte. Hier liegt die Entstehung der kirchlichen Privatbeichte und der priesterlichen Absolution. Später wurden die Presbyter abgeschafft, und jeder Priester wurde zur Absolution ermächtigt. Wir sehen daraus, daß das Bedürfnis der Beichte vor dem Priester sich mehrte; aber diese bezieht sich nur auf schwere Sünden, und der Priester erscheint als Fürbitter vor Gott, dem die Sünde vorher und vor allem zu bekennen ist. Je länger desto mehr aber wurden alle Sünden, auch sündliche Zustände und Gedankensünden in den Kreis der geheimen oder Privatbeichte hineingezogen. Andrerseits bildete sich die Vorstellung aus, daß die Kirche das ausschließliche Organ der göttlichen Sündenvergebung sei, daß der Priester als Richter an Stelle Gottes die Sünden zu vergeben und entsprechende Bußleistungen zu bestimmen habe. So ist es nach und nach zu den Geboten der Kirche gekommen, die übrigens erst durch den Jesuiten Petrus Canisius († 1597) in seinen Katechismen, mit denen er diejenigen Luthers zu verdrängen suchte, in ihre gegenwärtige Fassung gebracht sind.

Wenn auch die evangelische Kirche von Anfang an sich gegen den Beichtzwang und gegen die Ohrenbeichte, als nicht in der Schrift begründete Gewissensmarter erklärt hat, so blieb doch die Privatbeichte in den lutherischen Gemeinden in Uebung, wobei es dem Bedürfnis der einzelnen überlassen blieb, ob sie zu dem Bekenntnis bestimmter Sünden übergehen wollten. Aber sie wurde zur toten Form. Niemand wurde ohne Beichte, außer in besondern Notfällen, zum heiligen Abendmahl zugelassen. Es war dies eine erzieherische Maßregel, welche die Massen die religiös-sittliche Autorität der Kirche sollte empfinden lassen. Aber die Massen drängten sich zur gesetzlich bestimmten Zeit heran und empfingen auf irgend eine Beichtformel hin, die die einzelnen aufsagten, oder einer für viele, der Hausvater für seine Familie z. B., für alle Sünden Privatabsolution im Beichtstuhl des Beichtvaters. Erst von der Mitte des 17. Jahrhunderts an werden gewichtige evangelische Stimmen gegen diese ausgeartete Privatbeichte laut, und durch die leidenschaftlichen Anstrengungen von J. Kasp. Schade († 1698), der den Beichtstuhl nannte Satansstuhl, Höllenpfuhl, kam es dahin, daß zuerst in Brandenburg die obligatorische Privatbeichte (kurfürstlicher Erlaß vom 16. November 1698) abgeschafft wurde. An ihre Stelle trat die allgemeine Beichtvermahnung und die allgemeine Beichte und Lossprechung, dabei wurde die persönliche Anmeldung der Abendmahlsgäste beim Pfarrer und ihre Anwesenheit bei der Beichtrede gefordert. In andern Landeskirchen hat die Privatbeichte noch länger bestanden; in der lutherischen Kirche Hamburgs z. B. wurde die allgemeien öffentliche Beichte erst im Jahre 1843 eingeführt. Die schöne Einrichtung, daß in der Privatbeichte den Gemeindegliedern Gelegenheit gegeben wurde zu offener Aussprache mit ihrem Seelsorger, war völlig ausgeartet zu einer ganz inhaltlosen, äußerlichen Form. In der Zeit, wo durch die Predigt des Wortes weder die Erkenntnis der Sünde noch das Verlangen nach

der Gnade Gottes geweckt wurde, kam in der Privatbeichte die Bitte um Vergebung weder aus der Tiefe des Herzens, noch stieg sie in die Höhe empor zu dem heiligen Gott. Aber auch hier wollen wir sagen: der Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Unsre neue Agende lehnt die Privatbeichte nicht ab, und wenn sie von den Dienern am Wort der Gemeinde angeboten wird, so geschieht das wahrlich nicht aus hierarchischen Gelüsten, sondern um die geängsteten Gewissen es hören zu lassen, daß die brüderliche Liebe auch heute noch bereit ist, Rat und Trost nach Kräften zu gewähren. Wir evangelischen Christen sollten uns niemals von dem Herkommen, auch nicht von dem kirchlichen Herkommen also binden lassen, daß wir dem Wahne verfallen, es sei nichts andres möglich, und wir könnten nur durch Beobachtung der herkömmlichen Form uns die Sicherheit und Gewißheit verschaffen, nach der unser Herz verlangt. „Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben.“ Wo Gottes Geist aber ist, da ist er auch lebendig und arbeitet in den Herzen, da erweckt er auch das Verlangen nach einem freien und offenen Bekenntnis der Sünde und Schuld vor dem Bruder, sei es daß dieser mit dem Dienst am Wort in der Gemeinde betraut ist, sei es daß er sonst unser Vertrauen gewonnen hat. Das ist recht evangelische Art, die nicht fragt, ob dies oder jenes auch heute noch „gebräuchlich“ ist, und sich dadurch bestimmen oder dadurch abhalten läßt, daß „man so etwas noch thut oder daß mans nicht mehr thut“, sondern die nach dem handelt, was das Herz verlangt und wozu uns Gottes Wort ermahnt. Die Privatbeichte kann uns der Gnade Gottes nicht gewisser machen, aber die allgemeine Beichte thuts auch nicht. Nur das persönliche Bedürfnis kann darüber entscheiden, ob wir der einen oder der andern uns bedienen. Aber daß auch wir evangelischen Christen das Recht und die Möglichkeit der Privatbeichte anerkennen und haben, wollen wir weder Rom noch allen den Tagesmeinungen und Aeußerungen gegenüber vergessen, die das christliche Leben nach dem bestimmen wollen, was herkömmlich oder zeitgemäß ist.

Gehen wir nun zu dem Charakter der Beichte über. Was unsre Kirche anbetrifft, so haben wir schon gesagt, was zu sagen ist. Im römischen Katechismus wird die Beichte näher behandelt im dritten Hauptstück, bei der Lehre von den Gnadenmitteln. Die Beichte gehört zu den Stücken, die zum würdigen Empfang des Bußsakraments notwendig sind. Als solche werden genannt 1. die Gewissenserforschung, 2. die Reue, 3. der Vorsatz, (alle drei zusammen machen die contritio aus), 4. das Bekenntnis, 5. die Genugthuung.

Nun werden wir, ganz allgemein geredet, gewiß nicht darin einen Unterschied zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche feststellen wollen, daß eine rechtschaffene Buße undenkbar ist ohne ernste Reue und ohne aufrichtiges Bekenntnis. Aber darin stimmen wir nicht mit der römischen Kirche überein, daß die Buße eine besondere Einrichtung ist, gewissermaßen an Ort und Zeit gebunden. Wie lautet doch die erste der 95 Thesen des 31. Oktober? Da unser Meister und Herr Jesus Christus spricht, thut Buße, „will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete

und unaufhörliche Buße sein soll!" Ferner stimmen wir auch darin nicht mit der römischen Kirche überein, daß das Bekenntnis ein wörtliches und vollständiges sein soll. Für uns evangelische Christen ist die Buße ein rein innerlicher Vorgang, der keines Apparates von außen und keines Beistandes von Menschen her bedarf; so ist auch die Beichte, das Bekenntnis der Sünden etwas, das ich wesentlich mit Gott und darum im Verborgenen abzumachen habe.

Also in der römischen Kirche ist die Buße eine Einrichtung, eine sakramentale Handlung, ja sie wird sogar, irriger Weise, als ein Sakrament bezeichnet. Daher kommt es, daß von vornherein nach der Notwendigkeit gefragt wird — Antwort, ja, die Buße ist allen zur Seligkeit notwendig, die nach der Taufe eine schwere Sünde begangen haben. Allerdings ist die Buße wie die Taufe „ein Sakrament der Toten", weil man bei ihrem Empfange noch nicht das Leben der Gnade hat oder haben muß.

Demgegenüber fragt unser evangelisches Gewissen: giebt es überhaupt jemanden, der eine schwere Sünde nicht begangen hat; ist eine Sünde so klein oder so leicht, daß sie uns nicht unwürdig der Gnade Gottes machte, nicht uns völlig von dem heiligen Gott scheiden müßte?

Aber sehen wir uns die Voraussetzung der römischen Beichte näher an. Wir sind damit einverstanden, daß dies die Reue ist. Nach römischer Lehre ist auch die Reue eine Art kirchlicher Einrichtung, an der jeder sich wenigstens einmal im Jahre beteiligen muß. Wir sagen: kein Mensch erlangt jemals Vergebung der Sünden ohne wahre Reue, darum soll keiner ohne Reue seine Sünden bekennen, also auch nicht ohne Reue zur Beichte kommen.

Rom sagt: jeder muß zu Ostern beichten und deshalb muß er zu Ostern Reue haben. Uns treibt zur Beichte die Reue, die durch Gottes Wort und Geist in uns geweckte Reue, die nicht durch die Folgen der Sünde und nicht durch die Furcht vor der Strafe, auch nicht durch irgendwelche menschliche Instanz, sondern durch eine viel tiefere Bewegung unsers Herzens entstanden ist. Der Katholik wird zur Reue gezwungen; er muß zu Ostern beichten, und weil er beichten muß, muß er auch Reue haben. An Anleitung fehlt es nicht, die auf geeignete Mittel zur Erweckung und Aeußerung der Reue bis zu den Reuethränen hinweist. Aber es steht doch der Zwang kirchlicher Zucht dahinter, und im besten Falle wird es eine zur Erfüllung der österlichen Pflicht zurechtgemachte Reue. Hat diese pflichtmäßige Reue ihren Nutzen, die vermeintliche Vergebung, gebracht, so kann sie wieder verschwinden bis zur nächsten Osterzeit. Viel schlimmer ist noch die Heuchelei, zu der diese äußerliche Einrichtung verführen kann und verführt. Aber auch den ernsten Gemütern bringt die Beichte nicht die wahre Beruhigung, den Frieden des Herzens, sondern eine falsche Sicherheit, weil aller Segen und alles Heil abhängig gemacht wird von derjenigen Leistung, die dem Gebot und den Ordnungen der Kirche entspricht. Es ist ja richtig, wenn man darauf hinweist, daß Gottes Gnadenmittel überall mißbraucht werden können. Aber es ist überaus wichtig, daß die Kirche solchen Mißbrauch in keiner Weise begünstigt; vielmehr sollte sie überall aufs

ernstlichste davor warnen und unter allen Umständen auf Verinnerlichung der religiösen Handlung und auf Vertiefung der kirchlichen Gebräuche dringen.

Daß Rom das nicht thut, zeigt uns die weitere römische Lehre von der Reue; es verlangt, daß die Reue eine übernatürliche sei, aber unterscheidet auch hier wieder zwischen einer vollkommenen und einer unvollkommenen Reue und erklärt unbedenklich, daß die vollkommene Reue d. i. die Bereuung der Sünde um Gotteswillen nicht um ihrer ewigen Straffolgen (unvollkommene Reue) willen zur Giltigkeit der Beichte nicht notwendig sei. Freilich wird auch hier wieder der Rat gegeben, daß man sich bemühen soll, die vollkommene Reue zu erwecken, aber nicht darum, weil sie notwendig ist, sondern darum, weil die Buße um so verdienstlicher und gottgefälliger wird und um so sicherer Verzeihung erlangt, je vollkommener die Reue ist.

So kommt es denn nicht zu einer klaren und entschiedenen Fassung der Reue. Es bleibt die ganze Beichte schon um ihrer Vorbedingung willen eine unsichere Sache, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung und eine Art Geschäftshandel mit Gott. Das tiefste Bedürfnis des menschlichen Herzens, das durch Gottes Wort Licht gewonnen hat, kennt Rom ebensowenig wie die unantastbare Heiligkeit Gottes. Wir Protestanten machen noch heute an uns dieselben Erfahrungen, die Luther gemacht hat, wenn wir es mit der Reue über unsre Sünde ernst nehmen. Aber ein katholischer Christ darf solche Erfahrungen nicht machen, er würde damit über die Forderungen der Kirche hinausgehen, und er soll es doch nicht ernster nehmen, als die Kirche. Hat er die Vorschriften der Kirche erfüllt, so soll er glauben, daß die Kirche ihm kraft ihrer Gewalt die Sünden vergeben hat. Nicht Gehorsam gegen Gott, sondern Gehorsam gegen die Kirche, nicht ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz, sondern Befriedigung über die eigne fromme Leistung und billiges Vertrauen auf eine unsichre menschliche Autorität genügen. Die enge Pforte ist weit gemacht, und die Güter des Himmelreichs werden zu billigem Preise losgeschlagen. Den Grund dafür kennen wir; auf diese Weise hofft die römische Kirche, die Menschen am ehesten zu gewinnen und bei sich festzuhalten. Die Kirche will sich damit empfehlen als die gute Mutter, die die armen Menschenkinder vor dem strengen Vater schützt.

Diese selbigen Grundsätze sind auch maßgebend für die Forderung des Bekenntnisses. Das reumütige Bekenntnis der begangenen Sünden muß vollständig, aufrichtig und deutlich sein. Hier bricht der volle Schaden römischer Beeinflussung durch; man ist dem Bedürfnis der Menschen zwar entgegengekommen, aber man hat auch viel mehr von ihnen gefordert, als sie gewähren durften, und die Kirche hat eine Macht gewonnen, wie sie sich's niemals hätte träumen lassen. Wer ein katholischer Christ sein will, muß sein Herz vor dem Priester ausschütten wie vor Gott, und wenn er mit etwas zurückhält, so läuft er Gefahr, daß er Gottes Gnade verscherzt. Dies ist die vielgenannte Ohrenbeichte, die Beichte, die der katholische Christ im Beichtstuhl durch das Gitter in das Ohr des Priesters

ablegt. Gegen alle äußere Scheu und Bedenklichkeit wird die stärkste Sicherheit geboten. Die Pflicht der Wahrung des Beichtgeheimnisses ist in Bezug auf die förmliche, zur Erlangung der Absolution abgelegte Beichte, sei es im Beichtstuhl oder im Krankenzimmer, eine ausnahmslose und völlige. Den Bruch des Beichtsiegels straft das kanonische Recht mit Absetzung und lebenslänglicher Klosterhaft des untreuen Priesters. Wenn auch Ausnahmen vorgekommen sind, wie z. B. bei den Jesuiten, die den Inhalt der Beichte einer Maria Theresia ausführlich nach Rom und nach Berlin berichteten, so liegt es doch auf der Hand, daß die römische Kirche um ihrer selbst willen darauf halten muß, daß dies Siegel durchaus für unverletzlich gilt. Es sei nur nebenbei bemerkt, daß die Unverletzlichkeit des Beichtsiegels auch von der Reformation gefordert wurde und nach biblischen und evangelischen Grundsätzen selbstverständlich ist. Ueber die sittliche Wirkung der Ohrenbeichte auf das beichtende Volk und auf die fragenden und horchenden Priester macht sich Rom aber keine Gedanken. Der Verlust an sittlichem Ehr- und Schamgefühl, die Unwahrhaftigkeit, die Verminderung an Scheu vor der Sünde selbst, die gefährliche Gewissensberuhigung, die auch der Verbrecher empfindet und die er oftmals suchen mag, einen Mitwisser seiner Heimlichkeit zu haben, die Versuchung zu dem Wahne, daß damit das schlimmste abgethan und die ewige Strafe glücklich beseitigt sei — alles dies läßt sich nicht kontrollieren. Was für schauerliche Eröffnungen über schamlose und unsittliche Fragen, die die Priester im Beichtstuhl dem weiblichen Geschlechte, jung und alt, vorlegen, aus den Werken der „Moraltheologen“ der römisch-katholischen Kirche immer wieder gemacht werden, mag ich nicht erörtern. Auch der mildeste Beurteiler, der solche Scheußlichkeiten nicht als eine notwendige Folge der römischen Beichtpraxis ansehen möchte, wird doch nicht leugnen können, daß sie eine wirkliche Folge derselben sind. Aber sie hängen auch aufs engste damit zusammen. Der Priester will wissen, wie Gott weiß, der in das Herz sieht, und die Beichtenden sollen ihn darum alles wissen lassen, damit er göttliches Wissen über sie erlangt. Anders kann und darf der Priester die Vergebung nicht aussprechen. Unser Heiland hat zwar Sünden vergeben, ohne ein vollständiges Bekenntnis der Sünden zu fordern, aber das konnte nur er, der Herr, der alles weiß; seine Diener können es nicht. Der Priester kann nur vergeben, was er genau weiß. Das ist die Begründung der Ohrenbeichte.

Wir wissen, welche Macht über die Gemüter Rom damit erlangt hat, welchen Glanz des Ansehens als einer unvergleichlichen Zuchtanstalt über das Volk die römische Kirche um der Beichte willen besitzt. Freilich, wenn die Kirche Jesu Christi nur eine Besserungsanstalt sein soll, so läßt sich nicht bestreiten, daß die römische Kirche es ziemlich weit gebracht hat. Durch den Einfluß des Beichtstuhles ist gestohlenes Gut wieder dem rechtmäßigen Besitzer zurückgebracht, hinterzogene Steuern sind nachträglich erstattet worden, und auch in mancher andern Sache mag die Thätigkeit der Polizei in willkommener Weise ergänzt worden sein. Namentlich wenn evangelische Herrschaften und Gutsbesitzer, evangelische Fürsten und Regierungen, auch Kaufleute und Handwerksmeister durch Aufdeckung oder Verhütung eines Unrechts konnten auf die vortrefflichen Wirkungen und Einflüsse des römischen Beichtwesens aufmerksam gemacht werden, hat man höchst beachtenswerte Erfolge zuwege gebracht. Es sollte kein Protestant diese Erfolge zu bestreiten versuchen; sie liegen offen vor Augen, und man dürfte eigentlich sich darüber wundern, daß sie nicht noch größer und zahlreicher sind. Daß solche Erfolge auch ohne den Beichtstuhl erreicht werden, wo ein Gewissen durch Gottes Wort geschärft, und wo einem Herzen durch den Glauben an Gottes Gnade die Sünde leid geworden, das merken wir in der evangelischen Kirche fortwährend. Wo bleibt aber das Ansehen der katholischen Kirche, wenn in solchen Gegenden, wo sie die unbestrittene Alleinherrschaft ausübt, wo die Gebote der Kirche äußerlich ausnahmslos befolgt werden, doch Diebstähle nicht nur vorkommen, sondern ungesühnt bleiben, wenn heimliche Mordthaten, Unzucht und offenbare ehebrecherische Verhältnisse gebeichtet werden und doch nicht gesühnt werden, sondern weiter bestehen! Wahrlich es sind nur kleine Erfolge, deren Rom sich rühmen darf —! Aber groß und schrecklich ist der Schade, der durch die Beichtpraxis der römischen Kirche der Sittlichkeit des Volkes zugefügt wird. Denn auch nicht einmal daran ist's Rom gelegen, die Menschen wahrhaft zu bessern durch den ungeheuern Einfluß, den es besitzt. Vielmehr kommt es überall und immer darauf hinaus, daß Roms Kraft und Einfluß vergrößert und daß seine Ziele erreicht werden. Die Unterthanen konnten im Beichtstuhl von dem Eide der Treue gegen ihren Fürsten entbunden werden, und den Fürsten wurden die eingegangenen Verpflichtungen gegen ihr Volk erlassen. Dienstboten wurden gegen ihre Herrschaften beeinflußt, namentlich wenn diese nicht zur katholischen Kirche gehörten. Die Ehefrau wurde gegen den Mann im Beichtstuhl beeinflußt, und der Priester wußte sich hineinzudrängen auch in die allerengsten und nächsten Verhältnisse. Kinder wurden ihren Eltern entfremdet, wenn die Kirche dadurch etwas für ihre Zwecke erreichen wollte. Oft genug handelte es sich nur um Geld und Gut oder geringe irdische Dinge. Oft wurde hohe und niedere Politik im Beichtstuhl getrieben. Wir brauchens nicht zu sagen, daß solche Zwecke noch heute erstrebt und erreicht werden. Am empfindlichsten für uns Protestanten wird dieser Einfluß in den gemischten Ehen, um den nichtkatholischen Teil katholisch zu machen und die Kinder der römischen Kirche zuzuführen. Der Priester kann Gottes Vergebung und Gnade vorenthalten, zeitliche und ewige Strafen verhängen, wenn er nicht diejenige Willigkeit bei dem Beichtkinde findet, die ihm für seine Zwecke notwendig erscheint.

Daran muß man erinnern, wenn von dem Erfolge geredet werden soll. Aber ich fürchte, es giebt noch einen schlimmern Erfolg der Beichte. Das ist die innere Entfremdung der Christen von Gott, das Mißtrauen gegen sein heiliges Wort, der Haß gegen alles, was Christentum heißt. Der Mißbrauch der geistlichen Gewalt im Beichtstuhl ist daran schuld; es ist eine Gewalt, der kein katholischer Christ entrinnen kann, und die jeden zwingen will. Dieser Zwang wirkt eine Erbitterung, die sich schließlich nicht bloß gegen die Priester und gegen die Kirche wendet, sondern gegen

Gott selbst. Gerade die unfrommen und ungläubigen Katholiken schützen sich gleichsam gegen ihr eignes Gewissen, indem sie die augenscheinlichen Fehler und Gebrechen der Priester und der Kirche auf Gott selbst übertragen, wie diese sich ja für Gott ausgegeben haben. Von diesem Gott erwarten sie kein Heil; bei diesem Gott finden sie keinen Frieden. Ja, die Aermsten, sie haben Gott gar nicht kennen gelernt, und das ganze Getriebe Roms hat mehr dazu gedient, ihnen Gott zu verbergen, als zu offenbaren. Der Priester und die Kirche haben sich zwischen die Seelen und Gott gedrängt und behaupten diesen Platz mit richtender und strafender Gewalt. Das zeigt sich auch in dem Ergebnis der römischen Beichte. Es klingt sehr hart, ist aber doch wahr: eine wirkliche Versöhnung mit Gott wird nicht erreicht, eine gewisse Zuversicht des Heils ist auch für den, der alle Gerechtigkeit in der Beichte erfüllt, unmöglich. Wie die Beichte selbst ein Stück Genugthuung ist, so wird auch bei der Zusage der Vergebung noch weitere Genugthuung gefordert, die vom Beichtvater auferlegte Buße. Das ist die satisfactio operis, durch welche der Sünder die göttlichen Sündenstrafen abbüßt, um unter dieser Bedingung die richterliche Lossprechung von den ewigen Strafen zu empfangen. Wenn auch durch diese Genugthuung das Leben gebessert werden soll, so handelt es sich dabei doch nicht um Wiedererstattung oder Ersatz für das, was der Sünder verdorben oder versäumt hat, sondern die Genugthuung ist eine Genugthuung für Gott. Es bleiben nämlich noch Funken des Zornes im Herzen Gottes zurück, auch wenn er uns die Sünde vergeben hat. Diese Funken müssen ausgelöscht werden, wenn sie nicht dereinst zu ewigen Flammen werden sollen. Das ist ein andrer Gott, als wir ihn haben. Hat Gott uns vergeben, so kann von Strafen keine Rede mehr sein. Der Vater des verlornen Sohnes verschließt diesem den Mund mit Küssen, daß er auch das beabsichtigte Bekenntnis nicht ganz ablegen kann; er setzt ihn vollständig in das Sohnesrecht wieder ein und will, daß alle sich mit ihm freuen und fröhlich sind. Auch seinem lieben Kinde mag der Vater noch manche Züchtigung angedeihen lassen, aber das sind nicht Funken des Zorns, die etwa in seinem Herzen wieder auflodern, sondern es ist eitel väterliche Liebe, die dem geliebten, schwachen Kinde heilsame, wenn auch bittre Arznei reicht.

Auch durch die geforderte Genugthuung will Rom seine Gläubigen nicht Gott und Christo näher bringen, sondern sie in seiner eignen Gewalt behalten. Von A bis Z bezieht sich die ganze römische Beichte nur auf das Verhältnis zur Kirche und nicht auf das Verhältnis zu Gott. Das Ablaßwesen, auf das wir hier nicht näher eingehen können, steht damit im engsten Zusammenhange. Wie schwer muß es sein, daß auch ein guter römischer Christ zu der Freiheit gelangt, die Christus uns gebracht hat! Uns soll das kostbare Gut unsrer evangelischen Freiheit desto wertvoller sein, weil wir sehen, wie es auch in der Christenheit den Herzen, die darnach verlangt, vorenthalten und verwehrt wird. Wir wollen uns freuen, daß wir Protestanten nicht eine Kirche haben, die sich zwischen uns und unserm Gott stellt, sondern eine Kirche, in der uns der Sohn Gottes selbst frei macht, und wollen thun, was wir können, daß wir in dieser Freiheit bestehen!

37.

Römische und evangelische Presse.

Von Militäroberpfarrer Dr. Hermens in Magdeburg.

Kürzlich wurde in einer Zeitung die ultramontane Presse als eine der beiden bewunderten Einrichtungen — die andere war die parlamentarische Vertretung, das Centrum, bezw. diejenige der sogenannten katholischen Volkspartei — bezeichnet, welche das ausgehende 19. Jahrhundert als berechtigte Eigentümlichkeit für sich in Anspruch nehmen könne.

Als die Reformation anhob, konnte man es mit Recht als eine hervorragende Fügung der Vorsehung ansehen, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst soeben vorhergegangen war. Gutenberg und Luther reichten sich die Hand. Wie hätten Luthers Thesen ihren Botenlauf durch Deutschland machen, wie die litterarischen Opfer der Scheiterhaufen ersetzt werden, wie die zündenden Schriften des Jahres 1520 ihre Geistessiege erkämpfen sollen, wenn nicht die Druckerpresse Hunderte und Tausende von Exemplaren binnen kurzer Zeit herzustellen imstande gewesen wäre? wenn das alles handschriftlich hätte gefertigt werden müssen? Gar prächtig hat uns Gustav Freytag in seinem „Markus König" Hannus, den Buchführer, zu zeichnen gewußt, der am Kirchhof seinen Tisch aufgeschlagen, „einige gebundene Bücher lagen darauf und viel leichte Büchlein, wie sie das Volk gern kaufte, Kalender und Prognostika"; doch nun beugt er sich über den Tisch und spricht leise: „Oder begehrt ihr etwas von Wittenberg?" Als aber ein Frauenbruder, der Pater Gregorius, herzuschleicht, da schiebt er mit schneller Handbewegung die Decke über die Waren. Und diese Vorsicht ist nicht unbegründet, denn hernach kommt der Pater mit einer Schar und sie fangen dem Buchführer den ganzen Kram ab, schleppen die Kiste zu den Predigermönchen: der Ballen muß auf den Holzstoß. Aber ein Volkstumult endet das Brennen und die Mönche hatten von ihrem feurigen Werk schlechten Gewinn. Hannus zwar erhielt von seinem Kram kaum ein Stück zurück, „denn als das Volk den Holzstoß auseinanderwarf und den Inhalt des Ballens zerstreute, wurden die angesengten und gebräunten Büchlein wie eine wertvolle Beute aufgegriffen und in die Häuser getragen. Wer sich bis dahin um den Inhalt der neuen Lehre nicht gekümmert hatte, der las neugierig darin; es war keine Familie, in welche nicht gerettete Bogen gelangten": so mußten auch die Scheiterhaufen die neue Lehre verbreiten.

Seitdem hat Rom gelernt, die Presse in seinen Dienst zu nehmen. Zumal aber in unserm Jahrhundert, nachdem Bischof von Ketteler in Mainz das Wort gesprochen, daß wenn der Apostel Paulus heute lebte, er sich der Journalistik widmen würde, als der einflußreichsten und weitreichendsten Verbreiterin von Gedanken, sind unzählige Federn dem Umsatz katholischer oder besser gesagt ultramontaner und jesuitischer Auffassungen, Ideen, Wünsche und Begehrlichkeiten dienstbar geworden. Die Kapläne

wurden — zumal zur Zeit des Kulturkampfs — Artikelschreiber und Zeitungsredakteure und was für welche! Nach Leo Woerls Katalog römischer Zeitungen und Zeitschriften kommen auf 16 Millionen Katholiken rund 1085300 Exemplare von Zeitungen. Adolf Zahn hat sich die Mühe gegeben, in der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift“ „die ultramontane Presse in Schwaben“ zu besprechen (erweiterter Separatabdruck im Verlage von Georg Böhme in Leipzig 1885); da lesen wir vom „Deutschen Volksblatt“, „Katholischem Sonntagsblatt“, „Katholischem Wochenblatt“, vom „Ipf“, einem sehr streitbaren Blatt mit Beilage: „Der Hausfreund“, ferner von den kleinern Blättern: „Rottweiler Volksfreund“, „Allgäuer Bote“, „Laupheimer Zeitung“, „Seeblatt“, „Heuberger Bote“, „Wochenblatt“, „Neckarbote“ u. s. w., das alles in dem wesentlich für evangelisch geltenden Württemberg! — Für das Elsaß stellt der dortige „Volksfreund“ dem römischen Klerus folgendes Zeugnis aus: „In der Presse hat die Geistlichkeit eine Stellung eingenommen, die ihrer Intelligenz, ihrer Vaterlandsliebe ihrer Opferwilligkeit die größte Ehre macht. Sie hat größtenteils die sämtlichen katholischen Blätter unsrer Provinz gegründet; sie redigiert dieselben und sucht ohne Rast und Ruhe sie zu verbreiten.“

„Der „Elsässer“ zu Straßburg, das „Mülhauser Volksblatt“, das „Journal de Kolmar“, der „Volksfreund“, der „Arbeiterfreund“, die „Heilige Familie“, der „St. Nikolaus“, die „Revue catholique“, die „Theologischen Studien“, täglich erscheinende Blätter, Wochenblätter oder monatliche Erzeugnisse, stehen unter der Leitung von Geistlichen, die die saure Redaktionsarbeit übernommen haben.

„Großartig und trostvoll ist das Aufwachen in unserm Klerus geworden, denn vor 1870 waren nur die zwei Wochenblätter der „Volksfreund“ in Straßburg und der „Volksbote“ in Rixheim durch Geistliche geschrieben. Die Zeiten haben sich seither geändert und neue Pflichten sind an den Klerus herangetreten.

„Das haben die Geistlichen sofort und mit sicherem Auge erkannt, und ohne Zögern haben sie sich an die Arbeit herangemacht. Gott segne ihre Mühen! Es geht besser, wenn schon Manches auch betrübend ist: die Spreu fällt ab, der schöne, gesunde Weizen bleibt.“

„Die besten Ermutigungen sind ihm zu teil geworden: „Papst und Bischöfe haben ihren Segen dazu gesprochen.“

Und ähnlich ist allenthalben die katholische Geistlichkeit am Werke. Handelt es sich doch auch gar nicht bloß darum, dem Lesebedürfnis des katholischen Teils unsers Volkes die nötige Nahrung zu geben; vielmehr gilt es zugleich: protestantische Anschauungen zu verdrängen und nicht bloß die protestantische, sondern auch jedwede unkonfessionelle Lektüre aus dem Wege zu räumen, ja ferner auch all und jedes in römische Beleuchtung zu stellen, jedwede geschichtliche Darstellung so umzumodeln, wie es im ultramontanen Interesse erforderlich oder doch erwünscht scheint und zu diesem Behufe die ganze Geschichte umzubauen, überhaupt diese konfessionell-römischen Zwecke zu verfolgen bis in litterarische Gebiete hinein, die scheinbar auch nicht das Geringste damit zu thun haben. Merkwürdigerweise werden zudem diese Machinationen durch Schriftsteller und Blätter unterstützt, die man von der „Kaplanspresse“ weit genug entfernt meinen sollte. Wie beispielsweise der bekannte Joseph Kürschner samt seinem Verleger Spemann immermehr der römischen Sache Vorspann leistet, das ist an seinem Litteratur-Kalender, an Pierers Konversationslexikon und andern ihrer litterarischen Veranstaltungen klar genug nachgewiesen worden; und zu häufig muß man die Erfahrung machen, daß auch in sonst geachtete Zeitungen, Journale und Familienzeitschriften ultramontane Kukukseier gelegt worden sind, wobei es oft genug schwer zu unterscheiden ist, was in dieser Hinsicht der Unachtsamkeit oder was der Liebedienerei der Schriftleitungen gegenüber Rom zuzuschreiben sei. Vieles hierher gehörige Material gesammelt, mancherlei nützliche Fingerzeige geboten zu haben, ist das Verdienst Professor D. Friedrich Nippolds in seinem: „Katholisch oder Jesuitisch?“ (Leipzig, Georg Reichardt), einem Buch, in welchem neben dem bezeichneten Stoffe von ganz besonderem Interesse noch die Abhandlung über „Das katholische Vereinswesen der Gegenwart und das jesuitische ‚Prinzip‘ desselben (mit speziellem Bezug auf die kaufmännische Abteilung dieses Vereinwesens)“ ist. Aber D. Nippold hat es sich auch nicht verdrießen lassen, in einem neuerlichen Buche zusammenzustellen, wie auf den verschiedensten litterarischen Gebieten Jesuitenväter an der Arbeit sind, alle Dinge römisch zu gestalten oder wenigstens römisch zu färben: in der Philosophie und Naturwissenschaft, in der Jurisprudenz und Pädagogik, in der politischen Geschichte ebenso wie in der Kirchengeschichte, in Geographie, Philologie, Theologie, in Erbauungslitteratur, aber auch in der schönen Litteratur und Litteraturgeschichte, endlich in der Sozialpolitik. Das Werkchen führt den Titel: Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland (Leipzig, Friedrich Jansa 1895). Die weitesten Kreise dürfte dabei das berühren, was in Geschichte und schöner Litteratur ultramontanerseits teils an der Wahrheit, teils am Nationalschatze des deutschen Volkes gesündigt worden ist. Man braucht wahrlich nicht Goethe für einen Heiligen zu halten, und man muß doch in Zorn entbrennen, wenn man liest, wie der Jesuit Alexander Baumgartner den Dichterheros in den Schmutz zieht, wie er auch arglistig die Freude an seinen Schöpfungen zu verleiden bemüht ist, beispielsweise jenes wunderbar ergreifende „Füllest wieder Busch und Thal“ mit dem Worte „sentimental“ zu verleiden sucht*), wie andrerseits, während die wahren Dichtergrößen sich müssen herabziehen lassen, unbedeutende Dichterlinge hochgepriesen werden. Der Sänger von Dreizehnlinden, Weber, war ja wohl ein wackerer Mann, und auch sein Poem läßt sich lesen, aber wie es nun neben Goethes oder Schillers unsterblichen Schöpfungen aufkommen soll, das ist doch schwer zu begreifen. Mit Recht sind Richard Weitbrecht und Karl Fey gegen dieses traurige und entstellende Wesen in fleißigen Schriftchen zu Felde gezogen. In der Geschichte aber ist nach römischem Rezept alles „Geschichtslüge“, was Rom etwa zu geringer Ehre gereicht, und „Geschichts-

*) „Goethes Lehr- und Wanderjahre“ 1882, S. 103.

lüge" alles, wo selbständige Männer, wo protestantische Fürsten, Helden, Völker ruhmvoll bestanden haben. Jene große Zeit des 16. Jahrhunderts, welche die — so hochnotwendige — Erneuerung der christlichen Kirche heraufgeführt hat, hat Janssen mit meisterlichem Verzeichnen und Durcheinandermischen aller Farben und Verwirrung aller Figuren in eine Zeit des Niederganges zu verwandeln gewußt, ja des Niederganges, und vorher war doch alles so schön gewesen. Natürlich daß, wo ein Buch mit so viel Sicherheit und mit so viel Anmerkungen und Citaten auf den Markt gebracht wird und wo so ganz verblüffend durch neuere „Forschungsergebnisse" alles auf den Kopf gestellt und Ursache und Wirkung verwechselt und so viel Pikantes vorgebracht wird, immer viele gutmütige Protestanten ihren Protestantismus vergessen und sich wunder wie klug dünken, wenn ihnen nun eingeredet wird, daß die Art, die Dinge zu sehen, die sie bisher gehabt haben, aus lauter Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Objektivität müsse ins Gegenteil verkehrt werden. Natürlich, daß diese geschichtliche Kunst an keinem so wie an Luther sich muß erproben lassen. Da wird trotz D. Köstlins großer Lutherbiographie gleich frisch ins Gelag hinein von der Beilage zum „Pastoralblatt für die Diözese Rottenburg" geschrieben*): „Die zahlreichen im Besitz aller Hilfsmittel befindlichen Protestanten Deutschlands haben es noch nicht zu einer wissenschaftlich nur halbwegs brauchbaren Geschichte Luthers gebracht"; da muß bald Luthers Vater wegen Totschlags seinen Heimatsort Möhra verlassen, bald Luther selbst aus Heiratslust seine Reformation anfangen — sonderbarerweise hat er dann nach dem Thesenanschlag acht Jahre gewartet, bis er seine Käthe nahm — da muß er ein Fresser und Weinsäufer gewesen sein, da muß er endlich einem gotteslästerlichen Leben einen gottvergessenen Tod durch Selbstmord hinzugefügt haben, und wenn Majunke darüber ein dickes Buch schreibt, da können die Köstlin oder Kolde oder Terlinden oder wer immer viel dagegen schreiben — semper aliquid haeret, die einsichtigen Leser glauben: es muß doch etwas daran sein. Und so geht es in allen Dingen. Die arglosen „unbefangenen" Protestanten ahnen nur selten, daß wenn in ultramontanen Veröffentlichungen von „unchristlichen" und „unsittlichen" Schriften die Rede ist, damit zum guten Teil auch gerade die protestantischen Bücher überhaupt gemeint sind und daß, was dort „gute" Bücher heißt, eben nur katholische sind oder solche, die Wasser auf die katholische Mühle bringen. Wie man aber klug und erfolgreich „gegen das geistige Gift" die eigne Litteratur zu verbreiten weiß, mag folgende Anzeige an die Hand geben, die dem „Kölner Lokalanzeiger Nr. 290" vom Samstag, 24. Oktober 1891 entnommen ist:

„Verein vom heiligen Karl Borromäus. Der Verein bezweckt die Erhaltung und Förderung christlichen Glaubens und christlicher Sitte durch die Verbreitung guter Bücher und Schriften. Er will den weitesten Volkskreisen ein Schutz- und Heilmittel bieten gegen das geistige Gift unchristlicher und sittengefährlicher Anschauungen und Grundsätze, welche

*) Vgl. A. Zahn a. a. O. S. 14.

heute in ausgedehntestem Maße in Tagesblättern und Schriften der mannigfaltigsten Art verbreitet werden.

„Der Verein gewährt seinen Mitgliedern und Teilnehmern drei namhafte Vorteile. Erstens erhalten alle jährlich eine oder mehrere Schriften, deren Ladenpreis den gezahlten Jahresbeitrag mindestens um ein Drittel übersteigt, unentgeltlich als Vereinsgabe zugestellt. Zweitens können dieselben die in dem Bücher-Verzeichnisse des Vereins aufgeführten Bücher (jetzt schon ca. 10000 Nummern) an vierteljährlichen Terminen gegen Vorausbezahlung zu bedeutend ermäßigten Preisen durch den Verein beziehen. Drittens gründet und unterhält der Verein aus den jährlichen Ueberschüssen in den einzelnen Orten oder Pfarreien, wo sich Lokal-Vereine finden, Bibliotheken, welche den Vereinsgenossen zu freier Benutzung offen stehen.

„An den hiermit gebotenen Vorteilen kann sich jeder Katholik ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes beteiligen, welcher sich in die Listen des Vereins eintragen läßt, entweder als Mitglied mit einem Jahresbeitrag von 6 Mark oder als Teilnehmer mit einem solchen von 3 Mark oder 1 Mark 50 Pfennig.

„Die Central-Geschäftsstelle des Vereins befindet sich in Bonn.

„Die siebenundvierzigjährige Wirksamkeit, auf welche der Verein heute zurückblickt, ist gottlob eine reich gesegnete gewesen. Die sozialen Verhältnisse der Gegenwart lassen es aber als dringend wünschenswert erscheinen, daß der Umfang seines Wirkens sich womöglichst verdoppele und verdreifache. Darum richten wir an alle Leser dieses Blattes die dringende Bitte, sich dem an ihrem Wohnorte etwa bestehenden Lokal-Vereine baldmöglichst anzuschließen, oder da, wo der Verein noch nicht eingeführt ist, die Gründung desselben durch geeignete Persönlichkeiten, insbesondere die hochw. Geistlichkeit, veranlassen zu wollen.

„Die dazu erforderlichen Bedingungen, sowie die mit der Leitung des Vereins zu übernehmende Arbeitslast, sind durchaus nicht erheblicher Art.

„Jede darauf bezügliche Auskunft wird auf gefl. Anfrage von dem Sekretariat des Vereins in Bonn bereitwilligst erteilt werden.

Bonn, im Oktober 1891.

Der Central-Verwaltungs-Ausschuß des Vereins vom heil. Karl Borromäus.

A. A.: Der Vorsitzende Prälat Dr. Simar."

Nun müssen wir freilich darauf gefaßt sein, daß man uns, so weit es sich bei Vertrieb solcher Litteratur nur um Verbreitung innerhalb der Angehörigen der katholischen Kirche handelt, entgegenruft: Was geht euch das an?, können wir nicht in unsre katholischen „Volks- und Hauskalender", in unsre „Kalender für Zeit und Ewigkeit", in unsre „Marien-" oder „Cäcilienkalender", in unsre Jugendlitteratur, in unsre Romane und unsre Broschüren, in unsern „deutschen Hausschatz" (bei Pustet in Regensburg) hineinschreiben, was wir wollen? — Und doch, wenn wir sehen, was für Anschauungen da unsern katholischen Volksgenossen vielfach eingeimpft werden, wie hier Vorstellungen stets weitere Ausbildung finden, die jene von uns immer ferner rücken muß, dann können wir von dem

allen doch nicht unberührt bleiben, dann können wir dem allen doch nicht völlig gleichgültig zusehen. Um klar zu machen, um was es sich handelt, greifen wir eine der bezeichnendsten Erscheinungen heraus: die zuerst von den Jesuiten begründeten katholischen Monatsschriften. Die älteste Zeitschrift dieser Art erscheint in Innsbruck bei Felix Rauch und heißt: „Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu, Monatsschrift des Gebets-Apostolates, mit Genehmigung der geistlichen Oberen herausgegeben von Josef Malfatti, Priester der Gesellschaft Jesu." Diese Zeitschrift konnte in ihrem 21. Jahrgange sich wiederholt ihrer 21000 Abonnenten rühmen; in vielen katholischen Schulen und Erziehungsanstalten wurden die Kinder zum Abonnement aufgefordert, ja genötigt. Eine Broschüre: „Die Lektüre des Volkes", (9. Publikation des Flugschriften-Cyklus „Gegen den Strom". 3. Aufl. Wien, 1886. Carl Graeser), angeblich von Müller-Guttenbrunn, schrieb darüber:

„Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" ist mit dem ganzen Raffinement der modernen Journalistik zusammengestellt und geleitet, und die vielverlästerte „verjudete" Presse muß die Waffen strecken vor dieser Macht, die ihr Publikum genau kennt und Himmel und Hölle zu Bundesgenossen hat. „Der Sendbote" rühmt sich seiner direkten Verbindung mit den höchsten Mächten und seines maßgebenden Einflusses bei Gott, und er bringt tausendfältige Beweise hierfür. Den Mittelpunkt jedes Heftes bilden die „Segnungen des göttlichen Herzens". Das sind die Bekanntmachungen all' der Wunderthaten, die an jenen geschehen, die in ihrer tiefsten Not des „Sendboten" gedenken. Beispiele werden dies besser erläutern, als ich es vermag. Eine Zuschrift an den „Sendboten" (17. Jahrgang, 12. Heft, S. 364) aus Preußen lautet: „In meiner Nachbarschaft wohnte eine Witwe mit ihren drei, zu eigener Ernährung unfähigen Kindern. Diese Witwe wurde im letzten Frühjahre krank. Der Arzt erklärte, ihre Krankheit stamme von der Lungenentzündung her. Ein heftiges Fieber trat ein, und es entwickelte sich bei der Kranken eine solche Hitze und Schweiß, daß über ihr die Tropfen von der Zimmerdecke herabfielen(!). Dazu stellte sich ein starkes Blutbrechen ein, welches sich in zwei Stunden vier- bis fünfmal wiederholte. Unten im Hause bemerkte man schon den Leichengeruch(!), und der anwesende Arzt erklärte, es sei keine Hoffnung auf Genesung". Nun erbarmt sich der Einsender dieser Zeilen der Kranken und verspricht, eine ganze Reihe von Messen lesen und eine neuntägige Andacht halten zu lassen, zum Schlusse aber gelobt er „die Veröffentlichung im Sendboten". Und siehe, „darauf trat bei der Kranken eine Wendung zur Besserung ein, und sie war gerettet"! Das ist der Refrain in hunderten von Geschichten, die jedes einzelne Heft bringt. — In L. liegt der Pfarrer im Sterben, aber ein frommes Mädchen gelobt die Veröffentlichung im „Sendboten", wenn er gerettet würde, und er wird gesund. — In einem steierischen Dorfe bricht Feuer aus, alles ist in höchster Gefahr, schon stehen vier große Wirtschaften in Flammen; doch was thun die Bauern? Anstatt zu löschen, wälzen sich einige auf der Erde und schreien voll Verzweiflung: „Jesus, Maria"!

Einige fromme Seelen aber, „fleißige Leser des „Sendboten", thaten sich zusammen und gelobten eine Novene (neuntägige Andacht) zu Ehren des hochheiligen Herzens Jesu, Mariä und zum heiligen Joseph, und im Falle der Bewahrung vor so entsetzlichem Unglücke, Veröffentlichung im Sendboten. Und siehe, plötzlich wendete sich der Luftzug günstig!" — Ein junger Mann, der sittlich verkommen ist, wird dem Gebete der Sendboten-Abonnenten empfohlen, und das genügt, ihn zu einem braven Menschen zu machen. — Ein Kranker in Hannover wird von den Aerzten aufgegeben, doch das „Wasser" aus dem „Gnadenbrunnen unsrer lieben Frau von Lourdes", das er zuletzt zu trinken erhält, und das Gelöbnis, alles im „Sendboten" zu verlautbaren, rettet ihn. — Ein Mann, dessen Bruder sich dem Trunke ergiebt, ruft die Hilfe und den Einfluß des „Sendboten" an, und sein Bruder wird ein nüchterner Mann. — Aber das ist alles nichts im Vergleich zu folgender Geschichte aus der Schweiz: „Am 1. dieses Monats hatten wir hier eine große Ueberschwemmung; der Dorfbach schwoll zu einem Strome an und drohte schon in die Häuser zu dringen. In dieser größten Not nun nahm ich meine Zuflucht zum heiligsten Herzen Jesu, legte ein Bildnis desselben an die Thürschwelle des Hauses mit dem Versprechen, es im „Sendboten" zu veröffentlichen, wenn das Wasser nicht weiter dringe. Und Preis und Dank sei dem göttlichen Herzen, das Wasser nahm zusehends ab, trotzdem es immer fortregnete."

Aus Bayern schreibt ein Gläubiger, daß er sich in sehr großer Geldverlegenheit befunden habe. Eine neuntägige Andacht aber und das Versprechen, es im „Sendboten" zu verlautbaren, hätten ihm unerwartet rasch geholfen. Und nun fährt der angebliche Einsender wörtlich fort: „Wir haben das Veröffentlichen im „Sendboten" versprochen, aber leider versäumt, bis mich kürzlich wieder der liebe Gott durch einen Armbruch ermahnt hat; ich will es jetzt sogleich thun; möge das göttliche Herz Jesu mir auch diesesmal wieder bald helfen." Ist das noch der Gott der Christenheit, der in den Gemütern derer lebt, die solches glauben und solches drucken? Wer im „Sendboten" die Veröffentlichung gelobt, dem wird aus einer Geldverlegenheit geholfen, und wer dieses Gelöbnis bricht, dem bricht Gott den Arm, um ihn zu ermahnen, die Annoncen im „Sendboten" künftig nicht zu vergessen! — Doch weiter. Eine Zuschrift aus der Schweiz lautet folgendermaßen: „Im Laufe dieses Frühlings kam mir der „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" ganz unerwartet in die Hände, und ich habe ihn seitdem alle Monate gelesen und ganz besonders auf die Gebetserhörungen geachtet! In letzter Zeit kam ich selbst in den Fall, mich in einer Kassenangelegenheit einer mir anvertrauten Kasse mit größerem wichtigen Verkehr an das Herz Jesu zu wenden, damit ich vor Schaden bewahrt werde, und war ich später bei der Abgabe der Gelder ganz erstaunt, und ich bin es jetzt noch, daß alles bis auf einen ganz kleinen Betrag in Ordnung war, währenddem ich fast sicher ein ziemlich großes Manko vermutete. Ich kann nicht anders als vermuten, daß mir mein Vertrauen zum Herzen Jesu geholfen hat, und ich kann dafür nicht

genug danken! Ich will dieses im „Sendboten" veröffentlichen lassen, um andre, wenn sie in Not kommen, zu ermuntern!" Hört es, all ihr Bank- und Kassenbeamte und auch ihr Defraudanten, merkt es wohl: wenn eure Kassen nicht stimmen, so betet nur und sagt es dem „Sendboten" in Innsbruck, er hilft euch allen!

Solcher Wundergeschichten veröffentlicht diese Zeitschrift viele Tausende jährlich, jener nicht zu vergessen, die zum Schauplatz die Erziehungsanstalten haben, in denen das Abonnement des „Sendboten" den Kindern aufgenötigt wird*). Was ist doch selbst der Ablaßkrämer Tetzel gegenüber solchen Geschäftsmännern?

Am Schlusse jedes Monatsheftes werden die eingelaufenen zahllosen Danksagungen und jene Bitten um Veröffentlichung, die nicht mehr wörtlich untergebracht wurden, gewöhnlich summarisch abgethan. Da heißt es: Eingelaufen sind solche aus Amerika, Australien, Bayern, Baden, Böhmen u. s. w. Spaltenlang wird der ganze Erdkreis in Verbindung mit dem „Sendboten" gebracht. Und es giebt kein Uebel, von dem die Menschen durch Gelobung der Veröffentlichung in diesem Blatte nicht schon befreit worden wären. Die Danksagungen lauten für glücklich bestandene Prüfungen und fleischliche Anfechtungen, für Erbschaftsregulierungen, Befreiung von Seelenleiden, für glückselige Sterbestunden, für die Genesung von den Aerzten aufgegebener Personen, als: Väter, Mütter, Kinder, Priester und andrer, die von allen erdenklichen Leiden geheilt wurden. Die Befreiung vom Militärdienste durch den „Sendboten" spielt in diesen Danksagungen ebenfalls eine große Rolle. Für glückliche Eheschließungen, glückliche Entbindungen und guten Nachwuchs in Ordenshäusern wird ebenfalls gedankt. Entwendete und verloren gegangene Gegenstände erscheinen wieder, „gefährliche Bekanntschaften" lösen sich, gemischte Ehen werden verhütet, und sogar „Maskenzüge", die zur Verhöhnung der Religion und der Priester hätten stattfinden sollen, werden verhindert durch das allmächtige Gelöbnis, es im „Sendboten" zu veröffentlichen.

Die Abonnentenzahl dieser Zeitschrift wuchs von Jahr zu Jahr, denn der Redakteur liest für das Seelenheil jener, die dem „Sendboten" Abonnenten verschaffen, Gratismessen. Und das zieht so gut wie die berüchtigten Gratisprämien. Die neuern Jahrgänge dieses Blattes sehen genau so aus wie die frühern. Im Juniheft 1885 schließt eine Wundergeschichte mit den Worten: „Dieses haben wir auch noch erfahren beim Erkranken mehrerer Kinder, welche Nervenfieber, Diphtheritis und noch eine andre bösartige Krankheit bekommen hatten. Wir versprachen Veröffentlichung im „Sendboten", und in einigen Tagen waren alle wieder gesund." Eine andre schließt also: „Um meine Dankbarkeit (für eine wunderbare Heilung) einigermaßen zu zeigen, habe ich zu Neujahr

*) Infolge einer Interpellation des katholischen Grafen Boos von Waldeck im österreichischen Abgeordnetenhaus hat der Unterrichtsminister 1886 den „Sendboten" für die Schülerbibliotheken verboten.

trotz meiner dürftigen Lage auf den „Sendboten" abonniert, und ich werde es keinen Tag mehr unterlassen, mich und die Meinen dem liebevollsten Herzen Jesu zu empfehlen."

Dieser „Sendbote vom heiligen Herzen Jesu" ist der Vater einer ganzen Anzahl von Zeitungsunternehmungen, die dem gleichen Wundersport huldigen. Im selben Verlage wie der „Sendbote des Herzens Jesu" erscheint „St. Franzisci-Glöcklein, Monatsschrift für die Mitglieder des dritten Ordens des heiligen Franziskus, gesegnet von Sr. Heiligkeit dem Papste Leo VIII., approbiert vom hochwürdigsten Ordensgeneral." Jeder Heilige wird bald seinen eigenen journalistischen Sendboten auf Erden haben, so wie die Regierungen, die politischen Parteiführer u. a. ihre Sendboten unter der Tagespresse besitzen. Ein in Wien (in Kommission bei Mayer & Co.) verlegter „Sendbote des heiligen Joseph", eine Monatsschrift zur Verehrung des heiligen Josephs, mit Genehmigung der kirchlichen Oberen herausgegeben und redigiert von Dr. Josef Deckert, Pfarrer in Weinhaus bei Wien und Vorstand des Gebetsvereins zu immerwährender „Verehrung des heiligen Josephs", weist bereits einen großen Fortschritt auf gegenüber dem Innsbrucker Jesuitenblatte; während dieses ausdrücklich betont, daß es sich Bearbeitung der Einsendungen vorbehält, aber für die Veröffentlichung der „Gebetserhörungen" nichts zu bezahlen ist, fordert der „Sendbote des heiligen Joseph" seine Einsender ebenso ausdrücklich auf, den Redakteur für die mühevolle Arbeit der Zusammenstellung zu entschädigen. Er preist seinen Heiligen aber auch in der verlockendsten Weise an und ruft der Welt zu: „Gehet zu Joseph! Er ist der himmlische Schatzmeister und kann jedem helfen!" (Januarheft 1885, S. 22.) Eine solche Aufforderung verhallt natürlich nicht ungehört, und die Beträge, die in dieser einzigen Nummer im Briefkasten quittiert werden, belaufen sich auf nahezu 100 fl. In spätern Nummern finden wir auch zahlreiche Beträge verzeichnet, die eingesendet wurden, damit die Spender dem Gebet der Abonnenten des „Sendboten" empfohlen werden. Das geschieht natürlich, und wenn der Arzt einem solchen Kranken wieder auf die Beine geholfen hat, beeilt dieser sich, seinem dem Sendboten erteilten Vorschuß einen noch größern Betrag folgen zu lassen.

In solchen Blättern findet man jährlich tausend und abertausend Meßgelöbnisse angekündigt, und es wäre nicht uninteressant, zu berechnen, mit welchem Erfolge diese Journalistik die Geschäfte der Kirche vertritt. Daß sie die geistlichen Interessen derselben tief schädigt, ist ganz fraglos. Und ganz so schädlich wie diese „mit Genehmigung der geistlichen Obern" herausgegebene Presse, wirken auch Bücher und andere Werke, die für das katholische Volk berechnet sind und die die weiteste Verbreitung finden. Wir wollen noch einer einzigen Erscheinung unsre Aufmerksamkeit schenken, und zwar den „Jahrbüchern des Werkes der Kindheit Jesu in Oesterreich-Ungarn." Das Werk hat den Zweck, die Kinder für Sammlungen zu Gunsten der Heidenkinder zu begeistern. Wie sehr dieses Unternehmen blüht, sagt die Summe von 68593 fl., die im Jahre 1883 in Oesterreich für diesen Zweck einging. In den einzelnen Heften dieser Jahrbücher,

die von den Katecheten in den Schulen verbreitet und von den Kindern gelesen wurden, finden wir die drolligsten Geschichten. Da wird von einer Fabrikarbeitersgattin aus Innsbruck berichtet, daß sie drei blinde Kinder geboren habe, seitdem sie aber 30 kr. monatlich für die Heidenkinder hingebe, bekomme sie sehende Kinder! Eine andre Frau, die schon fünf taubstumme Kinder hat, erhält aus demselben Grunde ein sechstes, welches hört und spricht. Ein Schulmädchen, das immer schlechte Zensuren erhielt, giebt einen Gulden für die Heidenkinder und erhält bei der nächsten Prüfung: „Erste Klasse mit Vorzug“. Eine arme Gärtnerin, die selbst nichts geben kann, opfert ein Ohrringlein, das sie gefunden, anstatt es der Verliererin zurückzustellen, für die Heidenkinder! Personen, welche Legate für das Werk gemacht haben, werden mit Namen genannt und dem Gebete der Kinderwelt empfohlen. Weiter folgen Anweisungen, wie die Kinder sich zu verhalten haben, „wenn sie spöttische, verächtliche Reden gegen die heilige Religion hören“. Man sollte glauben, die Kinder würden angewiesen, den Ort zu verlassen oder sich die Ohren zuzuhalten. Doch nein, sie werden aufgefordert, die also Redenden zu rügen, zu belehren, und man schärft ihnen überdies ein, daß sie verpflichtet seien, die gehörten Worte am rechtmäßigen Orte anzuzeigen. Wörtlich heißt es in einem dieser Büchlein dann weiter: „Würden solche Reden in der Schule von Seiten eines Lehrers fallen, so sind jene Kinder, die sie hören, schuldig, es dem Herrn Katecheten (Pfarrer) zu sagen. Das verlangt Gott!“

Zu dieser Art von Schriften muß man auch die Heftchen und Zettelchen in Sedezformat rechnen, die unter dem gemeinsamen Titel: „Schutzengelbriefe“ bei L. Auer in Donauwörth erschienen. „Es sind ihrer schon viel mehr als hundert und wenn wir der Verlagsbuchhandlung Glauben schenken, (warum nicht?) so haben sie schon weit und breit ungeheuern Jubel unter der Kinderwelt hervorgerufen. Sie sind dazu bestimmt, in den Schulen an die Kinder an Stelle von Fleißzetteln verteilt zu werden, und sollen für Kinder, wie auch für Erwachsene, recht nützlich zu lesen sein. Ihren Namen haben sie davon, daß sie den Kindern ratend und warnend zur Seite stehen sollen, gerade als wenn durch sie ihr Schutzengel zu den Kleinen spräche.“ (Näheres darüber wie aus neuern Jahrgängen der erwähnten „Sendboten“ in dem Schriftchen: „Schutzengelbriefe, Ein Beitrag zur Kenntnis römisch-katholischer Frömmigkeit.“ Von Gust. Rauter. Barmen, Hugo Klein.)

Daß die Buchlitteratur dieser erbaulichen Richtung oft nicht um ein Jota besser geartetet ist, dafür bringt der Verfasser der obengenannten Broschüre: „Die Lektüre des Volkes“ ein trauriges Beispiel bei. „Auf meinem Schreibtisch liegt ein Buch, das ich eigens einer Schulbibliothek für meine Zwecke entliehen habe. Der Titel desselben lautet: „Agnes, der Engel vom Paltenthal. Eine historische Erzählung aus der steirischen Reformationszeit. Nach Quellen bearbeitet von Hans Wiesing. Eine Preisschrift. Mit Genehmigung des hochwürdigsten fürstbischöflichen Ordinariates Brixen. Herausgegeben von der Marianischen Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei 1865.“ Ich empfehle dem Herrn Unterrichtsminister dringend die Lektüre dieses

weitverbreiteten Volksbuches und mache ihn besonders aufmerksam auf die Seiten 14, 15, 40, 79, 124, 126, 127. Wenn ein Buch, das solche Dinge enthält, von der Kirche preisgekrönt, mit Genehmigung eines fürstbischöflichen Ordinariates gedruckt und von einer Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften herausgegeben wird, wo bleibt da die Moral?!“

Indessen haben wir schließlich auch nach diesen wenig erquicklichen Betrachtungen noch einer andern und gewissermaßen höhern Seite der Sache unser Augenmerk zuzuwenden. Pfarrer O. Radlach in Zethlingen, der im „Centralblatt für Bibliothekswesen“ (XII. Jahrg. 4. Heft, April 1895) den „Bibliotheken der evangelischen Kirche in Preußen in ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung“ einen aus der Fülle seines sachkundigen Wissens geschöpften lehrreichen Aufsatz gewidmet hat, weist (S. 156) darauf hin, wie die katholische Kirche in Deutschland ihr kirchliches Bibliothekwesen im Laufe des 19. Jahrhunderts mit zielbewußter Arbeit aufgebaut hat.*) „Schon der Umstand, das Wetzers und Weltes Kirchenlexikon in einem längern Artikel auf die Bibliotheken hinweist, während das Parallelwerk auf protestantischem Gebiet, Herzogs Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, über kirchliche Bibliotheken nichts zu sagen weiß, giebt uns zu erkennen, daß der Katholizismus in Deutschland schon seit längerer Zeit auf die Bibliotheken seiner Kirche sein Auge gerichtet hat.“ Dies nun wird alsdann des Weiteren mit Beispielen belegt und schließlich auf Schwenkes „Adreßbuch der deutschen Bibliotheken“ hingewiesen. Der katholische Klerus richtet sich — so bemerkt Radlach beachtenswert genug — nach dem alten Benediktinerspruch: Claustrum sine armario est castrum sine armis (Ein Kloster ohne Bücherschrank ein Lager ohne Waffen).

Längst nicht in dem Maße, wie der römischen Kirche, steht der evangelischen die tägliche Zeitungspresse zu Gebot. Zwar kleine Tagesnotizen örtlicher Art nehmen die Tagesblätter wohl, wenn sie einigermaßen angemessner Weise darum angegangen werden, auf, aber eigentlich kirchliche Interessen zu vertreten, dazu geben von den großen Zeitungen nur wenige ihre Spalten her. Das Straßburger Blatt „Die Heimat“ erhebt eben da, wo es aus dem „Volksfreund“ jene Ueberſicht über die klerikalen Preßbemühungen in den Reichslanden abdruckt, auch noch folgende Klage: „Der „Volksfreund“ sagt, daß Papst und Bischöfe sich über das Werk der Presse freuen und dieselbe mit aller Macht fördern. Wo sind bei uns die Kirchenbehörden, die in Sachen einer protestantischen Presse auch nur einen Schritt gethan, in ihrer Versammlung auch nur zur Sprache gebracht hätten, daß es auch eine Pflicht der Kirche sei, den machtvollen

*) Radlach bringt (Abschnitt I.: Die Bibliotheken der evangelischen Kirche im Vergleich zu den Bibliotheken der katholischen Kirche, — S. 155) folgende ziffernmäßige Aufstellung bei: „Während die Zahl der Bibliotheken der evangelischen Kirche Preußens nach Schwenkes Berechnung 78 beträgt mit 281979 Druckbänden und 1284 Handschriften und die der evangelischen Kirchen des Deutschen Reiches 120 mit 436647 Bänden und 1551 Handschriften, wird die Zahl der Bibliotheken der katholischen Kirche Preußens auf 46 mit 377879 Bänden und 3969 Handschriften und in ganz Deutschland auf 81 mit 1019118 Bänden und 5559 Handschriften angegeben.“

Einfluß der Presse zu gebrauchen, um dem entsittlichenden Einfluß des Unglaubens und der religiösen Gleichgiltigkeit entgegenzutreten? Der Artikelschreiber redet von der sauern Arbeit der Redaktion, der sich seine Kollegen bereitwilligst unterziehen. Wo sind die Geistlichen unter den Protestanten, welche etwas von dieser sauern Arbeit auf sich nehmen wollen? Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen sträubt sich die Hand des Geistlichen, die Feder zu ergreifen, die er doch durch seine Bildung und Stellung zu führen berufen ist. Theologische Streitfragen zu erörtern, hat man immer Zeit, aber nicht dann, wenn es sich darum handelt, zum Volke von den Dingen zu reden, für welche es noch Interesse hat. Nein, bei uns liegt die Sache einer von überzeugten protestantischen Männern geleiteten Presse, denen es nicht um das Geschäft, sondern um die Sache selbst zu thun ist, noch sehr im Argen. Während man katholischerseits schon Früchte einheimst, frägt man sich bei uns noch, ob es denn nötig ist, überhaupt eine evangelische Presse zu halten. Gott gebe, daß diese Saumseligkeit nicht dazu führe, daß man einst Früchte einheimst, die gar sauer schmecken."

Ohne Zweifel ist das Feld der Thätigkeit zur Gesundung der Lektüre für unser Volk ein sehr großes.

Schlechthin unsittliche, zotige Schriftstellerei gilt es einfach zu unterdrücken. Da ist ein stiller Brand immer noch am Platz. Aber das Lesebedürfnis, das unleugbar vorhanden ist, will Nahrung haben; hier kann es sich nur darum handeln, statt verführerischen und verderblichen Lesestoffs nutzbringenden und förderlichen den Leserkreisen zuzuführen.

Statt Unglauben erregender pseudonaturwissenschaftlicher Schriftstellerei wohlbegründete, aber gemeinverständliche, auch apologetische Aufsätze über Natur, Welt, die höchsten Fragen des Menschenherzens und des Menschengeschlechtes.

Statt aufreizender, Köpfe und Gemüter mit Unzufriedenheit und unausführbaren Projekten erfüllender sozialdemokratischer Irrlehre gesunde wirtschaftliche und volkswirtschaftliche Gedanken und Anregungen in lesbarer und fesselnder Form. Nach dem Langweiligen und Oeden verlangt niemand.

Statt aufregender, die Sinne reizender, die Einbildungskraft überreizender Romane und Räubergeschichten — oder sogenannter Hintertreppen-Kolportageromane, die nebenbei durch ihre blendenden Pfennigslieferungen den Abonnenten ungeheuer teuer zu stehen kommen, — gediegene billige Erzählungen in gefälliger Ausstattung, geeignet, jenes Schundzeug aus dem Felde zu schlagen, und dazu allerdings wirklich berufenen Erzählungstalents bedürftig.

Aber allerdings bedürfen wir auch einer eigentlich evangelischen und nicht bloß evangelischen, sondern auch protestantischen Litteratur in ihrer klaren, zielbewußten Hegung und Verbreitung.

Kann es ein wirklich evangelisches Familienleben auf die Dauer nicht geben ohne Familien-Erbauung und Hausandacht, so darf es an zweckmäßiger Anleitung, an wackeren, gesunde Herzens- und Seelenspeise gewährenden Andachtsbüchern nicht fehlen. Gute Erbauungs- und Sonntags-

blätter reihen sich an; bringen solche Blätter statt dessen Parteigezänk und Verhetzung, so hören sie auf, gute zu sein.

Weiter aber will das Haus auch seinen Bücherschatz, seine Hausbibliothek mit klassischen Dichtungen, Geschichtswerken und Unterhaltungsschriften haben. Was Th. Brecht und Richard Weitbrecht beabsichtigten, als sie ihre „Protestantische Bücherschau" als „Führer und Ratgeber für deutsche Portestanten" erscheinen ließen, war eine durchaus gute und richtige Idee, mochte der erste Wurf immerhin einiges übersehen haben oder sonst noch zu wünschen übrig lassen. Indessen blieb diese Bücherschau mit Recht nicht bei dem stehen, was nur dem ästhetischen Genießen dient, der Belletristik, sondern ließ sich auch angelegen sein, das zu umfassen, was in die Rüstkammern des Evangelischen Bundes gehört.

Ist es nicht notwendig, wenn so schamlos, wie wir oben sahen, Luthers Person und Werk angetastet und verleumdet werden, daß den wirklichen Thatsachen entsprechende Lebensbilder des Reformators dargeboten werden?, wenn die Reformation als Revolution verleumdet und verdächtigt wird, daß bei der Hand sei, was diese auf den Auf-den-Kopfstellung der Geschichte und Wertung der großen Wandlung des 16. Jahrhunderts wieder in die normale Lage bringt? Die Empfindung, wie wenig in dieser Beziehung vorgesorgt war, hat unter den Eindrücken des Luthersäkularjahres (1883) die Anregung zur Bildung des „Vereins für Reformationsgeschichte" gegeben. „Damals freuten wir uns" — so berichtete der Lutherbiograph Professor D. Köstlin auf der ersten Generalversammlung in Frankfurt a. M. — „aufs neue des großen Schatzes, der vor 400 Jahren Deutschland und der ganzen Christenheit geworden. Wie wenig wir doch unsern Schatz uns vergegenwärtigt hatten! Wie wenig lebte er fort im Volke! Und nicht als vereinzelt dastehend mußten wir uns Luther vorstellen, sondern in einem großen geschichtlichen Ganzen. Da entstand das Verlangen, neu das ganze Bild der Reformation nach allen Seiten hin und nach seiner ganzen Ausdehnung wieder vor uns gegenwärtig werden zu lassen. . . . Wir wissen, wo diese große Geschichte vor uns lebendig wird, da wirkt sie auch für das Leben. Und so wird in den Statuten des Vereins ausdrücklich als Zweck bezeichnet, „das evangelische Bewußtsein durch Einführung in die Geschichte unsrer Kirche zu befestigen und zu stärken."" Die Teilnahme, die der Verein gefunden hat, ist eine nicht unerfreuliche, aber immer doch, wenn man die Mitgliederverzeichnisse durchsieht, eine sehr ungleichmäßige in deutschen Landen und Städten. — Eine ähnliche Einsicht, daß die größte und umfassendste Liebesstiftung der deutsch-evangelischen Kirche, nach Schwedens großem Heldenkönig genannt, bei aller Teilnahme, die sie gefunden, doch ungezählten Millionen der evangelischen Kirche ein Fremdes und Unbekanntes sei und bleibe, gab dem damaligen Divisionspfarrer in Brandenburg a. d. H. den Wunsch ein, jene ganz billigen und leicht verkäuflichen Heftchen herzustellen, welche seit der Gustav-Adolf-Versammlung in Wiesbaden 1884 unter der Aufschrift: „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" die Buchhandlung von Hugo Klein in Barmen durch Deutschland

vertrieben hat. Tausende sind verkauft worden, die sehr mannigfaltige Sammlung nähert sich der Vollendung des zweiten Hunderts; doch hat der Verleger bis zu seinem Tode große Opfer gebracht, und seinem Nachfolger (Julius Pertz) wäre ein ungleich größerer Absatz dringend zu wünschen. — Seither ist der „Evangelische Bund“ auf den Plan getreten, und er hat die in der besprochenen Richtung liegenden Pflichten ganz und voll erkannt, auch nach Mitteln und Wegen gesucht, um dieselben zu erfüllen: durch seine Buchhandlung, durch seine Wochen- und Monats-Korrespondenz, durch seine Flugschriften. Auch die letzteren, leichtbeschwingte Broschüren, — wollen und müssen sein. Sind Luthers erste, so unendlich weitgreifenden Veröffentlichungen nicht eigentlich kleine Traktate gewesen? Und so die Briefe Calvins und anderer Reformatoren. Ja höher hinauf: die Briefe der Apostel Traktate, Flugschriften an die jungen Gemeinden der ersten Christenheit, der vornehmste von allen der Römerbrief, durch die Diakonisse Phoebe ein Traktat an die Römer, von diesen unter die Bank geworfen, dann ein Brief an die Deutschen geworden. Wer will die Bedeutung solcher Flugschriften ausmessen?

Ueberschwemmt nun die römische ecclesia militans mit Broschüren das Land: mit „Frankfurter zeitgemäßen“, eigentlich höchst unzeitgemäßen, „Broschüren“, Broschürencyklus für das katholische Deutschland“, „Bonifacius-Broschüren“, so bleibt ja schwerlich etwas andres übrig, als diesen ebenfalls „zeitgemäße“ Broschüren entgegenzusetzen. Wirkt man dort auch auf den kleinsten Mann durch vielleicht sehr fragwürdige Kalender, so dürfen Diakonissenhaus, Stadtmission, Gustav-Adolf-Verein und Evangelischer Bund es an der Entgegensetzung desto besserer Kalender nicht fehlen lassen.

Wieviel ein gutgeleitetes und gutgeschriebenes Blatt in ansprechender Form zu Gunsten der evangelischen Kirche leisten kann, das haben einzelne Sonntags- und Missionsblätter, das haben Gustav-Adolf-Boten, wie der märkische, der thüringische und neuerdings der sächsische und von länger her das ausgezeichnete „Rheinisch-westfälische Gustav-Adolf-Blatt“ des Pastors Terlinden in Duisburg in hohem Maße erwiesen. Aber allerdings muß geklagt werden, daß noch längst nicht alle Geistlichen die große Bedeutung der Verbreitung gediegener Lektüre, der Gründung und Pflege guter Volksbibliotheken erkannt haben, oder, wenn sie sie erkannt haben, dann muß es in bedauerlichem Grade an der Rührigkeit, das erkannte Gute in That umzusetzen, fehlen.

Was für die Sammlung und Aufbewahrung von Schrift und Buch im Interesse des Evangelischen Bundes nötig ist, das hat man wenigstens in Elberfeld richtig erkannt. Es handelt sich ebenso darum, daß in thunlichst vielen Orten Bibliotheken sind, die auch spezifisch protestantische Litteratur, Litteratur des Evangelischen Bundes in sich aufnehmen, zu Nutz und Frommen von jedermann, besonders auch in den größern Städten — als kürzlich in einer wichtigen Stadt Deutschlands das bisher erschienene Material des Evangelischen Bundes zu wissenschaftlichem Zwecke sollte gesammelt werden, hat dies schon jetzt viele Mühe gemacht, und nur

mittels öffentlicher Umfrage waren einzelne Hefte und Nummern herbeizuschaffen — wie auch, daß an einer Centralstelle alles Bezügliche gesammelt und wohl aufgehoben werde. Man darf uns nicht nachsagen können, daß die ultramontanen Geschichtsmacher in den Quellen besser zu Hause seien, als wir, wir müssen von ihnen auch das Zusammenarbeiten lernen. Was daher an geschichtlichem und sonstigem Material, das zur Abwehr der Gegner und zur Stärkung der Bundessache dienen kann, zu Händen kommt, sollte der Redaktion der Bundeskorrespondenz zugänglich gemacht werden und zwar einzelne einschlägliche Gedanken oder geschichtliche Notizen ebenso, wie größere Abhandlungen und Bücher. Für diese Redaktionsbibliothek, die noch sehr bescheiden ist, sind natürlich auch sonstige Bücherstiftungen sehr erwünscht, ähnlich wie die Bibliothek des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Straßburg und die Bibliothek der Altkatholiken in Karlsruhe durch Schenkungen von Büchern sehr ansehnlichen Umfang gewonnen haben. Liegen doch überhaupt viel Bücher im Staube an Orten, wo sie keinem Menschen nützen können, während auch an sich Unbedeutendes, schwer Auffindbares in großen Sammlungen zu irgend einer Zeit sehr willkommen werden kann.

Noch einmal möge zum Schluß Luther vor uns dastehen, wie er seine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlägt — wie er am 10. Dezember 1520 vor dem Elsterthor die päpstliche Bannbulle auch seinerseits auf den Scheiterhaufen wirft: „Weil du den Heiligen des Herrn (Christus) betrübt hast, verzehre dich das ewige Feuer!“ — wie er an den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, wider Rom von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, an den Papst von der Freiheit eines Christenmenschen schreibt — wie er, ein Geächteter, auf der Wartburg seinem Volke die heilige Schrift verdeutscht!

38.

Erfahrenes und Gehörtes.

Alte und neue Liebenswürdigkeiten Roms.

Vortrag im Verein evangelischer Glaubensgenossen in Wien, gehalten von D. Dr. Paul v. Zimmermann, Pfarrer und Dozent an der theologischen Fakultät in Wien.

Ende Oktober 1895, kurz vor dem hohen Fest- und Ehrentag der evangelischen Kirche, fand sich im „Vaterland“, einer in Wien täglich erscheinenden Zeitung von ultramontaner Tiefschwarzfärbung, an der Spitze des Morgenblattes ein Leitartikel mit der Ueberschrift: „Kann die protestantische Kirche beleidigt werden?“ Diese seltsame Fragstellung war gewählt mit Beziehung auf eine kurz zuvor in deutschen Blättern

erschienene Mitteilung, daß der Redakteur irgend eines katholischen Blattes wegen Ehrenbeleidigung der evangelischen Kirche gerichtlich bestraft worden sei. Das „Vaterland" kam nun zu dem überraschenden Schluß, daß „die protestantische Kirche" nicht beleidigt werden könne, weil es überhaupt keine solche gebe! Natürlich weiß der Vaterland-Schreiber nicht, oder will es absichtlich ignorieren, daß wir nie von einer „protestantischen", sondern stets von einer „evangelischen" Kirche reden! Abgesehen davon ist sein Beweisverfahren folgendes: Die „protestantische Kirche" ist keine Einheit, keine juristische Person — wie die katholische Kirche, sie besteht nur aus einer Anzahl einander widersprechender Sekten und Richtungen, hat keine einheitliche Vertretung, ist in „Landeskirchen" zersplittert — ist daher eigentlich nur ein Gedanken- oder Fabelwesen, keine greifbare, sichtbare Person, wie die katholische Kirche, die in einer Person, dem Papste, gipfelt. Mit einem Wort, die „protestantische Kirche" kann nicht beleidigt werden! Wir möchten hinzufügen: durch solch oberflächliches Geschwätz können wir allerdings nicht beleidigt werden! Es ist die alte Geschichte, die hier zum so und so viel hundertsten Male aufgetischt wird: weil die evangelische Kirche keine äußere, sichtbar organisierte Einheit unter einem sichtbaren — unfehlbaren Oberhaupte darstellt, weil sie nicht sagen kann: „eine Messe im Basutolande wird genau so celebriert, wie in Rom" — weil sie auf die geistige Einheit unter Christo dem unsichtbaren Haupte größeres Gewicht legt, als auf die äußerlich sichtbare Gleichheit der Formen, Formeln und Gebräuche — darum verdient sie überhaupt nicht den Namen einer Kirche, sondern nur den eines losgelösten Haufens zerstreuter Atome von Sekten. Also immer der alte Unverstand oder boshafte Verdrehung des Wesens des evangelischen Christentums.

Und weit entfernt, daß Rom die Ausbrüche seines Ketzerhasses aus frühern Tagen heute endlich bereute und sich innerlich von ihnen lossagte — so werden im Gegenteil immer wieder Stimmen laut, die jede alte Greuelthat mit neuen Argumenten stützen und verteidigen. So brachte die in Rom erscheinende katholische Zeitschrift: Analecta ecclesiastica vor kurzem einen Artikel des Pater Pius a Longonio über die Inquisition, der ganz nach Scheiterhaufen-Weihrauch duftete. Der Verfasser nennt alle, welche die Inquisition mit ihren Scheußlichkeiten zu verdammen wagen, „Söhne der Finsternis"; die Scheiterhaufen sind ihm „gebenedeite Flammen" und für Torquemada, der als Großinquisitor in Spanien von 1481—1498 Tausende peinigen und dem Götzen des Fanatismus schlachten ließ — verlangt Pater Pius „ein strahlendes und ehrwürdiges Andenken." — Gewiß wird es viele geben, so meint der eifrige Pater — „viele unter den Kindern der Finsternis, die mit wild rollenden Augen und knirschenden Zähnen und schnaubenden Nasenflügeln gegen die sogenannte Unduldsamkeit des Mittelalters wüten würden. Es wäre jedoch völlig überflüssig, darauf hinzuweisen, welchen Wert solche thörichte, beißende Redensarten haben." „Nach Recht und Verdienst" — so sagt der fromme Pater, „haben das Kirchengesetz und das Staatsgesetz gegen derartige Heuchler mit vereinten Kräften gestritten, damit nicht Wölfe in Schafskleidern den

Schafsstall verwüsteten. Es sei ferne von uns, nach schwachen Gründen zu suchen, um die Heilige Inquisition gegen die ketzerische Bosheit zu verteidigen! Nicht die Beschaffenheit des Zeitalters, nicht natürliche Härte, nicht ungemäßigter Eifer, nicht irgendwelche andre sophistische Entschuldigung möge angeführt werden, als ob die Kirche in Spanien oder anderswo hinsichtlich der Akte der heiligen Inquisition, wenn nicht ganz, so doch teilweise entschuldigt werden müßte! Der glücklichen Wachsamkeit der heiligen Inquisition sind jedenfalls der religiöse Friede und jene Glaubensfestigkeit zuzuschreiben, die dem spanischen Volke zum Ruhme gereichen. O gesegnete Flammen der Scheiterhaufen! Durch diese sind unter Beseitigung sehr weniger (!?) und zwar recht schlauer Leute tausend und abertausend Scharen von Seelen den Schlünden des Irrtums und einer vielleicht ewigen Verdammnis entrissen worden. O strahlendes und ehrwürdiges Andenken des Thomas Torquemada, durch den klügsten Eifer und durch unbesiegbare Tapferkeit berühmt!" — So geschrieben am Ende des 19. Jahrhunderts! Es fehlt nur noch ein Nachsatz, den man sich aber leicht ergänzen kann: Wenn der Staat heut noch so einsichtsvoll wäre, wie dazumal — so würden die verruchten Ketzer von uns auch heute noch mit derselben Begeisterung verbrannt, wie vor dreihundert Jahren! —

Recht interessante Proben römischer Weltanschauung brachte auch kürzlich die 25 jährige Gedenkfeier der errungenen staatlichen Einheit des Königreichs Italien. Jeremiaden überall — ob des Falles des selbstständigen Kirchenstaates — dieses weltberühmten Musterstaates! Derselbe durfte sich rühmen, die meisten Mordthaten, die größte Zahl von unehelichen Kindern, die größten Ausgaben für Gefängnisse und den geringsten Aufwand für öffentliche Schulen zu haben. Die Hauptstadt des Papstes hatte 216 Klöster, aber dafür keine einzige geordnete öffentliche Volksschule!

Auch in Wien — zu St. Peter — hat ein feierlicher Trauergottesdienst stattgefunden. In demselben wurde für das Seelenheil der an der Porta pia gefallenen päpstlichen Soldaten gebetet — während man der mindestens ebenso christlich-katholischen italienischen Soldaten des Königs nicht gedachte. Der Trauerschmuck der Kirche galt wohl weniger den gefallenen Soldaten, als der gefallenen Herrlichkeit des Papstkönigtums. Der „katholische Schulverein" entsendete ein öffentliches Telegramm an den Kardinal Rampolla, in welchem der „Entrüstung über die Beraubung des Heiligen Vaters" Ausdruck gegeben wird. Das oben schon erwähnte „Vaterland" aber brandmarkt in seinem Leitartikel als „Sakrilegium, Gottesraub, unsagbaren Frevel, flagranten Rechtsbruch, perfiden und hinterlistigen Ueberfall, Vergewaltigung" — daß sich das geeinte Königtum Italien das nahm, was ihm von Rechtswegen gehörte — seine Hauptstadt! Mit solchen Worten wird ein Staat angegriffen, dessen Fürst der Freund und Verbündete unsers Kaisers ist! Und dabei rühmt sich Rom fortwährend, die sicherste Stütze der Staaten und der Throne zu sein.

Von welchem Haß, von welcher Bitterkeit die Vertreter der Papstkirche gegen uns erfüllt sind, dafür empfangen wir, wenn es dessen überhaupt noch bedürfte, immer neue Beweise. Ueber jede Regung, jede Bewegung unsrer Kirche fallen sie her. Wie hämisch war der Ueberfall nach unsrer letzten Generalsynode, auf welcher der Antrag gestellt wurde, höheren Orts bittend einzukommen, daß unsern Superintendenten statt dieses oft verstümmelten, wenig geläufigen Titels der andere, dem Volke bekannte des „Bischofs" bewilligt werde, um dadurch auch der staatlich gewährleisteten Parität der Konfessionen neuen Ausdruck zu gewähren.

Mit welchem giftigen Hohn überschüttet das Schriftchen „Wer hat euch gesandt?" jenen Antrag. Diese Broschüre erschien in Linz, im Verlag des katholischen Preßvereins ohne Namensnennung des Verfassers; und man wird nicht fehl greifen, wenn man vermutet, daß derselbe dem Bischof von Linz sehr nahe steht — auf jeden Fall sehr gut bekannt ist! — In dieser Broschüre wird der Nachweis zu führen versucht, daß den „protestantischen Bischöfen" vor allen Dingen die apostolische Sendung und Weihe fehle, daß die katholischen Bischöfe „in beneidenswerter Höhe über ihnen stehen," daß der angestrebte Titel „ein Zeichen großer Anmaßung und Herrschsucht" sei, daß sie — die protestantischen Bischöfe — auf gleicher Stufe mit jenen Eindringlingen stehen, welche die Apostel zurückgewiesen haben mit den Worten: „Diese haben wir nicht gesandt, ihnen haben wir keinen Auftrag zu lehren gegeben." Die Superintendenten haben keinen „Stammvater" —; mit Luther beginnt eine neue Stammreihe, die ganz losgerissen ist von der altehrwürdigen Ahnenreihe der katholischen Bischöfe; die „Handauflegung" bei protestantischen Weihen ist eine leere Ceremonie — die erteilte Weihe ist ungiltig — und so geht es weiter im Tone unverständigen und thörichten Geschwätzes! Stellen wir daneben die seiner Zeit genügend ins rechte Licht gerückte Geschichtslüge Majunkes „Luthers Selbstmord" — und das im Germaniaverlag erschienene Schriftchen über den „Mordbrenner" Gustav Adolf, der genau mit Wallenstein und Tilly gleichgewertet erscheint — so haben wir eine reizende Blumenausstellung von Hassesblüten der neusten Zeit. Der Theorie entsprechend ist denn auch die Praxis. Die amtliche Berührung beim Aufgebot von Brautpaaren verschiedener Konfession ist nach wie vor unerquicklich. Auf die mit viel Mühe und nach langen Verhandlungen erst zu erringenden Verkündscheine wird — trotz aller interkonfessionellen Gesetze, trotz höhern Orts eingebrachter Beschwerden — nach wie vor die Bemerkung gesetzt: „daß dem Vorhaben dieser Verlobten — außer dem Hindernis der Religionsverschiedenheit — kein gesetzliches Hindernis im Wege steht," oder manchmal auch in noch schrofferer Form: „Dieser Eheschließung steht das kirchliche Ehehindernis der Religionsverschiedenheit entgegen." Also der Christenname wird uns dort noch immer versagt! Wir sind in den Augen der offiziellen Vertreter der katholischen Kirche keine christliche Konfession — sondern eine andre Religion! Ich betone ausdrücklich: „der offiziellen Vertreter" — denn gern sei unsern katholischen Mitchristen das öffentliche Zeugnis ausgestellt, daß ein großer Teil derselben anders denkt! — Noch schroffer lautet die

Form des bischöflichen Dispenses, „wenn eine katholische Trauung eines Paares verschiedener Konfession vorgenommen werden soll. Die Braut wird als heterodoxa bezeichnet, und erklärt „quamvis illa in sua secta perseveret" das heißt: obwohl die ungläubige Braut in ihrer „Sekte" verharrt, werde der Dispens vom impedimentum mixtae religionis erteilt gegen das Gelöbnis, daß alle Kinder in der römisch-katholischen Kirche getauft und erzogen werden und daneben wird dem katholischen Eheteil noch die Verpflichtung auferlegt, für die Bekehrung des ungläubigen Teiles das möglichste zu thun! — Getreu nach dem Stil des Reformationsjahrhunderts! — Wenn nun ein katholischer Bräutigam mit solch einem „Religionsverschiedenheits"-Dokument bei mir erscheint, so ergreife ich diese treffliche Gelegenheit mit Freuden, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen — des Inhaltes: Haben Sie die Bemerkung auf Ihrem Aufgebotsschein aufmerksam gelesen? Ihr Herr Pfarrer erklärt also, daß Sie keine Christin heiraten — sondern eine Angehörige irgend einer andern Religion — ob Jüdin, Muhammedanerin oder Heidin, hat er nicht dazugeschrieben, denn offenbar ist die Meinung des hochwürdigen Herrn doch, daß Sie Christ sind, wenn nun eine Religionsverschiedenheit stattfinden soll — wie er schreibt — so bleibt keine andre Deutung übrig als diese. Wollen Sie nicht zu Ihrem Herrn Pfarrer zurückgehn und ihn fragen: welcher Religion nach seiner Meinung Ihre Braut angehört — und den Herrn darüber aufklären, was er offenbar nicht zu wissen scheint, daß wir evangelische Christen sind, wie Sie ein römisch-katholischer Christ sind! Sehen Sie, wir Evangelische vergelten nicht Böses mit Bösem, wir sprechen Ihnen den Christennamen nicht ab, jedoch wir können deshalb auch erwarten, daß man uns die gebührende Achtung nicht versage! Sie haben die Ehre ihrer Braut zu verteidigen und dürfen eine derartige Beleidigung derselben bei Ihrem Pfarrer nicht dulden — denn es ist in unsern Augen eine Beleidigung, uns den Christennamen zu versagen, da wir an Christum glauben — und ihm seine Ehre nicht verkürzen durch den Marienkultus!

Auf derartige Belehrungen hörte ich schon Antworten über die Intoleranz auf der andern Seite, die ich aus liebenswürdiger Schonung der Gegner nicht anführen will; — die Wiedergabe mancher Reden katholischer Bräutigams auf diese meine Darlegungen könnte denselben ebenso wie mir — wenn ich dieselben veröffentlichen wollte, die Bekanntschaft des Staatsanwalts zuziehen; manche waren harmloser und meinten, „ja unsre Herren san halt manchmal a Bisl harb" (etwas scharf) und waren der Ansicht, man dürfe sich das „net gar so zu Herzen nehmen, wie der hochwürdige Herr protestantische Pfarrer." Offenbar eine mehr gemütliche Auffassung der Sache! Andre eilten zürnend zum katholischen Pfarramt zurück und erklärten dort: entweder sofort einen andern Aufgebotsschein ohne diese Bemerkung von der verschiedenen „Religion" — oder sie würden noch heute ihren Austritt erklären und zur evangelischen Kirche übertreten! — Das half oft, und auf einmal war ein Aufgebotschein ohne alle Bemerkungen von Ehehindernissen da! — Manche Pfarrer erklärten (die berühmte Ein-

heit der katholischen Kirche ist hier durchaus nicht vorhanden, die Herren gehen ganz verschieden vor, je nach Charakter, Stimmung und andern Rücksichten) —: „einen andern Aufgebotsschein bekommen Sie nicht, im Uebrigen machen Sie, was Sie wollen!“ — Und das that denn auch wirklich so mancher; nämlich er wendete einer Kirche den Rücken, die mit ihrer hartnäckigen Schroffheit und Unduldsamkeit in Sachen des Glaubens und Gewissens dem Jahrhundert ins Gesicht schlägt. Evangelische Milde und katholische Härte führten im Laufe der letzten Jahre uns viele Bekenner zu. Während meiner einundzwanzigjährigen Thätigkeit in Wien sind gegen 5000, sage fünftausend zu uns übergetreten, während etwa 1000 uns verlassen haben! Und daß es möglich ist, daß eine immerhin so beträchtliche Menge im Laufe der Jahre der evangelischen Kirche den Rücken gewendet und dem Aberglauben sich zugeneigt, beweist, welche Anziehungskraft der äußere Schimmer des katholischen Kultus noch immer auf viele Gemüter auszuüben vermag. —

Bei Gelegenheit der Meldung zum Aufgebot bekommen die armen Bräute allerhand alte und neue Liebenswürdigkeiten mit auf den Weg — namentlich dann, wenn eine evangelische Trauung gewünscht wird. „Die protestantische Trauung heißt ja nix“ — drückt sich ein volkstümlich redender Herr gern aus, der früher auf einem weltabgeschiedenen Dorfe den Herrgott spielte und nicht ahnte, daß die Leute in Wien doch im Ganzen ein wenig heller sind, als seine frühern Waldviertler; — „wann Ihr protestantisch getraut seid, könnt Ihr vor der Kirche wieder voneinander laufen“ verkündete er der zu Tode erschrockenen katholischen Braut; oder auch mit der Variante: „da kann er — der protestantische Mann — die Frau wieder davonjagen und eine andere nehmen.“ Die Folge derartiger Unterweisungen ist dann nicht selten die Frage auf dem evangelischen Pfarramt: ob denn die Trauung hier „wirklich ebenso fest sei wie die katholische?“ — Manche entscheiden sich dann nach dem Grundsatz: „Doppelt hält besser“ — für eine Trauung in beiden Kirchen — obwohl ein derartiger Vorgang auch wieder den römischen Herren nicht genehm ist. Eine neue Wendung ward mir kürzlich hinterbracht. Zum Bräutigam hatte der Pfarrer gesagt: „Wie können Sie als katholischer Christ eine Protestantin heiraten; das werden Sie bitter bereuen, wenn Sie einmal krank sind!“ Worauf die evangelische Braut schlagfertig erwiedert hatte: „Das wollen wir erst abwarten, ob ich ihn nicht ebenso gut pflegen werde, wie eine katholische!“

Man sieht, an Phantasie wenigstens fehlt es den Herren nicht, wenn es gilt, ängstliche Gemüter mit allerhand Schreckbildern zu erhitzen. Die Wirkung aber ist doch nicht immer die gewünschte und erwartete. Im Gegenteil, viele erklären, sich diese „Secatur“ nicht weiter gefallen zu lassen und lieber überzutreten. (Das Wort Secatur ist ein sehr beliebter Wiener Volksausdruck für „lästige Quälerei“.)

Die Ausdrücke, in denen die Absicht, dem evangelischen Glauben sich zuzuwenden, kund gegeben wird, sind freilich oft recht seltsamer Art und beweisen, wie sorgfältig in dieser Richtung drüben der Unterricht sein

muß. — Die meisten erklären: „ich will mich umtaufen lassen“; andere: ich möchte zum evangelischen Glauben „umstehen“, einer wollte „übersteigen“, ein andrer „sich reformieren lassen“; noch ein andrer traf's schöner, er wolle „sich zum Protestantismus bekehren“ — manche wollen gar „Evangelisten“ werden; andre erklären sich bereit „den Papst abzuschwören“! Auf die stets gestellte Frage nach dem Grunde des Uebertritts kann man auch recht hübsche Antworten bekommen — und manche Uebertritts-Kandidaten muß man kurzer Hand zurückweisen, weil sie der Meinung sind, wenn man heut evangelisch werde, könne man sich morgen scheiden lassen und übermorgen „eine andre nehmen“. — Einer führte sich mit rührender Naivetät folgendermaßen ein: „Als ich gesagt hab, daß ich mich wollt protestantisch trauen lassen, weil's die Meinige gern möcht', hat mein Herr Pfarr zu mir gesagt: „Gehn's zum Teufel“ — und da komme ich nun zu Hochwürden und wollt fragen, was ich thun soll; ich möcht lieber protestantisch werden — wenn's nicht viel kosten thät!“ — Die meisten erklären gutmütig, daß ihnen der evangelische Glaube besser gefällt und daß sie schon manchmal in der Predigt waren, oder daß sie von der „schönen Leich“ so gerührt worden seien — was sagen will, daß die Grabrede eines evangelischen Pfarrers auf sie großen Eindruck gemacht habe. Auch die Entrüstung über detaillierte Beichtfragen diskreter Art führte uns schon Bekennerinnen zu, die das heilige Sakrament nicht missen, es aber auch nicht mit solch einem peinlichen Gerichtsverfahren erkaufen wollten.

Manche Hoffnungen, die auf uns gesetzt werden, müssen freilich Enttäuschungen erleben; so erkundigte sich eine jedenfalls sehr zartbesaitete katholische Braut, ob in der evangelischen Kirche bei der Trauung auch das „häßliche“ Wort mit gesagt würde: „er soll dein Herr sein“ — und als ihr bedeutet wurde, daß dies ein Bibelwort sei und die evangelische Kirche mit all ihrem Reden und Thun auf die heilige Schrift sich gründe, schien ihre Begeisterung für die evangelische Kirche sich sehr abzukühlen. Alles in allem drängt sich dem in langjähriger Diaspora-Praxis stehenden Geistlichen immer mächtiger die Erkenntnis auf, daß das Verständnis für das Wesen der evangelischen Kirche selbst in hochgebildeten Kreisen der Katholiken ein geradezu minimales ist! Wir haben sehr gebildete, sehr hochstehende, sehr verständige und kluge Leute im geselligen Verkehr getroffen, deren Kenntnis der Unterscheidungslehren sich auf die zwei klassischen Fundamentalsätze beschränkte: Die Katholiken haben die Beichte — die Protestanten haben sie nicht! Die Katholiken glauben an die allerheiligste Jungfrau — die Protestanten nicht! Damit war die Weisheit erschöpft. Ganz erstaunt zeigten sich beim Uebertrittsunterricht manche, als ihnen erklärt wurde: Wir haben die Herzens- oder Gewissensbeichte vor Gott dem Herzenskündiger — und ohne Beichte kein Abendmahl und haben ferner die Einzel- oder Privatbeichte für jeden, dessen Herz oder Gewissen sich darnach sehnt — aber wir haben nicht den Zwang der Ohrenbeichte, weil ein derartiger Zwang dem Geiste des Evangeliums völlig widerspricht und wir nicht Herren über die Gewissen, sondern Helfer unsrer Beichtkinder sein wollen.

Den größten Eindruck — nach der persönlich erworbenen Erfahrung — macht auf denkende und urteilsfähige Katholiken immer der historische Beweis, daß alles, was die römische Kirche in Lehre und Leben von uns unterscheidet, ein später Gewordenes und zum Teil aus dem Heidentum herüber Genommenes sei, und wenn dieser Nachweis an der Hand der Thatsachen und der Jahreszahlen geführt wurde, so ist gegen den Schluß: also sind wir die Alten — die Römischen aber die Neuerer, nichts mehr einzuwenden! Derartige Gespräche sollte heute jeder wohlunterrichtete und für seinen Glauben begeisterte evangelische Christ — und sollte das nicht jeder sein? — der in Berührung mit Katholiken kommt, anzuknüpfen suchen, Mißverständnisse zerstreuen, aufklären — Annäherung suchen, auch im gesellschaftlichen Verkehr der Gelegenheit nicht ausweichen, von dem evangelischen Glauben Zeugnis abzulegen: das ist heute der Weg, auf dem die Spannung der Konfessionen gemildert werden kann. Und danach zu streben, dahin zu arbeiten, muß als die Pflicht jedes wahrhaft evangelisch Gesinnten betrachtet werden. Die Hoffnung, die am Anfang dieses Jahrhunderts viele beredte Propheten fand, daß die beiden großen christlichen Hauptkonfessionen sich immer näher kommen, ja vielleicht am Ende des Jahrhunderts verschmolzen sein würden — ist am Ausgang des Jahrhunderts arg zu Schanden geworden. Die Kluft wird immer größer, der Graben immer breiter, die Hoffnung auf friedlichen Ausgleich, auf freundnachbarliches Nebeneinander der beiden „Schwesterkirchen" durch immer erneute feindselige Kundgebungen auf der andern Seite stets weiter hinausgerückt. Da dürfen auch wir nicht schweigen und uns stellen, als wäre Alles in schönster Ordnung. „Die Zeit zu schweigen ist vergangen, die Zeit zu reden ist gekommen" — das gilt auch hier — und es ist das Verdienst des „Evangelischen Bundes", an diese Pflicht gemahnt und die Wächter auf die Zinnen gerufen zu haben. Es ist traurig, daß der Lauf der Geschichte so gegangen, daß ein Gustav Adolf notwendig geworden — aber es ist gut, daß er kam, als er nötig war; es ist traurig, daß die Entwicklung der katholischen Kirche eine solche geworden, daß es noch heute notwendig ist, zu protestieren und zu polemisieren; aber es ist sehr gut, daß sich Männer voll Mut und Kraft zusammengeschlossen haben, da es von neuem notwendig geworden, das Schwert des Geistes tapfer zu schwingen. So lange man noch eine Wallfahrt nach Lourdes und eine Ausstellung eines alten Kleiderrestes in Trier als Aeußerungen christlichen Glaubens preisen wird, so lange es noch eine Kirche geben wird, die uns Evangelischen sogar den Christennamen abzusprechen sich erkühnt, so lange werden wir protestieren und alle Glaubens- und Gesinnungsgenossen aufrufen müssen zur furchtlosen und unermüdlichen Waffenbrüderschaft.

Das Symbol und Motto auf der Denkmünze des Jahres 1630, geprägt zur Erinnerung an die hundertjährige Wiederkehr des Tages von Augsburg, steht auch heute noch in Kraft. Jene Denkmünze zeigt einen Palmbaum, dessen Stamm rings von Steinen eingeengt ist und die Umschrift erklärt das sinnige Zeichen: veritas premitur sed non opprimetur, die Wahrheit wird gedrückt aber nicht zerdrückt, gedrängt aber nicht verdrängt. Wir wollen uns nicht erdrücken lassen und werden uns auch ferner mit allen edlen strebenden Palmbaumkräften dagegen wehren und unsre Zweige in die freie Luft kommender Jahrhunderte grünend hineintreiben. —

39.

Die Evangelisation an der römisch-katholischen Kirche Deutschlands.

Von Pastor emer. Julius Axenfeld in Köln a. Rh.

Es war im Sommer 1883. Das ganze evangelische Deutschland rüstete sich, um den 400jährigen Geburtstag des größten Mannes Deutschlands, unsers Reformators D. Martin Luther, festlich zu begehen. Kirche und Schule, Staat und Gemeinden wetteiferten, durch Gottesdienste, Aufführungen, Festspiele, Festmahle, auch durch Errichtung von Kirchen, Schulen, Gemeinschaftshäusern, sowie von Standbildern und andern Denkmälern die Begeisterung für eine gesegnete Fortentwickelung unsers deutschen Volkes auf dem Boden der Reformation in die Herzen tief einzuprägen. Das römische Deutschland, fast erstaunt, daß man es wage, vor seinen Augen solche Dinge vorzunehmen, gab sich den Anschein, als wenn es auf diese Feier keinen großen Wert legte, und als wenn die römische Kirche in einem unaufhaltsam siegreichen Aufschwunge sich befände. Das begeisterte Aufleben des protestantischen Geistes nach 400jährigem Bestehen der Kirche der Reformation deutete sie hohnlächelnd als das letzte Aufflackern einer sich selbst aufzehrenden religiösen Verirrung. Viele geistesträge und furchtsame Protestanten trugen auch bereits, besonders seit dem kläglichen Ende des Kulturkampfes, die bange Furcht, als ständen wir vor einem neuen Aufblühen Roms in Deutschland und von hier aus über die ganze Welt, in ihren Herzen.

Und doch mußte umgekehrt jeder Geschichts- und Weltkundige sich unzweifelhaft sagen, daß Rom sich in einem ganz stetigen Rückgange befindet, wohin man auch in allen fünf Weltteilen seine Augen richten möchte. Ja auch in Deutschland selbst!

Diese Wahrheit kam mir recht zum Bewußtsein, als mich eben in dem Sommer 1883 ein englischer Offizier besuchte, der von dem siegreichen Feldzuge in Afghanistan nach Hause zurückkehrte. Sein warm evangelisches Herz und sein Weltblick hatten ihm die feste Ueberzeugung eingeprägt: die Zukunft der Völker der Erde gehört dem Evangelium. Und anknüpfend daran erklärte er, den eine große Liebe zu unserm Luther erfüllte: „Eure Jubelfeier ist unvollständig. Am besten und würdigsten könntet ihr nur Luthers Geburt feiern, wenn ihr das letzte Drittel seiner

Landsleute, denen sein Genius seine Sprache aufgeprägt hat, eure römisch-katholischen Brüder, zum Evangelium zurückführtet." Diese schlichten Worte schlugen bei mir ein. Ich mußte mir gestehen, daß der Hauptschaden unsers deutschen Volkes der ist, noch nicht völlig evangelisch zu sein. Ich sah mich um und mußte erkennen, daß die protestantischen Kirchen aller Länder, selbst da, wo sie in der großen Minderheit ihrer Völker sich befanden, mit Eifer und Treue an der Evangelisation ihrer römisch-katholischen Brüder arbeiteten. In Frankreich, England, Holland, in der Schweiz, in Italien und Spanien, in Nord- und Südamerika und ganz besonders opferfreudig und erfolgreich in Belgien arbeiten Gesellschaften an der Bekehrung ihrer römischen Brüder, und leben der Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen. Nur in Deutschland gab es nichts von derartigen Liebesarbeiten bis zum Jahre 1883.

Versuche einer Evangelisation waren freilich schon vor etwa sechzig Jahren von dem bekannten Marioth in Basel und von dem edeln Superintendenten Gräber in Meiderich am Niederrhein begonnen worden, aber diese ersten Versuche wurden wieder eingestellt, als man die Erfahrung machte, daß fast alle die römischen Priester und Lehrer, welche sich zum Uebertritt meldeten, sittlich verseuchte Personen waren. Und doch fehlte uns Deutschen durchaus nicht der Trieb und die Beanlagung für Evangelisation unter den Römischen, denn mit großer Treue und Opferfreudigkeit sammelten deutsche Komitees in Elberfeld, Barmen, Köln, Langenberg, Stuttgart, Basel, Frankfurt a. M. und an vielen andern Orten für die Evangelisationsarbeiten in Spanien, Italien, Belgien und Frankreich. Ja man konnte es erleben, daß gerade Deutsche in jenen Ländern nicht bloß die freigebigsten Förderer, sondern auch häufig die eifrigsten und geschicktesten Arbeiter der Evangelisation waren.

Woran lag es denn, daß die Heimat Luthers, dieses großen Evangelisten unsers Volkes, sein Werk nicht mehr fortsetzte? Der Ursachen dieses Mangels, der meines Erachtens sich an unserm Volksleben schwer gerächt hat, sind vielerlei. Der durch die Bosheit und Grausamkeit der Jesuiten heraufbeschworene gräuliche dreißigjährige Krieg hatte den von Natur friedliebenden Deutschen für lange es in die Herzen eingeimpft, sich in Geduld und mit gegenseitiger Achtung in der religiösen Verschiedenheit zu tragen und jeder Auseinandersetzung über konfessionelle Verschiedenheiten aus dem Wege zu gehen. Die Protestanten unter sich verloren den Weltblick für den notwendigen allgemeinen Sieg des Evangeliums durch ihre herzerkältenden, spitzfindigen dogmatischen Streitigkeiten. Die Fürsten und Staaten waren froh, sich von den Verwüstungen, welche die Brüderkriege im eignen Lande angerichtet hatten, in Ruhe zu erholen. Die Flügel des deutschen Genius wurden dabei recht lahm. Als durch die Freiheitskriege gegen Napoleon I. in glühender Begeisterung für die Einigung des Vaterlandes Protestanten und Katholiken sich innig verbrüderten, träumte man davon, daß nunmehr der konfessionelle Gegensatz sein glückliches Ende gefunden hätte. Freilich trug auch eine verschwommene Theologie, welche sich mit unbestimmten Gefühlen von Gott, Tugend und

Unsterblichkeit begnügte und das Leben der Gemeinschaft mit dem Sünderheilande Jesus Christus verflachte, dazu bei, in falscher Weise gegen die grundverschiedene Stellung des Menschen zu Gott, Vaterland und Bruder in den beiden Konfessionen gleichgültig zu machen. Eine nicht aus der Wahrheit, sondern aus philiströser Bequemlichkeit stammende Toleranz, eine unrichtige den Charakter schwächende Belehrung und Erziehung in Kirche und Schule brachte es auf evangelischer Seite dahin, daß man eine Art neuen Dogmas aufbrachte, „es sei unchristlich und unvernünftig, wenn man nicht in dem Glauben seiner Väter verharre." Ja, die schwächsten Charaktere gingen so weit, zu lehren, es sei besser, um des äußern Friedens willen lieber nachzugeben und römisch zu werden.

Doch fing man nach 1830 an, bedenklich zu werden, als der herrschsüchtige Kirchenfürst in Rom diesen geistlichen Schlaf der Evangelischen in Deutschland benutzte, um durch eine neue Praxis in den Mischehen zwischen Protestanten und Römischen ein langsames, aber sicheres Untergraben der evangelischen Kirche herbeizuführen. Durch Beichtstuhl, durch fanatisierenden Unterricht der Jugend, durch Kongregationen, durch Bestechung, durch List- und Bedrohung, und wo nichts anderes half, auch durch Entführung und durch noch schlimmere Dinge zog man in den Mischehen, die man sogar in früher rein evangelischen Gegenden künstlich züchtete, die Jugend und damit die Zukunft Deutschlands in die Netze Roms. Besonders am Rhein, sowie in Schlesien, Posen, Westpreußen und Ostpreußen gewann die römische Kirche in der That in Mischehen so sehr die Oberhand, daß furchtsame Gemüter anfingen, an die Unentrinnbarkeit vor Roms Nachstellungen zu glauben.

Vielen gingen erst recht die Augen über diese Maulwurfsarbeit Roms auf, als der im Jahre 1870 unfehlbar erklärte Papst die Frechheit hatte, dem über den katholischen Franzosenkaiser Napoleon III. glorreich siegenden evangelischen König Wilhelm I. durch den Kardinal Ledochowski sagen zu lassen, er erwarte jetzt von dem zum deutschen Kaiser Gekrönten, daß er der Beschützer und Mehrer, ja mit seinem ganzen Volk ein Glied der alleinseligmachenden Kirche werden solle. Als der edle Kaiser Wilhelm dieses naive Ansinnen mit Hoheit zurückwies, rächte sich der Unfehlbare dadurch, daß er die vaterlandsfeindliche Centrumspartei stetig gegen Kaiser und Reich ins Feld schickte und den fast teuflischen Rat ersann, die östlichen Provinzen Deutschlands durch Polen zu überschwemmen und die darin wohnenden römischen Deutschen zu polonisieren.

Wie aus einem langen Schlafe jäh aufgeschreckt, fängt Deutschland, darunter auch wohlgesinnte römisch-katholische Deutsche, an, zu begreifen, daß wenn Deutschland nicht an dieser Unterwühlungs- und Vergiftungsarbeit seitens Rom zu Grunde gehen soll, sich alle gut christlichen und deutschdenkenden Elemente zunächst innerhalb der evangelischen Kirche, aber, wir zweifeln nicht, auch unter den Katholiken Roms zusammenschließen werden, um hoffentlich im Laufe eines Menschenalters diese böse Krankheit aus dem Körper des so kräftig und geistesstark von Gott angelegten deutschen Volkes auszuscheiden. Und das einzige Heilmittel zur Ge-

nesung ist Evangelisation. Der Bote Gottes, welcher auf dieses Heilmittel mit immer dringenderem Rufe hinweist, ist die größere Hälfte des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.*)

Zwar sträubt sich die andre kleinere Hälfte dieses erst acht Jahre alten Bundes, eine so schwierige, ebensoviel Weisheit als Liebe und Geduld fordernde Arbeit für ihre Pflicht anzusehen. Ein Teil, so fürchten wir, würde eher dem Bunde den Rücken kehren, als sich der Evangelisationsarbeit anzuschließen. Der andre Teil wird aber, so hoffen wir zuversichtlich, seine Bedenken gern aufgeben. Sobald er aus der Praxis der neuen Arbeit die erfreuliche Erkenntnis gewinnt, daß, fern von methodistischer Treiberei, Proselytenmacherei, sowie von verletzender Schmähung des Aberglaubens und der Irrtümer, in welchen unsre armen römischen Brüder groß gezogen werden, in freiester, ungezwungener Weise, Gebets- und Liebesgemeinschaft mit diesen Brüdern gepflegt wird, werden sie Rom und seinen Priestern den Rücken kehren. Sie werden entweder freudig in die evangelische Kirche übertreten oder wenn ihr Herz an manchen Formen ihres Gottesdienstes und ihrer kirchlichen Ordnungen hängen bleibt, sich in einer uns befreundeten eignen, deutsch-evangelischen Kirchengemeinschaft, etwa ähnlich der Brüdergemeine oder den Altkatholiken, einen wertvollen Teil des deutschen Volkes bilden.

Mir will es scheinen, als ob jene größere Hälfte des Evangelischen Bundes, welche fast mit Ungeduld eine vielseitige Evangelisationsarbeit freudigen Mutes in Angriff nehmen möchte, zunächst sich in Geduld üben und erst abwarten sollte, wie die kleinen Anfänge einer von Thümmel, Giesekke, Lemme und Axenfeld begonnenen Evangelisationsarbeit (von jedem von ihnen zunächst getrennt und eigenartig getrieben,) sich weiter entfalten werden. Dabei sollten dann die willigen Mitglieder des Evangelischen Bundes sich entschließen, treu und eifrig durch Geldopfer, Mitarbeit, guten Rat und brünstiges Gebet diese jungen Anfänge zu unterstützen.

Am deutlichsten und planmäßigsten tritt die Evangelisationsarbeit hervor in dem Verein und Haus Philadelphia in Godesberg am Rhein (Inspektor Pastor G. Axenfeld II.), zu deren Leitern die beiden Franz Giesekke in Solingen, und Julius Axenfeld in Köln am Rhein gehören.**) Seit dem 7. März 1894 hat Haus Philadelphia in vorbildlicher Weise unter Gottes Leitung die Aufgaben und Wege kennen gelernt, welche die Evangelisation an den römischen Brüdern in Deutschland zu gehen hat. Wir werden weiter unten eingehend darauf zurückkommen. In der kurzen Zeit seines Bestehens hat Haus Philadelphia die mannigfaltigsten Er-

*) Vergleiche: Franz Giesekke, Die Aufgabe des Evangelischen Bundes. Barmen. Wiemann. **Nur 20 Pf.** Sehr lesenswert.

**) a) Flugblatt: „Eine Schuld." Was thun wir, sie abzutragen? b) Satzungen des Vereins Philadelphia; c) das Haus Philadelphia in Godesberg von D. B. Wiemann sind kostenfrei bei Inspektor Pastor G. Axenfeld II. in Godesberg zu haben.

fahrungen und zwar meist ganz trauriger Natur, an herbeigekommenen Konvertiten (Mönch, Jesuit, Lehrer, Handwerker, Frauen) machen müssen. Aber auch einzelne ganz erfreuliche Resultate zeigen, was mit Gottes Hilfe die Zukunft bringen soll. In Bonn und Umgegend treibt der unter Leitung des Inspektors Axenfeld II. wacker arbeitende Evangelist Kube sein Werk. Die Unterbringung von Konvertiten ist im Gange. Manche gehen dem Uebertritt still und geräuschlos entgegen. Zwei Häuser sind für die Zwecke von Philadelphia vorhanden. Ein geistlicher Inspektor, von einem Kandidaten unterstützt, leitet die Arbeit, ein erfahrener Evangelist evangelisiert in Bonn und Umgegend, ein zweiter und dritter werden für Barmen und Elberfeld gesucht. Die Vorbereitungen für eine Evangelistenschule werden getroffen. Ein Alumnat für Knaben aus der Diaspora, die vor römischen höheren Anstalten bewahrt und in die Arbeit an Rom eingewöhnt werden, (Haus Philadelphia II. in Godesberg zählt bereits vierzehn Zöglinge. Ein Organ für die Arbeit ist in den „Diasporablättern" (Barmen. D. B. Wiemann, herausgegeben von Axenfeld I. in Köln, Jahrgang 2 Mk.) vorhanden. Traktate und Flugschriften sind in der Vorbereitung. Es könnte bereits Großes geleistet werden, wenn die Liebe und der Eifer der Brüder etwa 20000 Mk. jährlich für die Evangelisation aufbringen wollten! Kurz die Evangelisation ist, Gott sei Dank, bereits vielseitig im Gange und harrt nur eines Frühregens göttlichen Segens und brüderlicher Handreichung.

Aber wohlverstanden! Es handelt sich um Evangelisation, nicht Mission! Beides ist grundverschieden. Auch nicht um Evangelisation im Sinne der apostolischen Kirche. Wenn ich Paulus an die Epheser Kap. 4, 11: „Er hat etliche gesetzt zu Evangelisten" aus dem Text und der Kirchengeschichte recht verstehe, so sind mit diesen apostolischen Evangelisten Männer gemeint, welche sich in freier Weise der lieblichen Aufgabe unterzogen, den zur Taufe vorbereiteten oder kürzlich Getauften weiteren Unterricht in der Geschichte des Reiches Gottes von der Schöpfung an, namentlich aber in der Geschichte Jesu und seiner ersten Apostel, zur Befestigung in dem ergriffenen Glauben an das Evangelium von Jesu Christo, dem Gottessohne, zu geben. Solche Evangelisation wird nur ausnahmsweise etwa bei den in Deutschland lebenden Polen nötig sein. Diese werden ja leider von ihren Priestern in einer erschrecklichen religiösen Unwissenheit erhalten und vielfach nur für abergläubische Ceremonien und verschwommenes Gefühlsleben abgerichtet. Sie sind deshalb für ihre deutschen Glaubensgenossen so besonders gefährlich.

Aber auch keine Mission! Der römisch*) gebildete Deutsche weiß von Gott, von Christus, vom heiligen Geist, von Erlösung, vom ewigen Leben, von Sittengesetz u. s. w., von Gottes- und Menschenordnung.

*) Ich gehöre zu denen, welche es sich zur Aufgabe gesetzt haben, den unberechtigten Namen „katholisch" (das sind wir Christen alle, mit den Griechen, Armeniern und allen sonstigen Denominationen, denn katholisch heißt allgemein) durch den richtigen „römisch" zu ersetzen. Namentlich in Schule und Konfirmandenunterricht ist das sehr angebracht.

Namentlich der deutsche Römisch-Katholische spricht und denkt doch deutsch, hat deutsche Schulbildung, deutsche Litteratur, deutsches Gesetz, deutsches öffentliches Leben. Ihn wie einen Heiden oder Juden ansehen und behandeln, wäre unrecht und auch unpraktisch. Aber Evangelisation — die muß ja, wenn es in den Gemeinden und Kirchen nicht zum geistlichen Schlafe und kirchlichen Mechanismus kommen soll, immerfort durch die ganze evangelische Kirche hin, auf dem platten Lande, in der Diaspora, am meisten in den großen Städten neben der regelmäßigen Predigt und Seelsorge getrieben werden. In erfreulichster Weise fördern neuerdings die kirchlichen Behörden, wie die Träger der Predigt des Wortes Gottes diese Erkenntnis. Und eine besondere Art und Zweig davon ist die Evangelisation an unsern römischen Brüdern.

Wie denken wir uns die Beschaffenheit dieser Evangelisation im einzelnen und praktisch, zweckentsprechend ausgeführt? Für diesen Hauptpunkt unsrer Besprechung tappen wir auch bereits nicht im Dunkeln, Gott sei Dank. Man hat auch nicht zu befürchten, daß es sich um selbst ausgedachte Wege handle, so daß ein andrer sie sich beliebig anders ausdenken könne. Nein, Gott hat uns in dieser Sache deutlich geführt, und deshalb haben wir für diese Arbeit ein besondre Freudigkeit und lebendige Hoffnung.

Es giebt in Bonn und Umgegend, von den Zeiten des seligen Professors Christlieb her, sowie in meiner bisherigen Gemeinde in Godesberg Kreise innig gläubiger Seelen, Landeskirchliche und Freikirchliche, die in Bibelstunde und freien Zusammenkünften seit 25 Jahren eine engere Glaubensgemeinschaft und eine gegenseitige Stärkung durch freie Bibelbetrachtung und Gebet pflegen. In Bonn zeichnen sich darin besonders aus der in Vorträgen und Gebeten von Jesusliebe überströmende Landgerichtsrat von Niebuhr und der Buchhändler Schergens, nebst dem alten Missionar Pape. Zu ihren Versammlungen kommen auch gern Römisch-Katholische. Diese Gemeinschaft mit römischen Brüdern nahm noch wesentlich zu, als der jetzige Kirchenrat Professor Dr. Lemme in Heidelberg, früher auch in Bonn, von einem Kreise von Freunden unterstützt, einen eignen Evangelisten für die Arbeit an den römischen Brüdern nach Bonn berief. Es ist das der ehemalige Zögling des Heidenmissionshauses Neukirchen bei Mörs, Eberhard Stötzel. Derselbe schloß sich den Bonner Versammlungen zunächst an, nahm aber seinen Wohnsitz in Godesberg.

Stötzel hat von dem Herrn eine Gabe erwecklicher Rede erhalten. Es thaten sich ihm deshalb in Bonn viele Herzen und Thüren auf und es gelang ihm in den umliegenden Ortschaften Potschelsdorf, Endenich und Kessenich Versammlungen einzurichten, welche auch von Römischen gern und zahlreich besucht wurden. In seinen Ansprachen legte es Stötzel gar nicht darauf an, Irrtümer der römischen Kirche anzugreifen und zu widerlegen, oder abergläubische Ceremonien und Legenden lächerlich zu machen, sondern er erwärmte ihnen das Herz, indem er ihnen den freien Zugang zum Vaterherzen Gottes durch Christum, die selige Gewißheit einer vollkommenen Sündenvergebung schon hier auf Erden durch den heiligen Geist in Wort Gottes und Gebet und ein friedevolles Sterben im Namen Jesu anpries. (Das sind die köstlichen Perlen evangelischen Glaubenslebens, die den armen Römischen von ihrem unfehlbaren Stellvertreter Christi und seinen Priestern ihr ganzes Leben hindurch bis zur Sterbestunde vorenthalten werden.) Niemals drängte er sie etwa zum Uebertitt in die evangelische Kirche, wohl aber leitete er sie an, ihre Hausgenossen an das Wort Gottes und an persönliches Herzensgebet zu gewöhnen. Von selbst kamen dann einzelne Seelen zur Entscheidung und wurden den evangelischen Ortspfarrern zur Aufnahme in die Gemeinde überwiesen.

So hat sich allmählich für Stötzel und weitere Evangelisten ein Seelsorgegebiet unter Römischen bis in die Eifel hinein gebildet und fortwährend kommen einzelne davon zum Uebertritt. Aber, wie gesagt, letzterer ist nicht seine nächste Absicht. Es gelang ihm auch, Versammlungen, besonders für solche zu halten, die zur Trunksucht neigten. Es sollen wohl manchmal zwanzig bis dreißig Römische daran teilgenommen haben.

In die Gebets-, Bibel- und Gesangsstunden, die er leitete, lud er auch evangelische Männer und Frauen aus Mischehen ein. Sie brachten bald auch ihre römischen Ehehälften und ihre Kinder mit, für welche dann Stötzel auch liebliche Sonntagsschulen einrichtete, die ein Segen für Evangelische und Römische, Junge und Alte waren und bleiben. Durch sein Wohnen in Godesberg wurde ich auf ihn aufmerksam und als ich ihn näher kennen lernte, eröffnete ich ihm eine Wirksamkeit auch in meiner Gemeinde in Bibelstunden, sowie an dem Jünglingsverein und durch die ganze Gemeinde. Wie mancher Jüngling verdankt ihm den Frieden seines Herzens und daß er ein Nachfolger Jesu geworden ist! Wie mancher Römische sucht ihn abends auf, um halbe Nächte hindurch von ihm den Heilsweg sich zeigen zu lassen!

Das waren die Anfänge einer ungekünstelt entstandenen Evangelisation. Am 7. März 1894 traten nun eine Reihe von Männern in Godesberg, Barmen, Elberfeld und Boppard zusammen und gründeten Haus und Verein Philadelphia (d. h. Bruderliebe) in Godesberg, beriefen Stötzel zu ihrem Evangelisten und den Kandidaten Julius Keudel aus Witten a. d. Ruhr zu ihrem Inspektor. Leider zog es Herrn Stötzel allmählich von der Evangelisation unter den Römischen zu freikirchlicher Thätigkeit mehr hin, als die Philadelphia-Arbeit den Fanatischen unter den Römischen und den Furchtsamen unter den Evangelischen bekannt wurde. Von diesen beiden Seiten aus, geschürt durch die Priester und die ultramontanen Blätter, erhob sich ein arger Sturm gegen die junge Pflanzung. Doch vermochten sie nicht das neue Werk im Keime zu ersticken. An Stelle Stötzels, der in ungebundener Weise als Reiseprediger wirkt, trat der in der Krischona ausgebildete Evangelist Kube, der eine besondere Liebe zu den römischen Brüdern besitzt, aber nur gern in dem Rahmen der Landeskirche zu arbeiten gewillt war. Unter dem Beifall der Bonner Pfarrer hat er das Werk in und um Bonn in der begonnenen Weise fortgesetzt. Er erfreut sich, Gott sei Dank, eines noch größern Zulaufs als sein Vorgänger Stötzel und hat namentlich in Mischehen eine gesegnete Wirksamkeit. Auch in

Godesberg setzt er die Bibelstunden im Frauen-Erholungshause (Frauenheim) fort und hat dort unter seinen Zuhörerinnen auch römische Frauen.

Auch in Barmen und Elberfeld hat er anregende Evangelisationsversammlungen gehalten, welche in dortigen Kreisen den Wunsch nach eignen Evangelisten lebhaft wachgerufen haben. Gott wolle Männer erwecken und uns die Mittel zuwenden, daß möglichst bald in diesen beiden großen Städten eine stehende Evangelisationsarbeit unter den Römischen eröffnet würde! Ich zweifle nicht, daß auch in andern großen Städten Rheinlands und Westfalens dieselbe Arbeit auf Erfolg rechnen könnte.

Die erste Erfahrung an solchen, die das Haus Philadelphia aufsuchten, um sich dort für ihren Uebertritt in der Stille zurüsten zu lassen, war eine tief erschütternde. Sie ließ ernste Blicke in den sophistischen und verlogenen Sinn thun, welchen, Gott sei's geklagt! die jetzt ganz jesuitisch geschulte römische Geistlichkeit den Seelen einimpft. Hand in Hand damit geht eine schauerliche Gleichgültigkeit gegen die Sünden der Wollust und Unzucht. Man bekommt den bestimmten Eindruck, daß die evangelische Kirche den Schaden abzuhelfen eifrigst bemüht sein sollte. Bleibt sie dagegen gleichgültig, so wird das Verderben bald unheilbar werden und die Fäulnis der römischen Welt wird den Untergang auch des jetzt noch evangelischen Deutschlands nach sich ziehen.

Um sich für die Uebernahme eines Pfarramtes vorzubereiten, verließ der Inspektor Keudel die Arbeit Philadelphia. Sein Nachfolger Pastor Gottfried Arenfeld II, der die Evangelisation zu seiner Lebensaufgabe erwählt hat, hat sich nun folgende aus der Vorgeschichte sich ergebende Aufgaben gestellt:

1. Nicht Mission in rein römisch-katholischer Bevölkerung, sondern zunächst in gemischter Bevölkerung, Pflege evangelischen Gemeinschaftslebens für beide Konfessionen in Bibelstunden, christlichen Gesangvereinen, Sonntagsschulen, häuslichen Besuchen, besonders in Mischehen, verbunden mit Anleitung zum Lesen in der heiligen Schrift und zum direkten Verkehr mit dem Herrn im Herzensgebet, Fragekasten in den Versammlungen werden viel Erleuchtung bringen.

2. Sorgfältige Ausarbeitung anregender Traktate und Flugschriften, sowohl für Evangelische, um sie zur Mitarbeit und zur Fürbitte zu reizen, als auch für Römisch-Katholische, um in ihnen die Sehnsucht nach einem lebendigen und fröhlichen Verkehr mit Christo in Gott wachzurufen. Diese Verbreitung evangelisierender Schriften darf jedoch nicht eine mechanische sein, sondern sie muß sich an persönliche Berührung anknüpfen.

3. Freundschaften zwischen angeregten Römisch-Katholischen und erweckten Evangelischen fördern, auch den ersten Gelegenheit geben, den Segen großer evangelischer Versammlungen und Feste zu genießen.

4. Möglichst bald, wenn der Herr dafür die rechten Zöglinge zuführt, eine eigentliche Schule für Evangelisten unter den Römischen in Haus Philadelphia ins Leben zu rufen.

5. Durch ein Alumnat für Knaben aus der Diaspora, welche vor dem Besuch ultramontaner höherer Schulen ihrer Heimatsorte be-

wahrt und durch die Erziehung in Haus Philadelphia II und Unterricht in dem rein evangelischen Pädagogium zu Godesberg mit Evangelisationsgeist getränkt, in ihrer Heimat später die Stützpunkte für eine weitere Arbeit des Evangeliums unter Römischen abgeben sollen.

6. Durch Predigten, Vorträge, persönliche Besuche in den evangelischen Gemeinden die Liebe und das Pflichtgefühl, sowie die Fürbitte und die Opferfreudigkeit für diese wichtige Arbeit wachrufen und pflegen.*)

Man gestatte mir nach innerster Ueberzeugung meines Herzens ein offenes Wort zu sagen. Viel Herzeleid wäre Deutschland und der Welt erspart geblieben, wenn die evangelische Kirche in brennender Bruderliebe und in gläubigem Gehorsam gegen den klaren Willen Gottes, der in seinem geschriebenen Worte niedergelegt ist, schon längst Evangelisationsarbeit an unsern römischen Brüdern getrieben hätte. Sagt nicht der Heiland seinen Jüngern, als er sich ihnen nach seiner Auferstehung offenbarte und ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit schalt, Mark. 16, 15: „Prediget das Evangelium aller Kreatur"? Hat denn die römische Kirche noch klares und reines Evangelium? Gilt nicht für die aus den Ketten der Menschenvergötterung und der Ungewißheit der Sündenvergebung gnädig gerettete evangelische Kirche die Mahnung des Herrn an Petrus, Luc. 22, 32: „Wenn du dich dermaleinst bekehrest, so stärke deine Brüder"? Sind nicht die römischen Deutschen diese unsre Brüder? Spricht nicht der Auferstandene zu den Elfen auf dem Berge, Matth. 28, 20 im Blick auf alle Getauften: „Lehret sie halten alles, was ich Euch befohlen habe"? Sind wir nicht also den Römischen schuldig, die von ihrer Geistlichkeit ihnen vorenthaltene Schrift ihnen wieder in die Hand zu haben? Zeigt uns nicht Jakobus das selige Glück solcher, die ihre Brüder vom Irrtum bekehren, Jak. 5, 19 u. 20: „Liebe Brüder, so jemand unter euch irren würde von der Wahrheit und jemand bekehrte ihn, der soll wissen, daß wer den Sünder bekehret hat von dem Irrtum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden"? Umgekehrt: Wie entrüstet schreibt Paulus 1 Tim. 5, 8: „So aber jemand die Seinen nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Heide." Wiederum steht geschrieben Luk. 10, 36 u. 37: „Welcher dünkt dich, der der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm that. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und thue desgleichen." Sind unsre römischen Brüder denn nicht buchstäblich

---

*) Gegenwärtig besteht der Vorstand von Philadelphia aus: 1. G. A. Schlechtendahl, Barmen, 1. Vorsitzender. 2. Pastor J. Arenfeld, Köln, 2. Vorsitzender. 3. A. Lohmann jr., Godesberg, Kassierer. 4. Pastor G. Arenfeld, Inspektor, Godesberg, Schriftführer. 5. Rektor a. D. Gelderblom, Godesberg. 6. Buchh. A. Passange, Godesberg. 7. D. B. Wiemann, Buchh., Barmen. 8., 9. u. 10. Pastor Müller, Schöttler und Kluge, Barmen. 11. Pastor Hafner, Elberfeld. 12. Pastor Giesekke, Solingen. 13. L. Klattenhoff, Ingenieur, Boppard.

unter die Mörder gefallen, und wer sind ihre Nächsten, wenn nicht wir, ihre evangelischen Brüder?*)

Zum Schluß zwei Fragen:

1. *Was wird geschehen, wenn jetzt wieder die Evangelisation in Deutschland unterbleibt?* **Die große evangelische Kirche in den fünf Weltteilen der Erde wird nicht untergehn,** wie Rom den Leichtgläubigen einreden möchte, während es doch im stillen vor Angst über die Möglichkeit des eignen Untergangs zittert. Ohne Zweifel *gehört die Zukunft der Völker der evangelischen Kirche.* Die Weltgeschichte und Zahlen beweisen es. Im Jahre 1891 zählte die auf ihr Alter stolze seit 1500 Jahren bestehende römische Kirche 195 Millionen Seelen, die erst 370 Jahr alte evangelische Kirche 200 Millionen Seelen, die zu ihr gehören. Dabei sind die römisch-katholischen Völker in raschem Niedergang begriffen, während die evangelischen Völker aufblühen und ihre Herrschaft über weite Gebiete ausbreiten.**) Die 7 Millionen, welche bei der letzten Volkszählung in Frankreich sich von der römischen Kirche losgesagt haben, die Italiener, welche ihre nationale Größe und Einheit in der Abkehr von der Papstherrschaft gefunden haben, das Zusammenbrechen und die steten Revolutionen Spaniens und Portugals samt aller ihrer ehemaligen und noch vorhandenen Kolonien stellen die Prahlerei der römischen Kirche, daß sie einig und allein seligmachend sei, in ihrer ganzen Armseligkeit hin. Auch ihre Missionen blenden nur kurzsichtige und oberflächliche Beobachter. Sie bringen kein Volk mehr zu nationaler Blüte und Größe. Nein, ich wiederhole meine feste Ueberzeugung: Die Zukunft der Völker gehört der evangelischen Kirche, welche in früher ungeahnter Vielseitigkeit die Völker der Welt durch ihre Missionen umbildet. *Aber ob Deutschland an dieser Herrlichkeit auf die Länge teilnehmen wird,* das hängt einzig und allein davon ab, ob es in ernstem Ringen und heiliger Liebesarbeit das römische Wesen aus seinem Körper ausscheidet. Geht es so weiter wie in den letzten sechzig Jahren, läßt sich Deutschland das gefallen, daß es in seinen vier östlichen Provinzen (Schlesien, Posen, Westpreußen, Ostpreußen) polonisiert und romanisiert wird und in den angrenzenden Gebieten (Pommern,

*) Vergl. Giesekke, „Zur Aufgabe des Evangelischen Bundes“, S. 9 unten, 10, 11, 12 u. 13.

**) „Die zahlreichste Abteilung der Christen sind die Evangelischen; sie übertreffen auch die Römischen noch um fast 4½ Millionen. Dieses Uebergewicht der Evangelischen tritt noch mehr ins Licht, wenn wir erwägen, daß die Träger des Evangeliums im wesentlichen die herrschenden Nationen der Welt sind. England mit seinem Kolonialbesitze, Vorder- und Hinterindien, West- wie Süd- und Ostafrika, Nordamerika und Australien; Deutschland mit seinen Kolonien in Afrika und Australien, die Niederlande mit ihren Kolonien in Indonesien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind vorwiegend evangelische Länder. Rechnen wir alle diese Stammländer mit ihren Kolonien zusammen, so ergiebt sich, daß fast die *Hälfte der Bevölkerung der Erde unter evangelischer Herrschaft steht. Die evangelische Kirche ist zur Missionierung der Welt berufen*“ s. Richter, Die evangelischen Missionen. Jahrg. 1895, Heft 1. S. 12.

Brandenburg, Provinz und Königreich Sachsen) römisch-polnisch durchsetzt wird, läßt es zu, daß der Ultramontanismus in den westlichen Grenzländern (Westfalen, Rheinprovinz, Lothringen, Elsaß) und im Süden (Baden, Württemberg, Bayern) durch Mischehen und andre Praktiken die Bevölkerung in ihrem evangelischen Deutschtum schwächt und zersetzt, so werden Frankreich und Rußland das arme Deutschland unbarmherzig zerdrücken und die *andern evangelischen Völker der Welt unter britischer Leitung werden die Träger des Evangeliums bleiben.* Deutschland *kann nur bestehen, wenn es ganz evangelisch wird.* Sobald unser Volk für dieses große Ziel Verständnis und Begeisterung zeigen wird, kann die Evangelisation in raschem Siegeslauf ihr Ziel erreichen: ein Volk, ein Kaiser, ein Gott!

2. *Was wird geschehen, wenn jetzt die Evangelisation mit Ernst,* jedoch nur mit geistlichen Waffen des reinen Evangeliums und *der geduldigen Liebe getrieben wird?* Es ist nicht auszusagen, welche Ströme von Glück und Segen sich über unser Vaterland, über ganz Europa, über die Welt ergießen werden! Das innerlich geeinte Deutschland wird dann auch ohne Verbündete seinen eroberungslustigen Nachbarn zur Rechten und zur Linken den Frieden diktieren können. Der Deutsche ist nicht ländergierig und hat kein Wohlgefallen an der Unterdrückung und Ausbeutung anderer Völker. Der Friede Gottes, den er in traulichem, gesittetem Familienleben und in der Kindesgemeinschaft mit Gott durch Christum genießt, wird er seinen Kolonien mitteilen und seine Liebe zu Unterricht und Erziehung wird ihn zum gesegneten Lehrer der andern Völker machen. Gott gebe, daß wir alle die fröhlichen Anfänge dieser weltbeglückenden Zukunft Deutschlands durch die Evangelisation erleben mögen! —

Register.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

Im Reiche der Gnade.

Sammlung
von
Kasualreden und Kasualpredigten
in
Beiträgen namhafter Geistlicher
herausgegeben
von
Gustav Leonhardi und **Wilh. von Langsdorff,**
Licentiaten der Theologie und evang. Pfarrern.

Erster Band:

Heft 1. **Lasset die Kindlein zu mir kommen.** Taufreden. 2. Aufl.
„ 2. **Heilige sie in deiner Wahrheit.** Konfirmationsreden. 2. Aufl.
„ 3. **Siehe, ich stehe vor der Thür.** Beicht- u. Abendmahlsreden. 2. Aufl.
„ 4. **Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.** Traureden. 2. Aufl.
„ 5. **Tod, wo ist dein Stachel?** Grabreden. 2. Aufl.
„ 6. **Bauet euch zum geistlichen Hause und zum geistlichen Priestertum.** Ordinations-, Einführungs- und Weihereden.

Preis à Heft 1 Mk. Heft 1—6 in einem Band geb. 7 Mk. 50 Pf.

Zweiter Band:

Heft 1. **Wir sind Botschafter an Christi Statt.** Antrittspredigten.
„ 2. **Ich befehle euch Gott und dem Worte seiner Gnade.** Abschiedspredigten.
„ 3. **Du krönest das Jahr mit deinem Gut.** Erntefestpredigten.
„ 4. **Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses.** Kirchweihpredigten.
„ 5. **Gott ist unsere Zuversicht.** Reformationsfestpredigten.
„ 6. **Deine Toten werden leben.** Totenfestpredigten.

Preis à Heft 1 Mk. Heft 1—6 in einem Band geb. 7 Mk. 50 Pf.

Dritter Band:

Heft 1. **Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.** Missionspredigten.
„ 2. **Reichet dar in der Gottseligkeit brüderliche Liebe.** Predigten bei Festen der innern Mission.
„ 3. **Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße.** Bußtagspredigten.
„ 4. **Fürchte dich nicht, du kleine Herde.** Gustav-Adolf-Festpredigten.
„ 5. **Wir haben ein festes prophetisches Wort.** Bibelfestpredigten.
„ 6. **Danket dem Herrn und prediget seinen Namen.** Predigten bei Jahresfesten besonderer Art. (Jünglings- u. Männervereine, Arbeitervereine, Magdalenenvereine, Kirchengesang-Verband. Gotteskasten.)

Preis à Heft 1 Mk. Heft 1—6 in einem Band geb. 7 Mk. 50 Pf.

Verlag von Fr. Richter in Leipzig.

Gustav-Adolf-Stunden.

Sammlung von Vorträgen über das Gustav-Adolf-Werk.

Ein Handbuch für die Freunde desselben.

Herausgegeben
von
Franz Blanckmeister,
Pastor in Dresden,
Herausgeber des „Sächsischen Gustav-Adolf-Boten".

Zweite Auflage.

Preis geh. 3 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk. 50 Pf.

Das treffliche Buch sei aufs wärmste empfohlen. Es giebt in der gesamten Gustav-Adolf-Litteratur kein einziges Werk, das in so umfassender und lichtvoller Weise über das große Arbeitsgebiet des Vereins orientierte, wie dieses praktische und billige Buch, dem wir eine baldige Fortsetzung dringend wünschen.
(Schlesw. Holst. Gustav-Adolf-Bote.)

Das anerkannt Beste auf diesem Gebiet, das in Form wie Inhalt reichen und interessanten Stoff bietet für jede Gustav-Adolf-Stunde, jedes Gustav-Adolf-Fest!
(Pfarrervereinsblatt.)

Wenn manche andre litterarische Veröffentlichungen zur Säkularfeier Gustav Adolfs vergessen sind, wird diese Sammlung als ein wertvolles und bleibendes Monument dastehen und der Kirche nützen. Die Not und Hilfe der Diaspora zur Kenntnis der Gemeinde zu bringen, ist gewiß nützlich und segensreich. Dazu aber läßt sich ein besseres Hilfsmittel als diese Sammlung nicht denken.
(Deutsche evang. Kirchenztg.)

Besonders erfreulich erscheint es, daß maßgebende Persönlichkeiten aus den Reihen der Pfleger des Gustav-Adolf-Werks sich sehr lobend über das Sammelwerk ausgesprochen haben. So hat es der Präsident im Centralvorstand Geheimrat D. Fricke, als ein der Vereinssache „sehr nützliches" Werk bezeichnet, und auch andre tonangebende Männer bezeugen dem Buche und der Idee, die es vertritt, ihre wärmste Teilnahme. Generalsuperintendent D. Döblin in Danzig empfiehlt das Buch mit den Worten: „Für Gustav-Adolf-Festpredigten, Gustav-Adolf-Stunden und Familienabende findet sich hier ein außerordentlich reiches Material. Pastor Blanckmeister, der mit der Herausgabe der Gustav-Adolf-Stunden ein völlig Neues zu pflügen hatte, hat seine Aufgabe mit Meisterschaft gelöst."

Aus dem kirchlichen Leben des Sachsenlandes.

Kulturbilder aus vier Jahrhunderten.

Von

Franz Blanckmeister,

Pastor in Dresden.

Heft 1: **Der sächsische Volkscharakter und das Evangelium.** Heft 2: **Die erste theologische Zeitschrift.** Heft 3: **Die sächsischen Bußtage.** Heft 4: **Die sächsischen Kirchenbücher.** Heft 5/6: **Die sächsischen Feldprediger.** Heft 7: **Eine Landeskollekte und ihr Schicksal.** Heft 8: **Eine altsächsische Stimme über Heiden- und Judenmission.** Heft 9/10: **Die sächsischen Konsistorien.** Heft 11/12: **Der Pfarrer von Lockwitz.**

Jedes Heft 50 Pf.

Heft 1—12 in einem Bande geb. 4 Mk. 60 Pf.

Die Kenntnis der kirchengeschichtlichen Vergangenheit des eignen Landes ist in Sachsen lange nicht so verbreitet wie anderwärts. Eine sächsische Kirchengeschichte ist noch nicht geschrieben. Mit vorliegenden Schilderungen will der Verfasser diesem Uebelstande in etwas abhelfen. Auf Grund der gediegensten ungedruckten und gedruckten Unterlagen bietet er in jedermann verständlicher Weise Bilder aus dem kirchlichen Leben Sachsens in den letzten vier Jahrhunderten und damit Bausteine für eine sächsische Kirchengeschichte. So wenig er dabei seine Liebe zum Vaterlande und sein evangelisch-lutherisches Bekenntnis verleugnet, so sehr befleißigt er sich der historischen Objektivität, welche die kirchengeschichtlichen Erscheinungen weder beschönigt noch verziert, sondern sie so darstellt, wie sie sind. Möchten diese zwanglos erscheinenden kirchlichen Kulturbilder freundliche Aufnahme finden nicht bloß bei den Geistlichen der sächsischen Landeskirche, sondern bei allen Gebildeten, denen das kirchliche Leben am Herzen liegt, wie es deren in Sachsen nicht wenige giebt.

Amtlich empfohlen vom ev.-luth. Landeskonsistorium in Dresden.



Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte.

Herausgegeben von

D. Emil Quandt,

Superintendent und 1. Direktor des Kgl. Predigerseminars in Wittenberg.

1. Band: **Ein evangelisches Weihnachtsbuch.** (23 Weihnachtspredigten.)
2. Band: **Ein evangelisches Osterbuch.** 2. Aufl. (23 Osterpredigten.)
3. Band: **Ein evangelisches Pfingstbuch.** 2. Aufl. (22 Pfingstpredigten.)

Preis à Band geh. 3 M. Eleg. geb. mit Goldschnitt à 4 M.

Diese drei Bände enthalten 68 Predigten der hervorragendsten Kanzelredner.

Wir erwarteten eine reiche Gabe, als wir die Reihe weitberühmter Namen sahen, deren Träger sich in dieser Predigtsammlung zusammengesellt haben; unsre Erwartungen sind übertroffen: die tüchtigsten Redner haben ihr Bestes gegeben. Alle diese Predigten sind geschöpft aus der Tiefe des Gotteswortes und aus der Fülle reicher Erfahrungen, und dürfen namentlich auch jüngeren Predigern als Muster empfohlen werden.



Urteile der Presse über das „Pfarr-Haus":

Es ist das schmerzlich empfundene Vermissen eines Liebesbandes, das die evangelische Geistlichkeit ganz Deutschlands miteinander verbinde, das zum Ausdruck kommt in dem Streben der Männer, welche zusammenstehen und einladen, daß in Erfüllung gehe unseres Herrn und Hauptes hohepriesterliche Fürbitte, „daß sie alle eins seien". Wie herrlich haben Meuß, Bauer und Wiener von der Würde und Bürde des evangelischen Pfarramtes und Pfarrhauses Zeugnis abgelegt. Sie haben dargelegt den unauflöslichen Zusammenhang zwischen dem amtlichen und häuslichen Leben im evangelischen Pfarrhause — das thut auch unser Blatt und vergißt deshalb auch Frau und Kinder nicht. Alles, was zum sanftmütigen Tragen des Kreuzes und zum demütigen Genuß des Glücks dient im kleinen und großen, alles, was der Geistliche in Amt und Haus treibt und wirkt, denkt und fühlt, duldet und trägt, kämpft und siegt, hofft und glaubt, liebt und haßt für sich und für die Seinigen, allein und mit den Seinigen, kommt hier zu Wort Es bleibt ja doch wahr: In keinem Hause lebt soviel ideales Streben und zwar meist unter den schwierigsten Verhältnissen, als im evangelischen Pfarrhause. In keinem Hause nimmt die Familie so regen Anteil an den Sorgen und Mühen des Amtes, am Wohl und Weh der Gemeinde, wie im evangelischen Pfarrhause. In keinem Stande herrscht soviel amtsbrüderliche Liebe als hier. — Und daß solches immer mehr wahr werde und daß solches immer mehr Segen bringe für uns und unser Volk — dazu hilft unser „Pfarr-Haus" in ganz ausgezeichneter Weise.

(Halte was du hast.)

Nach reiflicher Prüfung darf das „Pfarr-Haus" als vorzüglich und gediegen bezeichnet werden, ein Blatt, das eine wirkliche Lücke glücklich ausfüllt und dem Referent mit diesen Zeilen die wohlverdiente Beachtung auch der württembergischen Pfarrhäuser zuwenden möchte.

(Evang. Kirchen- u. Schulblatt f. Württemberg.)

Kein allgemeines Unterhaltungsblatt, wohl aber nach dem Vorliegenden ein bildendes Familienblatt von einer Feinheit und Distinktion, von kulturhistorischer Bedeutung, wie keines bisher: ausgezeichnete Aufsätze, reichhaltige Mitteilungen, umsichtige Redaktion. Man verlange Probenummern, um es selbst zu sehen, und helfe durch Abonnement die bedeutende Zukunft, die dieses Blatt hat, realisieren.

(Illustr. Weihnachtl. Rundschau.)

Diese gemütvolle, bildende und unterhaltende Monatsschrift sei allen Amtsbrüdern und auch evangelischen Familien, die für ihre Pfarrer und deren häusliches Leben Interesse haben, herzlich empfohlen. Der mannigfache Inhalt wird jedem, dem Pfarrherrn wie der Pfarrfrau, des Anregenden und Belehrenden genug bieten und gern gelesen werden, da er mit Geschick ausgewählt ist.

(Schles. Kirchenzeitung.)

Probenummern gratis und franko.

